BLANVALET



KATHY REICHS

Tote lügen nicht

Roman

Buch

Tempe Brennans Arbeit ist im wahrsten Sinne des Wortes Knochenarbeit. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am gerichtsmedizinischen Institut von Montreal ist die forensische Anthropologin immer dann gefragt, wenn die Mordkommission nicht mehr weiterweiß. Als der Körper der 23jährigen Isabelle Gagnon, in einzelne Müllsacke verpackt, aufgefunden wird, drängen sich Tempe alte, grauenvolle Bilder auf: Ein Jahr zuvor mußte sie die Leiche einer ähnlich zugerichteten jungen Frau untersuchen. Doch die Polizei sieht zwischen den beiden Fällen keinen Zusammenhang. Der Verdacht auf Serienmord läßt Tempe jedoch nicht mehr los. Auf eigene Faust beginnt sie zu recherchieren, was sie auf die Spur eines psychopathischen Killers führt – und ihn auf die ihre…

Autorin

Kathy Reichs, 1950 in Chicago geboren, unterrichtet Anthropologie an der Universität von North Carolina und arbeitet zudem als forensische Anthropologin an den gerichtsmedizinischen Instituten in Montreal und Charlotte. Sie ist eine von nur fünfzig an Gerichten zugelassenen forensischen Anthropologen in Kanada und den USA.

»Tote lügen nicht«, ihr Debütroman, wurde bereits in fünfzehn Sprachen übersetzt.

KATHY REICHS

Tote lügen nicht

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Thomas A. Merk

BLANVALET

Originaltitel: **Déjà Dead**
Originalverlag: Scribner, New York

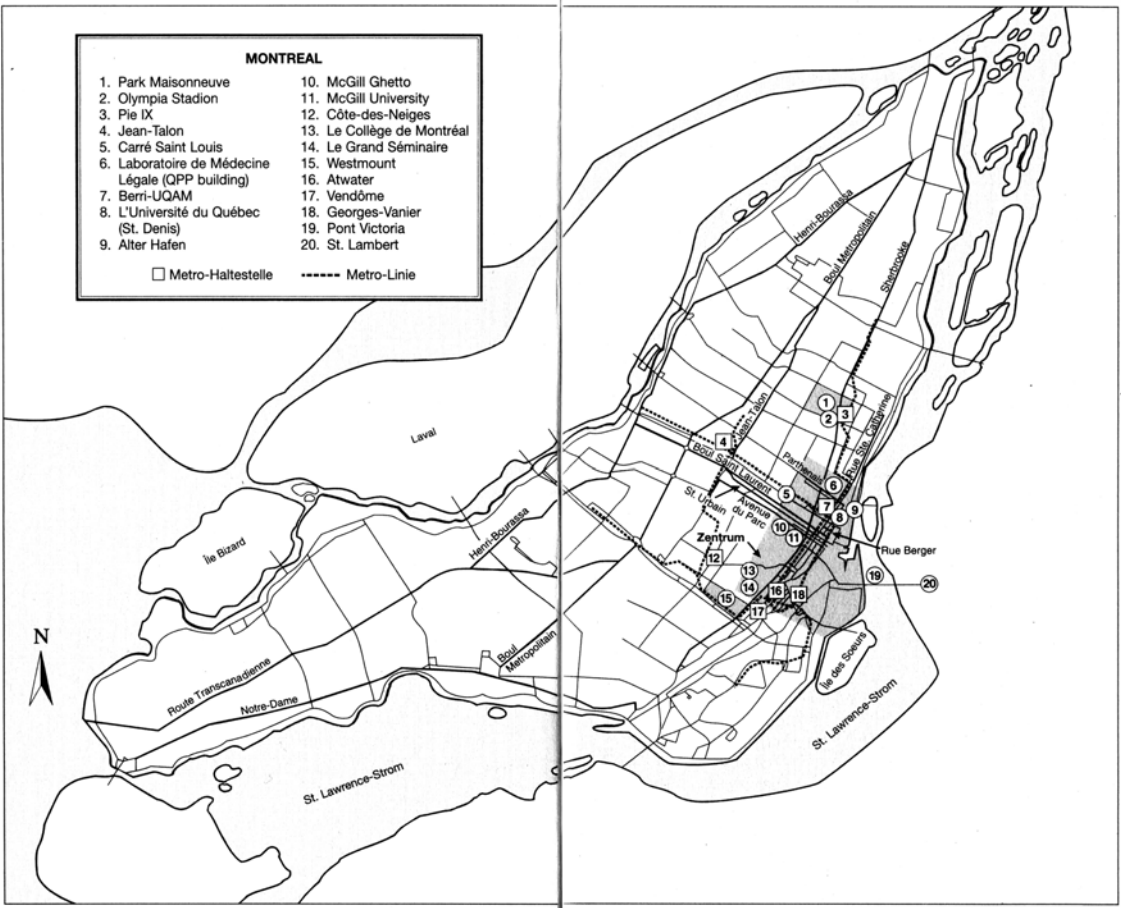
Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend. Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Taschenbuchausgabe März 2000
© der Originalausgabe 1997 by Kathleen J. Reichs
© der deutschsprachigen Ausgabe 1998 by
Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Tony Stone/McPhail
Druck: Elsnerdruck. Berlin
Verlagsnummer: 35226
SK • Herstellung: Heidrun Nawrot
ISBN 3-442-35226-6
Made in Germany
www.blanvalet-verlag.de

Für Karl und Marta Reichs,
die liebenswürdigsten und großzügigsten Menschen,
die ich kenne.
Paldies par jûsu mîlestîbu, Vecamâmma un Paps.

Karlis Reichs 1914-1996


MONTREAL
1. Park Maisonneuve
2. Olympia Stadion
3. Pie IX
4. Jean-Talon
5. Carré Saint Louis
6. Laboratoire de Médecine Légale (QPP building)
7. Berri-UQAM
8. L'Université du Québec (St. Denis)
9. Alter Hafen
10. McGill Ghetto
11. McGill University
12. Côte-des-Neiges
13. Le Collège de Montréal
14. Le Grand Séminaire
15. Westmount
16. Atwater
17. Vendôme
18. Georges-Vanier
19. Pont Victoria
20. St. Lambert
Metro-Haltestelle
Metro-Linie
Laval
Île Bizard
Henri-Bourassa
Boul Metropolitain
Route Transcanadienne
Notre-Dame
St. Lawrence-Strom
N
Jean-Talon
Boul Saint Laurent
St. Urbain
Avenue du Parc
Zentrum
Parthenais
Rue Ste Catherine
Sherbrooke
Rue Berger
Île des Soeurs

1

Ich dachte nicht mehr an den Mann, der sich in die Luft gesprengt hatte. Jetzt ging es nur darum, seinen Schädel zusammenzusetzen. Zwei größere Bruchstücke lagen vor mir auf dem Tisch, und ein drittes, das ich soeben aus mehreren Splittern zusammengeklebt hatte, stand zum Trocknen in einer mit Sand gefüllten Edelstahlschale. Damit hatte ich genügend Teile, um die Identität des Toten zu bestätigen. Der Leichenbeschauer würde zufrieden sein.

Es war der Spätnachmittag des zweiten Juni 1994. Ein Donnerstag. Während ich darauf wartete, daß der Klebstoff fest wurde, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf. Damals wußte ich noch nicht, daß es in ein paar Minuten an meiner Tür klopfen und sich mein Leben ebenso entscheidend verändern würde wie mein Wissen um die Abgründe menschlicher Grausamkeit. Ahnungslos genoß ich den herrlichen Ausblick auf den St. Lawrence-Strom, der das einzig Erfreuliche an meinem viel zu kleinen und viel zu vollgestopften Büro ist. Irgendwie hat der Anblick von gleichmäßig fließendem Wasser immer eine belebende Wirkung auf mich. Mit stehenden Gewässern kann ich hingegen sehr viel weniger anfangen. Warum, weiß ich nicht, aber ich bin mir sicher, daß Sigmund Freud dafür eine plausible Erklärung gehabt hätte.

Meine Gedanken mäanderten dem kommenden Wochenende entgegen. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, nach Quebec City zu fahren, aber ich hatte noch keine konkreten Pläne. Nur, daß ich mir ein richtig touristisches Ziel suchen wollte, zum Beispiel die Plains of Abraham, wo ich Crèpes und Muscheln essen und mir billigen Schmuck von den Straßenhändlern kaufen wollte. Obwohl ich schon seit einem Jahr hier in Montreal als forensische Anthropologin arbeitete, war ich noch nie in Quebec City gewesen. Es wurde höchste Zeit, mir die Stadt einmal

anzusehen. Außerdem sehnte ich mich danach, ein paar Tage lang keine Skelette, verweste Körperteile oder Wasserleichen sehen zu müssen.

Ich bin ein Mensch, dem es eigentlich nie an Ideen mangelt, ob diese dann aber auch zur Ausführung kommen, steht auf einem ganz anderen Blatt. Normalerweise halte ich mir bei allen meinen Plänen ein Hintertürchen offen, so daß ich es mir jederzeit wieder anders überlegen kann. Dieser Wankelmut trifft allerdings nur auf mein Privatleben zu. Beruflich neige ich eher zu zielstrebiger Besessenheit.

Noch bevor er klopfen konnte, wußte ich, daß Pierre LaManche vor der halb geöffneten Tür meines Büros stand. Für einen Mann von seiner Statur bewegte sich LaManche erstaunlich leise, aber der Geruch nach kaltem Pfeifenrauch verriet ihn. LaManche, der seit fast zwei Jahrzehnten der Leiter des Laboratoire de Médecine Légale war, kam nie ohne einen triftigen Grund zu mir ins Büro. Deshalb schwante mir nichts Gutes, als er durch ein leises Klopfen auf sich aufmerksam machte.

»Hätten Sie vielleicht einen Augenblick Zeit für mich, Temperance?«, fragte LaManche, der mich als einziger mit meinem vollen Vornamen anspricht. Alle anderen nennen mich Tempe. Vielleicht hat LaManche was gegen Tempe in Arizona, vielleicht nennt er mich aber auch nur deshalb Temperance, weil es sich so schön auf *France* reimt.

»Oui.« Nachdem ich fast ein Jahr hier in Montreal war, antwortete ich ganz automatisch auf französisch. Anfangs hatte ich mit dem *Français Québecois* meine liebe Mühe gehabt, aber langsam fand ich mich immer besser damit zurecht.

»Ich habe gerade einen Anruf bekommen«, sagte LaManche und neigte den Kopf nach unten, um von einem rosafarbenen Notizblock etwas abzulesen. Immer, wenn ich sein Gesicht mit den senkrechten Falten an Stirn und Wangen, der kerzengeraden Nase und den länglichen Ohren sah, mußte ich unwillkürlich an einen Bassett denken. Es war ein Gesicht, das vermutlich schon in der Jugend älter gewirkt hatte, als es war, und dessen

charakteristische Züge sich im Lauf der Jahre lediglich vertieft hatten. Selbst heute war es nicht leicht, LaManches wirkliches Alter zu schätzen.

»Zwei Arbeiter von den Elektrizitätswerken haben heute ein paar Knochen gefunden«, meinte LaManche und warf einen kurzen Blick auf mein nicht allzu glückliches Gesicht, bevor er sich wieder dem Block in seiner Hand zuwandte.

»Die Fundstelle liegt nicht weit von dem alten Friedhof entfernt, der im vergangenen Sommer entdeckt wurde«, sagte er in makellosem, aber etwas steif klingendem Französisch. Ich habe nie gehört, daß er eine umgangssprachliche Wendung verwendet hätte, geschweige denn Dialekt oder gar Polizeijargon. »Sie waren doch damals bei der Ausgrabung dabei. Vielleicht handelt es sich ja bei den jetzt gefundenen Knochen um etwas Ähnliches. Auf jeden Fall brauche ich jemanden, der sich an Ort und Stelle davon überzeugt, daß es sich dabei nicht um einen Fall für den Leichenbeschauer handelt.«

Als er von seiner Notiz aufsah, fiel ihm das Nachmittagslicht schräg ins Gesicht und ließ dessen Falten noch tiefer erscheinen. Als LaManche zu einem säuerlichen Lächeln ansetzte, verschoben sich vier von diesen dunklen Schluchten ein wenig nach oben.

»Sie glauben also, daß es wieder ein alter Friedhof ist?« fragte ich hinhaltend. Ein Leichenfund paßte überhaupt nicht in meine Vorbereitungen fürs Wochenende. Wenn ich wirklich am Freitag wegfahren wollte, dann mußte ich heute meine Sachen aus der Reinigung holen, ein paar Dinge aus der Apotheke besorgen, den Koffer packen, bei meinem Wagen den Ölstand überprüfen und Winston, dem Hausmeister, erklären, wann er meine Katze füttern sollte.

LaManche nickte.

»Okay«, sagte ich, obwohl ich die Sache ganz und gar nicht okay fand.

LaManche gab mir den Notizzettel. »Brauchen Sie einen Streifenwagen, der Sie hinbringt?«

»Nein, nicht nötig«, sagte ich mit betont niedergeschlagener Stimme. »Ich bin heute mit dem Wagen da.« Der Friedhof lag ohnehin auf meinem Nachhauseweg.

Pierre LaManche entfernte sich so leise, wie er gekommen war. Er trug gerne Schuhe mit Kreppsohlen und achtete darauf, daß er nichts in den Hosentaschen hatte, was klappern oder klirren konnte. Er bewegte sich nahezu lautlos, wie ein durchs Wasser gleitendes Krokodil, was viele seiner Untergebenen als ausgesprochen nervtötend empfanden.

Ich stopfte einen Overall und meine Gummistiefel in einen Rucksack, hoffte dabei aber insgeheim, daß ich beides nicht brauchen würde. Dann nahm ich den Laptop, meine Aktentasche und den bestickten Feldflaschenbezug, der mir in diesem Sommer als Handtasche diente und machte mich auf den Weg. Bis Montag, dachte ich, als ich mein Büro verließ, aber irgend etwas in meinem Hinterkopf sagte mir, daß das nur ein frommer Wunsch war.

Im Sommer erinnert mich Montreal immer an eine Rumbatänzerin in buntem Rüschenkleid, die mit nackten Schenkeln und schweißnasser Haut von Juni bis September durchtanzt.

Hier, wo der Winter lange und hart ist, feiert man die heißersehnte warme Jahreszeit: Straßencafés haben Hochkonjunktur, Fahrradfahrer und Rollerblader machen sich den Platz auf den Radwegen streitig, und auf den Gehsteigen wimmelt es von Menschen, die ständig von einem der überall stattfindenden Straßenfeste zum nächsten zu ziehen scheinen.

Wie sehr unterscheiden sich die Sommer an den Ufern des St. Lawrence-Stroms doch von denen in meiner Heimat North Carolina, wo man sich vorzugsweise am Strand, in den Bergen oder auf der eigenen Terrasse in der Sonne räkelt. In den Südstaaten ist es schwierig, ohne einen Blick auf den Kalender eine genaue Grenze zwischen Frühling, Sommer und Herbst zu ziehen, deshalb hat mich in meinem ersten Jahr hier oben im Norden das ungestüme Frühlingserwachen noch mehr überrascht

als der bitterkalte Winter. Mit einem Schlag hat es das Heimweh vertrieben, unter dem ich während der langen Kälte und Dunkelheit oft zu leiden hatte.

Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich unter der Jacques Cartier-Brücke hindurchfuhr und nach Westen auf die Viger Avenue abbog. Links von mir lag am Ufer des Flusses das weitläufige Gelände der Molson-Brauerei, hinter dem sich das runde Hochhaus von Radio Canada erhob. Im Vorbeifahren mußte ich an all die Leute denken, die in diesem Büroturm eingeschlossen waren wie Affen im Käfig. Ich stellte mir vor, wie sie hinter ihren Fenstern saßen und sehnsüchtig hinaus in die verlockende Junisonne starrten, wie sie an ihre Boote, Fahrräder oder Turnschuhe dachten und dabei immer wieder auf die Uhr sahen.

Ich fuhr die Fenster meines Wagens nach unten und schaltete das Radio ein.

»Aujourd'hui je vois la vie avec les yeux du coeur«, sang Gary Boulet. Ich übersetzte die Worte automatisch und sah dabei den empfindsamen Mann mit dem wilden Lockenkopf und den dunklen Augen vor mir. Er hatte so leidenschaftliche Musik gemacht und war mit vierundvierzig Jahren viel zu früh verstorben.

Ein alter Friedhof, dachte ich. Damit hatten wir forensischen Pathologen es immer wieder zu tun. Hunde, Bauarbeiter, Totengräber oder das Hochwasser legten ständig irgendwelche alten Knochen frei. Wenn es menschliche Knochen sind, interessiert sich dafür zunächst der Leichenbeschauer, der eine Art Oberaufseher über den Tod in der Provinz Quebec darstellt. Wenn jemand nicht in seinem Bett oder unter der Aufsicht eines Arztes stirbt, will der Leichenbeschauer wissen warum. Er interessiert sich für alle, die gewaltsam oder unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen sind oder deren ansteckende Krankheit eine Gefahr für andere darstellen könnte. Knochen aus historischen Friedhöfen hingegen gehen ihn selbst dann nichts an, wenn die Toten dort einem ungesühnten Verbrechen oder einer

schrecklichen Seuche zum Opfer gefallen sind. Dafür ist ihr Ableben zu lange her. Ist das Alter solcher Knochen erst einmal zweifelsfrei bestimmt, dürfen sich die Archäologen darum kümmern. Ich hoffte inständig, daß das auch bei den Gebeinen der Fall sein würde, zu denen ich jetzt unterwegs war.

Ich quälte mich durch den zähfließenden Verkehr in der Innenstadt und erreichte fünfzehn Minuten später die Adresse, die auf LaManches Zettel stand. Es war das *Grand Seminaire,* ein Überbleibsel des riesigen Grundbesitzes der katholischen Kirche. Das alte Priesterseminar befindet sich auf einem großen Grundstück in der Innenstadt, ganz in der Nähe des Viertels, in dem ich wohne. Es ist eine kleine grüne Insel in einem Meer aus Wolkenkratzern und gleichzeitig ein stummer Zeuge dafür, wie mächtig die Kirche einst in dieser Stadt war. Graue Steinmauern mit Wachtürmen umgeben düstere, burgartige Gebäude, zwischen denen sich sorgsam gepflegte Rasenstücke und verwilderte Freiflächen erstrecken.

Als die Kirche auf dem Höhepunkt ihrer Macht stand, wurden hier Tausende junger Männer zu Priestern ausgebildet. Ein paar Seminaristen gibt es hier auch heute noch, aber es sind längst nicht mehr so viele wie damals. Die größeren Gebäude sind jetzt vermietet und beherbergen Behörden und städtische Schulen, in denen mehr im Internet gesurft als das Wort Gottes studiert wird. Vielleicht ist das ja eine gute Metapher für den Zustand unserer modernen Gesellschaft, dachte ich. Wir sind alle viel zu sehr damit beschäftigt, mit aller Welt zu kommunizieren, um uns um einen allmächtigen Schöpfer zu kümmern.

Ich hielt in einer kleinen Straße gegenüber dem alten Priesterseminar und blickte die Rue Sherbrooke entlang nach Osten, wo sich der jetzt an das *Collège de Montréal* vermietete Teil des Seminargeländes befindet. Als dort nichts Ungewöhnliches zu erkennen war, hängte ich den linken Ellenbogen aus dem Wagenfenster und drehte mich nach hinten. Das staubige Metall der Wagentür war so heiß, daß ich mir fast den Arm verbrannt hätte. Wie eine mit einem Stock drangsalierte Krabbe zog ich den

Ellenbogen blitzartig zurück ins Innere des Wagens.

Als ich schließlich aus dem Rückfenster blickte, entdeckte ich einen blau-weißen Streifenwagen mit der Aufschrift *Police – Comunauté Urbaine de Montréal,* der irgendwie nicht so recht zu dem alten, steinernen Turm dahinter passen wollte. Davor stand ein grauer Lastwagen der *Hydro-Quebec,* von dem Leitern und anderes Gerät abstanden wie die Antennen einer Raumstation. Neben dem Laster stand ein uniformierter Polizist, der mit zwei Männern in Arbeitskleidung sprach.

Ich fuhr wieder los, bog nach links ab und fädelte mich in den nach Westen strömenden Verkehr auf der Rue Sherbrooke ein. Während ich einmal um das Seminargelände herumfuhr, hielt ich Ausschau nach Presseleuten, konnte aber zum Glück keine entdecken. Begegnungen mit der Presse sind in Montreal noch anstrengender als in anderen Städten, denn hier gibt es sowohl französische als auch englische Sender und Zeitungen. Ich hasse es ohnehin, mit Fragen bedrängt zu werden, wenn ich sie dann aber auch noch in zwei Sprachen beantworten muß, platzt mir ziemlich rasch der Kragen.

LaManche hatte recht gehabt. Ich war im vergangenen Sommer schon einmal hier gewesen, als man bei der Reparatur einer defekten Wasserleitung auf Knochen gestoßen war. Ich weiß noch, was ich damals in meinen Bericht schrieb. *Kirchengrundstück. Alter Friedhof. Sargreste. Archäologen verständigt.* Hoffentlich würde ich bald ähnliches notieren können.

Als ich meinen Mazda vor dem Lastwagen abstellte, hörten die drei Männer zu reden auf und blickten in meine Richtung. Dann stieg ich aus, und der Polizist, der mich einen Augenblick lang nachdenklich angesehen hatte, kam auf mich zu. Sein Gesicht war nicht gerade freundlich. Es war viertel nach vier, und seine Schicht war vermutlich schon längst zu Ende. Wahrscheinlich war er ebenso ungern hier wie ich.

»Bitte fahren Sie weiter, Madam. Sie dürfen hier nicht parken«, rief er mir zu und wedelte ungeduldig mit der Hand. Es sah aus, als wolle er eine Fliege vom Salat wegscheuchen.

»Ich bin Dr. Brennan«, sagte ich, während ich die Autotür zuschlug. »Vom Laboratoire de Médecine Legale.«

»Wie bitte? *Sie* wollen vom Leichenbeschauer kommen?« Sein Ton hätte einen Verhörspezialisten vom KGB geradezu vertrauensselig klingen lassen.

»Ja. Ich bin die *anthropologiste judiciaire«,* erklärte ich langsam wie eine Lehrerin in der zweiten Klasse Volksschule. »Zuständig für Ausbettungen und Knochenbefunde. Und wenn ich mich nicht irre, dürfte es sich hier wohl um beides handeln.«

Ich gab dem Polizisten meinen Ausweis und las an dem Namensschild über seiner Brusttasche, daß ich es mit Constable Groulx zu tun hatte.

Der Polizist besah sich das Foto in meinem Ausweis. Dann fiel sein prüfender Blick auf mich. Ich wirkte wohl wenig vertrauenserweckend. Weil ich wußte, daß das Zusammensetzen des Schädels nicht ohne Kleckerei abgehen würde, hatte ich mir meine ältesten Klamotten angezogen: eine ausgewaschene, braune Hose und ein Jeanshemd, dessen Ärmel ich hochgekrempelt hatte. Meine nackten Füße steckten in Segelschuhen, und aus meinen hochgesteckten Haaren hatten sich im Laufe des Tages ein paar Strähnen gelöst, die jetzt unordentlich herunterhingen. Zudem war ich mit getrockneten Klebstoffresten übersät. Ich mußte aussehen wie eine gestreßte Hausfrau in mittleren Jahren, die gerade eine Pause beim Tapezieren ihrer Wohnung macht, um ihr Kind von der Schule abzuholen.

Nachdem der Polizist meinen Ausweis lange angesehen hatte, gab er ihn mir kommentarlos zurück. Eine forensische Anthropologin hatte er sich wohl ganz anders vorgestellt.

»Haben Sie die Knochen schon gesehen?« fragte ich.

»Nein, ich sichere nur den Fundort.« Mit einer abgewandelten Form seiner Wedelgeste von vorhin deutete er auf die beiden Arbeiter, die ihre Unterhaltung eingestellt hatten und uns interessiert zusahen.

»Die da haben die Knochen gefunden. Ich habe die Zentrale

verständigt. Die bringen Sie hin.«

Ich fragte mich, ob Constable Groulx wohl auch in der Lage war, kompliziertere Sätze zu bilden. Noch einmal deutete er hinüber zu den Arbeitern.

»Ich passe auf Ihren Wagen auf.«

Ich dankte ihm mit einem Nicken, aber er hatte sich bereits von mir abgewandt. Also ging ich hinüber zu den Arbeitern, die mich stumm ansahen. Beide Männer hatten fast identische Schnurrbärte, die sich wie umgedrehte Us über ihren Mündern nach unten bogen.

Der Linke war schmächtig und dunkelhaarig und erinnerte mich an einen Terrier. Er war älter als sein Kollege, und seine Blicke wanderten rastlos umher wie Bienen, die eine Blüte nach der anderen anfliegen. Auch mich streiften seine Blicke nur ganz kurz und wandten sich schnell wieder ab, als könnte er sich durch längeren Augenkontakt mit einem anderen Menschen auf etwas einlassen, was er später bereuen würde. Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und zog alle paar Sekunden die Schultern ein.

Sein Kollege kam mir weitaus ruhiger vor. Er war einen Kopf größer als der andere Arbeiter und hatte ein wettergegerbtes Gesicht und lange, zu einem dünnen Pferdeschwanz zusammengebundene Haare. Als ich näher kam, grinste er mich mit einem zahnlückigen Gebiß an. Irgendwie hatte ich sofort den Eindruck, daß er der Gesprächigere von beiden war.

»Bonjour. Comment ça va?« fragte ich. »Hallo, wie geht's?«

»Bien«, sagten beide fast gleichzeitig und nickten. Gut.

Ich zeigte ihnen meinen Ausweis und fragte sie, ob sie die Knochen gefunden hätten. Wieder nickten sie.

»Wie kam es dazu?« fragte ich und zog ein kleines, spiralgebundenes Notizbuch aus meinem Rucksack. Ich klappte es auf und drückte die Mine aus meinem Kugelschreiber. Dann lächelte ich die beiden aufmunternd an.

Der Mann mit dem Pferdeschwanz schien nur daraufgewartet

zu haben, endlich sprechen zu dürfen. Die Worte strömten aus seinem Mund wie Schulkinder in den Pausenhof. Für ihn schien die Sache ein richtiges Abenteuer zu sein. Ich mußte schon genau hinhören, um sein Französisch zu verstehen, denn er ließ die Worte ineinanderfließen und verschluckte die Endungen, wie es weiter oben am St. Lawrence-Strom üblich ist.

»Wir haben das Unterholz ausgelichtet. Das gehört zu unserem Job«, sagte er und deutete hinauf zu den Hochspannungsmasten. »Unter der Leitung dürfen keine Bäume wachsen.«

Ich nickte.

»Als ich zu der Senke da drüben kam…«, fuhr er fort und deutete auf ein Gehölz, das quer über das Grundstück lief, »… stieg mir ein komischer Geruch in die Nase.« Er hielt inne und starrte hinüber zu den Bäumen.

»Was verstehen Sie unter komisch?«

Er drehte sich wieder zu mir. »Naja, vielleicht nicht direkt komisch«, meinte er und biß sich auf die Unterlippe, während er seinen Wortschatz nach dem richtigen Ausdruck durchforstete. »Eher tot«, sagte er schließlich. »Wissen Sie, wie etwas Totes riecht?«

Ich sagte nichts und wartete darauf, daß er weitersprach.

»Kennen Sie das, wenn sich Tiere irgendwohin verkriechen, um zu sterben?« Während er das sagte, zuckte er ganz leicht mit der Schulter und blickte mich an, um von mir eine Bestätigung zu erhalten. Ich wußte genau, wovon er sprach. In meinem Job stehe ich mit dem Geruch des Todes sozusagen auf Duzfuß. Ich nickte.

»Ich dachte, daß vielleicht irgendwo in der Senke ein toter Hund oder Waschbär herumliegt und stocherte mit dem Rechen ein bißchen im Laub herum. Auf einmal wurde der Geruch wirklich penetrant. Und dann sah ich, daß da ein paar Knochen waren.«

Schulterzucken.

»Verstehe«, sagte ich und verspürte ein mulmiges Gefühl in der Magengrube. Alte Gräber stinken nicht.

»Ich rief nach Gil…«, sagte der Arbeiter und blickte hinüber zu seinem Kollegen, der aber nur auf den Boden vor seinen Fußspitzen starrte, »… und dann schaufelten wir zusammen Laub weg. Und was da zum Vorschein kam, sah nicht gerade wie ein Hund oder ein Waschbär aus.« Bei diesen Worten verschränkte der Arbeiter die Arme vor der Brust, senkte das Kinn und wippte auf seinen Fersen vor und zurück.

»Inwiefern?«

»Zu groß«, antwortete er und polkte mit der Zunge zwischen den Zähnen herum. Die Zungenspitze sah aus wie ein Regenwurm, der gerade aus der Erde kriecht.

»Ist ihnen sonst noch etwas aufgefallen?«

»Wie meinen Sie das?« Der Regenwurm verschwand wieder.

»Haben Sie vielleicht noch etwas anderes außer den Knochen gefunden?«

»Ja. Und genau das ist ja das Merkwürdige.« Er breitete die Arme aus, um die Abmessungen des Fundes zu zeigen. »So einen großen Plastiksack, in dem das Zeug drinsteckt, und…« Er zuckte wieder mit den Schultern und verstummte, ohne den Satz zu beenden.

»Was und?« fragte ich. Mein mulmiges Gefühl verstärkte sich.

»Une ventouse«, sagte er rasch und klang dabei peinlich berührt und aufgeregt zugleich. Gil schien ebenso perplex zu sein wie ich, denn jetzt blickte er rasend schnell zwischen seinem Kollegen und mir hin und her.

»Wie bitte?« fragte ich für den Fall, daß ich mich verhört haben sollte.

»Une ventouse. So ein Gummisauger, wie man ihn verwendet, wenn das Waschbecken verstopft ist.« Er umfaßte mit seinen Händen einen unsichtbaren Stiel und bewegte sie auf und ab. Die makabre kleine Pantomime erschien mir vollkommen deplaziert und jagte mir einen Schrecken ein.

Gil gab ein düsteres *»Sacré...«* von sich und starrte wieder auf den Boden vor seinen Füßen. Hier stimmte was nicht. Ich schrieb

schnell noch ein paar Worte in das Notizbuch und klappte es zu.

»Ist es feucht da unten?« fragte ich, denn ich wollte Gummistiefel und Overall nur dann anziehen, wenn es wirklich nötig war.

»Eigentlich nicht«, sagte der Mann mit dem Pferdeschwanz und sah zu Gil hinüber, der zur Bestätigung den Kopf schüttelte, aber nicht aufsah.

»Na schön. Dann sehen wir uns die Sache einmal genauer an.« Ich hoffte, daß ich ruhiger wirkte, als ich in Wirklichkeit war.

Der Arbeiter mit dem Pferdeschwanz ging voraus in das Gehölz. Langsam stiegen wir in eine kleine, mit Bäumen und Gestrüpp bewachsene Senke hinab. Der Arbeiter bog die dickeren Äste für mich zurück, und ich gab sie an Gil weiter. Trotzdem konnte ich nicht verhindern, daß kleinere Zweige mir die Haare noch mehr durcheinander brachten. In der Senke roch es nach feuchter Erde und verrottetem Laub. Die Sonnenstrahlen, die durch das Blätterdach fielen, zeichneten ein Fleckenmuster auf den Boden, das aussah wie die Teile eines Puzzle-Spiels. Kleine Staubpartikel tanzten im schräg einfallenden Licht, und Insekten schwirrten mir ums Gesicht und sirrten in meinen Ohren, während irgendwelche Käfer oder Ameisen über meine nackten Knöchel krabbelten.

Als wir am Boden der Senke angekommen waren, mußte sich der Arbeiter mit dem Pferdeschwanz kurz orientieren. Dann ging er nach rechts, und ich folgte ihm. Im Gehen schlug ich nach Moskitos, bog Zweige zur Seite und spähte durch die vor meinen Augen herumtanzenden Wolken winziger Stechmücken nach vorn. Ab und zu flog mir eine von diesen Mücken direkt ins Auge, so daß ich heftig blinzeln mußte. Bald stand mir der Schweiß in dicken Tropfen über der Oberlippe, und meine Haare klebten am Kopf, so daß ich mir keine Sorgen mehr wegen irgendwelcher herumfliegender Strähnen machen mußte. Gottseidank hatte ich keine besseren Klamotten angezogen.

Etwa fünfzehn Meter vom Fundort entfernt brauchte ich niemanden mehr, der mir den Weg wies. Jetzt nämlich

durchdrangen die unverkennbaren Ausdünstungen des Todes das lehmige Aroma der vom Sonnenlicht erwärmten Walderde. Nichts auf der Welt riecht so schlimm wie verwesendes Fleisch. Dieser süßliche, Übelkeit erregende Gestank verstärkte sich bei jedem meiner Schritte wie das Zirpen einer Grille, das langsam anschwillt, wenn man sich ihr nähert. Bald hatte er den Duft von Moos, Harz und Humus vollständig verdrängt.

Gil ließ sich immer mehr zurückfallen und blieb schließlich in ein paar Metern Entfernung stehen. Ihm genügte offenbar der Gestank, er mußte nicht noch einmal einen Blick auf dessen Ursprung werfen. Sein Kollege hingegen ging noch ein paar Schritte weiter und deutete dann wortlos auf einen Laubhaufen, um den die Fliegen brummten und kreisten wie Akademiker um ein kaltes Büffet.

Als ich die Fliegen sah, krampfte sich mein Magen zusammen, und meine innere Stimme sagte: »Siehst du, ich habe es dir doch gleich gesagt.«

Voller böser Vorahnungen lehnte ich meinen Rucksack an einen Baumstamm und nahm ein paar Latex-Handschuhe heraus. Dann tastete ich mich vorsichtig durch das dichte Geäst auf den Haufen zu. Beim Näherkommen entdeckte ich die Stelle, an der die beiden Arbeiter mit ihren Rechen das Laub weggeschoben hatten. Was ich dort sah, bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen.

Aus dem Laub ragte ein Brustkorb, dessen Rippen mich an die Spanten eines kleinen, gestrandeten Bootes erinnerten. Als ich vor dem Haufen in die Hocke ging, erhob sich laut brummend ein Fliegenschwarm. Die fetten Leiber glänzten grünlich im Sonnenlicht. Mit einem Stöckchen entfernte ich Laub und Erde, bis ich sah, daß die Rippen noch von einem Stück Wirbelsäule zusammengehalten wurden. Dann holte ich tief Luft, zog die Handschuhe an und machte mich daran, die Knochen von Blättern und Kiefernnadeln zu befreien. Vom Sonnenlicht erschreckt, ergriffen ganze Scharen von Käfern und Asseln die Flucht und verkrochen sich in die Lücken zwischen den einzelnen Wirbeln.

Es dauerte etwa zehn Minuten, bis ich den Laubhaufen abgetragen und die von Gil und von seinem Kollegen gefundenen Knochen vollständig freigelegt hatte. Nach getaner Arbeit strich ich mir mit meinen latexumhüllten Fingern eine Haarsträhne aus dem Gesicht und hockte mich auf meine Fersen, um das Ergebnis zu begutachten.

Auf etwa einem Quadratmeter Fläche lag der teilweise skelettierte Oberkörper einer menschlichen Leiche, deren Brustkorb, Wirbelsäule und Becken noch immer von vertrockneten Muskeln und Bändern zusammengehalten wurden. Während das Gehirn und innere Organe oft innerhalb weniger Wochen von Bakterien und Insekten aufgefressen werden, setzt das Bindegewebe den Verrottungsprozessen sehr viel mehr Widerstand entgegen. So dauert es Monate und manchmal sogar Jahre, bis es vollständig verwest ist.

Auch an diesem Torso konnte ich bei näherem Hinsehen an den Brust- und Unterleibsknochen bräunliche Reste eingetrockneten Gewebes entdecken. Während ich so dahockte, die Schmeißfliegen brummen hörte und nachdenklich das Schattenspiel der Blätter auf dem sonnenbeschienenen Waldboden betrachtete, machte ich mir zwei Dinge klar: Erstens konnte es sich bei diesen Knochen nicht um die Überreste eines Tieres handeln und zweitens lagen sie noch nicht allzu lange hier in diesem Gehölz.

Und noch etwas wußte ich genau: Der Mensch, dem dieser Brustkorb und dieses Becken einmal gehört hatten, war ermordet und zerstückelt worden. Dann hatte jemand den Torso in einen ganz normalen, haushaltsüblichen Müllsack gesteckt und hierher gebracht. Der Sack, der von den Arbeitern aufgerissen worden war, lag immer noch unter dem Leichenteil, an dem Kopf und Gliedmaßen ebenso fehlten wie irgendwelche Gegenstände, anhand derer man es hätte identifizieren können. Bis auf einen natürlich: den Gummisauger.

Er stand zwischen den Beckenknochen, und daß sein Holzgriff wie ein umgedrehtes Eis am Stiel direkt im Beckenausgang

steckte, war bestimmt kein Zufall.

Als ich aufstand, taten mir vom langen In-der-Hocke-Sitzen die Knie weh. Aus Erfahrung wußte ich, daß aasfressende Tiere Leichenteile über beachtliche Entfernungen fortschleppen können. Hunde, zum Beispiel, verstecken ihre Beute gerne im dichten Unterholz, und Füchse, Dachse und Waschbären schaffen oft kleinere Knochen oder Zähne in ihren Bau. Also wischte ich mir die Hände ab und sah mich in der unmittelbaren Nachbarschaft des Torsos nach Tierspuren um.

Die Schmeißfliegen brummten, und weit, weit entfernt auf der Rue Sherbrooke hupte ein Auto. Bilder von anderen Wäldern, anderen Gräbern und anderen Knochen gingen mir wie zusammenhanglos aneinandergeklebte Schnipsel aus alten Filmen durch den Kopf. Aufmerksam suchte ich den Waldboden ab, und als ich dabei ganz langsam den Kopf drehte, meinte ich, im Muster des schattengefleckten Laubs ganz flüchtig etwas aufblitzen zu sehen. Es war mehr eine Ahnung als eine konkrete Sinneswahrnehmung gewesen und so flüchtig, daß ich es nicht hatte lokalisieren können. Ich drehte den Kopf noch einmal in dieselbe Richtung. Nichts. Obwohl ich mir schon nicht mehr sicher war, daß ich überhaupt etwas gesehen hatte, rührte ich mich nicht vom Fleck. Als ich die Insekten vor meinen Augen fortwedelte, bemerkte ich, daß es nicht mehr so warm war wie vorhin.

Mist. Noch immer starrte ich auf den Waldboden. Ein leichter Wind kam auf. Er fuhr mir durch die vom Schweiß feuchten Haare und raschelte in den Blättern der Bäume. Und dann bemerkte ich es wieder. In einiger Entfernung blinkte etwas ganz schwach im Sonnenlicht. Unsicher machte ich ein paar Schritte darauf zu und konzentrierte mich dabei voll auf das zitternde Schattenmuster am Boden, wo aber beim besten Willen nichts zu sehen war. Vermutlich hatte ich mich doch getäuscht.

Aber dann bewegte ein Windstoß das Laub am Boden, und ich sah deutlich, wie das warme Nachmittagslicht ganz kurz von einer mattglänzenden Oberfläche reflektiert wurde. Mit angehaltenem

Atem trat ich näher. Was ich fand, erstaunte mich nicht. Da haben wir die Bescherung, dachte ich.

Aus einem Hohlraum zwischen den Wurzeln eines Tulpenbaums schaute ein weiterer Plastiksack hervor. Rings um den Baum und den Sack wuchsen leuchtend gelbe Butterblumen, die sich in einiger Entfernung zwischen dem anderen Bodenbewuchs verloren. Die fröhlich bunten Blüten sahen aus, als wären sie soeben einer Illustration von Beatrix Potter entsprungen, und bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu dem Müllsack, von dem ich schon jetzt wußte, daß er einen grausigen Inhalt bergen würde.

Laub raschelte und kleine Zweige knackten unter meinen Füßen, als ich auf den Tulpenbaum zuging. Ich hielt mich mit einer Hand am Stamm fest und tastete mit der anderen nach dem Sack. Als ich genügend davon für einen sicheren Griff in der Hand hatte, zog ich vorsichtig daran. Der Sack bewegte sich nicht. Ich wand die Folie noch einmal um meine Finger, zog fester und spürte, wie er sich löste. Beim Ziehen merkte ich, daß etwas Schweres darin sein mußte. Mücken schwirrten um mein Gesicht, und der Schweiß lief mir den Rücken hinab. Mein Herz hämmerte wie der Baß einer Heavy-Metal-Band.

Nachdem sich der Sack mit einem letzten Ruck vollständig gelöst hatte, zog ich ihn ein Stück weit von dem Baum fort, um ihn zu öffnen. Irgendwie wollte ich das nicht zwischen den fröhlich blühenden Beatrix-Potter-Blümchen tun. An Form und Gewicht des Sacks hatte ich längst erraten, was sein Inhalt sein mußte. Als ich den Knoten an der Öffnung des Sacks löste, schlug mir ein unerträglicher Verwesungsgeruch entgegen. Mit angehaltenem Atem zog ich die Plastikfolie auseinander.

Aus dem Müllsack starrte mir ein menschliches Gesicht entgegen. Weil die Plastikfolie es vor Insektenfraß geschützt hatte, waren seine Züge noch zu erkennen, auch wenn Hitze und Feuchtigkeit sie zu einer grausigen Totenmaske entstellt hatten.

Zwei kleine, eingeschrumpfte Augen starrten stumpf unter halb geschlossenen Lidern hervor. Die Nase war umgeknickt und vom Gewicht des Kopfes so flach auf eine der eingefallenen Wangen

gepreßt worden, daß sich die Nasenlöcher in schmale Schlitze verwandelt hatten. Die dünnen, zu einem Grinsen für die Ewigkeit aufgeworfenen Lippen bleckten eine Reihe makelloser Zähne. Die teigig-weiße Gesichtshaut, die sich wie ein nasses Leintuch den Konturen der Schädelknochen anpaßte, wurde umrahmt von vollem, mattrotem Haar, dessen glanzlose Korkenzieherlocken mit aus dem Schädel gesickerter, flüssig gewordener Gehirnmasse durchtränkt waren.

Erschüttert schloß ich den Sack und erinnerte mich auf einmal wieder daran, daß ich nicht allein in dem Gehölz war. Als ich mich nach den Arbeitern umdrehte, blickte mich der Mann mit dem Pferdeschwanz interessiert an. Sein Kollege wartete in einiger Entfernung. Er hatte die Schultern eingezogen und seine Hände tief in die Taschen seiner Latzhose gesteckt.

Ich zog die Latexhandschuhe aus und ging wortlos an den beiden vorbei. Auch sie sagten nichts, aber am Rascheln des Laubs hinter mir konnte ich hören, daß sie mir folgten. Ich verließ das Wäldchen und steuerte auf den Streifenwagen zu, der noch immer draußen auf der Straße stand.

Constable Groulx lehnte an der Kühlerhaube und rührte sich nicht, obwohl er genau sah, daß ich auf ihn zukam. Ich hatte es schon mit freundlicheren Beamten zu tun gehabt.

»Dürfte ich bitte mal Ihr Funkgerät benützen?« fragte ich in ziemlich kühlem Ton.

Groulx drückte sich mit beiden Händen in eine aufrechte Position und ging um den Wagen herum zur Fahrerseite. Er griff durch das geöffnete Fenster, nahm das Mikro aus seiner Halterung und sah mich fragend an.

»Die Mordkommission«, sagte ich.

Er warf mir einen überraschten Blick zu, den er aber gleich wieder zu bedauern schien. *»Section des homicides«,* sagte er mit ungerührter Miene ins Mikrophon. Es dauerte eine Weile, dann war durch das Rauschen des Funkgeräts die gereizte Stimme eines Beamten zu hören.

»Claudel hier. Was ist denn los?«

Constable Groulx gab mir das Mikro. Ich sagte, wer und wo ich war. »Ich habe ein Mordopfer entdeckt«, fuhr ich fort. »Dem ersten Anschein nach weiblich. Wahrscheinlich enthauptet. Vermutlich wurde sie woanders umgebracht. Sie sollten so schnell wie möglich die Spurensicherung vorbeischicken.«

Eine ganze Weile kam keine Antwort. Meine Nachricht, so schien es, wurde nicht gerade begeistert aufgenommen.

»Pardon?«

Ich wiederholte das Gesagte und bat Claudel, bei meinem Institut anzurufen und Pierre LaManche zu verständigen. Diesmal war es kein Fall für die Archäologen.

Ich gab Groulx, der alles mit angehört hatte, das Mikrophon zurück und fragte ihn, ob er schon die Aussagen der beiden Arbeiter aufgenommen habe. Als ihm dämmerte, daß sein Feierabend damit in noch weitere Ferne gerückt war, machte er ein Gesicht, als wäre er soeben zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt worden. Mein Mitlied mit ihm hielt sich in Grenzen, denn auch mit meinem Wochenende in Quebec City war es jetzt vorbei. Als ich später zu meiner nur ein paar Blocks entfernten Wohnung fuhr, hatte ich eine unbestimmte Ahnung, daß dieser Fall mir und anderen noch viele schlaflose Nächte bereiten würde. Wie sich bald herausstellen sollte, waren diese Befürchtungen nur allzu berechtigt. Was ich damals allerdings noch nicht ahnen konnte, war das Ausmaß des Grauens, das uns erwartete.

2

Der nächste Tag begann wieder warm und sonnig. Normalerweise hätte mich dieser Umstand in eine gute Laune versetzt. Ich bin eine Frau, deren Stimmung stark vom Wetter abhängt und sich mit dem Barometer hebt und senkt. An diesem Tag aber war mir das Wetter egal. Um neun Uhr früh war ich im Autopsieraum Nummer vier, dem kleinsten, den es im Laboratoire de Médecine Légale gibt. Dieser Arbeitsraum ist mit einer speziellen Entlüftungsanlage ausgestattet, und weil ich häufig an Leichen arbeite, die sich in einem nicht allzu guten Erhaltungszustand befinden, habe ich hier öfter zu tun. Natürlich ist diese Entlüftungsanlage nicht hundertprozentig effektiv. Auch die besten Ventilatoren und Desinfektionsmittel der Welt kommen nicht gegen den Gestank verwesender Leichen an, ebensowenig wie der antiseptische Glanz des Edelstahls gegen die Bilder gequälten Fleisches auf dem Autopsietisch.

Die Überreste aus dem Grand Seminaire waren ganz eindeutig ein Fall für Raum Nummer vier. Am vergangenen Abend war ich nach einem raschen Abendessen noch einmal an den Fundort zurückgekehrt und hatte den Leuten von der Spurensicherung beim Bergen der Leichenteile geholfen, die jetzt in einem Leichensack auf der Rollbahre rechts neben mir lagen. Bei der allmorgendlichen Besprechung, während der die Arbeit des Tages auf die fünf Pathologen verteilt wird, hatte LaManche mich mit der Autopsie des Falles betraut, der inzwischen die Nummer 26704 erhalten hatte. Angesichts des nahezu skelettierten Zustands der Leiche war meine Expertise als forensische Anthropologin gefragt.

Weil einer der Autopsieassistenten sich krank gemeldet hatte, waren wir ausgerechnet heute unterbesetzt. Dabei hatte uns die vergangene Nacht reichlich Arbeit beschert: Ein Teenager hatte

sich das Leben genommen, ein älteres Ehepaar war tot in seinem Haus aufgefunden worden, und in einem verbrannten Auto hatte man eine vollkommen verkohlte Leiche gefunden. Weil auf fünf Obduktionen nur vier Assistenten kamen, hatte ich angeboten, alleine zu arbeiten.

Ich trug grüne Chirurgenkleidung, eine Schutzbrille aus Plastik und Latexhandschuhe – ein entzückendes Outfit. Als erstes reinigte und photographierte ich den Kopf, damit er noch diesen Morgen geröntgt werden konnte. Danach würden wir ihn kochen, um das verweste Fleisch und die Reste des Gehirns zu entfernen und mir eine genaue Untersuchung des Schädels zu ermöglichen.

Zuvor aber prüfte ich noch die Haare auf Fasern oder andere Spuren. Als ich die feuchten Strähnen in den Händen hielt, mußte ich daran denken, wann die tote Frau dieses Haar wohl zum letzten Mal gekämmt hatte. Hatte sie zufrieden, frustriert oder gleichgültig in den Spiegel geblickt? War ihr letzter Tag ein guter oder schlechter Tag für die Haare gewesen?

Ich brach diese Überlegungen ab, steckte eine Probe des Haares in einen Plastikbeutel und schickte ihn für eine mikroskopische Untersuchung ans biologische Labor. Der Gummisauger und die Müllsäcke befanden sich schon dort, wo sie auf Fingerabdrücke, Rückstände von Körperflüssigkeiten und andere mikroskopische Spuren untersucht wurden, die möglicherweise auf die Identität von Täter oder Opfer schließen ließen.

Obwohl ich am vergangenen Abend noch drei Stunden lang auf Händen und Knien in Erde, Schlamm, Gras und Laub herumgesucht hatte, war ich am Fundort der Leichenteile auf keine weiteren Hinweise gestoßen. Als ich die Suche bei Einbruch der Dunkelheit aufgegeben hatte, war ich mit leeren Händen dagestanden. Keine Kleidung. Keine Schuhe. Kein Schmuck. Keinerlei persönliche Dinge. Heute wollten die Leute von der Spurensicherung weitersuchen, aber ich bezweifelte, daß sie noch etwas finden würden. Ich hatte also wieder einmal weder Schnallen noch Reißverschlüsse und auch keine Kleidungsstücke mit Herstelleretiketten oder Schuß- beziehungsweise Einstich-

löchern, von Waffen oder Fesseln ganz zu schweigen, die einen Hinweis auf die Todesart hätten geben können. Die zerstückelte Leiche war splitternackt und – wenn man von dem Gummisauger einmal absah – ohne den geringsten Gegenstand, der irgendwelche Rückschlüsse auf ihre Identität zugelassen hätte, in die Plastiksäcke gesteckt worden. Der Mörder war beim Zerlegen der Leiche ganz systematisch vorgegangen. Ebenso wie den Torso und den Kopf hatte er – oder sie – Arme und Beine fein säuberlich in jeweils einem Müllsack verpackt. Zusammen ergab der Inhalt der vier Säcke, die wir nach und nach in dem Gehölz gefunden hatten, ein komplettes Skelett. Daß er die Tote einfach weggeworfen hatte wie ganz normalen Hausmüll, ließ in mir eine Wut hochsteigen, die ich aber sogleich wieder zurückdrängte. Ich mußte mich auf meine Arbeit konzentrieren.

Obwohl sie alle oben zugeknotet gewesen waren, hatten die Säcke mit dem Torso und den Gliedmaßen nicht so gut dichtgehalten wie der, in dem der Kopf gesteckt hatte. So war ich, als ich daran ging, den Inhalt des Leichensacks einer ersten Untersuchung zu unterziehen, mit Leichenteilen in unterschiedlichen Erhaltungszuständen konfrontiert. Diese mußte ich zunächst auf dem großen Autopsietisch aus Edelstahl anatomisch richtig einander zuordnen. Eine gründliche Untersuchung am Skelett würde ich erst später vornehmen, wenn die Knochen gereinigt waren.

Zuerst legte ich den Torso mit der Brust nach oben in die Mitte des Autopsietisches. Er war von allen Körperteilen am schlechtesten erhalten, so daß die einzelnen Knochen nur noch durch vertrocknete Muskeln und Sehnen zusammengehalten wurden. Ich bemerkte, daß die obersten Halswirbel fehlten und vermutete, daß diese sich noch am Kopf befinden mußten. Von den inneren Organen war bis auf ein paar eingetrocknete Reste nichts übrig geblieben.

Als nächstes legte ich Arme und Beine neben den Torso. Die Gliedmaßen waren nicht so ausgetrocknet wie der Brustkorb und das Becken, daher fand ich an ihnen noch große Teile von

halbverwestem, weichem Gewebe. Als ich die Glieder aus dem Leichensack nahm, setzte ein fahlgelbes Gewimmel ein, dessen Anblick mir Übelkeit verursachte. Es waren unzählige Maden, die sich wie eine lebende Decke in einer schlaffen, wellenförmigen Bewegung von den Leichenteilen entfernten, sobald diese dem Licht ausgesetzt wurden. Wie ein leichter, aber beständiger Regen fielen sie auf den Autopsietisch und von dort auf den Boden, wo sie wie gelbe, sich windende Reiskörner vor meinen Füßen lagen. Ich versuchte, nach Möglichkeit nicht auf sie zu treten. An die Maden würde ich mich wohl nie gewöhnen.

Ich nahm mein Klemmbrett zur Hand und fing an, das darauf befindliche Formular auszufüllen. Name: *Inconnue.* Unbekannt. Datum der Autopsie: 3. Juni 1994. Untersuchende Beamte: Luc Claudel, Michel Carbonneau von der *Section des homicides,* dem Morddezernat der Polizei in Montreal.

Ich trug noch die Nummer des Polizeiberichts, die Leichennummer und die Untersuchungsnummer des Laboratoire de Médecine Legal, abgekürzt LML-Nummer, ein. Wie jedes Mal angesichts solch nüchterner Zahlen packte mich die Wut über die arrogante Gleichgültigkeit unserer Bürokratie. Tote, die einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen sind, haben keinen Intimbereich mehr. Nach dem Leben wird ihnen auch noch ihre Würde genommen. Ihre Leiche wird herumgetragen, untersucht, photographiert, mit einem Zettel am großen Zeh versehen und zur Entnahme von Proben aus dem Kühlfach geholt. Auf diese Weise wird das Opfer zu einem Beweis- und Ausstellungsstück, das von Kriminalbeamten, Pathologen und forensischen Spezialisten begutachtet und schließlich den Geschworenen präsentiert wird. Obwohl ich selbst ein Teil dieser Untersuchungsmaschinerie bin, kann ich die Gefühllosigkeit, mit der sie den Toten ihre persönlichsten Geheimnisse entreißt, oft nur schwer ertragen. Ich rechtfertige meine Arbeit damit, daß ich unbekannten Toten ihren Namen wiedergebe. Wenn sie schon einen gewaltsamen Tod erleiden mußten, so sollen sie wenigstens nicht anonym beerdigt werden.

In Abänderung meiner normalen Untersuchungsroutine suchte ich mir ein bestimmtes Formblatt auf meinem Klemmbrett heraus. Die Aufnahme des vollständigen Skelettbildes mußte warten, denn die Detectives der Mordkommission wollten so schnell wie möglich Geschlecht, Alter und Rasse der Leiche wissen.

Letztere war noch das Offensichtlichste, denn die roten Haare und das, was von der Haut noch übrig war, deuteten auf einen Weißen oder eine Weiße hm. Natürlich wußte ich, daß der Verwesungsprozeß bisweilen für die seltsamsten Verfärbungen an einer Leiche sorgen kann, und deshalb würde die Rasse des Opfers mit hundertprozentiger Sicherheit erst anhand der gesäuberten Knochen bestimmt werden können.

Was das Geschlecht anbelangte, so tippte ich auf weiblich. Nicht wegen der langen Haare, denn die könnte ja auch ein Mann haben, sondern wegen der zarten Gesichtszüge und des zierlichen Körperbaus.

Ich drehte das Becken ein wenig zur Seite und besah mir die Einkerbung unterhalb der Beckenschaufel. Sie war breit und flach. Ich brachte das Becken wieder in seine Ausgangslage und untersuchte die Schambeine, die den vorderen unteren Teil des Beckens bilden. Auf den beiden bogenförmigen Knochen konnte ich feine, leicht erhöhte Linien erkennen, die nach hinten in ausgeprägte Dreiecke zusammenliefen. Diese Anzeichen waren typische Merkmale für eine Frau. Selbstverständlich würde ich die Knochen später noch genau vermessen und ihre Daten vom Computer überprüfen lassen, aber auch so bestand schon jetzt für mich kein Zweifel mehr, daß ich es mit den sterblichen Überresten einer Frau zu tun hatte.

Als ich die Schambeine mit einem feuchten Lappen abdeckte, erschreckte mich das laute Klingeln des Telefons. Vor Anspannung hatte ich gar nicht bemerkt, wie still es in dem Autopsieraum war. Auf meinem Weg zum Telefon stieg ich über die Maden am Boden und erinnerte mich dabei an ein Spiel aus meiner Kindheit, bei dem man nicht auf die Fugen zwischen zwei Gehsteigplatten treten durfte.

»Hier Dr. Brennan«, sagte ich, während ich die Schutzbrille auf die Stirn schob und mich in den Stuhl neben dem Telefon sinken ließ. Mit einem Kugelschreiber schnippte ich eine Made vom Tisch.

»Claudel«, sagte eine Stimme am anderen Ende der Leitung. Es war einer der beiden Detectives von der Montrealer Polizei, die an dem Fall arbeiteten. Ich warf einen Blick auf die Wanduhr. Zehn Uhr vierzig. Später als ich gedacht hatte. Nach seinem Namen sagte Claudel nichts mehr. Offenbar wartete er darauf, daß ich ihm mein Untersuchungsergebnis mitteilte.

»Ich habe sie gerade auf dem Obduktionstisch«, sagte ich und hörte ein knirschendes, metallisches Geräusch. »Eigentlich müßte ich –«

»La?« unterbrach mich Claudel. Eine Sie?

»Ja.« Ich sah zu, wie eine Made sich sichelförmig zusammenzog, sich wieder streckte und dann dasselbe nach der anderen Richtung wiederholte. Beeindruckend.

»Weiße?«

»Ja.«

»Wie alt?«

»Das kann ich Ihnen erst in einer Stunde sagen.«

Ich sah direkt vor mir, wie Claudel auf seine Uhr blickte.

»Okay. Dann komme ich nach dem Mittagessen vorbei.« Klick. Claudel hätte mich ja fragen können, ob mir sein Besuch in den Kram paßte, aber das war ihm ganz offensichtlich egal.

Ich legte auf und wandte mich wieder der Toten auf dem Tisch zu. Ich nahm das Klemmbrett zur Hand und schlug die nächste Seite auf dem Formularsatz auf. Alter. Daß ich es mit einer Erwachsenen zu tun hatte, wußte ich bereits, denn bei der Untersuchung des Kopfes hatte ich im Mund alle vier Weisheitszähne entdeckt.

Zuerst untersuchte ich die Arme an den Stellen, wo sie von den Schultern abgetrennt worden waren. Die Enden der beiden Oberarmknochen waren voll ausgebildet, nirgends konnte ich eine

Epiphysenfuge erkennen, die auf ein noch nicht voll abgeschlossenes Wachstum hätte schließen lassen. An den Enden der Oberschenkelknochen war dasselbe zu beobachten.

Irgend etwas an diesen abgetrennten Gelenken war allerdings merkwürdig. Es war ein Gefühl, das über den normalen Abscheu angesichts der Brutalität des Täters hinausging, aber es war viel zu schwach, um konkret zu sein. Als ich das linke Bein zurück auf den Tisch legte, war mein Magen kalt wie Eis. Es war dieselbe Angst, die ich schon am Fundort der Leiche gespürt hatte. Ich schüttelte sie ab und konzentrierte mich wieder auf meine Arbeit. Wie alt war die Tote? Wenn man eine Leiche identifizieren wollte, war das Alter enorm wichtig.

Ich nahm ein Skalpell und legte die Knie- und Ellenbogengelenke frei. Das weiche, verweste Fleisch ließ sich leicht entfernen. Auch hier sah ich, daß die Knochen vollkommen ausgebildet waren. Um ganz sicher zu gehen, mußte ich natürlich Röntgenaufnahmen machen, aber ich konnte auch so schon sagen, daß die Knochen der Toten ausgewachsen waren. An den Gelenken konnte ich weder Lippenbildung noch altersbedingte Abnutzung feststellen. Ich hatte also eine junge Erwachsene vor mir. Das stimmte auch mit der fehlenden Abnutzung überein, die ich an den Zähnen hatte feststellen können.

Aber ich wollte es genauer wissen. Claudel erwartete eine auf ein paar Jahre eingeschränkte Altersangabe von mir. Also besah ich mir die Enden der Schlüsselbeine. Das rechte hatte sich zwar vom Brustbein gelöst, aber die Gelenkpfanne war noch in einem Knoten aus getrocknetem Knorpel und Bindegewebe verborgen. Mit einer Schere schnitt ich so viel wie möglich von dem harten Material ab und wickelte das Ende des Schlüsselbeins ebenfalls in ein feuchtes Tuch, um den Rest des Knotens aufzuweichen.

Dann widmete ich mich wieder dem Becken. Nachdem ich das Tuch dort entfernt hatte, schnitt ich den Knorpel, der die beiden Beckenhälften vorne zusammenhielt, vorsichtig mit dem Skalpell auseinander. Obwohl die Feuchtigkeit den Knorpel etwas nachgiebiger gemacht hatte, war es eine langwierige und

mühevolle Arbeit. Als ich die Schambeine schließlich voneinander getrennt hatte, schnitt ich die wenigen eingetrockneten Muskeln durch, die das Becken hinten mit dem unteren Ende der Wirbelsäule verbanden und trug es zum Waschbecken, wo ich die Schambeine unter Wasser setzte.

Zurück an der Leiche, entfernte ich das feuchte Tuch vom Schlüsselbein. Das harte Gewebe um das Gelenk war inzwischen etwas weicher geworden, und ich schnitt abermals soviel davon ab, wie ich konnte. Dann füllte ich ein Laborglas mit Wasser, stellte es neben den Brustkorb und steckte das Ende des Schlüsselbeins hinein.

Ich sah hinauf zur Wanduhr. Zwölf Uhr fünfundzwanzig. Ich trat vom Autopsietisch zurück, zog die Handschuhe aus und richtete mich auf. Langsam. Mein Rücken fühlte sich an, als hätte eine komplette Footballmannschaft darauf ihr Training abgehalten. Ich stemmte die Hände in die Hüften, streckte mich und bewegte meinen Oberkörper in langsamen Kreisen vor und zurück. Auch wenn das nicht gegen die Schmerzen half, so konnte es wenigstens nicht schaden. In letzter Zeit hatte ich häufig mit Rückenproblemen zu kämpfen, und daß ich mich gerade wieder drei Stunden lang über den Autopsietisch gebeugt hatte, tat meiner Wirbelsäule auch nicht gerade gut. Ich weigerte mich zuzugeben, daß das etwas mit meinem Alter zu tun haben könnte. Ebensowenig wie die Lesebrille, die ich mir erst kürzlich hatte zulegen müssen oder die Tatsache, daß sich mein Körpergewicht von zweiundfünfzig auf vierundfünfzigeinhalb Kilo erhöht hatte und nicht wieder herunterzubekommen war. Nichts hatte mit dem Alter zu tun.

Als ich mich umdrehte, bemerkte ich, wie Daniel, einer der Autopsiegehilfen, mich von der Tür aus beobachtete. Er zog einen Mundwinkel hoch und schloß einen Augenblick die Augen. Dann legte er mit einem Ruck all sein Gewicht auf ein Bein und zog das andere hoch. Er sah aus wie eine Sandschnepfe, die eine Welle unter sich durchlaufen läßt.

»Wann kann ich denn die Röntgenaufnahmen machen?« fragte

er und blickte mich über die Gläser seiner auf die Nase gerutschten Brille an.

»Ich müßte eigentlich so gegen drei Uhr hier fertig sein«, sagte ich und warf die Handschuhe in den Abfallbehälter. Auf einmal merkte ich, wie hungrig ich war. Mein Vormittagskaffee stand noch immer unberührt auf der Arbeitstheke und war inzwischen kalt geworden. Ich hatte ihn vor lauter Arbeit völlig vergessen.

»Okay«, sagte Daniel und machte ein paar Schritte nach hinten, bis er mit einer abrupten Drehung wieder im Büro verschwand.

Ich warf die Schutzbrille auf die Arbeitstheke, nahm eine weiße Papierdecke aus einer der Schubladen und breitete sie über die Leichenteile. Nachdem ich mir die Hände gewaschen hatte, begab ich mich in mein Büro im vierten Stock, zog mich um und ging zum Mittagessen außer Haus. Das tat ich selten, aber heute hatte ich große Sehnsucht nach frischer Luft und Sonnenlicht.

Claudel hatte Wort gehalten. Als ich um halb zwei wieder in mein Büro kam, saß er bereits auf dem Stuhl vor meinem Schreibtisch und betrachtete interessiert den rekonstruierten Schädel auf dem Arbeitstisch. Als er mich kommen hörte, drehte er den Kopf in meine Richtung, sagte aber nichts. Ich hängte meine Jacke an den Haken hinter der Tür und ging um ihn herum zu meinem Schreibtischstuhl.

»Bonjour, Monsieur Claudel. Comment ça va?« grüßte ich ihn und sah ihn quer über den Schreibtisch an.

»Bonjour«, antwortete er, ohne sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auch recht. Dann wartete ich eben, bis er mir was zu sagen hatte. Charmante Zeitgenossen wie ihn hatte ich besonders gerne.

Claudel faltete die Hände über einem Schnellhefter, den er auf meinen Schreibtisch gelegt hatte. Sein Gesicht, dessen Züge in geraden Linien auf eine schnabelartig vorspringende Nase zuliefen, erinnerte mich an einen Papagei. Wenn Claudel lächelte

– was allerdings selten der Fall war -, zog er die Mundwinkel eher nach oben als nach hinten. Sein Mund sah dann aus wie ein V, das mit den spitzen Winkeln von Kinn und Nase korrespondierte.

Claudel seufzte und zeigte mir damit, wie sehr ich seine Geduld strapazierte. Bisher hatte ich noch nie mit ihm zusammengearbeitet, aber ich kannte den Ruf, der ihm vorauseilte. Claudel, so sagten es seine Kollegen, hielt sich für einen außergewöhnlich intelligenten Mann.

»Ich habe da ein paar Namen, die passen könnten«, sagte er. »Alles Frauen, die in den vergangenen sechs Monaten verschwunden sind.«

Schon am Fundort der Leiche hatte ich Claudel eine erste Schätzung des Todeszeitpunkts mitgeteilt, und meine vormittägliche Arbeit im Autopsieraum hatte mir in dieser Hinsicht keine neuen Erkenntnisse beschert. Ich war mir noch immer sicher, daß sie vor nicht mehr als drei Monaten getötet worden war. Die Winter in Quebec sind zwar hart für die Lebenden, aber gut für die Konservierung von Toten, denn gefrorene Leichen verwesen nicht. Sie ziehen auch kein Ungeziefer an. Wäre die Leiche im vergangenen Herbst in das Wäldchen gebracht worden, dann hätte ich Larven oder Puppen von Insekten finden müssen. Aber es gab keine, sondern Maden, deren Anzahl unter Berücksichtigung des ungewöhnlich warmen Frühlings darauf schließen ließ, daß die Leiche etwa seit drei Monaten dort lag. Diese Theorie wurde auch durch den Umstand erhärtet, daß Eingeweide und Gehirn zwar verwest, das Bindegewebe aber noch vorhanden war.

Ich lehnte mich zurück und blickte Claudel wortlos an. Ich konnte ebenso reserviert sein wie er. Schließlich öffnete er seinen Hefter und blätterte darin herum. Ich wartete.

»Myriam Weider«, las er von einem der Formulare darin ab. Es folgte eine kurze Pause, in der er die Informationen auf dem Blatt durchging. »Verschwunden am vierten April 1994.« Wieder eine Pause. »Weiblich. Weiß.« Eine längere Pause. »Geboren am sechsten September 48.«

Wir rechneten beide nach. Fünfundvierzig Jahre.

»Möglicherweise«, sagte ich und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, daß er weitermachen solle.

Claudel legte das Formular auf den Schreibtisch und nahm das nächste zur Hand. »Solange Leger. Ihr Mann hat sie vermißt gemeldet und zwar am…« Er hielt kurz inne, um das Datum zu entziffern, »…zweiten Mai 1994. Weiblich. Weiß. Geburtsdatum 17. August 1928.«

»Nein«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Zu alt.«

Claudel steckte das Formular wieder in den Hefter und nahm ein anderes zur Hand. »Isabelle Gagnon. Zuletzt gesehen am zweiten April 1994. Weiblich. Weiß. Geburtsdatum 15. Januar 1971.«

»Dreiundzwanzig.« Ich nickte langsam. »Könnte hinkommen.« Das Formular wanderte auf den Schreibtisch.

»Suzanne Saint-Pierre. Weiblich. Vermißt seit dem 9. März 1994.« Claudel verzog beim Lesen die Lippen. »Kam von der Schule nicht nach Hause.« Er verstummte und berechnete das Alter. »Sechzehn Jahre alt. Du meine Güte.«

Wieder schüttelte ich den Kopf. »Die ist zu jung. Die Leiche ist eine Erwachsene.«

Er runzelte die Stirn und nahm das letzte Formular zur Hand. »Evelyn Fontaine. Weiblich. Sechsunddreißig Jahre alt. Zuletzt gesehen in Sept Îles am 28. März. Ach ja. Sie ist eine Inuu.«

»Dann kommt sie wohl kaum in frage«, sagte ich. Der Knochenbau der Toten wies nicht auf eine Indianerin hin.

»Das war's«, sagte Claudel. Vor uns auf dem Schreibtisch lagen zwei Formulare. Myriam Weider, fünfundvierzig Jahre alt, und Isabelle Gagnon, dreiundzwanzig. Vielleicht war die Tote, die unten im Autopsieraum Nummer vier lag, eine von diesen beiden. Claudel sah mich an und hob die Augenbrauen, die dabei prompt ein weiteres V bildeten, diesmal allerdings ein umgedrehtes.

»Wie alt *war* denn die Leiche nun?« fragte er in einem Ton,

der ein weiterer Hinweis auf seine strapazierte Geduld war.

»Gehen wir doch hinunter und sehen sie uns an«, sagte ich. Das wird dir ein wenig Sonnenschein in deinen Tag bringen, Claudel, dachte ich im Stillen.

Das war gemein von mir, denn ich wußte, daß Claudel den Anblick obduzierter Leichen scheute. Aber ich konnte nicht anders, ich mußte dem arroganten Schnösel einfach etwas hineinwürgen. Einen Augenblick machte Claudel auch wirklich ein betretenes Gesicht, aber dann kehrte seine Überheblichkeit rasch zurück. Ich genoß es, ihm ein unangenehmes Gefühl bereitet zu haben und nahm meinen Labormantel vorn Haken an der Tür. Mit raschen Schritten ging ich den Gang entlang und steckte meinen Schlüssel ins Aufzugschloß. Beim Hinunterfahren sah Claudel wie ein Mann aus, der sich einer Prostata-untersuchung unterziehen muß. Auch wenn er ihn nur selten benützte, wußte er genau, daß dieser Aufzug direkt hinunter in die Leichenhalle führte.

Die Leiche lag noch immer so da, wie ich sie verlassen hatte. Nachdem ich mir frische Handschuhe angezogen hatte, entfernte ich das weiße Tuch und sah aus dem Augenwinkel, daß Claudel noch immer im Türrahmen stand. Er war gerade mal so weit in den Autopsieraum getreten, daß er sagen konnte, er sei drin gewesen. Seine Blicke wanderten über die Arbeitstheke aus Edelstahl, die von der Decke hängende Waage und die Schränke mit ihren Glastüren, hinter denen man durchsichtige Plastikbehälter in verschiedenen Größen und Formen sehen konnte. Nur die Leiche auf dem Autopsietisch vermieden sie. Ich kannte dieses Verhalten von anderen Polizisten. Das Betrachten brutaler Tatortphotos macht den meisten nicht viel aus, weil dabei eine sichere Distanz zwischen ihnen und dem darauf abgebildeten Gemetzel besteht. Kein Problem. Ein Rätsel, das es zu studieren und zu lösen gilt, weiter nichts. Führt man dieselben Polizisten aber vor eine auf dem Autopsietisch liegende Leiche, ändert sich die Lage schlagartig. Dann sehen fast alle aus wie jetzt Claudel, der ein möglichst unbeteiligtes Gesicht aufsetzte und hoffte, daß

er dadurch ruhig und beherrscht wirkte.

Ich nahm die Schambeine aus dem Wasser und zog sie vorsichtig auseinander. Dann stocherte ich mit einer Sonde so lange an den Rändern des Knorpels am Ende des rechten Schambeins herum, bis sich dieser vom Knochen löste. Die darunter liegende Knochenfläche war von horizontal verlaufenden Furchen und Rippen durchzogen. Der äußere Rand der Fläche sah aus wie ein zarter, aber unvollständiger Kranz. Ich unterzog das linke Schambein derselben Prozedur und stellte fest, daß es genauso aussah.

Claudel hatte sich vom Türrahmen nicht weggerührt. Ich nahm das Becken und trug es zur Arbeitsfläche. Dann zog ich eine an einem Wandarm befestigte Lupenlampe heran und schaltete sie ein. Auf dem von hellem Neonlicht beleuchteten Knochen konnte ich mit Hilfe des Vergrößerungsglases Details sehen, die dem bloßen Augen verborgen bleiben. Ich untersuchte den oberen Rand beider Hüftbeine und fand, was ich erwartet hatte.

»Monsieur Claudel«, sagte ich ohne aufzublicken. »Sehen Sie sich doch das einmal an.«

Claudel trat hinter mich, und ich bewegte meinen Kopf zur Seite, damit er durch die Lupe blicken konnte. Dann deutete ich auf eine Unregelmäßigkeit am oberen Rand des Hüftbeins. Zum Zeitpunkt des Todes hatte sich der Beckenkamm bereits verknöchert.

Ich legte das Becken wieder zur Seite. Claudel sah es fasziniert an, aber er scheute sich davor, es zu berühren. Ich ging hinüber zum Autopsietisch, um das Schlüsselbein zu untersuchen, aber ich wußte schon, was ich dort finden würde. Nachdem ich es aus dem Wasser genommen hatte, entfernte ich das aufgeweichte Gewebe am brustseitigen Ende des Knochens. Ich legte die Gelenkfläche frei und winkte Claudel heran. Ohne etwas zu sagen, deutete ich auf den Knochen. Seine Oberfläche war ebenso wellig wie die der Schambeine. In der Mitte befand sich eine kleine Erhebung mit ausgeprägten und noch nicht verwachsenen Rändern.

»Und? Was bedeutet das nun?« fragte Claudel. Ihm standen

zwar Schweißperlen auf der Stirn, aber seiner Stimme war seine Nervosität nicht anzuhören.

»Daß die Tote jung war. Vermutlich Anfang zwanzig.«

Ich hätte ihm natürlich erklären können, wie man an den Knochen das Alter eines Menschen ablesen kann, aber ich hatte irgendwie das Gefühl, daß er im Augenblick kein allzu aufmerksamer Zuhörer sein würde. Also wartete ich. Weil an meinen Handschuhen noch Fetzen von Bindegewebe hingen, hielt ich die Hände von mir gestreckt mit den Handflächen nach oben wie eine Bettlerin. Claudel schreckte zurück, als wäre ich mit dem Ebola-Virus infiziert. Seine Blicke waren zwar auf mich gerichtet, aber er schien durch mich hindurchzusehen, während er im Kopf die neue Information mit seiner Liste abglich.

»Gagnon«, sagte er schließlich. Es war eine Feststellung, keine Frage.

Ich nickte. Isabelle Gagnon. Dreiundzwanzig Jahre alt.

»Ich sage dem Leichenbeschauer, er soll sich die Unterlagen ihres Zahnarztes besorgen«, sagte Claudel.

Ich nickte abermals.

»Todesursache?« fragte Claudel.

»Steht noch nicht fest«, antwortete ich. »Aber vielleicht geben die Röntgenbilder oder die gereinigten Knochen mehr Aufschluß.«

Claudel machte auf dem Absatz kehrt und verließ ohne Abschiedsgruß den Autopsieraum. Das überraschte mich zwar, aber ich war froh, ihn los zu sein. Dieses Gefühl beruhte vermutlich auf Gegenseitigkeit.

Ich zog die Latexhandschuhe aus und warf sie in den Abfall. Dann ging ich zum großen Autopsiesaal Nummer eins, um Daniel zu sagen, daß ich mit meiner Leiche für heute fertig sei. Außerdem bat ich ihn, mir Röntgenaufnahmen von allen Körperteilen und dem Schädel zu machen und zwar aus verschiedenen Winkeln. Auf dem Weg nach oben schaute ich noch im histologischen Labor vorbei und gab Bescheid, daß die

Knochen der Leiche nun ausgekocht werden könnten. Allerdings bat ich um sorgfältige Behandlung, da die Tote zerstückelt worden sei und deshalb die Oberflächen der Knochen und Gelenkpfannen besonders wichtig für mich seien. Eigentlich war dieser Hinweis nicht nötig, denn niemand konnte Knochen so gut präparieren wie Denis, der Leiter des histologischen Labors. Ich war mir sicher, daß er mir in zwei Tagen ein vollständig gereinigtes und unbeschädigtes Skelett übergeben würde.

Den Rest des Nachmittags widmete ich dem Schädel, den ich am Vortag zusammengeklebt hatte. Obwohl er bei weitem nicht vollständig war, reichte das Material, um seinen früheren Besitzer zu identifizieren. Der Mann würde nie wieder einen Tankwagen mit Propangas fahren.

Zu Hause überfielen mich dieselben düsteren Vorahnungen, die ich auch schon in dem Gehölz und später bei der Untersuchung der abgetrennten Gliedmaßen gehabt hatte. Den ganzen Tag über hatte ich mich bemüht, sie in Schach zu halten und mich vollkommen auf die Identifizierung der Leiche und das Zusammensetzen der sterblichen Überreste des Tankzugfahrers konzentriert. Während der Mittagspause hatte ich mich im Park auf eine Bank gesetzt und den Tauben zugesehen. Um mich von meinen trüben Gedanken abzulenken, hatte ich versucht, ihre genaue Hackordnung festzustellen. Eine dicke, graue Taube war der Boß. Als nächste schien ein Tier mit braunen Punkten im Gefieder zu kommen, und eine mickrige Taube mit schwarzen Flügeln war ganz eindeutig sehr weit unten auf der Skala angesiedelt.

Jetzt, am Abend nach der Arbeit, würde ich Zeit zum Nachdenken haben. Es fing bereits an, als ich den Wagen in die Garage gefahren und das Autoradio ausgeschaltet hatte. Musik aus, Sorgen an. Nein, befahl ich mir. Jetzt iß erst einmal.

Als ich meine Wohnung betrat, hörte ich das Piepsen der Alarmanlage. Ich stellte aber bloß meine Aktentasche in den Flur, schloß die Tür wieder und ging zu dem libanesischen Lokal an der Ecke, um mir ein Shish Taouk und einen Teller Shawarma zu

holen. Was mir an meiner Wohnung in der Innenstadt mit am besten gefällt, ist die Tatsache, daß sich hier im Umkreis von nur einem Block Restaurants aus aller Herren Länder befinden. Ob wohl mein Gewicht in letzter Zeit vielleicht deshalb…? Quatsch.

Während ich auf mein Essen zum Mitnehmen wartete, betrachtete ich die Vitrine mit den Vorspeisen. *Humus. Taboule. Feuilles de vignes.* Ein Hoch der Multikultur, bei der Libanon und Frankreich aufeinandertreffen.

Rechts von der Kasse befand sich ein Regal mit Rotwein, der früher zu meinen bevorzugten Getränken gehört hatte. Die Flaschen riefen, obwohl ich sie bestimmt schon tausendmal gesehen hatte, ein starkes Verlangen in mir wach. Bei ihrem Anblick dachte ich an den Geruch und den Geschmack des Rotweins und an das trockene, leicht scharfe Gefühl, das er auf der Zunge hinterließ. Ich erinnerte mich an die Wärme, die im Magen begann und sich dann nach oben und außen verbreitete, wo sie überall in meinem Körper kleine Feuer des Wohlbehagens entzündete. Es waren die Freudenfeuer der Selbstbeherrschung. Der Kraft. Der Unbesiegbarkeit. Wie gut könnte ich die jetzt gebrauchen, dachte ich. Und wie. Willst du dich zur Idiotin machen? Du weißt doch genau, daß es nicht dabei bleiben wird. Wie war das nochmal? Nach der Unbesiegbarkeit kam die Unverwundbarkeit und dann die Unsichtbarkeit. Oder war es andersherum? Egal. Auf jeden Fall würde ich es wieder zu weit treiben, und dann würde unweigerlich der Absturz folgen. Das Wohlbehagen würde nur kurz anhalten, und der Preis, den ich später dafür würde bezahlen müssen, war schlicht und einfach zu hoch. Nicht ohne Grund hatte ich seit sechs Jahren keinen Alkohol mehr getrunken.

Ich nahm mein Essen mit nach Hause und verzehrte es gemeinsam mit Birdie und den Montreal Expos. Birdie schlief zusammengerollt in meinem Schoß, und die Expos mußten sich mit zwei Runs weniger den Cubs geschlagen geben. Aber wenigstens sprachen sie und Birdie nicht von dem Knochenfund im Grand Seminaire. Das rechnete ich ihnen hoch an.

Nach einem langen, heißen Bad fiel ich um halb elf ins Bett. Nun, da ich allein in der Dunkelheit lag und alles um mich herum still war, konnte ich meine Gedanken nicht mehr länger unterdrücken. Sie wucherten wie Zellen, die außer Kontrolle geraten waren, drängten sich in mein Bewußtsein und verlangten, daß ich mich mit ihnen beschäftigte. Es war schon einmal eine junge Frau zerstückelt in unser Labor gekommen. Ich erinnerte mich noch gut daran, wie ich mit ihren Knochen gearbeitet hatte, und sah sie in allen Einzelheiten vor mir. Chantale Trottier. Sechzehn Jahre alt: zusammengeschlagen, erdrosselt, enthauptet und zerstückelt. Sie war nackt in Müllsäcken aus braunem Plastik bei uns abgeliefert worden.

Ich wollte schlafen, aber mein Kopf ließ mir keine Ruhe. Ich lag wach und beobachtete, wie sich Gedankengebirge formten, während Kontinentalplatten sich in meinem Unterbewußtsein gegeneinander verschoben. Als ich schließlich doch einschlief, geisterte mir noch immer ein einzelnes Wort im Kopf herum. Ein Wort, das mich das ganze Wochenende über heimsuchen würde: Serienmord.

3

Gabby rief meinen Flug auf. Ich hatte eine so riesige Tasche dabei, daß ich kaum ins Flugzeug kam. Die anderen Passagiere waren sauer, aber niemand half mir. Ich sah Katy, die ganz vorne in der ersten Klasse saß und mich interessiert beobachtete. Sie trug das moosgrüne Seidenkleid, das wir zusammen für ihre Abschlußfeier auf der Highschool ausgesucht hatten. Später hatte sie mir erzählt, daß sie es eigentlich nie richtig gemocht hatte und die Entscheidung nachträglich bereut habe. Sie hätte doch lieber das Kleid mit dem Blumenmuster gehabt. Aber warum trug sie dann jetzt im Flugzeug das grüne Kleid? Und warum machte Gabby am Flughafen die Lautsprecherdurchsagen? Arbeitete sie denn nicht mehr an der Universität? Ihre Stimme wurde immer lauter und durchdringender.

Ruckartig setzte ich mich auf. Es war sieben Uhr zwanzig. Montag früh. Das Tageslicht, das an den Rändern des Rollos vorbei ins Schlafzimmer drang, reichte nicht aus, um den Raum wirklich zu erhellen.

Der Traum war vorbei, aber noch immer hörte ich Gabbys Stimme: »… aber ich dachte, daß ich dich später bestimmt nicht mehr erwischen würde. Ich schätze, du stehst noch früher auf, als ich gemeint habe. Wie dem auch sei, ich wollte nur…«

Ich nahm das Telefon ab und sagte »Hallo.« Dabei versuchte ich, nicht so erschlagen zu klingen, wie ich in Wirklichkeit war. Die Stimme hörte mitten im Satz zu reden auf.

»Temp? Bist du das?« fragte sie dann.

Ich nickte.

»Habe ich dich etwa aufgeweckt?«

»Ja.« So früh am Morgen fiel mir keine geistreichere Antwort ein.

»Tut mir leid. Soll ich dich später zurückrufen?«

»Nein, nein. Jetzt bin ich schon wach.« Am liebsten hätte ich noch ein »Dank deiner Hilfe« angefügt, aber ich hielt mich zurück.

»Raus aus den Federn«, zwitscherte Gabby frohgemut. »Morgenstund hat Gold im Mund. Also, paß auf. Ich wollte fragen, ob wir uns heute Abend erst um hal…«

Ein greller Pfeifton unterbrach sie.

»Augenblick«, sagte ich. »Das ist der Anrufbeantworter.« Ich legte den Hörer neben das Telefon und ging ins Wohnzimmer. Das rote Licht am Anrufbeantworter blinkte. Ich nahm das schnurlose Telefon, ging damit ins Schlafzimmer und legte den dortigen Apparat auf.

»Okay«, sagte ich. Jetzt war ich vollständig wach und sehnte mich nach einer Tasse Kaffee. Mit dem Telefon am Ohr ging ich in die Küche.

»Ich rufe an wegen heute Abend«, wiederholte Gabby und klang ein klein wenig genervt. Das konnte ich ihr nicht verdenken, schließlich versuchte sie seit fünf Minuten, ihren Satz zu beenden.

»Tut mir leid, Gabby. Ich hatte heute nacht Probleme mit dem Einschlafen. Ich habe vorhin nicht einmal das Telefon gehört.« So etwas passierte selbst mir nicht allzu oft. »Was gibt's denn?«

»Es geht um heute Abend. Könnten wir uns vielleicht anstatt um sieben erst um halb acht treffen? Mein Projekt beansprucht mich mehr, als ich dachte.«

»Klar. Kein Problem. Das paßt mir auch.« Ich klemmte den Hörer zwischen Ohr und Schulter, holte aus dem Hängeschrank die Dose mit den Kaffeebohnen und gab drei Eßlöffel davon in die Mühle.

»Soll ich dich abholen?« fragte Gabby.

»Kommt drauf an, wo wir hinwollen. Sonst nehme ich dich mit.« Ich überlegte, ob ich die Kaffeemühle anschalten sollte, entschied mich aber dagegen. Ich wollte Gabby nicht noch mehr

nerven.

Sie schwieg, und ich stellte mir vor, wie sie beim Nachdenken an ihrem Nasenring herumspielte. Oder vielleicht hatte sie heute auch nur den goldenen Knopf drin. Anfangs hatte mich Gabbys Nasenschmuck gestört, denn bei Unterhaltungen mit ihr hatte ich mich auf nichts anderes mehr konzentrieren können und mir ständig überlegt, ob das Stechen des Loches wohl wehgetan hatte. Inzwischen aber hatte ich mich daran gewöhnt.

»Heute Abend müßte es eigentlich schön sein. Was hältst du davon, wenn wir im Freien essen? Im Prince Arthur oder im St. Denis vielleicht?«

»Wunderbar«, sagte ich. »Dann brauchst du mich aber nicht abzuholen. Ich komme gegen halb acht Uhr bei dir vorbei. Oder halt, warte mal. Denk dir was Neues aus. Ich hätte heute Lust auf was Exotisches.«

Das war unser übliches Spiel, obwohl es mit Gabby manchmal ins Auge gehen konnte. Aber sie kannte sich nun mal in Montreal viel besser aus als ich, und so war es ihre Aufgabe, ein passendes Lokal auszusuchen.

»Okay. *A plus tard.«*

»A plus tard«, sagte auch ich. Bis später. Ich war erstaunt und auch ein wenig erleichtert über das rasche Ende des Gesprächs. Normalerweise blieb Gabby immer eine Ewigkeit am Telefon, so daß ich mir oft eine Ausrede einfallen lassen mußte, um sie loszuwerden.

Mit niemandem telefoniere ich mehr als mit Gabby, und während unserer Freundschaft war das Telefon für uns beide eine Art Nabelschnur gewesen, die uns miteinander verband. Schon während des Studiums hatten mir die Gespräche mit ihr den Trübsinn vertrieben. Spät abends, nachdem ich meine Tochter Katy gefüttert, gebadet und ins Bett gebracht hatte, war ich oft die halbe Nacht lang am Telefon gehangen und hatte mit Gabby über Gott und die Welt geplaudert, über neu entdeckte Bücher, Seminare, Professoren und Kommilitonen. Diese stundenlangen Unterhaltungen waren der einzige Luxus gewesen, den wir uns in

dieser für uns beide nicht allzu vergnüglichen Zeit geleistet hatten.

Nach dem Studium telefonierten wir weniger häufig, aber am Grundmuster unserer Freundschaft hat sich auch in den Jahrzehnten danach nicht allzu viel verändert. Ob zusammen oder getrennt, wir waren immer füreinander da, in guten wie in schlechten Zeiten. Als ich mit dem Trinken aufhörte, konnte ich Gabby immer anrufen, ganz gleich, ob mir tagsüber die Gier nach Alkohol nicht mehr aus dem Kopf ging oder ob ich mitten in der Nacht zitternd und schweißgebadet aufwachte. Gabby wiederum sucht immer dann meinen telefonischen Rat, wenn eine neue Liebe in ihr Leben tritt. Unsere Gespräche sind dann am Anfang ihrer Beziehung immer aufgekratzt und hoffnungsfroh und werden traurig und verzweifelt, wenn es mit dem Mann wieder einmal nicht geklappt hat.

Als der Kaffee fertig war, nahm ich meine Tasse und setzte mich an den Glastisch im Eßzimmer. Erinnerungen an Gabby gingen mir durch den Kopf, und wie jedesmal, wenn ich an sie dachte, mußte ich lächeln. Gabby im Seminar. Gabby in der Mensa. Gabby mitten in einer Ausgrabung, wie sie mit verrutschtem, knallrotem Halstuch und wild herunterhängenden, hennagefärbten Locken in einer Grube steht und mit einer Kelle in der Erde herumkratzt. Gabby entsprach mit ihren einsfünfundachtzig und ihrer kräftigen Statur noch nie dem gängigen Schönheitsideal. Sie hat das ziemlich früh akzeptiert und gar nicht erst versucht, sich schlank zu hungern. Sie legt keinen Wert auf Sonnenbräune und rasiert sich weder die Beine noch unter den Armen. Gabrielle Macaulay aus Trois Rivières in Quebec, das Kind einer französischen Mutter und eines englischen Vaters, hatte so etwas nicht nötig. Gabby war Gabby. Und damit basta.

Auf der Universität waren wir enge Freundinnen, obwohl Gabby biologische Anthropologie haßte und sich in meinen Lieblingskursen überhaupt nicht wohlfühlte. Mir ging es mit ihren Ethnologieseminaren übrigens genauso. Als wir das Studium an der Northwestern University abgeschlossen hatten, ging ich

zurück nach North Carolina und sie wieder nach Montreal, wo sie einen Job bei der Concordia University bekam. Danach sahen wir uns nur sehr selten, blieben aber telefonisch in Verbindung. Ich hatte es zum größten Teil Gabby zu verdanken, daß man mir 1990 eine Gastprofessur an der McGill University in Montreal anbot. Damals fing ich an, als freie Mitarbeiterin für das Büro des Leichenbeschauers zu arbeiten, und auch nach meiner Rückkehr nach North Carolina fuhr ich etwa alle sechs Wochen hinauf nach Kanada und bearbeitete Fälle, bei denen der Rat einer forensischen Anthropologin nötig war. Für dieses Jahr nun hatte ich mich von der University of North Carolina in Charlotte beurlauben lassen und arbeitete hauptberuflich in Montreal. Ich hatte Gabby all die Jahre über ziemlich vermißt und genoß es, daß wir jetzt unsere alte Freundschaft wieder neu aufleben lassen konnten.

Als ich so dasaß und vor mich hin sinnierte, fiel mir auf, daß das Licht an meinem Anrufbeantworter zweimal blinkte. Offenbar hatte es vor Gabbys Anruf schon jemand versucht. Ich hatte das Gerät so eingestellt, daß es beim ersten Anruf nach dem vierten Klingeln dranging, bei allen folgenden schon nach dem ersten. Ich fragte mich, wie ich im Schlaf vier Klingelzeichen überhört haben konnte, und drückte auf den Wiedergabeknopf. Nachdem das Band zurückgespult hatte, hörte ich einen kurzen Pfeifton und gleich darauf Gabbys Stimme. Der Anrufer vor ihr hatte aufgelegt. Na schön. Ich drückte auf Löschen und ging ins Schlafzimmer, um mich anzuziehen.

Das Gerichtsmedizinische Institut von Montreal ist im Gebäude der *QPP* oder der *SQ* untergebracht, je nachdem, welcher Sprache man den Vorzug gibt. Für englischsprachige Kanadier heißt die Polizei der Provinz Quebec *Quebec Provincial Police,* während ihre frankophonen Landsleute dieselbe Behörde *La Sûreté du Québec* nennen. Das Laboratoire de Médecine Légale teilt sich den vierten Stock des Gebäudes in der Rue Parthenais mit dem Laboratoire des Sciences Judiciaires, wie hier das zentrale

kriminaltechnische Labor der Provinz Quebec heißt. Das LML und das LSJ bilden zusammen eine Behörde, die Direction de l'Expertise Judiciaire, kurz DEJ, genannt wird. Die Leichenhalle und die Autopsieräume, die ebenfalls zum LML gehören, befinden sich zusammen mit dem Untersuchungsgefängnis im Keller des Gebäudes.

Diese Behördenkonzentration hat durchaus ihre Vorteile, denn wenn ich Fasern oder Bodenproben untersuchen lassen will, brauche ich nur den Gang entlangzugehen. Die Nachteile machen sich dann bemerkbar, wenn mich Beamte der SQ, für die es nur eine kurze Aufzugsfahrt in mein Büro ist, von der Arbeit abhalten. Auch ihre Kollegen von der Stadtpolizei, die zwar in einem anderen Gebäude untergebracht sind, aber häufig bei der SQ zu tun haben, schneien gerne unangemeldet herein.

So wie an diesem Morgen. Als ich zu meinem Büro ging, wartete auf dem Gang bereits Claudel auf mich. Er hatte einen kleinen, braunen Umschlag dabei, auf den er nervös mit den Fingern trommelte.

»Ich habe die Unterlagen von Gagnons Zahnarzt«, sagte er und hielt den Umschlag wie jemand, der daraus gleich den Namen eines Oskar-Gewinners ziehen wird.

»Ich bin sogar selber hingefahren und habe sie abgeholt.«

Claudel las den Namen, der auf den Umschlag gekritzelt war. »Ein gewisser Dr. Nguyen. Er hat seine Praxis drüben in Rosemont. Wenn die Sprechstundenhilfe keine solche Idiotin gewesen wäre, hätte ich sie schon vor einer Stunde gehabt.«

»Wollen Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?« fragte ich. Obwohl ich Dr. Nguyens Sprechstundenhilfe nicht kannte, war ihr mein vollstes Mitgefühl gewiß. Die arme Frau hatte wahrlich keinen angenehmen Tagesanfang gehabt.

Claudel öffnete den Mund, aber ich sollte nie erfahren, ob er mein Angebot nun annehmen oder ablehnen wollte, denn in diesem Augenblick kam Marc Bergeron um die Ecke. Offenbar ohne uns zu bemerken, schritt er an der Reihe von glänzenden, schwarzen Bürotüren entlang und blieb neben meiner stehen. Er

zog ein Knie an und stellte seine Aktentasche auf den erhobenen Oberschenkel, was mich unwillkürlich an die Kranich-Position im Film *Karate Kid* erinnerte. Bergeron öffnete die sorgsam balancierte Tasche und holte einen Schlüsselbund heraus.

»Marc?« sagte ich.

Er zuckte zusammen, klappte die Tasche zu und nahm sie gleichzeitig von seinem Knie herunter.

»*Bien fait*«, sagte ich und unterdrückte ein Grinsen.

»*Merci*.« Mit der Aktentasche in der linken und dem Schlüsselbund in der rechten Hand blickte er Claudel und mich an.

Marc Bergeron sah wirklich seltsam aus. Er war Ende fünfzig, vielleicht auch Anfang sechzig und hatte eine Stirnglatze, hinter der sich seine restlichen Haare zu einem wilden, weißen Kranz kräuselten. Die Gläser seiner kleinen Nickelbrille waren immer verschmiert und verstaubt, und beim Lesen blinzelte er, als müsse er gerade das Kleingedruckte auf einem Kaufvertrag entziffern.

»Monsieur Claudel hat die zahnärztlichen Unterlagen von Isabelle Gagnon«, sagte ich und deutete auf den Detektive. Wie zur Bestätigung meiner Worte hob Claudel den Umschlag in die Höhe.

Die Augen hinter den schmutzigen Brillengläsern sahen Claudel und mich mit leerem Blick an. Mit seinen in alle Richtungen abstehenden weißen Haaren erinnerte mich Bergeron an eine riesige Pusteblume, und mir wurde klar, daß ihn noch niemand über unseren Fall informiert hatte.

Wie ich früher auch, gehörte Bergeron zu den Spezialisten, die das LML als freie Mitarbeiter für besondere Aufgabengebiete beschäftigte. Es gab Neuropathologen, Radiologen, Mikrobiologen, Anthropologen, Odentologen. Bergeron kam nur an einem Tag in der Woche ins Labor, an den anderen behandelte er Patienten in seiner Zahnarztpraxis.

Ich gab ihm eine kurze Zusammenfassung: »Am vergangenen Donnerstag haben Arbeiter auf dem Gelände des *Grand*

Seminaire Knochen gefunden. Pierre LaManche dachte zunächst, es sei wieder einmal ein alter Friedhof gefunden worden, und schickte mich hin. Aber es war kein Friedhof.«

Bergeron stellte die Aktentasche auf den Boden und sah mich interessiert an.

»Ich habe Müllsäcke mit einer zerstückelten Leiche gefunden, die seit etwa drei Monaten dort gelegen haben dürften. Die Tote ist vermutlich eine Weiße, etwa Anfang zwanzig.«

Claudel, der immer ungeduldiger auf seinem Umschlag herumgetrommelt hatte, räusperte sich und schaute ostentativ auf die Uhr.

Bergeron blickte erst ihn, dann wieder mich an. Ich fuhr fort.

»Monsieur Claudel und ich sind die Vermißtenmeldungen durchgegangen und haben eine gefunden, die ziemlich gut passen würde, was das Alter der Person und die Zeit des Verschwindens angeht. Claudel hat die zahnärztlichen Unterlagen sogar persönlich abgeholt. Bei einem Dr. Nguyen in Rosemont. Kennen Sie ihn?«

Bergeron schüttelte den Kopf und streckte seine längliche, magere Hand nach dem Umschlag aus. »Bon«, sagte er. »Geben Sie mir die Unterlagen. Ich werde sie mir gleich einmal ansehen. Hat Denis denn schon den Kopf geröntgt?«

»Daniel hat die Aufnahmen gemacht«, sagte ich. »Sie müßten eigentlich auf Ihrem Schreibtisch liegen.«

Bergeron sperrte die Tür zu seinem Büro auf und ging, dicht gefolgt von Claudel, hinein. Durch die offene Tür sah ich, daß ein brauner Umschlag auf Bergerons Schreibtisch lag. Bergeron nahm ihn und las die Fallnummer. Durch die offene Tür beobachtete ich, wie Claudel sich in dem Büro umsah, als wolle er sich dort häuslich niederlassen.

»Rufen Sie mich doch in einer Stunde an, Monsieur Claudel«, sagte Bergeron.

Der Detective zuckte zusammen. Er wollte etwas sagen, formte dann aber die dünnen Lippen zu einem geraden Strich und

verließ, während er seine Manschetten zurechtzupfte, das Büro. Zum zweiten Mal innerhalb weniger Minuten mußte ich ein Grinsen unterdrücken. Bergeron würde niemals einem Untersuchungsbeamten gestatten, ihm bei der Arbeit über die Schulter zu blicken. Das hatte Claudel soeben erfahren müssen.

Als der Detective gegangen war, erschien Bergerons mageres Gesicht in der Tür. »Hätten Sie vielleicht Lust, auf einen Sprung hereinzukommen?« fragte er.

»Gerne. Wie wär's mit einem Schluck Kaffee?« Seit ich im Büro war, hatte ich noch keinen bekommen. Bergeron und ich brachten uns öfters mal gegenseitig Kaffee mit, da sich die Küche in einem anderen Flügel des Gebäudes befand.

»Gut, ich werde inzwischen meinen Kram auspacken.«

Es freute mich, daß Bergeron mich in sein Büro eingeladen hatte. Wir hatten es häufig gemeinsam mit verwesten, verbrannten, mumifizierten oder skelettierten Leichen zu tun, die mit normalen Methoden nicht identifiziert werden konnten. Ich denke, daß unsere Zusammenarbeit gut war. Bergeron war ganz offenbar derselben Meinung.

Als ich zurückkam, lagen zwei Stapel Röntgenaufnahmen auf dem Leuchttisch, die alle ein Stück Kiefer zeigten. Die Zähne leuchteten weiß aus dem schwarzen Hintergrund. Ich erinnerte mich an die Zähne, die ich an dem im Wäldchen gefundenen Kopf gesehen hatte und an deren Makellosigkeit, die in starkem Kontrast zum grausig verwesten Gesicht gestanden hatte. Auf diesen Röntgenaufnahmen sahen sie ganz anders aus. Als hätte man sie für die Inspektion aufgereiht, leuchteten mir in Grau und Weiß die Kronen, Wurzeln und Pulpahöhlen entgegen.

Bergeron legte die Aufnahmen seines Zahnarztkollegen auf die rechte und die unseres Labors auf die linke Seite des Leuchttisches. Mit seinen langen, knochigen Fingern drehte er die Aufnahmen so, daß alle in eine bestimmte Richtung zeigten. Nun begann Bergeron damit, die Aufnahmen der lebenden Isabelle Gagnon mit denen der Leiche aus dem Grand Seminaire zu vergleichen. Beide Serien zeigten ein lückenloses Gebiß mit

intakten Wurzeln. Auch in Form und Größe glichen sich die Zähne genau, aber am auffälligsten waren die in hellem Weiß leuchtenden Stellen, die Plomben und Füllungen darstellten. Auch hier stimmten die Aufnahmen des Zahnarztes haargenau mit denen überein, die Daniel angefertigt hatte.

Bergeron studierte die Bilder lange und genau, dann nahm er einen Film von der rechten Seite und legte ihn über das entsprechende Bild auf der linken Seite. Nachdem er die Aufnahmen ausgerichtet hatte, ließ er mich einen Blick darauf werfen. Die unregelmäßigen Formen der Backenzähne waren genau gleich. Bergeron drehte sich herum zu mir.

»C'est positif«, sagte er und stütze sich mit den Ellenbogen auf den Tisch. »Inoffiziell, natürlich, bis ich mit meinem schriftlichen Bericht fertig bin.« Er griff nach seiner Kaffeetasse. In seinem Bericht würde Bergeron genau auf jeden einzelnen Zahn eingehen, aber bereits jetzt schien für ihn kein Zweifel daran zu bestehen, daß es sich bei der Toten um Isabelle Gagnon handelte.

Ich war froh, daß ich nicht diejenige war, die ihre Eltern verständigen mußte. Oder einen Ehemann, einen Lebensgefährten oder gar ein Kind. Ich hatte so etwas schon miterlebt und kannte den Ausdruck in ihren Gesichtern, den flehenden Blick in ihren Augen. Bitte, sag, daß es nicht so ist. Sag mir, daß euch ein Fehler unterlaufen ist. Daß ich einen schlechten Traum gehabt habe. Weck mich auf. Erst nach einiger Zeit kam das Verstehen, und innerhalb einer Millisekunde veränderte sich für diese Menschen die ganze Welt.

»Danke, daß Sie sich die Bilder gleich angesehen haben, Marc«, sagte ich. »Und danke auch für das kleine Vorspiel.«

»Ich wünschte, alles wäre so einfach wie das.« Er nahm einen Schluck Kaffee, verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Soll ich Claudel Bescheid sagen?« fragte ich und versuchte dabei, nicht allzu angewidert zu klingen. Offenbar gelang es mir nicht ganz, denn Bergeron sah mich mit einem wissenden Lächeln an.

»Ich glaube, Sie werden mit Monsieur Claudel schon fertig«,

meinte er dann.

»Stimmt«, sagte ich, »aber er ist ein harter Brocken.«

Ich hörte Bergerons Lachen noch auf dem Weg hinüber in mein Büro.

Etwas Gutes ist in jedem Menschen, pflegte meine Großmutter zu sagen. »Du mußt es nur suchen«, fügte sie dann meistens in ihrem seidenweichen irischen Dialekt hinzu, »dann findest du es auch. Jeder Mensch hat eine Tugend.« Sei froh, daß du Claudel nicht gekannt hast, Großmama.

Claudels Tugend war die Pünktlichkeit. Bereits fünfzig Minuten später klopfte er an die Tür zu Bergerons Büro.

Ich hörte, wie Bergeron mehrmals meinen Namen nannte, und der Ton, in dem Claudel ihm darauf antwortete, signalisierte eine gewisse Verärgerung. Er war gekommen, um die Meinung eines Experten zu hören, und nun mußte er sich schon wieder mit mir begnügen. Kurze Zeit später erschien er mit mürrischem Gesicht in meiner Tür.

Claudel blieb grußlos auf der Schwelle stehen.

»Es ist Isabelle Gagnon«, sagte ich, ebenfalls ohne ein Wort des Grußes. »Definitiv.«

Obwohl Claudel die Stirn runzelte, konnte ich ein Blitzen in seinen Augen entdecken. Jetzt, wo er wußte, wer das Opfer war, konnte er mit seiner Untersuchung beginnen. Ich fragte mich, ob er so etwas wie Bedauern für die Tote empfand, oder ob er den Fall als eine Art Katz- und Mausspiel betrachtete. Sei schlauer als der Täter. Finde heraus, wer er ist. Schon oft habe ich Polizisten ihre Witze über den gräßlichen Zustand eines Opfers reißen hören. Für viele ist dieser Schutzschild aus Aufschneiderei und schwarzem Humor die einzige Möglichkeit, mit dem Grauen umzugehen, das sie tagtäglich umgibt. Bei manchen allerdings geht die Abgebrühtheit tiefer, und ich vermutete, daß Claudel zu dieser Kategorie zählte.

Ich sah ihn einige Sekunden lang an, während irgendwo draußen auf dem Gang ein Telefon klingelte. Claudel war mir

zutiefst unsympathisch, aber ich mußte mir eingestehen, daß mir seine Meinung wichtig war. Es ging mir mit ihm wie mit allen Polizisten: Ich wollte anerkannt und gemocht werden, ich wollte, daß sie mich als ihresgleichen akzeptieren.

In Gedanken sah ich auf einmal wie in einem holographischen Bild meine alte Psychologin Dr. Lentz vor mir.

»Tempe«, dozierte sie, »du bist die Tochter eines Alkoholikers. Und das bedeutet, daß du überall nach der Aufmerksamkeit suchst, die er dir vorenthalten hat. Du willst die Anerkennung deines Daddys, und deshalb versuchst du, es allen Leuten recht zu machen.«

Sie hatte mir das zwar klargemacht, aber ändern hatte sie es nicht können. Das konnte nur ich selbst. Manchmal, wenn ich meine Schwächen überkompensierte, hielten mich die Leute für eine ausgesprochen unangenehme Zeitgenossin. Mit Claudel allerdings tat ich genau das Gegenteil. Mir fiel auf, daß ich jeder Auseinandersetzung mit ihm aus dem Weg ging.

Auch jetzt wählte ich, nachdem ich tief Luft geholt hatte, meine Worte mit Bedacht.

»Monsieur Claudel, haben Sie eigentlich schon einmal in Betracht gezogen, daß dieser Mord mit den anderen Morden in Verbindung stehen könnte, die sich in den vergangenen zwei Jahren hier ereignet haben?«

Claudels Gesicht versteinerte sich. Seine Lippen wurden dabei so straff über die Zähne gespannt, daß sie nur noch dünne Striche waren. Seine Stimme klang eiskalt.

»Zu welchen denn?« fragte er, ohne sich zu rühren.

»Zu dem an Chantale Trottier, zum Beispiel. Sie wurde im Oktober 93 umgebracht. Und dann zerstückelt, enthauptet, und ausgeweidet.« Ich blickte Claudel direkt ins Gesicht. »Das, was von ihr danach noch übrig war, wurde in Mülltüten gefunden.«

Claudel sah mir in die Augen. Dann faltete er die Hände und schlug sich damit mehrmals an den Mund. Die modischen Manschettenknöpfe an den Ärmeln seines mindestens ebenso

modischen Designerhemdes gaben dabei klickende Geräusche von sich.

»Mrs. Brennan«, sagte er und betonte die englische Anrede besonders, »vielleicht sollten Sie sich besser auf Ihren Aufgabenbereich beschränken. Glauben Sie mir, etwaige Verbindungen zwischen von uns bearbeiteten Fällen wären uns längst aufgefallen. Diese beiden Morde haben nichts miteinander zu tun.«

Ich bohrte weiter, ohne mich um seine Zurechtweisung zu scheren: »Aber in beiden Fällen waren die Opfer Frauen. Und sie wurden innerhalb von zwei Jahren ermordet. Beide Leichen zeigten Spuren von Verstümmelungen oder versuchter –«

Von einer Sekunde auf die andere brach der mühsam aufrecht erhaltene Damm von Claudels Selbstkontrolle, und sein Zorn schäumte in einem dicken Schwall direkt auf mich zu.

»Merde!« explodierte er. »Ihr Frauen seid doch –«

Was immer Claudel auch sagen wollte, im letzten Moment gelang es ihm, sich zu mäßigen und mit sichtlicher Mühe seine Fassung wiederzuerlangen.

»Müßt ihr denn immer gleich alles so dramatisch sehen?« fragte er mit ruhigerer Stimme.

Ich sah ihn eisern schweigend an. Wir wußten beide, was er hatte sagen wollen. Selbst im zweiten Anlauf hatte er den Plural verwendet. *Ihr Frauen*. Dann stand er auf und ging.

»Denken Sie drüber nach«, rief ich ihm noch hinterher. Als ich aufstand, um die Tür zu schließen, zitterte ich vor Wut.

4

Eigentlich hätte es ein gutes Gefühl sein müssen, im Dampfbad des Fitneß-Studios zu sitzen und zu schwitzen. Wie ein Stück Gemüse, das gedünstet wird. Ich hatte fünf Kilometer auf dem Stairmaster hinter mir, dann eine Runde an den Kraftmaschinen. Nun wollte ich mich im heißen Dampf entspannen, aber wie so vieles an diesem Tag wollte es einfach nicht funktionieren. Die körperliche Anstrengung hatte zwar meinen Ärger verpuffen lassen, aber auf andere Gedanken hatte sie mich nicht gebracht. Dabei wußte ich, daß Claudel ein Arschloch war. Bei jedem Schritt auf dem Stairmaster hatte ich mir vorgestellt, daß ich ihm diesen und andere Namen auf die Brust stampfte. Arschloch. Dummlack. Blödmann. Zweisilbige Wörter eigneten sich am besten dazu. Soviel hatte ich herausgefunden, aber in der Sache selbst war ich keinen Schritt weitergekommen. Jetzt, als ich mich nicht mehr ablenken konnte, gingen mir die toten Frauen noch immer im Kopf herum. Isabelle Gagnon. Chantale Trottier. Die beiden Namen geisterten unentwegt durch meine Gedanken.

Ich zupfte mein Handtuch zurecht und ging im Geiste noch einmal die Ereignisse des vergangenen Tages durch. Nachdem Claudel gegangen war, hatte ich bei Denis vorbeigeschaut, um zu sehen, ob das Skelett von Isabelle Gagnon schon präpariert war. Ich hatte mir vorgenommen, jeden Zentimeter davon auf Brüche, Einschnitte oder andere Anzeichen von Gewaltanwendung zu untersuchen. Irgendetwas an der Art, wie die Leiche zerlegt worden war, kam mir seltsam vor. Leider mußte ich mich mit der Untersuchung bis morgen gedulden, denn mit der Vorrichtung zum Abkochen der Knochen war etwas nicht in Ordnung gewesen.

Als nächstes war ich ins Archiv gegangen, hatte mir die Akte Trottier herausgesucht und den Rest des Nachmittags die Polizei-

und Autopsieberichte, toxikologischen Befunde und Photos darin angesehen. Dabei hatte mir mein Unterbewußtsein immer wieder zugeraunt, daß dieser Mord auf irgendeine mir noch verborgene Weise mit dem an Isabelle Gagnon zu tun haben mußte. Die Verbindung zwischen den beiden Verbrechen bestand nicht nur in der Art der Verstümmelungen, sondern darüber hinaus in einem ganz entscheidenden Detail, das sich bisher aber noch in meinem Gedächtnis verbarg. Diese Verbindung mußte ich unbedingt ans Tageslicht bringen.

Ich zog mein Handtuch zurecht und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Meine Hand war so glitschig wie ein Fisch, nur an meinen Fingerspitzen hatten sich vor lauter Feuchtigkeit kleine Runzeln gebildet. Hier im Dampfbad hielt ich es nie lange aus. Zwanzig Minuten war das höchste der Gefühle, länger konnte ich die Hitze nicht ertragen, auch wenn sie noch so gesund war. Noch fünf Minuten.

Chantale Trottier wurde vor weniger als einem Jahr getötet, und zwar in dem Herbst, in dem ich ganztags für das Labor zu arbeiten anfing. Sie war sechzehn Jahre alt. Heute nachmittag hatte ich die Photos von ihrer Autopsie noch einmal auf meinem Schreibtisch ausgebreitet, aber das wäre eigentlich gar nicht nötig gewesen. Ich konnte mich auch ohne die Bilder noch lebhaft an den Tag erinnern, an dem man sie in die Leichenhalle gebracht hatte.

Es war der zweiundzwanzigste Oktober gewesen, der Tag, an dem im Labor das alljährliche Austernfest stattfand. An diesem Freitagnachmittag hatten die meisten meiner Kollegen schon früh mit der Arbeit aufgehört, um zu feiern und Malpeque-Austern zu schlürfen. Auch ich stand in dem überfüllten Konferenzraum und bemerkte aus den Augenwinkeln, wie LaManche telefonierte. Der Partylärm um ihn herum war so laut, daß er sich das freie Ohr zuhalten mußte. Als LaManche aufgelegt hatte, ließ er seine Blicke durch den Raum schweifen, bis sie auf mir zur Ruhe kamen. Er bedeutete mir mit einer Handbewegung, daß ich ihn draußen im Gang treffen solle. Als nächstes suchte er Bergeron

und beorderte ihn ebenfalls nach draußen. Ein paar Minuten später standen wir zu dritt im Aufzug, und LaManche erklärte, daß soeben die Leiche eines jungen Mädchens hereingekommen sei. Sie war zerstückelt und so übel zugerichtet worden, da sie nicht mehr identifiziert werden konnte. Bergeron sollte sich das Gebiß und ich mir die Schnittspuren an den Knochen ansehen.

Die Stimmung in der Leichenhalle war ein krasser Gegensatz zu der ausgelassenen Fröhlichkeit oben im Konferenzraum. Zwei Detectives von der SQ hielten gebührenden Abstand zu der Leiche, die ihr uniformierter Kollege von der Vermißtenabteilung gerade photographierte. Der Autopsieassistent schwieg ebenso wie die beiden Detectives. Keine Witze, kein blödes Gerede. Das einzige Geräusch war das Klicken des Photoapparates.

Man hatte die Überreste des Mädchens wie einen menschlichen Körper aneinandergefugt. Sechs blutige Einzelteile in anatomisch korrekter Anordnung, aber weil die Winkel, in denen die einzelnen Glieder zueinander lagen, nicht ganz stimmten, erinnerte das Bild an eine dieser Plastikpuppen, die man in alle möglichen Stellungen verdrehen kann. Es war ein grauenhafter, makabrer Anblick.

Der Kopf des Mädchens war ziemlich hoch oben am Hals abgeschnitten worden. Die durchtrennte Halsmuskulatur hatte eine kräftig rote Farbe, die mich an blühenden Mohn erinnerte. Die bleiche Haut an den Rändern der Schnittfläche hatte sich leicht aufgeworfen, als schrecke sie vor dem Kontakt mit dem frischen, rohen Fleisch zurück. Die Augen waren halb geöffnet, aus dem rechten Nasenloch floß ein zartes, blutiges Rinnsal, und die langen, blonden Haare des Mädchens waren noch naß von der Leichenwäsche und klebten glatt am Kopf.

Den Rumpf des Mädchens hatte der Mörder an der Taille durchtrennt. Am oberen Teil befanden sich die auf dem Bauch des Mädchens gekreuzten Arme, so als habe man sie in einen Sarg legen wollen. Nur daß die Hände nicht gefaltet waren. Die rechte Hand war halb abgeschnitten, so daß die cremeweißen Sehnen wie durchtrennte elektrische Leitungen heraushingen. Die linke

Hand, die der Täter vollkommen abgetrennt hatte, lag neben dem Kopf auf dem Autopsietisch. Ihre leicht gekrümmten Finger verliehen ihr das Aussehen einer großen, vertrockneten Spinne.

Der Torso des toten Mädchens war vom Hals bis zum Bauch aufgeschlitzt worden, und seine großen Brüste, die schwer auf beiden Seiten des Brustkorbs herunterhingen, zogen die Hälften des Schnitts auseinander. Darunter lag der mittlere Teil der Leiche, der von den Hüften bis zu den Knien reichte, und danach kamen noch die Unterschenkel mit den Füßen, die ohne Verbindung mit den Kniegelenken so dalagen, daß die Zehen nach außen und nicht nach oben zeigten.

Der Anblick ihrer zartrosa Zehennägel tat mir in der Seele weh. Am liebsten hätte ich das tote Mädchen mit irgend etwas zugedeckt und die anderen angeschrien, sie sollten es in Ruhe lassen. Statt dessen blieb ich stehen, sah dem photographierenden Polizisten zu und wartete, bis ich an der Reihe war, die Würde der Toten zu verletzen.

Als ich jetzt, Monate später, die Augen schloß, konnte ich noch immer die gezackten Risse an ihrer Kopfhaut sehen, die von wiederholten Schlägen mit einem stumpfen Gegenstand herrührten. Ich sah die Quetschungen an ihrem Hals und die punktförmigen Blutungen in ihren Augen, die ein untrügliches Zeichen für Tod durch Erdrosseln waren. Die kleinen Gefäße wurden vom Druck des Blutes zum Platzen gebracht, das durch die zugedrückten Jugularvenen nicht mehr aus dem Kopf abfließen konnte.

Bei dem Gedanken daran, was dieser Toten möglicherweise sonst noch angetan worden war, krampfte sich mir der Magen zusammen. Diesem Mädchen an der Schwelle zur Frau, dessen Leben bisher aus Erdnußbutter und Hamburgern, Pfadfinderlagern und Sonntagsschule bestanden hatte. Es machte mich traurig, an all die Jahre zu denken, die sie nun nicht mehr leben durfte, an all die Abschlußbälle, die sie nicht mehr besuchen und all die heimlichen Biere, die sie nicht mehr trinken konnte. Wir Nordamerikaner im letzten Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends

nach Christus halten uns für zivilisierte Menschen. Und doch haben wir es nicht verhindert, daß dieses Mädchen nur sechzehn Jahre alt wurde, obwohl es, rein statistisch gesehen, eine Lebenserwartung von über siebzig Jahren gehabt hätte.

Ich vertrieb die schmerzhafte Erinnerung an diese Autopsie, wischte mir den Schweiß vom Gesicht und schüttelte so heftig den Kopf, daß meine durchnäßten Haare hin und her flogen. In meinem Gedächtnis begann alles zu verschwimmen, so daß ich die Bilder von damals und die Detailphotos, die ich heute nachmittag gesehen hatte, nicht mehr auseinanderhalten konnte. Es war wie im wirklichen Leben. Schon lange nämlich hegte ich den Verdacht, daß meine Kindheitserinnerungen in Wirklichkeit aus alten Photos stammten, daß sie ein Konstrukt aus Schnappschüssen waren, die ich im Geiste zu einem Mosaik zusammengefügt und in erinnerte Realität verwandelt hatte. Kodak als Garant der Erinnerung. Vielleicht ist es ja besser so, denn traurige Ereignisse werden nur selten im Photo festgehalten.

Die Tür zum Dampfbad ging auf, und eine Frau kam herein. Sie nickte mir lächelnd zu und breitete ihr Handtuch auf einer Bank links von mir aus. Ihre Oberschenkel sahen aus wie riesige Schwämme. Ich nahm mein Handtuch und verschwand in Richtung Dusche.

Als ich nach Hause kam, wurde ich bereits von Birdie erwartet. Er stand im Flur und sah mich an, wobei sich sein weißer Körper im glänzenden, schwarzen Marmor des Bodens spiegelte. Birdie kam mir verärgert vor, aber haben Katzen wirklich solche Gefühle? Vielleicht projizieren wir Menschen sie lediglich in sie hinein. Trotzdem kontrollierte ich pflichtschuldigst seinen Freßnapf. Es war zwar nur noch wenig Katzenfutter darin, aber leer war er auch nicht. Geplagt von schlechtem Gewissen füllte ich ihn trotzdem auf. Mittlerweile hatte Birdie sich hier recht gut eingewöhnt. Seine Bedürfnisse waren bescheiden: Er brauchte mich, Friskies mit Fisch und viel Schlaf. Solche Anforderungen lassen sich leicht erfüllen, egal, ob diesseits oder jenseits der Grenze.

Bis zu meinem Treffen mit Gabby hatte ich noch eine Stunde Zeit, und so legte ich mich langgestreckt aufs Sofa. Die körperlichen Anstrengungen und das Dampfbad forderten ihren Tribut, und ich hatte das Gefühl, als wollten ganze Muskelgruppen mir den Dienst versagen. Aber die Erschöpfung hatte auch ihre guten Seiten. Wenn schon nicht geistig, so war ich wenigstens körperlich entspannt. Wie immer in solchen Situationen sehnte ich mich nach etwas zu trinken.

Das Zimmer war in den Sonnenschein des späten Nachmittags getaucht, den der ausgebleichte Musselin vor den Fenstern nur wenig dämpfte. Dieses Licht, diese pastellfarbene, luftige Helligkeit war es, was mir an meiner Wohnung am meisten gefiel und immer wieder beruhigend auf mich wirkte. Hier war meine Insel der Stille in der hektischen Welt.

Meine Wohnung liegt im Erdgeschoß eines u-förmig um einen Innenhof herumgebauten Gebäudes und nimmt fast einen ganzen Schenkel des Us ein, wodurch ich keine direkten Nachbarn habe. Auf einer Seite des Wohnzimmers führt eine große gläserne Doppeltür hinaus in den begrünten Innenhof. Durch eine ähnliche Tür gegenüber gelangt man in meinen kleinen privaten Garten. So etwas findet man nicht oft – Wiesen und Blumen direkt in der Innenstadt. Ich hatte mir sogar ein kleines Gewürzgärtchen angelegt.

Als ich hierher gezogen war, hatte ich mich gefragt, ob mir das Alleinleben wohl Spaß machen würde. Das war eine völlig neue Erfahrung für mich, denn schließlich war ich aus meinem Elternhaus direkt ins College gezogen und hatte unmittelbar danach Pete geheiratet. Andersherum gesagt: Ich war noch nie meine eigene Herrin gewesen. Aber ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. Ich genoß es sehr, allein zu sein.

Als ich gerade über die Grenze zwischen Wachen und Schlafen glitt, läutete das Telefon und holte mich zurück in die Realität. Abrupt aus meinem Dämmerschlaf gerissen, verspürte ich beim Abnehmen des Hörers ein leichtes Kopfweh. Am anderen Ende der Leitung war eine roboterhafte Stimme, die

versuchte, mir eine Grabstelle auf einem Friedhof aufzuschwatzen.

»*Merde*«, sagte ich, legte auf und erhob mich langsam von der Couch. In den letzten Monaten hatte ich mir angewöhnt, mit mir selbst zu sprechen. Das war einer der Nachteile des Alleinlebens.

Ein anderer war der, daß ich nicht bei meiner Tochter war. Ich wählte ihre Nummer, und sie hob schon nach dem ersten Klingeln ab.

»O Mom, wie schön, daß du anrufst. Wie geht es dir? Ich kann jetzt leider nicht mit dir sprechen, weil ich jemanden in der anderen Leitung habe. Kann ich dich in ein paar Minuten zurückrufen?«

Ich mußte lächeln. Das war typisch Katy. Sie war ständig außer Atem und hatte tausend verschiedene Dinge am Laufen.

»Kein Problem, Liebes. Es war nichts Wichtiges, ich wollte mich bloß mal wieder bei dir melden. Könntest du mich vielleicht morgen anrufen? Ich gehe heute Abend nämlich mit Gabby zum Essen.«

»Klar. Gib ihr einen dicken Kuß von mir. Ach, übrigens, ich habe in der Französischklausur eine Eins, falls es das ist, weshalb du anrufst.«

»Daran habe ich nie gezweifelt«, sagte ich lachend. »Dann bis morgen.«

Zwanzig Minuten später stellte ich meinen Wagen vor Gabbys Wohnhaus ab. Wie durch ein Wunder hatte ich einen Parkplatz direkt vor der Tür gefunden. Ich zog den Zündschlüssel ab und stieg aus.

Gabby wohnte am Carré St. Louis, einem bezaubernden kleinen Platz zwischen dem Boulevard St. Laurent und der Rue St. Denis. Der kleine Park in seiner Mitte wird von hübschen hölzernen Reihenhäusern in den unterschiedlichsten Formen gesäumt, die allesamt aus einer Zeit stammen, in der man noch phantasievoll gebaut hat. Mit ihren bunten Anstrichen in allen

Farben des Regenbogens und ihren Gärten voller üppig wuchernder Sommerblumen kommen sie mir immer so vor, als wären sie direkt einem Zeichentrickfilm von Walt Disney entsprungen.

Der Park, dem eine tulpenförmig in den Himmel steigende Wasserfontäne eine besondere Note verleiht, ist von einem kniehohen Zaun aus filigran verschlungenem Schmiedeeisen umgeben, der die öffentliche Grünfläche von den Lebkuchenhäusern ringsum abtrennt. Beim Anblick der Häuser und des Parks fällt mir immer auf, wie sehr die Menschen des viktorianischen Zeitalters, die in sexuellen Dingen eine enorme Prüderie an den Tag legten, beim Entwerfen von Häusern und Gärten ihrer Phantasie freien Lauf ließen. Irgendwie finde ich diese Erkenntnis beruhigend, denn sie zeigt mir, daß es zu allem ein gewisses Gegengewicht gibt.

Als ich aus dem Auto stieg, warf ich einen Blick auf Gabbys Haus. Es befand sich am Nordrand des Parks und war das dritte nach der Rue Henri-Julien. Katy hätte es wohl als einen »krassen Exzeß« bezeichnet, so wie manche Kleider für den Abschlußball, über die wir uns jedes Frühjahr aufs neue schieflachen. Es schien so, als sei der Architekt erst dann zufrieden gewesen, als er sein Gebäude mit allen nur denkbaren Schnörkeln verziert hatte.

Das Haus war ein zweistöckiger Ziegelbau mit großen Erkerfenstern. Das Dach war mit kleinen ovalen Schindeln gedeckt, die mich an die Schuppen einer Meerjungfrau erinnerten. In seiner Mitte thronte ein abgeschnittenes sechseckiges Türmchen mit einer von einem schmiedeeisernen Geländer umgebenen Aussichtsplattform. Die Fenster hatten sanft geschwungene, maurische Bögen, und sämtliche Fenster- und Türstöcke waren reich mit Schnitzwerk verziert und zart lavendelfarben gestrichen. Links vom Erkerfenster im Erdgeschoß wand sich eine eiserne Wendeltreppe, deren verschlungene Verzierungen an den Zaun um den Park erinnerten, hinauf zur Veranda im ersten Stock. Jetzt, Anfang Juni, blühten auf den Fensterbänken und in den großen Pflanzkübeln auf der Terrasse

die unterschiedlichsten Blumen.

Gabby hatte wohl schon auf mich gewartet, denn als ich den Gehsteig betrat, sah ich, wie sich an einem ihrer Fenster der Vorhang bewegte. Kurz darauf ging die Haustür auf, und Gabby winkte mir zu. Sie schloß ab, rüttelte an der Klinke, um sich zu vergewissern, ob die Tür auch wirklich zu war, und kam rasch die steile Treppe herunter. Ihr langes Kleid blähte sich dabei wie ein Spinnaker bei achterlichem Wind. Ich hörte, wie sie sich mir näherte. Gabby liebte alles, was glitzert und klimpert, und an diesem Abend trug sie eine Kette mit kleinen silbernen Glöckchen an einem ihrer Fußknöchel. Schon an der Universität hatte ich Gabbys Art, sich zu kleiden, als *Nouveau Ashram* bezeichnet. Sie zog sich noch immer so an.

»Na, wie geht's?«

»Nicht schlecht«, sagte ich ausweichend.

Noch beim Sprechen wußte ich, daß es nicht stimmte. Aber ich wollte mit ihr ebensowenig über die Morde, Claudel oder meinen geplatzten Ausflug nach Quebec City reden wie über meine kaputtgegangene Ehe oder all die anderen Sachen, die mir in letzter Zeit die Seelenruhe störten.

»Und dir?«

»*Bien*.«

Gabby schüttelte den Kopf, daß ihre Locken durch die Luft flogen. *Bien*. *Pas bien.* Wie in alten Zeiten. Aber nicht ganz. Das merkte ich an mir selbst. Und auch Gabby war zurückhaltend und schien eher über Belanglosigkeiten reden zu wollen. Das machte mich ein wenig traurig, aber weil ich wohl diejenige gewesen war, die damit angefangen hatte, sagte ich nichts und hielt mich an unsere stillschweigende Übereinkunft, keine heiklen Themen anzuschneiden.

»Na, wo wollen wir denn nun hingehen?«

Ich sagte das nicht, um das Thema zu wechseln, denn schließlich hatten wir ja noch gar kein Thema angefangen.

»Worauf hättest du denn Lust?«

Ich dachte darüber nach. Normalerweise treffe ich solche Entscheidungen, indem ich mir ein bestimmtes Gericht vorstelle. Mein Gehirn reagiert am besten auf visuelle Reize. Es hat sozusagen eine graphische, menügesteuerte Benutzeroberfläche, was im Zusammenhang mit Essen gar nicht mal so abwegig klingt. Heute wollte es etwas Rotes und Schweres.

»Wie war's mit Italienisch?«

»Gerne.« Gabby dachte kurz nach. »Was hältst du vom Vivaldi's gleich drüben in der Rue Prince Arthur? Da könnten wir draußen sitzen.«

»Super. Und ich muß diesen Parkplatz nicht aufgeben.«

Wir gingen quer durch den mit großen Bäumen bestandenen Park. Auf den Bänken saßen vornehmlich alte Männer, die sich in kleinen Gruppen unterhielten. Eine Frau, die eine Duschhaube trug, fütterte die Tauben mit Brot aus einer Plastiktüte. Auf einem der im Zickzack durch den Park führenden Gehwege patrouillierten mit hinter dem Rücken verschränkten Händen zwei uniformierte Polizisten. Ab und zu blieben sie stehen und redeten freundlich mit den Leuten.

Als wir am westlichen Rand des Parks an dem Aussichtsturm vorbeikamen, wunderte ich mich wie jedes Mal, warum das moderne Bauwerk aus Stahlbeton ausgerechnet den Namen des römischen Kaisers Vespasian trug.

Wir verließen den Platz, überquerten die Rue Laval und gingen zwischen einem Paar Betonsäulen durch, die den Eingang zur Rue Prince Arthur markierten. Die ganze Zeit über hatten wir kein Wort miteinander gesprochen. Das war merkwürdig, denn Gabby war sonst nie so still und zurückhaltend. Normalerweise sprudelten Pläne und Ideen nur so aus ihr heraus. Außerdem war es vollkommen untypisch für sie, daß sie sofort auf meine Vorschläge einging.

Im Gehen betrachtete ich Gabby verstohlen aus dem Augenwinkel. Sie sah sich die Gesichter der an uns vorbeigehenden Leute genau an und nagte dabei am Fingernagel eines ihrer Daumen herum. Das war kein gedankenloses Umherblicken.

Irgend etwas schien sie nervös zu machen und ließ sie auf dem belebten Gehsteig nach jemandem Ausschau halten.

An diesem schwülwarmen Abend wimmelte die Rue Prince Arthur von Menschen. Die Restaurants hatten alle ihre Türen geöffnet, und Tische und Stühle standen so kreuz und quer auf dem Trottoir, als sollten sie erst später geordnet werden. Männer in kurzärmeligen Baumwollhemden und Frauen in schulterfreien Kleidern saßen schwatzend und lachend unter den bunten Sonnenschirmen. Andere warteten in langen Schlangen darauf, daß ihnen ein Tisch zugewiesen wurde. Ich stellte mich in die Schlange vor das Vivaldi's, während Gabby in einem Dépanneur an der Ecke eine Flasche Rotwein erstand.

Als wir schließlich einen Platz bekommen hatten, bestellte Gabby Fettucini Alfredo, während ich mich für Picata Lombarda und einen kleinen Teller Spaghetti mit Tomatensoße entschied. Damit blieb ich meiner Vision von etwas Rotem zu essen wenigstens teilweise treu. Während wir auf unsere Salate warteten, nippte ich an meinem Perrier-Mineralwasser und unterhielt mich mit Gabby. In Wirklichkeit allerdings bewegten wir eigentlich nur unsere Lippen und sagten belangloses Zeug. Nach einer Weile gaben wir es auf und saßen schweigend da. Dieses Schweigen war nicht das wortlose Einverständnis zwischen alten Freunden, sondern ein Ausdruck unseres Unbehagens.

Nun kannte ich die sich abwechselnden Höhen und Tiefen von Gabbys Stimmung fast so gut wie meinen eigenen Menstruationszyklus und wußte genau, daß sie nervös und angespannt war. Sie vermied es, mir in die Augen zu sehen und suchte statt dessen, wie vorhin im Park, ohne Unterlaß die Gesichter der vorbeiflanierenden Passanten ab. Wenn ich etwas sagte, schien sie nicht bei der Sache zu sein, und sie trank rascher, als es sonst bei ihr der Fall war. Jedesmal, wenn sie das Weinglas an ihre Lippen führte, leuchtete der Chianti so verführerisch im Abendlicht wie ein Sonnenuntergang in North Carolina.

Irgendwas schien ihr gegen den Strich zu gehen. Ich kannte die

Anzeichen dafür nur zu gut. Sie trank zu viel und versuchte, dadurch ihre Anspannung zu lösen. Der Alkohol ist die Droge der Unglücklichen, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Das Eis in meinem Mineralwasser schmolz langsam vor sich hin, und die Zitronenscheibe glitt unter leisem Zischen der Kohlensäure von einem Würfel auf den anderen.

»Was ist los, Gabby?«

Die Frage schreckte sie aus ihrem Brüten.

»Was soll denn los sein?« fragte sie zurück. Sie lachte kurz und trocken und strich sich eine Locke aus dem Gesicht. Dabei sahen mich ihre Augen ausdruckslos an.

Ich hatte verstanden und lenkte das Gespräch wieder in neutralere Bahnen. Wenn sie soweit war, würde sie mir schon sagen, was sie bedrückte, dachte ich. Vielleicht aber war ich auch zu feige, um sie direkt herauszufordern. Vielleicht hatte ich Angst, daß zu große Nähe in diesem Fall zu ihrem Verlust fuhren könnte.

»Hast du mal wieder was von den Leuten an der Northwestern gehört?« fragte ich.

Als wir uns in den frühen siebziger Jahren an der Universität kennengelernt hatten, war ich verheiratet, und Katy ging schon in den Kindergarten. Damals hatte ich Gabby und die anderen Studenten um ihre Freiheit und um die nächtelangen Partys beneidet, auf denen sie sich oft bis zum frühen Morgen über irgendein philosophisches Thema die Köpfe heißgeredet hatten. Solche Erlebnisse hatten etwas Verbindendes. Ich hingegen, obwohl ich so alt gewesen war wie sie, hatte in einer ganz anderen Welt gelebt. Gabby war damals die einzige gewesen, mit der ich enge Freundschaft geschlossen hatte. Bis heute weiß ich nicht, warum. Schon unser Aussehen ist vollkommen unterschiedlich und war es schon damals. Vielleicht lag es ja daran, daß Gabby die einzige meiner Kommilitonen war, die mit Pete etwas anfangen konnte oder zumindest so tat als ob. Pete mit seinem militärischen Kurzhaarschnitt zwischen lauter Blumenkindern, die alle high von Gras und billigem Bier sind. Er haßte

meine Universitätspartys und verbarg seine Unbehaglichkeit hinter offen zur Schau gestellter Geringschätzung. Gabby war die einzige, die sich die Mühe machte, diesen Panzer zu durchdringen.

Inzwischen hatte ich den Kontakt zu den meisten meiner Kommilitonen verloren. Sie lebten jetzt quer über die Vereinigten Staaten verstreut und arbeiteten meist an Universitäten und Museen. Gabby hingegen hatte die Verbindungen mehr gepflegt als ich. Oder vielleicht hatten auch bloß die anderen sich häufiger bei ihr gemeldet als bei mir.

»Ab und zu höre ich noch etwas von Joe. Er ist Professor an einer Kleinstadt-Uni irgendwo in Iowa. Oder Idaho.« Amerikanische Geographie war noch nie Gabbys Stärke gewesen.

»Tatsächlich?« fragte ich interessiert, um sie aus der Reserve zu locken.

»Und Vern verkauft Immobilien in Las Vegas. Er war vor ein paar Monaten zu irgendeiner Konferenz in Montreal. Ich hatte den Eindruck, als wäre er ziemlich froh, daß er mit der Anthropologie nichts mehr am Hut hat.«

Gabby trank einen Schluck.

»Aber seine Frisur ist immer noch so beschissen wie damals«, fügte sie an. Diesmal klang ihr Lachen echt. Vielleicht war es der Wein, vielleicht aber auch mein Charme, der sie ein wenig lockerer machte.

»Ach ja, und außerdem habe ich eine E-Mail von Jenny bekommen. Sie überlegt sich, ob sie wieder zurück in die Forschung gehen soll. Du weißt doch, daß sie irgendeinen Trottel geheiratet, ihre gesicherte Dozentinnenstelle aufgegeben hat und mit ihm auf die Keys gezogen ist, oder?«

Gabby hatte noch nie ein Blatt vor den Mund genommen.

»Jetzt hat sie einen befristeten Vertrag und arbeitet wie ein Pferd, um eine reguläre Stelle zu bekommen.«

Noch ein Schluck.

»Hoffen wir, daß ihr Mann sie läßt. Wie geht’s eigentlich

Pete?«

Die Frage traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Bisher hatte ich nur sehr zurückhaltend von meiner gescheiterten Ehe gesprochen. Es war, als ob an diesem Punkt immer das Getriebe meiner Sprache klemmen würde, und ich hatte Angst, diese Sperre zu lösen. Wenn ich das bisher Unausgesprochene in Worte kleidete, so fürchtete ich, schuf ich damit eine Realität, der ich noch nicht richtig ins Auge blicken konnte. Also vermied ich das Thema. Gabby gehörte zu den wenigen Menschen, die überhaupt davon wußten.

»Es geht ihm gut. Wir reden miteinander.«

»Menschen können sich ändern.«

»Ja.«

Unsere Salate wurden serviert. Wir hantierten schweigend mit Essig, Öl und Pfeffermühle. Als ich wieder aufblickte, saß Gabby still da und hielt eine Gabel mit Salat auf halbem Weg zwischen Teller und Mund. Sie hatte sich wieder von mir zurückgezogen, nur jetzt schien sie mehr an Vorgängen in ihrem Inneren interessiert als an den Gesichtern der Passanten.

Ich versuchte es mit einer anderen Taktik.

»Was macht eigentlich dein Projekt?«

»Was? Ach so, das Projekt. Es läuft recht gut. Mittlerweile habe ich das Vertrauen der Frauen gewonnen, und manche von ihnen fangen an, offen mit mir zu reden.«

Sie steckte die Gabel in ihren Mund.

»Gabby, ich weiß, daß du mir das alles schon mal erzählt hast, aber erkläre es mir als trockener Naturwissenschaftlerin doch bitte noch einmal. Was ist das Ziel des Projekts?«

Gabby lachte über die Berührungsängste, die ich als Anthropologin schon immer gegenüber der Ethnologie gehabt hatte. An unserer kleinen Fakultät hatte es die unterschiedlichsten Studienschwerpunkte gegeben. Die einen hatten sich mit Ethnologie beschäftigt, andere mit Linguistik und wieder andere mit Archäologie oder Humanbiologie. So kam es, daß ich

ebensowenig von Dekonstruktivismus verstand wie Gabby von mitochondrialer DNA.

»Erinnerst du dich noch an die Völkerbeschreibungen, die wir bei Ray lesen mußten? Über die Janomamo, die Semai und die Nuer? Nun, mein Projekt ist etwas Ähnliches. Wir versuchen, die Welt der Prostituierten durch genaue Beobachtung und Interviews mit Informanten zu beschreiben. Das ist echte Feldforschung. Ganz nah und persönlich.« Gabby aß eine weitere Gabel von ihrem Salat. »Wer sind diese Prostituierten? Wo kommen sie her? Wie kamen sie zur Prostitution? Wie sieht ihr Tagesablauf aus? Wie passen sie in unser Wirtschaftssystem? Wie sehen sie sich selbst? Wo sind –«

»Ich verstehe, was du meinst.«

Möglicherweise lag Gabbys plötzliche Begeisterung an ihrem Weinkonsum, vielleicht aber war sie ihrem Thema ja auch wirklich so leidenschaftlich verbunden, daß sie immer lebhafter wurde. Obwohl es inzwischen dunkel geworden war, konnte ich sehen, daß sie ganz rot im Gesicht wurde, und ihre Augen funkelten im Licht der Straßenlaternen.

»Die Gesellschaft hat diese Frauen einfach abgeschrieben. Niemand interessiert sich für sie, mit Ausnahme derjenigen natürlich, denen sie ein Dorn im Auge sind und die sie am liebsten loswerden wollen.«

Ich nickte, während Gabby noch eine Gabel von ihrem Salat nahm.

»Die meisten Leute glauben, daß nur Frauen auf den Strich gehen, die von Zuhältern dazu gezwungen werden oder die als Kinder mißbraucht wurden. In Wirklichkeit aber tun es viele Frauen schlicht und ergreifend deshalb, weil sie Geld brauchen. Sie haben oft nicht die richtigen Qualifikationen für einen guten Arbeitsplatz und könnten mit einfachen Jobs nie und nimmer ihren Lebensunterhalt bestreiten. Die meisten planen, nur ein paar Jahre auf den Strich zu gehen und gut zu verdienen. Den eigenen Körper zu verkaufen bringt nun mal mehr ein als Hamburger zu brutzeln.«

Wieder eine Gabel Salat.

»Prostituierte haben, wie jede andere gesellschaftliche Gruppe auch, ihre eigene Subkultur. Mich interessieren die Netzwerke, die sie aufbauen und die Unterstützungssysteme, auf die sie zurückgreifen können.«

Der Kellner kam mit unseren Vorspeisen.

»Und was ist mit den Männern, die sich ihre Dienste kaufen?«

»Wie meinst du das?« Diese Frage schien ihr nicht zu passen.

»Was ist mit den Kerlen, die zu den Prostituierten gehen? Die müssen doch in diesem Umfeld eine große Rolle spielen. Sprichst du mit denen auch?« fragte ich nach und rollte Spaghetti auf meine Gabel.

»Ich… Ja, mit ein paar von ihnen schon«, stammelte Gabby, die ich mit meinen Fragen sichtlich aus dem Konzept gebracht hatte. Sie machte eine kurze Pause. »Aber jetzt haben wir genug von mir gesprochen, Tempe. Erzähl mir, woran du gerade arbeitest. Hast du irgendwelche interessanten Fälle?« Gabby blickte dabei nicht von ihrem Teller auf.

Der Themenwechsel traf mich völlig unvorbereitet, und deshalb antwortete ich, ohne groß nachzudenken.

»Diese Morde gehen mir ganz schön unter die Haut«, sagte ich und bereute die Worte, kaum hatte ich sie ausgesprochen.

»Was für Morde denn?« Gabbys Zunge war jetzt schon ziemlich schwer, so daß ihre Worte weich und abgeschliffen klangen.

»Seit vergangenen Donnerstag haben wir einen ziemlich schlimmen Fall«, antwortete ich. Dabei beließ ich es. Gabby hatte sich noch nie sonderlich für meine Arbeit interessiert.

»Tatsächlich?« Sie nahm sich ein Stück Brot aus dem Korb. Ihre Frage war die reine Höflichkeit. Sie hatte mir von ihrer Arbeit erzählt, jetzt wollte sie zuhören, wenn ich von meiner sprach.

»Ja. Seltsamerweise war das Interesse der Presse sehr gering. Letzte Woche wurde auf dem Gelände des Grand Seminaire eine

nicht identifizierte weibliche Leiche gefunden. Sieht so aus, als wäre sie im April ermordet worden.«

»Aber so sehen doch die meisten deiner Fälle aus. Was ist daran so erschütternd?«

Ich lehnte mich zurück, sah sie an und fragte mich, ob ich mir das wirklich antun sollte. Vielleicht war es ja besser, wenn ich meine Befürchtungen aussprach. Aber für wen? Für mich? Außer Gabby gab es niemanden, dem ich mich anvertrauen konnte.

»Die Leiche war verstümmelt. Der Mörder hat sie zerstückelt und in ein Gebüsch geworfen.«

Gabby sah mich an, ohne etwas zu sagen.

»Ich glaube, daß der Fall einem anderen ähnelt, den ich vor einiger Zeit untersucht habe.«

»Inwiefern?«

»Die Fälle haben beide…« Ich suchte nach Worten, »… gewisse gemeinsame Elemente.«

»Zum Beispiel?« Gabby griff nach ihrem Glas.

»Brutale Schläge, Verstümmelungen.«

»Aber so was ist doch nichts Außergewöhnliches, oder? Köpfe einschlagen, Erdrosseln, Aufschlitzen. Das gehört nun mal ins Repertoire männlicher Brutalität gegen Frauen.«

»Stimmt«, gab ich zu. »Aber bei diesem Opfer kenne ich nicht mal die Todesursache. Dazu war die Leiche zu stark verwest.«

Gabby machte ein unbehagliches Gesicht. Vielleicht hatte ich einen Fehler gemacht.

»Was beunruhigt dich sonst noch?« Sie hielt ihr Glas in der Hand, trank aber nicht.

»Die Art der Verstümmelungen. Daß die Tote aufgeschlitzt und zerstückelt wurde. Und…« Ich brachte den Satz nicht zu Ende, weil ich an den Gummisauger denken mußte. Ich wußte noch immer nicht, was er bedeutete.

»Und du glaubst, daß derselbe Bastard beide Frauen auf dem Gewissen hat?«

»Ja, aber das kann ich dem Idioten, der den Fall untersucht, nicht klarmachen. Er will sich den zweiten Mord nicht einmal ansehen.«

»Für mich sieht es nach einem dieser Drecksäcke aus, die sich daran aufgeilen, daß sie wehrlose Frauen abschlachten.«

Ich antwortete, ohne aufzublicken. »Das glaube ich auch.«

»Und du meinst, daß er es wieder tun wird?«

Ihre Stimme klang jetzt wieder schärfer, die Schwere von vorhin war vollständig daraus verschwunden. Ich legte meine Gabel auf den Teller und sah Gabby an. Sie starrte mit durchdringendem Blick zu mir herüber. Dabei hatte sie den Kopf leicht vorgestreckt, und ihre Finger umklammerten noch immer den Stiel ihres Weinglases. Weil ihre Hand ein wenig zitterte, schlug der Wein im Glas kleine Wellen.

»Gabby, es tut mir leid«, sagte ich. »Ich hätte dir das alles nicht erzählen dürfen. Bist du in Ordnung, Gabby?«

Sie setzte sich gerade hin und stellte das Glas auf den Tisch, wo sie es erst nach einer ganzen Weile losließ. Dabei sah sie mich noch immer unverwandt an. Ich winkte dem Kellner.

»Möchtest du auch einen Kaffee?«

Gabby nickte.

Wir genehmigten uns Cannoli und Cappucino zum Nachtisch. Gabbys Stimmung besserte sich wieder, als wir über unser Studium im Zeitalter des Wassermanns sprachen. Damals hatten wir schnurgerade, lange Haare gehabt und gebatikte T-Shirts und Jeans getragen, die an den Hüften eng und unten weit ausgestellt gewesen waren. Heute mußten wir beide über diese uniformierte Flucht aus der Konformität der damaligen Gesellschaft lachen. Als wir das Restaurant verließen, war es schon nach Mitternacht.

Als wir die Rue Prince Arthur entlang gingen, kam Gabby wieder auf die Morde zu sprechen.

»Wie muß man sich den Typen eigentlich vorstellen?«

Ihre Frage überraschte mich.

»Als einen Irren? Oder ganz normal? Sieht man es ihm an oder nicht?«

Meine Begriffsstutzigkeit schien sie zu ärgern.

»Ich meine, ob man den Dreckskerl auf einem Picknick oder in der Kirchengemeinde erkennen würde?«

»Wen? Den Mörder?«

»Ja.«

»Das weiß ich nicht.«

Gabby ließ nicht locker. »Meinst du, daß er ein normales Leben fuhren kann?«

»Ich denke schon. Wenn – was ich nicht sicher weiß – ein und derselbe Mörder die beiden Frauen getötet hat, dann muß er irgendwo unerkannt leben und seine Verbrechen planen. Manche Serienmörder fuhren die Welt ziemlich lange an der Nase herum, bis sie endlich gefaßt werden. Aber das ist alles reine Spekulation. Schließlich bin ich keine Psychologin.«

Wir waren an meinem Auto angelangt. Als ich die Tür aufsperrte, packte Gabby mich plötzlich am Arm. »Ich möchte dir den Kiez zeigen.«

Wieder einmal konnte ich ihren Gedankensprüngen nicht folgen. Ich versuchte mir vorzustellen, was für einen Zusammenhang ihr Vorschlag mit unserem bisherigen Gespräch haben könnte.

»Äh…«

»Das Rotlichtviertel. Den Strich. Mein Projekt. Laß uns nur kurz vorbeifahren, damit ich dir die Mädchen dort zeigen kann.«

Ich blickte ihr ins Gesicht, das im Scheinwerferlicht eines vorbeifahrenden Autos seltsam aussah. Das Licht huschte darüber wie der Strahl einer Taschenlampe und tauchte Gabbys Züge in ein Wechselspiel aus Hell und Dunkel. Gabbys Unternehmungslust wirkte irgendwie ansteckend. Ich schaute auf meine Uhr. Es war zwei Minuten vor halb eins.

»Okay«, sagte ich, obwohl es in Wirklichkeit nicht okay war.

Morgen würde ein harter Tag für mich werden. Aber Gabby schien so erpicht auf diesen Ausflug, daß ich es nicht übers Herz brachte, sie zu enttäuschen.

Sie zwängte sich in den Wagen und schob den Beifahrersitz so weit wie möglich nach hinten. Damit gewann sie etwas mehr Raum für ihre langen Beine.

Ein paar Minuten fuhren wir schweigend dahin. Auf Gabbys Anweisungen hin steuerte ich erst ein paar Blocks nach Westen, bis ich in die Rue St. Urbain in südliche Richtung abbog. Wir bewegten uns am äußersten östlichen Rand des Univiertels, einer Mischung aus billigen Studentenbuden und teuren Eigentumswohnungen in renovierten Ziegelbauten aus der Jahrhundertwende. Nach sechs Blocks bog ich nach links in die Rue Ste. Catherine ein. Die Innenstadt lag jetzt hinter uns. Im Rückspiegel konnte ich die Silhouetten des Complexe Desjardins und des Place des Arts erkennen, deren Hochhäuser von zwei verschiedenen Seiten der Innenstadt miteinander zu wetteifern schienen. Zu ihren Füßen lagen der Complexe Guy-Favreau und das Palais des Congrès.

In Montreal geht der Glanz der Innenstadt ziemlich rasch in das heruntergekommene Eastend über, und die Rue Ste. Catherine kennt beide Gesichter der Stadt. Sie beginnt im wohlhabenden Westmount und läuft in südöstlicher Richtung auf den Boulevard St. Laurent zu, der sie in eine östliche und eine westliche Hälfte teilt. In der Innenstadt liegen an der Rue Ste. Catherine das Forum, in dem die Montreal Canadiens ihre Eishockeytriumphe feierten, das Kaufhaus Eatons und das Spectrum, wo viele Rock- und Popkonzerte stattfinden. Nach der Kreuzung mit dem Boulevard St. Laurent aber läßt die Ste. Catherine Büro- und Wohnhäuser, Kongreßzentren, Boutiquen, Restaurants und schicke Single-Bars hinter sich und gehört ab da Nutten und Punks, Drogendealern und Skinheads. In das Rotlichtviertel, das sich vom Boulevard St. Laurent in östlicher Richtung bis zum Schwulenviertel erstreckt, trauen sich Touristen und die Bewohner der Vorstädte höchstens für kurze Besuche hinein. Sie

glotzen die Menschen dort an, aber sie vermeiden den Blickkontakt mit ihnen. Vielleicht begaffen sie die andere Seite, um sich ihre eigene Überlegenheit zu bestätigen.

Kurz vor der Kreuzung mit dem Boulevard St. Laurent sagte mir Gabby, daß ich anhalten solle. Ich fand einen Parkplatz direkt vor einem Sexshop und schaltete den Motor ab. Auf der anderen Straßenseite stand eine Gruppe von Frauen vor dem Eingang zum Hotel Granada. Ein Reklameschild pries *Chambres* an, aber ich bezweifelte, daß sich Touristen in dieses Etablissement verirrten.

»Da«, sagte Gabby, »das ist Monique.«

Monique trug Stiefel aus rotem Vinyl, die bis zur Mitte ihrer Oberschenkel reichten. Ihr Oberkörper steckte in einem schwarzen, bis an den Rand seiner Dehnfähigkeit gespannten Body aus Stretch, unter dem ich die Umrisse ihres Höschen und ihres BHs erahnen konnte. An ihren Ohren baumelten große Plastikringe, die sich knallpink von ihren viel zu schwarzen Haaren abhoben und fast Moniques Schultern berührten. Irgendwie kam mir Monique wie die Karikatur einer Nutte vor.

»Und das ist Candy.«

Gabby deutete auf eine junge Frau in gelben Shorts und Cowboystiefeln, gegen deren Make-up sogar ein Clown ungeschminkt ausgesehen hätte. Die Frau war so jung, daß es fast wehtat. Bis auf die Zigarette und ihre Kriegsbemalung hätte sie meine Tochter sein können. Ich lehnte mich zurück und legte die Hände aufs Lenkrad. Während Gabby mir nach und nach die Nutten zeigte, mußte ich unwillkürlich an Gibbons denken. Ähnlich wie diese Affen gingen die Frauen ständig hin und her und teilten damit den Gehsteig in ein Mosaik von kleinen Territorien auf. Jede versuchte, auf ihrem Gebiet ein Männchen anzulocken und die anderen Weibchen davon fernzuhalten. Die verführerischen Posen, die aufmunternden Gesten und Rufe kamen mir vor wie ein Balzritual der Gattung *Homo sapiens*. Mit dem einen Unterschied allerdings, daß das Ziel dieses Werbens hier nicht die Vermehrung der Art war.

Als Gabby mit der Aufzählung fertig war, drehte ich mich zu

ihr um. Sie schaute in meine Richtung, aber ihre Blicke waren auf etwas gerichtet, das sich hinter mir und vielleicht sogar außerhalb unserer Welt befand.

»Fahren wir.«

Sie sagte es so leise, daß ich es kaum verstand. »Was?«

»Fahr los!«

Ihre Ungeduld erstaunte mich. Eine grobe Bemerkung lag mir schon auf der Zunge, aber dann sah ich den Blick in ihren Augen und hielt den Mund.

Wieder fuhren wir schweigend durch die Nacht. Gabby schien so tief in Gedanken versunken, als wäre sie geistig auf einem anderen Planeten. Als ich jedoch vor ihrem Wohnhaus anhielt, verblüffte sie mich mit einer weiteren Frage.

»Werden sie eigentlich vergewaltigt?«

In Gedanken spulte ich unsere Unterhaltung zurück, aber ich kam nicht drauf, was sie meinte. Wieder einmal war mir der Zusammenhang nicht klar.

»Wer denn?« fragte ich.

»Na, die Frauen.«

Meinte sie die Nutten? Oder die Mordopfer?

»Welche Frauen?«

»Der ganze Mist hängt mir zum Hals heraus!« platzte sie schließlich heraus.

Noch bevor ich etwas erwidern konnte, war sie aus dem Auto gestiegen und an der Treppe. Erst dann spürte ich ihre Heftigkeit wie einen Schlag ins Gesicht.

5

Die nächsten zwei Wochen hörte ich nichts von Gabby. Auch Claudel hatte mich offenbar aus seinem Verteiler gestrichen. Was er über Isabelle Gagnon herausfand, erfuhr ich auf dem Umweg über Pierre LaManche.

Sie hatte bei ihrem Bruder und seinem Freund in einem Arbeiterviertel nordöstlich vom Stadtzentrum gewohnt und als Verkäuferin in der Boutique des Freundes in der Nähe der Rue St. Denis gearbeitet. Der kleine Laden hatte sich auf Schwulen-Mode und die dazugehörigen Accessoires spezialisiert. Er hieß *Une Tranche de la Vie,* eine Scheibe vom Leben. Der Bruder, von Beruf Bäcker, hatte sich den Namen ausgedacht. Die Scheibe, die seine Schwester vom Leben abbekommen hatte, war ziemlich dünn gewesen.

Isabelle war am Freitag, dem ersten April, verschwunden. Nach Aussagen ihres Bruders hatte sie den Abend zuvor in einer Bar in der Rue St. Denis verbracht, in der sie Stammgast gewesen war. Der Bruder glaubte, gegen zwei Uhr früh gehört zu haben, wie sie heimkam, aber er hatte nicht nachgesehen. Am Morgen des ersten April waren die beiden Männer früh zur Arbeit gegangen. Um vier Uhr nachmittags hätte dann auch Isabelle in der Boutique sein sollen, aber sie war dort nie aufgetaucht. Fünf Wochen später fanden wir ihre Überreste auf dem Gelände des Grande Seminaire.

Eines Nachmittags kam LaManche noch spät zu mir ins Büro, um sich zu erkundigen, ob ich die Untersuchung von Isabelle Gagnons Leiche schon abgeschlossen hätte.

»Sie hatte mehrere Schädelbrüche«, sagte ich. »Deshalb hat die Rekonstruktion so lange gedauert.«

»Oui.«

Ich nahm den Schädel von seinem Korkring.

»Sie hat mindestens drei Schläge erhalten. Das hier war der erste.«

Ich deutete auf einen kleinen, untertassenförmigen Krater, umgeben von einer Reihe von konzentrischen Kreisen, die aussahen wie die Ringe auf einer Zielscheibe.

»Dieser erste Schlag war nicht stark genug, um den Schädel zu zerbrechen. Er hat nur eine Depressionsfraktur der Lamina externa verursacht. Dann hat der Mörder hierher geschlagen.«

Ich deutete auf das Zentrum eines Musters sternförmig verlaufender Frakturlinien, das von einer Serie kreisartiger Bruchstellen durchzogen war. Die Strahlen und die Kreise ergänzten sich zu einem Spinnennetz der Verwüstung.

»Dieser Schlag war viel stärker und hat eine massive Trümmerfraktur hervorgerufen. Er hat ihren Schädel richtiggehend zerschmettert.«

Es hatte Stunden gedauert, bis ich die Bruchstücke zusammengefügt hatte. An ihren Rändern waren immer noch die Klebstoffreste zu sehen.

LaManche hörte konzentriert zu, wobei seine Augen so oft zwischen dem Schädel und meinem Gesicht hin und her wanderten, daß seine Blicke eine Furche in die Luft zu graben schienen.

»Und dann hat er hierher geschlagen.«

Ich deutete auf ein weiteres, sternförmiges System von Bruchstellen und zeigte LaManche einen Sprung, der davon ausgehend in Richtung auf die vorhin gezeigten kreisartigen Bruchstellen lief und dort abrupt aufhörte, wie ein Feldweg, der T-förmig in eine größere Straße einmündet.

»Dieser Schlag hier kam später«, erklärte ich. »Neue Frakturen hören sofort auf, wenn sie auf bereits erfolgte treffen. Neuere Sprünge können sich jenseits von älteren nicht mehr fortsetzen.«

»*Oui*.«

»Die Schläge kamen möglicherweise von rechts hinten.«

»Oui.«

LaManche war häufig so einsilbig. Das Fehlen von Feedback war bei ihm kein Zeichen von mangelndem Interesse oder Verständnis. Mit seinen knappen Antworten wollte er lediglich erreichen, daß ich meine Gedanken ordnete. Es war eine Art Trockenübung für den Auftritt vor einem Geschworenengericht. Ich fuhr fort.

»Wenn ein Schädel einen Schlag erhält, reagiert er wie ein Ballon. Einen Sekundenbruchteil lang wird der Knochen an der Stelle, wo der Schlag auftrifft, eingedellt, während er an der gegenüberliegenden Seite nach außen gedrückt wird. Deshalb werden auch Stellen in Mitleidenschaft gezogen, auf die gar nicht geschlagen wurde.«

Ich schaute LaManche an, um zu sehen, ob er mir folgen konnte. Er konnte.

»Wegen des Aufbaus des Schädels werden die Kräfte, die bei einem Schlag auf ihn einwirken, in bestimmte Bahnen gelenkt. Man kann ziemlich genau vorhersagen, wo die Knochen zuerst brechen.«

Ich deutete auf die Stirn.

»So wird ein Schlag, der hierher erfolgt, erheblichen Schaden in den Augenhöhlen oder im Gesicht anrichten.«

Nun zeigte ich auf den Hinterkopf.

»Ein Schlag hier hat wiederum oft einen Schädelbasisbruch zur Folge.«

LaManche nickte.

»Im Fall von Isabelle Gagnon haben wir es mit zwei Trümmerfrakturen und einer Impressionsfraktur des hinteren rechten Scheitelbeins zu tun. Außerdem gibt es mehrere lineare Brüche, die von der gegenüberliegenden Seite des Schädels auf das rechte Scheitelbein zulaufen. Das legt nahe, daß die Schläge von hinten rechts erfolgten.«

»Und zwar drei an der Zahl.«

»Ja. Drei«, bestätigte ich.

»Und waren diese Schläge die Todesursache?« Er wußte, was ich darauf antworten würde.

»Möglicherweise. Aber ich kann es nicht mit Sicherheit sagen.«

»Gibt es denn Anzeichen für eine andere Todesursache?«

»Nein. Keine Kugel, keine Stichwunden, keine weiteren Frakturen. Ich habe zwar ein paar seltsame Schrammen an einigen Wirbeln festgestellt, aber ich weiß noch nicht, was sie zu bedeuten haben.«

»Könnten sie vielleicht etwas mit der Zerstückelung der Leiche zu tun haben?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Dafür sind sie nicht an den richtigen Stellen.«

Ich stellte den Schädel wieder zurück auf seinen Ring.

»Die Leiche wurde ausgesprochen sauber zerlegt. Der Täter hat die Glieder nicht einfach abgehackt, sondern ordentlich an den Gelenken abgetrennt. Erinnern Sie sich an den Fall Gagne? Oder an den Valencia-Fall?«

Er dachte einen Augenblick nach und legte dabei den Kopf erst auf die rechte, dann auf die linke Seite wie ein Hund, der versucht, das Knistern von Cellophan zu orten. Solche Beweglichkeit war bei LaManche eher selten.

»Gagne haben wir vor etwa zwei Jahren hereinbekommen«, half ich ihm auf die Sprünge. »Er war in einige Decken eingewickelt und mit Packband zusammengeschnürt. Seine Beine hatte der Mörder abgesägt und extra eingepackt.«

Als ich die Leiche damals untersucht hatte, war mir der Totenkult der alten Ägypter in den Sinn gekommen. Bevor man dort einen Toten mumifiziert hatte, waren ihm die inneren Organe entnommen und einzeln haltbar gemacht worden. Die Gedärme hatte man dann zu einem eigenen Bündel gepackt und neben die Mumie gelegt. Gagnes Mörder hatte dasselbe mit den Beinen seines Opfers gemacht.

»Ah, *oui.* Ich erinnere mich an den Fall.«

»Gagne hatte man die Beine unterhalb der Knie abgesägt. Bei Valencia war es dasselbe. Dem wurden außerdem noch die Arme mehrere Zentimeter unterhalb der Gelenke abgetrennt.«

Valencia war bei einem Drogendeal zu gierig geworden, was letztendlich dazu geführt hatte, daß er in einer Hockeytasche zu uns gekommen war.

»In beiden Fällen wurden die Gliedmaßen einfach abgehackt. Der Mörder von Isabelle Gagnon hingegen hat sich die Mühe gemacht, sie sauber aus den Gelenken herauszulösen. Sehen Sie sich das an.«

Ich zeigte ihm ein Blatt mit unserer Standard-Autopsiezeichnung, auf dem ich die betreffenden Stellen eingezeichnet hatte. Ein Strich lief quer über den Hals, andere durch die Schulter-, Hüft- und Kniegelenke.

»Den Kopf hat er auf der Höhe des sechsten Halswirbels abgetrennt, die Arme an den Schultergelenken, die Beine an den Hüftpfannen und die Unterschenkel an den Kniegelenken.«

Ich nahm das linke Schulterblatt zur Hand.

»Sehen Sie die Schnitte rings um die Fossa glenoidalis?«

LaManche betrachtete die Einkerbungen auf der Gelenkpfanne.

»Bei den Beinen ist es genau dasselbe«, sagte ich und vertauschte das Schulterblatt mit dem Beckenknochen. »Hier, am Azetabulum. Der Mörder hat genau ins Gelenk hineingeschnitten.«

LaManche besah sich die tiefe Pfanne, die einmal den Kopf des Oberschenkelknochens gehalten hatte. An ihrer Innenseite waren mehrere Schnitte zu sehen. Schweigend nahm ich ihm das Becken ab und reichte ihm den Oberschenkelknochen. Auch hier waren parallel zueinander verlaufende Einschnitte zu sehen.

LaManche besah sich den Knochen lange, bevor er ihn zurück auf den Tisch legte.

»Nur bei den Händen ist er von dieser Vorgehensweise abgewichen. Hier hat er direkt durch die Knochen geschnitten.«

Ich zeigte ihm einen der Handknochen.

»Merkwürdig.«

»Finde ich auch.«

»Was kommt häufiger vor?«

»Das direkte Durchschneiden. Normalerweise zerstückelt man eine Leiche, um sie schneller loszuwerden und greift zur Säge oder zum Beil. Dieser Kerl aber hat sich Zeit gelassen.«

»Hm. Und was bedeutet das?«

Das hatte ich mich auch schon gefragt.

»Ich weiß es nicht.«

Eine Weile sagten wir beide nichts.

»Die Familie der Toten will die Leiche für die Beerdigung haben. Ich werde die Herausgabe so lange wie möglich hinausschieben, aber sorgen Sie dafür, daß Sie gute Aufnahmen und Proben haben, falls wir damit vor Gericht gehen müssen.«

»Ich werde Querschnitte von einigen Kerben machen und sie unter dem Mikroskop zu untersuchen. Vielleicht finde ich so das verwendete Werkzeug heraus.«

Meine nächsten Worte wählte ich sorgfältig und beobachtete dabei genau, wie LaManche reagierte.

»Und dann würde ich diese Schnittspuren gerne mit anderen aus einem früheren Fall vergleichen.«

LaManches Mundwinkel zuckten kaum wahrnehmbar. Ich konnte nicht sagen, ob er amüsiert oder verärgert war. Vielleicht hatte ich mir das Zucken aber auch nur eingebildet.

Nach einer kurzen Pause sagte er: »Ja. Mr. Claudel hat so etwas erwähnt.« Er sah mir ins Gesicht. »Warum glauben Sie eigentlich, daß zwischen diesen Fällen eine Verbindung bestehen könnte?«

Ich schilderte ihm die Übereinstimmungen, die mir bei den Fällen Trottier und Gagnon aufgefallen waren. Das Einschlagen der Schädel. Das Zerstückeln der Leichen. Die Verwendung von Müllsäcken. Das Abladen der Leichenteile an verschiedenen

Orten.

»Wer untersucht diese Fälle? Die CUM?«

»Gagnon schon. Trottier gehört der SQ. Sie wurde in St. Jerome gefunden.«

In Montreal sind, wie in vielen amerikanischen Städten auch, die Zuständigkeitsbereiche einzelner Behörden eine komplizierte Angelegenheit. Die Stadt liegt zum Großteil auf einer Insel im St. Lawrence-Strom, und für Verbrechen, die auf dieser Insel geschehen, ist die Polizei der Communauté Urbaine de Montreal zuständig. Verbrechen, die in den Vorstädten an den Ufern des Flusses geschehen, fallen hingegen in die Zuständigkeit der lokalen Polizeibehörden oder der Sûreté du Québec. Leider steht es mit der Kommunikation zwischen den einzelnen Behörden nicht immer zum besten.

Nach einer Pause sagte LaManche: »Monsieur Claudel kann manchmal ein wenig…«, er zögerte, »… schwierig sein. Vergleichen Sie die Fälle ruhig miteinander. Und wenn Sie etwas brauchen, dann lassen Sie es mich wissen.«

Im Lauf der Woche machte ich mehrere mikroskopische Aufnahmen von den Schnittstellen, wobei ich Aufnahmewinkel, Beleuchtung und Vergrößerungsfaktor variierte. Ich hoffte, dadurch die Details ihrer inneren Struktur festhalten zu können. Darüber hinaus entfernte ich an den Gelenkpfannen kleine Knochenstücke, die ich später unter einem Rasterelektronenmikroskop untersuchen wollte. Dann aber kam ich nicht dazu, denn in den folgenden zwei Wochen wurde ich mit Knochenfunden richtiggehend eingedeckt.

Spielende Kinder hatten in einem Park irgendwo draußen in der Provinz ein noch halb bekleidetes Skelett gefunden, am Ufer des Lac Saint-Louis war eine stark verweste Leiche angeschwemmt worden, und dann hatte auch noch ein junges Ehepaar im Keller ihres eben gekauften Hauses einen Koffer voller menschlicher Schädel gefunden, die mit Wachs, Blut und Federn bedeckt waren. Alle diese Funde landeten schließlich bei mir.

Bei der Leiche aus dem Lac Saint-Louis vermutete man, daß es

sich dabei um die sterblichen Überreste eines Mannes handelte, der im vergangenen Herbst bei einem Bootsunfall ums Leben gekommen war. Ein Zigarettenschmuggler hatte sich damit einen unliebsamen Konkurrenten vom Leib geschafft. Als ich gerade seinen Schädel untersuchte, klingelte das Telefon.

Ich hatte den Anruf erwartet, wenn auch nicht so bald. Beim Zuhören fing mein Herz heftig zu schlagen an, und das Blut unter meinem Brustbein begann zu prickeln wie Limonade, deren Flasche man geschüttelt hat. Am ganzen Körper wurde mir heiß.

»Sie ist seit weniger als sechs Stunden tot«, sagte LaManche. »Die Leiche ist unten, und ich werde sie gleich obduzieren. Ich finde, Sie sollten sich das ansehen.«

6

Margaret Adkins war vierundzwanzig Jahre alt gewesen und hatte mit ihrem Mann und ihrer sechsjährigen Tochter in der Nähe des Olympiastadions gelebt. Um halb elf Uhr vormittags hatte sie sich mit ihrer Schwester zum Einkaufen und Mittagessen treffen wollen. Aber diese Verabredung hatte sie nicht mehr einhalten können. Um zehn Uhr hatte sie noch mit ihrem Mann telefoniert, und irgendwann zwischen diesem Zeitpunkt und zwölf Uhr mittags, als ihre Schwester die Leiche entdeckte, war Margaret Adkins ermordet worden. Mehr wußten wir nicht. Jetzt war es vier Uhr nachmittags.

Weil Claudel immer noch am Tatort war, hockte sein Kollege Michel Charbonneau auf einem der Plastikstühle im großen Autopsiesaal. LaManche war vor weniger als einer Stunde vom Tatort zurückgekommen, die Leiche war ein paar Minuten vor ihm eingetroffen. Als ich nach unten kam, hatte die Autopsie gerade begonnen. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß wir heute alle Überstunden machen würden.

Die Tote lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Autopsietisch. Die Arme lagen neben dem Oberkörper, die Handflächen zeigten nach oben, und die Finger waren leicht nach innen gekrümmt. Die Papiertücher, mit der man die Leiche am Tatort zugedeckt hatte, waren schon entfernt worden, und einer der Autopsieassistenten nahm gerade unter ihren Fingernägeln Materialproben. Auf dem glänzenden Edelstahltisch sah die Haut der nackten Leiche bleich und wächsern aus. Anscheinend hatte sie vorher auf dem Rücken gelegen, denn dort konnte ich die kleinen, kreisrunden Abdrücke sehen, die die Abflußlöcher für Blut und Körperflüssigkeiten hinterlassen hatten. Hier und da klebte ein einzelnes Haar auf ihrer Haut, das offenbar von ihrer üppigen Lockenpracht stammte.

Ich sah gleich, daß an ihrem Hinterkopf etwas nicht in Ordnung war, denn seine Form war verzogen wie auf einer mißglückten Kinderzeichnung. Die Haare waren voller Blut, das sich mit dem Wasser mischte, mit dem die Leiche gewaschen worden war und unterhalb des Kopfes eine hellrote, durchsichtige Pfütze bildete. Die Kleidung der jungen Frau, die aus einem Trainingsanzug, Büstenhalter, Slip, Socken und Schuhen bestand, war auf einem zweiten Autopsietisch nebenan ausgebreitet worden. Sie war voller Blut und strömte einen metallartigen Geruch aus. In einem durchsichtigen Plastikbeutel neben der Kleidung befanden sich ein elastischer Gürtel und eine Damenbinde.

Daniel machte Polaroid-Photos von der Toten. Einige der Bilder mit den weißen Rändern lagen in verschiedenen Stadien der Entwicklung auf einem Tisch neben Charbonneau. Der Detektive sah sie der Reihe nach an. Beim Betrachten kaute er auf seiner Unterlippe herum.

Ein uniformierter Beamter von der Spurensicherung, der eine Nikon mit Blitzlicht hatte, machte ebenfalls Aufnahmen. Während er um die Leiche herumging, stellte Lisa, unsere neue Autopsieassistentin, einen altmodischen Paravent dahinter. Der weißlackierte, mit verblichenem Stoff bespannte Metallrahmen war ein Überbleibsel aus der Zeit, in der man mit solchen Vorrichtungen Patienten in den großen Bettensälen der Krankenhäuser bei intimen Verrichtungen vor neugierigen Blicken schützte. Den Schirm jetzt hier zu sehen, entbehrte nicht einer bitteren Ironie. Margaret Adkins' Privatsphäre konnte nicht mehr geschützt werden.

Nach ein paar Bildern stieg der Photograph von seinem Stuhl und blickte LaManche fragend an. Der Pathologe trat an die Leiche heran und deutete auf einen Kratzer an der linken Schulter.

»Haben Sie den?«

Lisa hielt eine rechteckige Karte neben den Kratzer. Auf der Karte standen die LML-Nummer, die Leichennummer und das Datum. Der 23. Juni 1994. Daniel und der Photograph machten

Nahaufnahmen von dem Kratzer.

Auf LaManches Anweisung hin rasierte Lisa die Haare rings um die Kopfverletzung, wobei sie mehrmals mit dem Schlauch das Blut wegwaschen mußte. Es waren fünf Wunden, die alle die charakteristischen gezackten Ränder eines Schlages mit einem stumpfen Gegenstand aufwiesen. LaManche maß sie aus und skizzierte sie auf einem Formblatt.

Schließlich sagte LaManche: »Ich glaube, mit dieser Seite sind wir fertig. Drehen Sie sie bitte um.«

Lisa trat vor und versperrte mir einen Augenblick lang die Sicht. Sie zog die Leiche auf die linke Seite des Tisches, rollte sie ein kleines Stück zurück und legte den linken Arm unter den Bauch. Dann drehte sie gemeinsam mit Daniel die Tote auf den Rücken. Ich hörte den gedämpften Schlag, mit dem der Kopf auf den Edelstahl fiel. Lisa hob ihn an, stellte einen Gummiblock unter den Hals und trat zurück.

Bei dem Anblick, der sich mir bot, hatte ich ein Gefühl, als habe jemand jetzt den Verschluß der geschüttelten Limonadenflasche in meiner Brust geöffnet. Die Angst schoß durch meinen Körper wie ein aufspritzender Geysir.

Margaret Adkins' Leib war vom Brust- bis zum Schambein aufgeschlitzt worden. Es war ein tiefer, unregelmäßiger Schnitt, der die zerfetzten Eingeweide in allen ihren Farben und Formen freigelegt hatte. An seiner tiefsten Stelle, wo der Mörder die inneren Organe zur Seite geschoben hatte, sah ich die glänzende Knochenhaut um die Wirbelsäule.

Ich löste meine Blicke von den grauenvollen Verwüstungen im Unterleib und ließ sie weiter nach oben wandern, wo ich aber auch nichts Tröstliches fand. Das Gesicht der Toten war leicht zur Seite geneigt und hatte eine Stupsnase und ein leicht spitzes Kinn. Margaret Adkins hatte hohe Wangenknochen und viele Sommersproßen gehabt. Jetzt, wo sie tot war, hoben sich die braunen Flecken unnatürlich stark von der bleichen Haut ab und ließen sie wie eine Pipi Langstrumpf mit kurzen, braunen Haaren aussehen. Mit noch einem Unterschied allerdings: Ihr kleiner

Elfenmund lachte nicht, sondern stand unnatürlich weit offen. Der Mörder hatte Margaret Adkins die linke Brust abgeschnitten und so in den Mund gestopft, daß die Brustwarze auf der zarten Unterlippe zu liegen kam.

Als ich aufsah, trafen meine Blicke die von LaManche. Die Falten um seine Augen waren tiefer als sonst, und seine unteren Lider zuckten kaum merklich vor Anspannung. Ich sah Trauer in diesen Augen und vielleicht noch etwas anderes, das darüber hinausführte.

LaManche sagte nichts und fuhr mit der Autopsie fort. Dabei wanderte seine Aufmerksamkeit ständig zwischen der Leiche und seinem Klemmbrett hin und her, auf dem er jede Abscheulichkeit bis ins kleinste Detail festhielt. Jede Verletzung, jeden Kratzer trug er gewissenhaft ein, und während er das tat, machten Daniel und der Polizeiphotograph ihre Bilder von der Vorderseite der Leiche. Wir anderen warteten. Charbonneau rauchte eine Zigarette.

Als LaManche mit der äußeren Untersuchung fertig war, kam es mir so vor, als wären Stunden vergangen.

»Bon. Jetzt können Sie sie zum Röntgen bringen.«

Er streifte die Handschuhe ab und setzte sich an den Schreibtisch, wo er sich über das Klemmbrett beugte wie ein alter Mann über seine Briefmarkensammlung.

Lisa und Daniel schoben eine stählerne Rollbahre an die rechte Seite des Autopsietisches. Mit professioneller Gelassenheit luden sie die Leiche um und rollten sie in Richtung Röntgenraum.

Ohne ein Wort zu sagen, setzte ich mich auf den Stuhl neben Charbonneau. Er erhob sich, nickte und lächelte mir zu. Dann nahm er einen letzten Zug von seiner Zigarette und trat sie auf dem Boden aus.

»Hallo Dr. Brennan. Wie geht es Ihnen?«

Charbonneau sprach immer Englisch mit mir, denn er war stolz darauf, wie gut er die Sprache beherrschte. Sein Akzent allerdings war eine seltsame Mischung aus Québecois und Südstaatenslang,

denn er hatte zwei Jahre auf einem Ölfeld in Ost-Texas gearbeitet.

»Gut«, antwortete ich, »und Ihnen?«

»Kann mich nicht beklagen.« Er zuckte mit den Achseln, wie nur die Franzosen es können: mit nach vorne gezogenen Schultern und zum Himmel gedrehten Handflächen. Charbonneau hatte ein breites, freundliches Gesicht und abstehende, graue Haare, die mich immer an eine Seeanemone erinnerten. Er war ein großer Mann mit einem überdurchschnittlich breiten Hals, dem jeder Hemdkragen zu eng zu sein schien, auch wenn seine Krawatte praktisch immer auf Halbmast hing oder seitlich verrutscht war. Charbonneau lockerte sie jeden Morgen, kaum daß er mit der Arbeit begonnen hatte. Vielleicht wollte er damit dem unbeabsichtigten Verrutschen zuvorkommen, vielleicht wollte er es sich aber auch nur bequem machen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Detectives der CUM war er nicht allzu modebewußt. Oder vielleicht war er es doch, und niemand merkte es. Heute trug er ein blaßgelbes Hemd, Polyesterhosen und ein grünkariertes Sportjackett.

»Haben Sie schon die Tatortphotos gesehen?« fragte er und nahm einen braunen Briefumschlag vom Tisch.

»Noch nicht.«

Er zog einen Packen Polaroids aus dem Umschlag und gab sie mir. »Das hier sind nur die überzähligen Bilder, die sie mit der Leiche geschickt haben.«

Ich nickte und begann, mir die Photos durchzusehen. Charbonneau beobachtete mich dabei genau. Vielleicht hoffte er, Claudel erzählen zu können, ich sei angesichts des Gemetzels zusammengezuckt, vielleicht war er aber auch nur auf meine Reaktion gespannt.

Die Aufnahmen waren chronologisch geordnet und zeigten den Tatort so, wie die Polizei ihn vorgefunden hatte. Auf dem ersten war eine schmale Straße mit alten, aber gepflegten Gebäuden auf beiden Seiten zu sehen, die alle zwei Stockwerke hoch waren. Den Gehsteig säumte rechts und links je eine Reihe von Bäumen, deren Stämme aus viereckigen Aussparungen im Asphalt

wuchsen. Jedes der Häuser hatte einen handtuchgroßen Vorgarten, durch den ein Weg zu einer steilen Metalltreppe führte.

Die nächsten Photos zeigten eine Fassade aus roten Ziegelsteinen. Hier waren schon mehr Details zu erkennen als auf den Übersichtsaufnahmen. Über zwei Türen im ersten Stock waren Metallplatten mit den Zahlen 1407 und 1409 befestigt. Unter einem der Fenster im Erdgeschoß hatte jemand drei einsame Ringelblumen gepflanzt, die jetzt aber verblüht waren und die Köpfe hängen ließen. Sie sahen so aus, als wären sie traurig darüber, daß sie jemand hier hingepflanzt und dann im Stich gelassen hatte. Ein Fahrrad lehnte an dem verrosteten Eisenzaun, der rings um den Vorgarten lief, und ein ebenfalls verrostetes Blechschild steckte auf einem kurzen Pfahl so knapp und schräg über dem Boden, als wolle es seine Botschaft vor den Blicken der Passanten verbergen: *A vendre.* Zu verkaufen.

Das Haus ähnelte den anderen Häusern in der Straße. Es hatte dieselbe Treppe, denselben Balkon, dieselben Doppeltüren und dieselben Spitzenvorhänge. Warum ausgerechnet dieses Haus? fragte ich mich. Warum nicht Nummer 1405? Oder das Haus gegenüber?

Jedes Photo brachte mich dem Tatort näher. Es war, als würde man bei einem Mikroskop eine immer stärkere Vergrößerung einstellen. Die nächste Serie von Aufnahmen zeigte das Innere der Wohnung. Auch hier fand ich die Details besonders interessant. Kleine Zimmer. Billige Möbel. Der unvermeidbare Fernseher. Ein Wohnzimmer. Ein Eßzimmer. Ein Kinderzimmer, an dessen Wänden Poster von Eishockey-Stars hingen. Ein Buch, das auf dem schmalen Bett lag: *So funktioniert das.* Mit Wehmut konstatierte ich, daß es auf dieser Welt Dinge gab, die auch das beste Buch nicht erklären konnte.

Margaret Adkins hatte offenbar ein Faible für Blau gehabt, denn alle Türen und jeder Quadratzentimeter Holz im Haus waren in dieser Farbe lackiert. Es war ein kräftiges Blau, das mich an Häuser auf griechischen Inseln erinnerte.

Schließlich das Opfer. Es lag in einem kleinen Zimmer links

von der Eingangstür, von dem aus man in ein Gästeschlafzimmer und die Küche kam. Durch die offene Küchentür sah ich einen Tisch mit Resopalplatte, auf dem mehrere Untersetzer aus Plastik lagen. Im Zimmer mit der Leiche gab es einen Fernseher, ein Sofa und ein Sideboard. Und die tote Margaret Adkins.

Sie lag mit weit gespreizten Beinen auf dem Rücken und war vollständig bekleidet. Allerdings hatte der Mörder das Oberteil ihres Trainingsanzugs bis weit über ihren Kopf hochgezogen und ihr damit gleichzeitig die nach oben gestreckten Arme zusammengedrückt. Die Hände hingen schlaff über den Rand der Trainingsjacke hinaus. Mich erinnerte die Haltung der Toten an die dritte Stellung, wie sie Ballettelevinnen bei ihrem ersten Auftritt einnehmen.

Der Schlitz in ihrer Brust klaffte tief und war trotz des vielen Blutes, das die Leiche und große Teile des Zimmers wie ein dunkelroter Schleier überzog, genau zu erkennen. An der Stelle, wo sich einmal der linke Busen befunden hatte, war in der Brust ein purpurrotes Viereck zu sehen, an dessen Ecken sich blutige Messerschnitte kreuzten. Die Wunde erinnerte mich an die Öffnungen im Schädel, die ich an historischen Maya-Totenköpfen gesehen hatte. Diese Verstümmelung hier hatte allerdings nicht dazu gedient, Schmerzen zu lindern oder böse Geister zu befreien. Der böse Geist, der hier gewütet hatte, hatte sich bestimmt nicht in Margaret Adkins befunden. Er war vielmehr über die junge Frau hergefallen, um einer perversen, verkorksten Seele für eine Weile Erleichterung zu verschaffen.

Dabei hatte der Täter die Trainingshose der jungen Frau nach unten gezogen, so daß sich der elastische Bund über die Knie spannte. Blut war zwischen den Schenkeln der Toten nach unten gelaufen und hatte am Boden eine Pfütze gebildet. Margaret Adkins trug noch immer Socken und Turnschuhe.

Wortlos steckte ich die Photos zurück in den Umschlag und gab ihn Charbonneau.

»Ziemlich brutal, oder?«, fragte er und entfernte einen Tabakkrümel von seiner Unterlippe. Nachdem er ihn eingehend

inspiziert hatte, schnippte er ihn fort.

»Stimmt.«

»Das Arschloch hält sich wohl für einen gottverdammten Chirurgen. Ich hasse diese Messercowboys.« Er schüttelte den Kopf.

Ich wollte gerade etwas auf seine Worte erwidern, als Daniel mit den Röntgenbildern kam und sie an eine Leuchtfläche an der Wand klipste.

Wir sahen die Bilder, die mit Margaret Adkins' Kopf begannen, eines nach dem anderen an. Wenn Daniel eine neue Aufnahme an die Leuchtwand befestigte, gab der Film ein Geräusch wie weit entferntes Donnergrollen von sich. Die frontalen und seitlichen Aufnahmen des Schädels zeigten mehrfache Frakturen. An Schultern, Armen und Brustkorb war nichts Außergewöhnliches zu sehen. Aber dann kamen wir zu dem Röntgenbild, das Margaret Adkins' Becken zeigte, und zuckten alle gleichzeitig zusammen.

»Ach du Scheiße«, sagte Charbonneau.

»Gott im Himmel.«

»Was ist denn das?«

Dann starrten wir schweigend auf die kleine menschliche Figur, die hell aus Margaret Adkins' Unterleib hervorleuchtete. Es gab nur eine einzige Erklärung dafür. Der Mörder mußte die Statue in die Vagina geschoben und so hoch in die Leibeshöhle gestoßen haben, daß sie von außen nicht mehr zu sehen war. Ihr Anblick rief ein Gefühl in mir hervor, als würde jemand mit einem glühenden Schürhaken in meinen Eingeweiden herumstochern. Unwillkürlich griff ich mir an den Bauch. Mein Herz hämmerte von innen gegen die Rippen. Ich konnte die Augen nicht von dem Röntgenfilm nehmen.

Die kleine Statue, deren weiße Umrisse einen starken Kontrast zu der dunkelgrauen Masse der sie umgebenden Organe bildeten, hatte den Kopf gesenkt wie eine steinzeitliche Venusfigur.

Eine ganze Weile sagte niemand etwas. Im großen Autopsie-

saal war es mucksmäuschenstill.

»Ich habe sowas schon mal gesehen«, sagte Daniel schließlich und schob sich mit einer entschlossenen Handbewegung die Brille auf die Nase. Dabei verzog sich sein zuckendes Gesicht wie das einer Gummipuppe.

»Das ist die Madonna von sowieso. Sie wissen schon. Die Jungfrau Maria.«

Wir alle besahen uns noch einmal die Figur auf dem Röntgenbild. Das Vorhandensein der Statue ließ das Verbrechen noch aggressiver und obszöner erscheinen.

»Dieser Hurensohn ist wirklich völlig durchgeknallt«, sagte Charbonneau, dem seine übliche Abgebrühtheit gründlich abhanden gekommen war.

Seine Vehemenz überraschte mich. Ich fragte mich, ob ihn die Abscheulichkeit des Verbrechens so erregte oder darüber hinaus auch die Tatsache, daß der Täter ein religiöses Objekt entweiht hatte. Bestimmt war Charbonneau, wie die meisten Menschen in der Provinz Quebec, traditionell katholisch erzogen worden und hatte in seiner Kindheit sämtliche Dogmen der Kirche eingetrichtert bekommen. Auch wenn sich viele Menschen später von dieser Erziehung emanzipieren, so bleibt ihnen doch häufig eine Achtung der religiösen Symbole. Auch Leute, die sich nie ein Kreuz in die Wohnung hängen würden, hätten Hemmungen, eines zu verbrennen. Obwohl ich in einem anderen Land und mit einer anderen Sprache aufgewachsen war, konnte ich das gut verstehen. In dieser Hinsicht sind die Menschen überall gleich. Uralte Traditionen sterben eben nur langsam aus.

Wieder schwiegen wir lange, bis LaManche etwas sagte. Er wählte seine Worte sorgfältig. Ich konnte nicht sagen, ob ihm die Tragweite dessen, was wir soeben gesehen hatten, bewußt war. Mir jedenfalls war sie das nicht. Obwohl sein Ton milder war als der, den ich gewählt hätte, sprach er mir aus der Seele.

»Mr. Charbonneau, ich finde, daß Sie und ihr Kollege sich so bald wie möglich mit Dr. Brennan und mir zusammensetzen sollten. Sicher ist Ihnen aufgefallen, daß es in diesem Fall ein paar

beunruhigende Parallelen zu einigen anderen Morden gibt.«

Er hielt inne, damit Charbonneau über das Gehörte nachdenken und im Geist seinen Terminkalender durchgehen konnte.

»Die Autopsie wird noch bis heute Abend dauern, und morgen ist ein Feiertag. Wäre es Ihnen am kommenden Montag recht?«

Der Detektive sah erst LaManche, dann mich mit ungerührtem Gesicht an. Ich konnte nicht sagen, ob er nicht richtig zugehört hatte oder ob er von den anderen Fällen wirklich nichts wußte. Ich traute es Claudel ohne weiteres zu, daß er seinem Kollegen nichts von meinen Überlegungen erzählt hatte. Charbonneau ließ sich nichts anmerken.

»Ich werde sehen, was sich machen läßt«, sagte er.

LaManche hielt seine melancholischen Augen auf Charbonneau geheftet und wartete.

»Okay, okay. Wir kommen. Aber jetzt muß ich wirklich los und mich um die Fahndung nach diesem Drecksack kümmern. Wenn Claudel mich sucht, sagen Sie ihm, daß ich gegen acht im Präsidium bin.«

Charbonneau war so durcheinander, daß er LaManche gegenüber nicht einmal auf französisch umgeschaltet hatte. Er würde eine Menge mit Claudel zu besprechen haben.

Noch bevor Charbonneau richtig aus der Tür war, fuhr LaManche mit der Autopsie fort. Der Rest war Routine. Er öffnete mit einem Y-förmigen Schnitt die Brust und nahm die Organe heraus, die er dann wog und einzeln untersuchte. Die Position der Statue wurde ebenso genau beschrieben wie der Schaden, den sie in der Scheide der Toten angerichtet hatte. Dann nahm Daniel ein Skalpell und schnitt rings um den Schädel die Haut ein. Er klappte das Gesicht nach vorn, die Kopfhaut nach hinten und entfernte mit einer kleinen Stichsäge ein Stück der Schädeldecke. Ich trat einen Schritt zurück und hielt den Atem an, als sich der Raum mit dem Kreischen der Säge und dem Geruch von verschmorten Knochen füllte. Das Gehirn der Toten sah

normal aus bis auf ein paar dunkle Klümpchen, die wie Kaulquappen auf der glänzenden, grauen Hirnmasse hockten. Es waren die subduralen Hämatome, die von den Schlägen auf den Kopf herrührten.

Ich wußte, was die Quintessenz von LaManches Autopsiebericht sein würde. Das Opfer war eine gesunde junge Frau, an deren Körper keinerlei Anzeichen für körperliche Abnormalitäten oder Krankheiten zu entdecken waren. Ein unbekannter Täter hatte ihr mindestens fünfmal so stark auf den Schädel geschlagen, daß mehrere Knochenbrüche und geplatzte Blutgefäße die Folge gewesen waren. Dann hatte er ihr eine Statue in die Vagina gestopft, ihr den Bauch aufgeschlitzt und eine Brust abgeschnitten.

Ein Schauder durchlief mich, als ich mir die Qualen der jungen Frau vorstellte. Daß das zerfetzte Gewebe ihrer Vagina stark geblutet hatte, war ein Beweis dafür, daß Margaret Adkins noch am Leben gewesen war, als der Täter ihr die Statue in den Unterleib gerammt hatte.

»… sagen Sie Daniel, was Sie brauchen, Temperance.«

Ich hatte LaManche nicht zugehört, aber seine Stimme riß mich aus meinen Gedanken. Er war offenbar mit seinen Untersuchungen fertig und schlug vor, daß ich meine Knochenproben entnehmen sollte. Das Brustbein und der Brustkorb waren schon während der Autopsie entfernt worden, und so sagte ich Daniel, er solle sie zum Abwaschen und Reinigen bringen.

Dann trat ich an die Leiche heran und blickte in die geöffnete Bauchhöhle. An der Innenseite der Wirbel entdeckte ich kleine Einschnitte in der kräftigen Knochenhaut über den Wirbeln.

»Ich brauche die Wirbel von hier bis hier«, sagte ich und deutete auf das Segment der Wirbelsäule, das die Einschnitte enthielt. »Schicken Sie es hinauf zu Denis und sagen Sie ihm, daß er es einweichen, aber nicht kochen soll. Und seien Sie sehr vorsichtig, wenn Sie es entfernen. Berühren Sie die Wirbel auf keinen Fall mit einem scharfen Gegenstand.«

Daniel hörte zu, streckte dabei seine behandschuhten Finger aus, nickte ständig und versuchte gleichzeitig, mit grotesken Bewegungen von Nasenflügeln und Oberlippe, seine heruntergerutschte Brille wieder nach oben zu schieben.

Nachdem ich gesagt hatte, was ich wollte, blickte er hinüber zu LaManche.

»Und dann zumachen?« fragte er.

»Ja, danach können Sie sie zunähen«, antwortete LaManche.

Daniel machte sich an die Arbeit. Er würde die geforderten Knochen entfernen, dann die Organe wieder in die Leiche legen und den Obduktionsschnitt zunähen. Am Schluß würde er das entfernte Stück Schädelknochen wieder aufsetzen, das Gesicht zurückklappen und die Schnitte an der Kopfhaut zunähen. Bis auf die ypsilonförmige Naht an ihrer Vorderseite würde die Leiche von Margaret Adkins relativ unberührt aussehen. Sie war dann fertig für die Beerdigung.

Ich ging zurück in mein Büro. Im vierten Stock war niemand mehr. Ich drehte meinen Stuhl so, daß ich die Füße aufs Fensterbrett legen konnte, und blickte hinunter auf meinen Fluß. Auf dem diesseitigen Ufer lag die Miron-Zementfabrik, deren exzentrisch gestaltete, graue Gebäude durch ein Gitterwerk aus Stahl miteinander verbunden waren. Von oben betrachtet sahen sie aus, als habe sie ein Kind aus Legosteinen gebaut. Hinter der Fabrik sah ich ein Schiff, das langsam flußaufwärts fuhr.

Im Gebäude war es vollkommen still, aber diese gespenstische Ruhe war nicht dazu angetan, mir die dringend benötigte Entspannung zu verschaffen. Meine Gedanken waren so düster wie das Wasser des Flusses. Ich fragte mich, ob wohl jemand von der Fabrik zu mir heraufsah, jemand der ebenso allein und genervt von der Stille eines feierabendlich verwaisten Bürogebäudes war wie ich.

Angesichts der Tatsache, daß ich in den vergangenen Nächten nur schlecht geschlafen hatte und heute schon seit halb sieben auf den Beinen war, hätte ich eigentlich todmüde sein müssen. Aber weit gefehlt. Ich war regelrecht aufgekratzt. Geistesabwesend

begann ich, an meiner rechten Augenbraue herumzuspielen. Diese Marotte hatte schon meinen Mann zur Verzweiflung gebracht, aber er hatte es in all den Jahren nicht geschafft, sie mir auszutreiben. Es war unbestreitbar einer der Vorteile des Getrenntlebens, daß ich jetzt nach Herzenslust an mir herumfummeln konnte.

Ich dachte an Pete und unser letztes gemeinsam verbrachtes Jahr. An Katys Geburtstag, als ich mit ihr über die Trennung sprach. Pete und ich hatten eigentlich gedacht, daß unser Entschluß sie nicht allzu sehr treffen würde, denn schließlich ging sie ja aufs College und wohnte schon seit einiger Zeit nicht mehr zu Hause. Wir hatten uns gründlich geirrt, und Katys Tränen hätten mich meine Entscheidung fast zurücknehmen lassen. Dann dachte ich an Margaret Adkins und ihre im Tod zusammengekrallten Finger. Mit diesen Händen hatte sie die Türen blau gestrichen. Die Poster ihres Sohnes aufgehängt. Und ich dachte an den Mörder. Wo mochte er da draußen jetzt herumlaufen? Genoß er das, was er heute getan hatte? Hatte die Tat seinen Durst nach Blut gestillt oder seine Gier zu töten nur noch verstärkt?

Das Telefon klingelte und holte mich augenblicklich aus meinem düsteren Wolkenkuckucksheim zurück. Es erschreckte mich so sehr, daß ich beim Abheben des Hörers das Gefäß mit den Kugelschreibern und Filzstiften umstieß.

»Dr. Bren…«

»Tempe! Gottseidank! Ich habe schon bei dir in der Wohnung angerufen, aber du warst nicht da. Wie auch? Du bist ja hier.« Ihr Lachen klang hoch und bemüht. »Dann habe ich einfach mal diese Nummer probiert.«

So hatte Gabbys Stimme noch nie geklungen. Der Ton war scharf und abgehetzt, und die halb geflüsterten Worte prasselten in atemloser Folge auf mich ein. Wieder krampfte sich mir der Magen zusammen.

»Gabby! Ich habe zwei Wochen lang nichts von dir gehört. Warum hast du nicht…«

»Ich konnte nicht. Ich war – ich war mitten in einer blöden

Geschichte. Tempe, ich brauche Hilfe.«

Ich hörte ein leises Kratzen und Klappern, als sie den Hörer zurechtrückte. An den gedämpften Stimmen und dem metallischen Klirren im Hintergrund erkannte ich, daß sie von einem öffentlichen Telefon aus anrief. Ich stellte mir vor, wie sie an der Wand lehnte, die Augen rastlos hin und her schweifen ließ und Angst in alle Himmelsrichtungen ausstrahlte wie Radio Free Europe seine Sendungen.

»Wo bist du?« Ich zog einen Kugelschreiber aus dem mikadoartig durcheinandergefallenen Stifthaufen vor mir und begann damit herumzuspielen.

»Ich bin in einem Restaurant. Im *La Belle Province*. Es ist an der Ecke Ste. Catherine und St. Laurent. Komm her und hol mich hier raus, Tempe. Alleine schaffe ich das nicht.«

Das Geklapper des Hörers wurde stärker. Gabby mußte ziemlich aufgeregt sein.

»Gabby, ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir. Du bist doch nur ein paar Blocks von deiner Wohnung entfernt. Könntest du denn nicht…«

»Er bringt mich um! Ich habe es nicht mehr im Griff. Ich dachte, ich hätte es, aber ich habe mich getäuscht. Ich kann ihn nicht mehr decken. Ich muß mich selber schützen. Er ist nicht in Ordnung. Er ist gefährlich. Er ist – *complètement fou*!«

Ihre Stimme war im Verlauf des Gesprächs immer lauter und zuletzt hysterisch geworden. Ich hörte auf, mit dem Stift zu spielen und schaute auf die Uhr. Es war viertel nach neun. Mist.

»Okay. Ich bin in fünfzehn Minuten bei dir. Warte auf mich. Ich komme die Rue Ste. Catherine entlang.«

Mein Herz raste, und meine Hände zitterten. Ich schloß das Büro ab und rannte mit zitternden Knien zum Auto. Dabei fühlte ich mich, als hätte ich mindestens acht Tassen starken Kaffee getrunken.

7

Es war dunkel geworden, aber die Straßen waren hell erleuchtet. In den Fenstern der Wohnhäuser rings um das im Eastend gelegene Gebäude der SQ mischte sich das gelbliche Licht der Glühbirnen mit dem bläulichen der Fernsehapparate. Es war ein warmer Sommerabend, und viele Leute saßen auf Balkonen und offenen Veranden. Sie unterhielten sich, nippten an eisgekühlten Drinks und freuten sich, daß die stickige Hitze des Tages einer erfrischenden abendlichen Kühle gewichen war.

Ich beneidete diese Menschen um ihren ruhigen Feierabend und wäre am liebsten selbst nach Hause gefahren und hätte mich nach einem gemeinsam mit Birdie verzehrten Thunfischsandwich ins Bett gelegt. Obwohl mir Gabbys Wohlergehen am Herzen lag, wäre es mir lieber gewesen, wenn sie ein Taxi genommen hätte. Einerseits grauste mir vor ihrer Hysterie, andererseits machte ich mir Sorgen um ihre Sicherheit. Ich war froh, wieder von ihr gehört zu haben und sauer, daß sie mich ins Rotlichtviertel bestellt hatte. Das war keine gute Mischung.

Ich fuhr die Rue René Lévesque bis zum Boulevard St. Laurent. Dort bog ich nach rechts ab und kehrte Chinatown den Rücken, wo die Geschäftsleute ihre Waren und Verkaufsständer in die Läden trugen, um sie für die Nacht abzusperren.

Jetzt war ich in der Main, die sich von Chinatown nach Norden erstreckt. Die Main ist ein Viertel voller kleiner Läden, schäbiger Bistros und billiger Cafés mit dem Boulevard St. Laurent als pulsierender Lebensader. Rechts und links von dieser Hauptstraße erstreckt sich ein Gewirr von schmalen Gassen mit eng beieinanderstehenden, billigen Wohnhäusern. Trotz ihres amerikanischen Namens hat die Main ein sehr französisches Flair, aber eigentlich war sie immer schon ein multikulturelles Mosaik,

eine Zone, in der Menschen verschiedenster Sprach- und Kulturkreise leben und sich ebensowenig miteinander vermischen wie die ausgeprägten Gerüche, die hier aus Dutzenden von Läden und Bäckereien dringen. Italiener, Portugiesen, Griechen, Polen und Chinesen wohnen hier in ihren kleinen Enklaven zu beiden Seiten des Boulevard St. Laurent, der vom Hafen den Berg hinauf führt.

Die Main war früher einmal Montreals erste Anlaufstation für Einwanderer. Billiger Wohnraum und die Möglichkeit, in der Nähe von Landsleuten zu leben, zogen viele Neuankömmlinge an. Gemeinsam fiel es ihnen leichter, sich mit der neuen Lebensart zurechtzufinden und ihrer Angst vor einer ihnen vollkommen fremden Kultur Herr zu werden. Viele von ihnen lernten Französisch und Englisch, kamen zu Geld und zogen fort. Andere blieben, die einen, weil sie die Sicherheit des Gewohnten nicht missen wollten, die anderen, weil sie es nicht schafften, von der Main wegzukommen. Heute hat sich zu diesem Kern aus Traditionalisten und Verlierern ein Gemisch von Ausgestoßenen und Kriminellen gesellt, von Schwachen, an der Gesellschaft Gescheiterten, und denen, die ihnen nachstellen. Fremde kommen nur dann in die Main, wenn sie auf der Suche nach billiger Ware oder billigem Essen, nach Drogen, Alkohol und Sex sind. Sie kommen her, holen sich das, was sie brauchen, und verschwinden wieder.

Die Rue Ste. Catherine markiert die südliche Grenze der Main. Hier bog ich nach rechts ab und hielt genau an der Stelle, wo Gabby und ich vor fast drei Wochen im Auto gesessen hatten. Jetzt war es früher am Abend als damals. Die Nutten fingen eben erst an, sich in ihre Reviere zu begeben, und die Rocker mit ihren schweren Maschinen waren noch nicht da.

Gabby mußte auf mich gewartet haben, denn als ich in den Rückspiegel blickte, sah ich sie mit an die Brust gedrückter Aktentasche quer über die Straße herantraben. Obwohl sie nicht gerade um ihr Leben rannte, war ihr ihre Angst durchaus anzumerken. Sie lief wie eine Erwachsene, die den lockeren

Galopp der Jugend schon lange verlernt hat. Ihre langen Beine waren leicht gekrümmt, ihr Kopf gesenkt, und ihre Schultertasche schwang ihr um die Hüften.

Gabby kam um den Wagen herum, stieg ein und blieb schwer atmend und mit geschlossenen Augen erst einmal eine Weile sitzen. Sie zitterte am ganzen Körper und ballte die Hände zu Fäusten, um ihre Fassung wiederzuerlangen. Ihr Verhalten machte mir Angst. Gabby hatte zwar immer schon einen Hang zum Dramatischen gehabt und ihm in echten oder eingebildeten Lebenskrisen ausgiebig gefrönt, aber so aus dem Gleichgewicht gebracht wie jetzt hatte ich sie bisher noch nie erlebt.

Ein paar Augenblicke lang saß ich schweigend neben ihr. Obwohl es eine warme Nacht war, fröstelte ich. Vor lauter Aufregung atmete ich viel zu flach. Draußen auf der Straße hupten die Autos, und eine Nutte schimpfte einem vorbeifahrenden Wagen hinterher. Ihre Stimme erhob sich wie ein kleines Modellflugzeug in die Nachtluft, wo sie stieg und fiel und ihre Spiralen und Loopings drehte.

»Fahr los.«

Gabby sagte es so leise, daß ich es fast überhört hätte. Déjà vu. Das hatten wir doch schon einmal.

»Willst du mir nicht erzählen, was passiert ist?«

Gabby hob eine Hand, als wolle sie eine Schimpftirade meinerseits abwehren. Die Hand zitterte, und Gabby legte sie sich flach auf die Brust. Ihr Körper roch warm nach Sandelholz und Schweiß.

»Gleich. Gleich. Laß mich nur einen Augenblick ausruhen.«

»Führ mich nicht an der Nase herum, Gabby«, sagte ich. Es klang ruppiger als ich beabsichtigt hatte.

»Tut mir leid. Aber fahr jetzt bitte los«, sagte sie und vergrub den Kopf in ihren Händen.

Na schön, wenn sie unbedingt wollte. Dann sollte sie sich eben erst beruhigen und mir dann erzählen, was mit ihr los war. Aber erzählen würde sie es mir, das war klar.

»Zu dir nach Hause?« fragte ich.

Sie nickte, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen. Ich ließ den Motor an und fuhr los in Richtung auf das Carré St. Louis. Als wir vor ihrem Haus anlangten, hatte Gabby noch immer kein Wort gesagt. Ihr Atem war regelmäßiger geworden, aber dafür faltete und entfaltete sie in einem fort ihre Hände. Ihre Finger umschlangen sich dabei wie Tänzer in einen seltsamen Ballett der Angst. Ich hatte Gabby schon in allen möglichen Krisensituationen zur Seite gestanden, bei Schwierigkeiten mit ihren Eltern, bei Studien- und Gesundheitsproblemen, bei Zweifeln an ihrem Glauben und ihrem Selbstbewußtsein und natürlich bei ihren chaotischen Männergeschichten. Jedesmal war ich danach völlig ausgelaugt gewesen, wohingegen Gabby bei unserer nächsten Zusammenkunft vor lauter Lebensfreude gesprüht und die jüngste Katastrophe anscheinend vollkommen vergessen hatte. Es mangelte mir wahrlich nicht an Mitgefühl, aber ich hatte mit Gabby schon die unglaublichsten Geschichten durchexerziert. Ich erinnerte mich an eine Schwangerschaft, die dann doch keine war, oder an eine gestohlene Brieftasche, die sich schließlich zwischen den Kissen von Gabbys Couch wiedergefunden hatte. Diesmal allerdings schien Gabby so durcheinander, daß ich sie nicht alleine lassen konnte, auch wenn ich mich noch so sehr nach meiner ruhigen Wohnung zehnte.

»Würdest du heute vielleicht lieber bei mir übernachten?«

Gabby gab mir keine Antwort. Auf einer Bank im Park schob sich ein alter Mann ein Bündel unter den Kopf und legte sich zum Schlafen hin.

Gabby schwieg so lange, daß ich schon glaubte, sie habe mich nicht gehört. Als ich mich zu ihr umdrehte, sah ich, daß sie mir direkt ins Gesicht schaute. Ihre fahrigen Bewegungen von vorhin waren absoluter Ruhe gewichen. Ihr Rücken war so kerzengerade durchgedrückt, daß er nicht mehr die Lehne des Sitzes berührte. Eine Hand hatte sie in ihren Schoß gelegt, die andere preßte sie, zur Faust geballt, an ihre Lippen. Ihre Augen waren schmale, unbewegliche Schlitze, nur die unteren Lider zitterten kaum

wahrnehmbar. Gabby schien in Gedanken mehrere Möglichkeiten mit ihren etwaigen Konsequenzen durchzugehen. Der plötzliche Umschwung von Nervosität zu Nachdenklichkeit irritierte mich mehr als alles andere.

»Du hältst mich jetzt sicher für verrückt«, sagte sie mit ruhiger, tiefer Stimme.

»Du verwirrst mich«, sagte ich und verschwieg ihr, was ich wirklich dachte.

»Das kann ich dir wahrlich nicht verdenken«, sagte Gabby und schüttelte langsam den Kopf, wobei ihre Locken hin und her schwangen.

»Ich schätze, ich bin vorhin richtig ausgeflippt.«

Ich sagte nichts und wartete darauf, daß sie fortfuhr. Eine Autotür wurde zugeschlagen. Die tiefen, melancholischen Töne eines Saxophons drifteten quer über den Park herüber. Irgendwo in der Ferne heulte die Sirene eines Krankenwagens. Es war eine typische Sommernacht in Montreal.

In der Dunkelheit spürte ich mehr als daß ich es sah, wie Gabby ihre Aufmerksamkeit von mir abwendete. Es war, als hätte sie endlich einen Weg zu mir gefunden, wäre aber im letzten Moment wieder abgebogen. Wie der Autofokus einer Videokamera stellten sich ihre Augen auf etwas ein, das hinter mir lag. Sie schien sich wieder in sich selbst zurückzuziehen, ihre Möglichkeiten durchzugehen und zu überlegen, welches Gesicht sie aufsetzen sollte.

»Ich werde schon klarkommen«, sagte sie schließlich, nahm Akten- und Schultertasche und schickte sich an, die Tür zu öffnen. »Vielen Dank, daß du mich abgeholt hast. Ich weiß das zu schätzen.«

Offenbar hatte sie sich für ein ausweichendes Verhalten entschieden.

Vielleicht lag es an meiner Müdigkeit, vielleicht aber auch am Streß der vergangenen Tage. Jedenfalls ging ich in die Luft.

»Jetzt paß mal auf!« explodierte ich. »Ich will jetzt wissen,

was mit dir los ist! Vor einer Stunde hast du mir noch erzählt, daß jemand dich umbringen will! Und dann kommst du verängstigt aus dem Restaurant gerannt und keuchst, als wäre dir der Leibhaftige auf den Fersen! Deine Hände zitterten, als wärst du an eine Hochspannungsleitung angeschlossen. Und jetzt sagst du einfach ›Vielen Dank fürs Abholen‹ und willst ohne eine Erklärung verschwinden?«

Mein Atem ging rasch und abgehackt, und eine Ader an meiner linken Schläfe fing zu zucken an. Ich war noch nie so wütend auf Gabby gewesen.

Gabby saß wie versteinert da und blickte mich mit großen, erschrockenen Augen an wie ein Reh im Scheinwerferkegel. Ein vorbeifahrendes Auto tauchte ihr Gesicht zuerst in weißes, dann in rotes Licht.

Einige Sekunden blieb sie aufrecht und gerade sitzen, ein katatonischer Scherenschnitt vor dem dunklen Nachthimmel. Dann, als habe jemand einen Stöpsel herausgezogen, schien sämtliche Anspannung mit einem Mal aus ihrem Körper zu weichen. Sie ließ den Türhebel los, legte die Aktentasche auf ihre Oberschenkel und lehnte sich im Sitz zurück. Vielleicht überlegte sie, wo sie mit einer Erklärung anfangen sollte, vielleicht suchte sie aber auch nach einer Ausrede. Ich wartete.

Schließlich atmete sie tief durch und straffte die Schultern ein wenig. Offenbar hatte sie eine Entscheidung getroffen. Sie hatte noch nicht richtig zu reden begonnen, als mir klar wurde, daß sie mich nur bis zu einem gewissen Punkt ins Vertrauen ziehen würde. Gabby wählte ihr Worte so sorgfältig, als müsse sie einen Pfad durch den Sumpf ihrer Gedanken finden. Ich lehnte mich mit der Schulter an die Wagentür und harrte der Dinge, die da kommen mochten.

»Ich hatte in letzter Zeit mit ziemlich… ungewöhnlichen… Leuten zu tun.«

Ich hielt das für eine Untertreibung, sagte es aber nicht.

»Nein, nein. Ich weiß, wie banal das klingt. Aber ich meine nicht die Prostituierten. Mit denen komme ich klar.«

Sie hatte sichtlich Mühe, die richtigen Worte zu finden.

»Man braucht nur ihre Spielregeln und ihren Slang zu lernen, dann hat man keine Probleme mit ihnen. Es ist wie überall. Wenn man was von den Leuten will, darf man sie nicht vor den Kopf stoßen. Auf dem Kiez gibt es ein paar ganz einfache Regeln, an die man sich halten muß: Respektiere die Reviere der Frauen, bescheiße niemanden und rede nicht mit der Polizei. Mal abgesehen davon, daß ich mir oft die Nächte um die Ohren schlagen muß, ist dieses Projekt auch nicht schwieriger als andere. Außerdem kennen die Mädchen mich schon ziemlich gut und wissen, daß ihnen von mir keine Gefahr droht.«

Gabby verstummte. Ich konnte nicht sagen, ob sie mich jetzt wieder aus ihren Gedanken ausschloß oder ob sie darüber nachdachte, wie sie fortfahren sollte. Ich entschloß mich, ihr einen kleinen Schubs zu geben.

»Wirst du denn von Leuten vom Kiez bedroht?«

Gabby hatte sich in ihrer Arbeit immer fair verhalten. Vielleicht, so dachte ich, will sie einen Informanten oder eine Informantin decken.

»Meinst du damit eines der Mädchen? Nein, nein, die sind okay. Haben mir nie ein Problem gemacht. Ich glaube, daß die mich sogar mögen. Schließlich kann ich mindestens so ordinär daherreden wie manche von ihnen.«

Toll. Jetzt wußten wir wenigstens, wo das Problem nicht lag. Aber das genügte mir noch nicht.

»Wie vermeidest du denn, daß man dich für eine Nutte hält?«

»Gar nicht. Ich mische mich einfach unter sie. Die Mädchen wissen, daß ich ihnen keinen Freier wegschnappe und lassen mich gewähren.«

Eine Frage lag mir auf der Zunge, aber ich stellte sie nicht.

»Wenn ein Typ was von mir will, dann sage ich einfach, daß ich im Moment nicht arbeite. Die meisten gehen dann weiter.«

Es gab wieder eine Pause, in der Gabby sich wohl überlegte, was sie mir sagen, was sie für sich behalten und was sie für

Nachfragen meinerseits in der Hinterhand behalten sollte. Sie fummelte an einer Schnalle ihrer Aktentasche herum. Draußen im Park bellte ein Hund. Ich war mir sicher, daß Gabby mir etwas verschwieg und jemanden deckte, aber dieses Mal drängte ich sie nicht.

»Die meisten Männer sind harmlos, aber nicht alle«, fuhr Gabby schließlich fort. »Wie dieser Kerl neulich.«

Eine Pause.

»Wer ist er?«

Wieder eine Pause.

»Ich weiß nicht, wer er ist, aber er hat mir wirklich einen Schrecken eingejagt. Er ist kein Freier im engeren Sinn, aber er treibt sich viel mit den Prostituierten herum. Die Mädchen beachten ihn nicht weiter, aber er kennt sich in der Szene recht gut aus und wollte mit mir reden. Also habe ich ihm ein paar Fragen gestellt.«

Pause.

»In letzter Zeit hat er dann angefangen, mich zu verfolgen. Zuerst habe ich es gar nicht bemerkt, aber dann fiel er mir an den merkwürdigsten Orten auf, zum Beispiel in der Metro, wenn ich abends nach Hause fuhr, oder hier im Park. Einmal sah ich ihn sogar an der Concordia, vor dem Bibliothekgebäude, in dem ich mein Büro habe. Oder ich sah ihn hinter mir auf dem Gehsteig. Als ich ihn dann letzte Woche auf dem Boulevard St. Laurent erkannte, stellte ich ihn auf die Probe. Ich verlangsamte und beschleunigte meine Schritte, und er tat es mir jedes Mal nach. Dann versuchte ich, ihn abzuschütteln, indem ich in eine Konditorei ging, aber als ich wieder herauskam, stand er auf der anderen Straßenseite und tat so, als würde er sich ein Schaufenster ansehen.«

»Bist du denn sicher, daß es immer derselbe Mann war?«

»Ganz sicher.«

Es folgte eine lange Pause, die ich abwartete, ohne etwas zu sagen.

»Aber das ist noch nicht alles.«

Gabby starrte in ihre Hände, die sie jetzt wieder gefaltet hatte und fest zusammenpreßte.

»In letzter Zeit hat der Kerl mir ziemlich abgedrehten Mist erzählt. Ich habe versucht, ihm aus dem Weg zu gehen, aber heute Abend tauchte er in dem Restaurant auf. Manchmal kommt es mir so vor, als habe er eine Art Radar, mit dem er mich orten kann. Naja, wie dem auch sei, er hat wieder auf mich eingeredet und mir jede Menge verrückter Fragen gestellt.«

Gabby zog sich erneut in ihr Inneres zurück, aber schon einen Augenblick später wandte sie sich wieder an mich, als habe sie plötzlich eine Antwort gefunden, nach der sie lange gesucht hatte.

»Es sind seine Augen, Tempe«, sagte sie mit überrascht klingender Stimme. »Seine Augen sind so unheimlich! Sie sind schwarz und hart wie die einer Viper, und das Weiß drumrum ist immer blutunterlaufen. Ich weiß nicht, ob er krank ist oder dauernd einen Kater hat oder was. Aber ich habe noch nie solche Augen gesehen. Es sind Augen, vor denen man sich am liebsten verstecken würde. Und als ich sie heute sah, habe ich die Kontrolle verloren. Ich mußte an unsere letzte Unterhaltung über diesen Mörder denken, der dich zur Zeit auf Trab hält. Dann bin ich einfach durchgedreht, Tempe!«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. In der Dunkelheit konnte ich ihr Gesicht zwar kaum sehen, aber ihre Körperhaltung sagte mir, daß sie immer noch Angst hatte. Ihr Oberkörper war steif, und mit den Armen preßte sie die Aktentasche wie einen Schutzschild an die Brust.

»Was weißt du sonst noch von diesem Mann?«

»Nicht viel.«

»Was halten denn die Mädchen von ihm?«

»Die ignorieren ihn.«

»Hat er dich jemals bedroht?«

»Nein. Zumindest nicht direkt.«

»War er gewalttätig, ist er irgendwann mal ausgerastet?«

»Nein.«

»Nimmt er Drogen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Weißt du, wie er heißt oder wo er wohnt?«

»Nein. Solche Dinge fragt man auf dem Kiez nicht. Das ist dort ein ungeschriebenes Gesetz.«

Wieder saßen wir eine Weile schweigend nebeneinander. Ich beobachtete einen Radfahrer, der langsam auf dem Gehsteig vorbeifuhr. Immer, wenn er ins Licht einer Straßenlaterne kam, blitzte sein weißer Helm auf, wie ein vorbeifliegendes Glühwürmchen. Ich sah ihm nach, bis er langsam in der Nacht verschwand. Hell. Dunkel. Hell. Dunkel.

Ich dachte an das, was ich eben gehört hatte, und fragte mich, ob es meine Schuld war. Hatte ich Gabby mit meinen Erzählungen zuviel Angst eingejagt, oder war sie wirklich einem Psychopathen über den Weg gelaufen? Blies sie ein paar zufällige Begegnungen zu einem Schreckgespenst auf, oder war sie tatsächlich in Gefahr? Sollte ich sie alleine mit der Geschichte fertig werden lassen, oder sollte ich etwas unternehmen? Und wenn ja, was? War das ein Fall für die Polizei? So ging ich eine nach der anderen die Fragen durch, die man sich in einer solchen Situation stellt.

Wir blieben eine Weile sitzen, lauschten den Geräuschen aus dem Park, rochen die warme Luft der Sommernacht und hingen unseren Gedanken nach. Die lange Pause hatte einen beruhigenden Effekt auf Gabby, die schließlich den Kopf schüttelte, die Aktentasche in ihren Schoß fallen ließ und sich in ihren Sitz zurücklehnte. Obwohl ich ihre Gesichtszüge nicht sehen konnte, spürte ich, daß sich etwas in ihr verändert hatte. Als sie sprach, klang ihre Stimme kräftiger und nicht mehr so zittrig wie vorhin.

»Ich weiß, daß ich überreagiere, Tempe. Der Typ ist wahrscheinlich nur ein harmloser Irrer, der mir einen Schrecken einjagen will. Und ich spiele sein Spiel auch noch mit. Ich habe

diesem Knallkopf erlaubt, mich völlig durcheinanderzubringen.«

»Laufen dir denn solche ›Irren‹, wie du sie nennst, bei deiner Arbeit nicht häufiger über den Weg?«

»Natürlich. Die meisten meiner Informanten stammen nicht gerade aus der besseren Gesellschaft.« Gabby ließ ein kurzes, freudloses Lachen hören.

»Und warum glaubst du, daß dieser Mann anders ist?«

Während Gabby darüber nachdachte, kaute sie an ihrem Daumennagel.

»Schwer zu sagen. Die Grenze zwischen einem harmlosen Irren und einem Gewaltverbrecher ist fließend. Wenn auf dem Kiez eine Frau Gefahr wittert, geht sie mit dem Mann nicht aufs Zimmer. Dabei achtet jede der Frauen auf andere Anzeichen. Es können die Augen eines Mannes sein oder die Tatsache, daß er ausgefallene Dinge verlangt. Hélène zum Beispiel macht es nicht mit Männern, die Cowboystiefel tragen.«

Gabby schaute kurze Zeit ins Leere, bevor sie weitersprach.

»Ich glaube, das ganze Gerede über Serienmörder und Sexualverbrecher hat mir zu sehr zugesetzt.«

Wieder versank sie in längeres Schweigen, und ich sah heimlich auf meine Uhr.

»Wahrscheinlich wollte der Kerl mir bloß einen Schrecken einjagen.«

Noch eine Pause. Offenbar spielte sie die Angelegenheit innerlich herunter.

»Was für ein Arschloch.«

Oder hoch. Ihre Stimme wurde immer ärgerlicher.

»Verdammt noch mal, Tempe, ich werde es nicht zulassen, daß diesem Perversling einer abgeht, während er sich mit irgendwas zudröhnt und mir seine kranken Bilder zeigt. Ich werde ihm sagen, er soll sich das Zeug in den Hintern stecken.«

Sie drehte sich zu mir und legte ihre Hand auf meine.

»Es tut mir leid, daß ich dich angerufen habe, statt ein Taxi zu

nehmen. Was bin ich bloß für eine Idiotin? Kannst du mir noch einmal verzeihen?«

Ich starrte sie schweigend an. Wieder einmal hatte mich ihre emotionale Kehrtwendung gänzlich unvorbereitet getroffen. Wie schaffte sie es bloß, innerhalb von dreißig Minuten verängstigt, analytisch, wütend und reumütig zugleich zu sein? Es war jetzt zu spät, und ich war viel zu müde, um alles noch einmal mit ihr durchzugehen.

»Es ist schon spät, Gabby«, sagte ich. »Laß uns morgen über alles reden. Natürlich bin ich nicht sauer auf dich, nur froh, daß es dir gutgeht. Und meine Einladung war ernst gemeint. Du kannst jederzeit bei mir schlafen.«

Sie beugte sich herüber zu mir und umarmte mich. »Vielen Dank, aber ich komme allein zurecht. Ich rufe dich an. Versprochen.«

Ich sah ihr nach, wie sie mit wehendem Kleid die Treppe hinaufging. Dann verschwand sie in der roten Tür, und rings um mich war nur noch Leere. Ich blieb noch eine Weile sitzen, umgeben von der Dunkelheit und dem schwachen Geruch von Sandelholz. Obwohl sich nirgendwo etwas bewegte, ergriff ein eiskalter Schauder mein Herz, der aber wie ein vorübergehender Schatten in der nächsten Sekunde wieder verschwunden war.

Den ganzen Heimweg über rasten meine Gedanken mit Lichtgeschwindigkeit in alle möglichen Richtungen. Kochte Gabby da ein neues Melodram zusammen? Oder war sie wirklich in Gefahr? Gab es Dinge, die sie mir nicht sagte? War dieser Mann vielleicht doch gefährlich, oder bildete sie sich das nach meinen Erzählungen von den Morden nur ein? Sollte ich etwas unternehmen? Und wenn ja, was?

Ich ließ die Sorge um Gaby nicht die Oberhand über meine Gedanken gewinnen. Als ich nach Hause kam, tat ich das, womit ich seit Urzeiten Spannungen und Überanstrengung abbaue: Ich ließ mir eine Wanne mit reichlich Badesalz ein, legte eine Chris Rea-CD in die Stereoanlage und drehte die Lautstärke voll auf. Dann lag ich im warmen Wasser und ließ meine düsteren

Gedanken von der Musik forttragen. Sollten meine Nachbarn sich doch beschweren. Nach dem Bad aß ich ein paar Plätzchen und trank ein Glas Milch, von dem ich auch Birdie etwas abgab. Als ich damit fertig war, ließ ich das schmutzige Geschirr einfach stehen und kroch ins Bett.

Leider hatte das Bad nicht alle meine Sorgen aufgelöst, so daß ich noch lange keinen Schlaf fand. Ich lag im Bett, betrachtete die Schatten an der Zimmerdecke und kämpfte gegen das Bedürfnis, zum Telefon zu greifen und Pete anzurufen. Ich haßte mich dafür, daß ich mich immer dann, wenn es mir nicht gut ging, nach seiner Stärke sehnte. Das war auch so eine alte Angewohnheit, die ich mir geschworen hatte abzulegen.

Irgendwann einmal zog mich dann der Schlaf in einen tiefen Strudel aus Träumen, durch den Pete, Katy und Gabby ebenso schwirrten wie die Morde. Ich hatte die Ruhe bitter nötig, denn ohne ausreichend Schlaf hätte ich den Tag, der auf mich wartete, wohl nicht überstanden.

8

Ich schlief durch bis kurz nach neun. Normalerweise bin ich keine Langschläferin, aber dieser Freitag war der 24. Juni, der Tag des Heiligen Jean Baptiste und gleichzeitig der Nationalfeiertag der Provinz Quebec. An diesem Tag sind fast alle Geschäfte und Behörden geschlossen, und ich hatte vor, mich ausgiebig auf die faule Haut zu legen. Weil die *Gazette,* die sonst jeden Morgen auf meiner Türschwelle liegt, am Feiertag nicht erscheint, ging ich nach dem Kaffeekochen zum Zeitungsstand an der Ecke, um ein anderes Blatt zu kaufen.

Es war ein heller, klarer Tag, und alles sah lebendig und frisch aus wie auf einem Laptop mit Aktiv-Matrix-Display. Alles war scharf und kontrastreich gezeichnet, von den Häusern mit ihren Ziegelmauern, Holzbalken und schmiedeeisernen Treppen bis zu den Gärten mit grünen Rasenflächen und üppig-bunten Blumenbeeten. Die Farbe des Himmels, an dem keine einzige Wolke zu sehen war, erinnerte mich an das Blau, das die Drosseleier auf den Andachtsbildchen meiner Kindheit gehabt hatten. Dieser Himmel hätte dem heiligen Johannes bestimmt gefallen.

Die vormittägliche Luft war schon warm und duftete nach Petunien. In der vergangenen Woche war das Thermometer von Tag zu Tag höher gestiegen, und für den Feiertag wurden zweiunddreißig Grad vorhergesagt. Weil Montreal auf einer Insel im St. Lawrence-Strom liegt, würde auch noch eine gehörige Luftfeuchtigkeit dazukommen. Super! Fast wie zu Hause in Carolina: feucht und heiß. Als echte Südstaatlerin liebte ich dieses Wetter.

Am Zeitungsstand kaufte ich mir *Le Journal de Montréal*. Die »größte französischsprachige Zeitung in Amerika« nahm es mit dem Feiertag nicht so genau wie die englischsprachige *Gazette*.

Auf dem Rückweg warf ich einen Blick auf die Schlagzeile: BONNE FETE QUÉBEC! stand dort in sechs Zentimeter großen Lettern.

Ich dachte an die Feiertagsparade und das Konzert im Parc Maisonneuve, bei denen Schweiß und Bier in Strömen fließen würden, und an die tiefe politische Kluft, die Quebec in zwei Lager teilte. Im Herbst stand eine Wahl an, und die Emotionen kochten schon jetzt ziemlich hoch. Die Befürworter einer Abspaltung der Provinz von Kanada hofften inständig, daß sie es diesmal schaffen würden. Auf T-Shirts und Buttons war allenthalben zu lesen: *L'an prochain mon pays*! Nächstes Jahr wird das mein Land sein! Hoffentlich würde es heute am Feiertag zu keinen gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen den Separatisten und ihren Gegnern kommen.

Als ich wieder daheim war, goß ich mir eine Tasse Kaffee ein, machte mir eine Schale Müsli und breitete die Zeitung auf dem Eßtisch aus. Ich bin nachrichtensüchtig und suche in einem Hotelzimmer noch vor dem Kofferauspacken am Fernseher CNN. Am liebsten allerdings lese ich Zeitungen, und was ich unter der Woche nicht schaffe, hole ich am Wochenende in aller Ruhe nach.

Trinken darf ich nicht, Rauchen finde ich widerlich, und mit meinem Sexualleben ist seit einem Jahr auch nicht mehr allzu viel los. Das einzige Laster, das ich mir leiste, sind meine Leseorgien am Samstag morgen, bei denen ich mich stundenlang in meine Zeitungen vergrabe, bis ich auch die allerkleinste Meldung gelesen habe. Dabei geht es mir nicht so sehr um den Neuigkeitswert der Artikel. Mir ist bewußt, daß die meisten ohnehin Schnee von gestern sind. Ereignisse wie Erdbeben, Staatsstreiche, Handelskriege oder Geiselnahmen werden wie die Bälle bei der Ziehung der Lottozahlen ständig durcheinandergewirbelt. Täglich werden ein paar von ihnen gezogen, und ich will wissen, welche gerade heute dran sind.

Das *Journal* hat eher kurze Artikel und viele Bilder. Damit ist es zwar nicht gerade der *Christian Science Monitor,* aber zur Not

reicht es für meine Bedürfnisse. Birdie, dem mein Ritual vertraut war, machte es sich im Stuhl neben meinem bequem. Bisher konnte ich noch nicht herausfinden, ob er das tut, weil er meine Nähe mag, oder weil er darauf hofft, etwas von meinem Müsli abzubekommen. Er machte einen Buckel und ließ sich dann auf das Kissen nieder, wobei er alle vier Pfoten unter seinen Körper zog. Dabei heftete er seine gelben Augen auf mich, als könne er in meinem Gesicht die Lösung eines tiefen Katzengeheimnisses ergründen. Als ich anfing zu lesen, spürte ich, wie er mich noch immer ansah.

Der Artikel stand auf Seite zwei, zwischen einer Meldung über einen erdrosselten Priester und den Berichten von der Fußballweltmeisterschaft.

FRAU ERMORDET UND BESTIALISCH VERSTÜMMELT

> In einer Wohnung im Eastend wurde gestern die verstümmelte Leiche von Margaret Adkins aufgefunden. Mme. Adkins war Hausfrau und Mutter eines sechsjährigen Sohnes. Noch um zehn Uhr vormittags telefonierte sie mit ihrem Ehemann, danach gab es kein Lebenszeichen mehr von ihr. Die Tote wurde gestern Mittag von ihrer Schwester entdeckt.
>
> Nach Angaben der Polizei ist es noch unklar, wie der Mörder ins Haus gekommen ist. Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen wurden nicht gefunden. Dr. Pierre LaManche vom Laboratoire de Médecine Légale führte die Autopsie durch, und Dr. Temperance Brennan, forensische Anthropologin aus den USA und Spezialistin für Knochenverletzungen, untersucht zur Zeit das Skelett des Opfers auf Messerspuren…

Danach erging sich der Artikel in Spekulationen darüber, was die Tote vor ihrer Ermordung gemacht haben könnte, und wandte sich

schließlich mit herzerweichenden Worten ihrer trauernden Familie zu. Er endete mit dem Versprechen der Polizei, alles in ihrer Macht Stehende zu unternehmen, um den Mörder so bald wie möglich dingfest zu machen. Der Artikel beinhaltete auch mehrere Photos: Schwarzweiß aufgerastert war das Wohnhaus von Margaret Adkins zu sehen, aus dem gerade die Rollbahre mit dem Leichensack geschoben wurde. Auf dem Gehsteig drängten sich hinter einem Absperrband die Neugierigen, deren Gesichter in dem groben Zeitungsdruck kaum zu erkennen waren. Vor den Absperrungen stand Claudel, der den rechten Arm gehoben hatte und dadurch aussah wie der Dirigent eines Schülerorchesters. Zwischen die beiden Photos war ein kreisrundes Bild von Margaret Adkins montiert, das eine zwar unscharfe, aber dafür sehr viel glücklichere Version des Gesichts zeigte, das ich auf dem Autopsietisch kennengelernt hatte.

Ein weiteres Photo zeigte eine ältere Frau mit gebleichten, dauergewellten Haaren und einen kleinen Jungen in einem T-Shirt der Montreal Expos. Zwischen ihnen stand ein bärtiger Mann mit Brille, der seine Arme schützend um die beiden gelegt hatte. Alle drei sahen traurig und verwirrt aus wie viele Menschen, deren Leben durch ein Gewaltverbrechen urplötzlich völlig verändert wurde. Ich kannte diesen Blick nur zu gut. Aus der Bildunterschrift ging hervor, daß es sich um die Mutter, den Sohn und den Ehemann der Toten handelte.

Und dann war da noch ein Photo, dessen Anblick mich mit Unbehagen erfüllte. Es zeigte mich bei einer Exhumierung im Jahr 1992 und war mir ziemlich vertraut, weil es seither von mehreren Zeitungen abgedruckt worden war. Ich wurde, wie üblich, als *anthropologiste americaine* bezeichnet.

»Verdammt!«

Birdie wedelte mit dem Schwanz und sah mich strafend an. Ich kümmerte mich nicht darum. Mein Vorsatz, die Morde über das verlängerte Wochenende aus meinen Gedanken zu verbannen, war nur sehr kurzlebig gewesen. Eigentlich hätte ich es mir ja denken können, daß die Geschichte in der heutigen Zeitung stehen

würde. Ich trank meinen inzwischen kalt gewordenen Kaffee aus und wählte Gabbys Nummer. Keine Antwort. Obwohl es eine Unzahl von Gründen dafür geben konnte, machte mich dieser Umstand zusätzlich nervös.

Ich ging ins Schlafzimmer, um mich für mein Tai Chi umzuziehen. Der Kurs findet normalerweise am Dienstag Abend statt, aber der Lehrer hatte uns für den Feiertag eine Extrastunde angeboten. Ich hatte nicht so recht gewußt, ob ich daran teilnehmen sollte, aber nach der Lektüre des Artikels und meinem vergeblichen Telefonanruf bei Gabby war die Entscheidung gefallen. Wenigstens für ein, zwei Stunden wollte ich einen klaren Kopf haben.

Leider schafften es auch die neunzig Minuten mit Übungen wie »Den Schwanz des Vogels greifen«, »Die Hände in den Wolken schwingen« und »Die Nadel auf dem Meeresgrund« nicht, meine düstere Stimmung zu vertreiben. Im Gegenteil, ich war so abgelenkt, daß ich die ganze Zeit über nicht in den Rhythmus der Übungen hineinkam. Danach war ich noch schlechter gelaunt als zuvor.

Auf der Heimfahrt schaltete ich das Radio ein und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Die heiteren wollte ich pflegen wie ein Schäfer seine Herde, die trübsinnigen wie einen reißenden Wolf verjagen. Ich war wild entschlossen, das Wochenende doch noch zu retten.

»… gestern zwischen zehn und zwölf Uhr vormittags ermordet. Madame Adkins war mit ihrer Schwester verabredet, kam aber nicht zu dem vereinbarten Treffen. Man fand ihre Leiche in der Avenue Desjardins Nummer 1327. Die Polizei konnte keine Spuren eines gewaltsamen Eindringens entdecken und vermutet deshalb, daß Madame Adkins ihren Mörder gekannt haben muß.«

Ich wußte, daß ich eigentlich einen anderen Sender hätte einstellen müssen, aber statt dessen ließ ich mich von der Stimme des Nachrichtensprechers fesseln. Sie brachte mir die

Frustrationen, die die ganze Zeit in meinem Hinterkopf vor sich hingeköchelt hatten, erst so richtig zu Bewußtsein und zerstörte damit die letzten, schwachen Hoffnungen auf ein erholsames Wochenende.

»… bisher wurden die Ergebnisse der Autopsie noch nicht bekanntgegeben. Die Polizei befragt inzwischen Nachbarn und Freunde des Opfers. Dieser Mord ist der sechsundzwanzigste in diesem Jahr in Montreal. Wer Hinweise hat, die zur Aufklärung dieses Verbrechens fuhren könnten, soll sich unter der Nummer 555-2052 bei der Mordkommission melden.«

Ohne daß ich mich bewußt dafür entschieden hätte, drehte ich um und fuhr wie ferngesteuert zum Labor. Als ich zwanzig Minuten später ankam, wußte ich noch immer nicht, was ich dort eigentlich herauszufinden hoffte.

Im Gebäude der Sûreté du Québec war nichts von der sonst üblichen Geschäftigkeit zu spüren. Es war leer bis auf ein paar Leute, die Feiertagsdienst hatten. Die Wachmänner in der Eingangshalle beäugten mich wortlos mit mißtrauischen Blicken. Vielleicht lag das daran, daß ich Trainingsklamotten und Pferdeschwanz trug, vielleicht aber ärgerten sie sich auch bloß darüber, daß sie am Feiertag arbeiten mußten. Mir war es egal.

Die Gänge des LML und des LSJ waren vollkommen ausgestorben. Mir kam es so vor, als würden die leeren Büros und Laborräume Atem schöpfen und ihre Kräfte für die Nachwirkungen eines langen, heißen Wochenendes sammeln. Mein Büro sah genau so aus, wie ich es verlassen hatte. Die Stifte aus dem umgeworfenen Behälter lagen immer noch auf dem Schreibtisch verstreut. Während ich sie einsammelte, fielen meine Blicke auf halbfertige Untersuchungsberichte, nicht katalogisierte Dias und eine unfertige Abhandlung über Nähte am Oberkiefer. Die dunklen Augenhöhlen meiner Musterschädel starrten mich mit leeren Blicken an.

Ich war mir noch immer nicht sicher, weshalb ich überhaupt hergekommen war. Ich fühlte mich angespannt und ziemlich von der Rolle. Wieder dachte ich an Dr. Lentz, die mir meine

Alkoholabhängigkeit vor Augen geführt und mir geholfen hatte, mir meiner zunehmenden Entfremdung von Pete bewußt zu werden. In sanften, aber schonungslosen Gesprächen hatte sie den Gefühlsschorf entfernt, der meine Empfindungen überkrustet hatte. »Tempe«, hatte sie gesagt, »müssen Sie denn wirklich immer alles unter Kontrolle haben? Können Sie denn niemandem vertrauen?«

Vielleicht hatte sie recht. Vielleicht war ich jetzt nur hier, um mir später keine Vorwürfe machen zu müssen, ich hätte nicht alles getan, um den Fall zu lösen. Vielleicht konnte ich es nicht ertragen, untätig zu sein und meiner Aufgabe nicht gerecht zu werden. Zwar sagte ich mir, daß die Untersuchung eines Mordfalles gar nicht meine Aufgabe, sondern die der Polizei sei und daß ich lediglich den Beamten mit meinen Untersuchungen zur Seite stehen müsse. Schließlich warf ich mir sogar vor, daß ich nur deshalb hier sei, weil ich den Feiertag nicht alleine verbringen wolle. Aber es half alles nichts.

Als ich die Stifte wieder in den Behälter gesteckt hatte, wußte ich zwar, daß meine Argumente alle stichhaltig waren, aber ich wurde trotzdem das nagende Gefühl nicht los, irgend etwas übersehen zu haben, ein winziges Detail vielleicht, dessen Wichtigkeit mir bisher entgangen war. Ich mußte einfach herausbekommen, was es war.

Also nahm ich einen Aktenordner aus dem Schrank, in dem ich meine alten Untersuchungsberichte aufbewahrte und schlug den aktuellen auf, der sich auf dem Stapel der neuen Fälle befand. Als drittes kam schließlich die Akte hinzu, die ich für Margaret Adkins angelegt hatte. Die drei Hefter, die nun vor mir lagen, symbolisierten die drei Frauen, die ein verrückter Mörder mitten aus dem Leben gerissen und bestialisch abgeschlachtet hatte: Trottier, Gagnon, Adkins. Die Wohnungen der Opfer lagen viele Kilometer voneinander entfernt, und auch beim persönlichen Hintergrund, beim Alter und bei den körperlichen Merkmalen, waren nur wenige Übereinstimmungen zu erkennen. Trotzdem wurde ich den Verdacht nicht los, daß ein und derselbe Mann die

drei Frauen getötet hatte. Anders als Claudel sah ich nicht nur die Unterschiede zwischen den drei Morden, sondern auch die Gemeinsamkeiten. Wenn ich ihn allerdings von meiner Auffassung überzeugen wollte, mußte ich noch mehr Verbindungen zwischen den drei Fällen herausfinden.

Ich riß ein Blatt liniertes Papier von meinem Block und machte mir darauf eine einfache Tabelle. Die Kategorien waren Alter, Hautfarbe, Haarfarbe/Länge, Augenfarbe, Größe, Gewicht, zuletzt getragene Kleidung, Familienstand, Sprache, ethnische Gruppe, Religion, Ort/Art der Wohnung, Ort/Art des Arbeitsplatzes, Todesursache, Datum und Uhrzeit des Todes, Zustand der Leiche, Fundort der Leiche, Zuerst nahm ich mir die Akte von Chantale Trottier vor und fing damit an, die darin enthaltenen Daten in meine Tabelle einzutragen. Rasch wurde mir dabei klar, daß meine Unterlagen bei weitem nicht alle Informationen enthielten, die ich brauchte. Ich hätte die kompletten Polizeiberichte nebst Tatortphotos einsehen müssen. Ich sah auf die Uhr. Es war viertel vor zwei. Weil die Sûreté de Québec den Fall Trottier untersucht hatte, beschloß ich, hinunter zu fahren und mich zu informieren. Jetzt war im Büro der Mordkommission bestimmt nicht viel los und deshalb vielleicht genau der richtige Zeitpunkt für mein Anliegen.

Ich hatte recht. Der große Raum war fast leer, und von den in langen Reihen stehenden, behördengrauen Metallschreibtischen waren nur ganz wenige besetzt. In einer Ecke sah ich drei Männer, von denen zwei an sich gegenüberstehenden Schreibtischen vor Stapeln von Akten und überquellenden Eingangskörben saßen.

Einer von ihnen war ein großgewachsener, hagerer Mann mit eingefallenen Wangen und grauen Haaren. Er hatte sich mit seinem Stuhl nach hinten gelehnt und die Füße auf den Tisch gelegt. Sein Name war Andrew Ryan, und er sprach ein hartes, flaches Französisch wie viele Menschen, deren Muttersprache Englisch ist. Um seine Worte zu unterstreichen, fuchtelte er mit einem Kugelschreiber in der Luft herum, so daß die leeren Ärmel

seines Jacketts, das er über die Lehne des Stuhls gehängt hatte, im Rhythmus seiner Bewegungen mitschwangen. Die drei Männer erinnerten mich an wartende Feuerwehrleute: entspannt, aber in Sekundenschnelle einsatzbereit.

Ryans Kollege sah ihn über die Tische hinweg an. Er hatte den Kopf schiefgelegt wie ein Kanarienvogel, der durch die Gitterstäbe seines Käfigs blickt. Er war klein und muskulös, fing aber langsam an, den Speck der mittleren Jahre anzusetzen. Sein Gesicht zeugte von regelmäßigen Besuchen im Sonnenstudio, und seine dichten, schwarzen Haare waren exakt geschnitten und gekämmt. Er sah aus wie ein Möchtegern-Schauspieler für einen Werbespot. Ich hatte ihn in Verdacht, daß er sich sogar seinen Schnurrbart vom Friseur pflegen ließ. Ein hölzernes Namensschild auf seinem Tisch verkündete, daß er Jean Bertrand hieß.

Der dritte Mann hockte auf der Kante von Bertrands Schreibtisch, hörte dem Gespräch der beiden zu und inspizierte die Fransen seiner italienischen Schuhe. Als ich ihn sah, sackte meine Stimmung wie in einem Fahrstuhl nach unten.

»… wie eine aschenscheißende Ziege.«

Alle drei lachten gleichzeitig und hämisch auf wie Männer, die sich eben einen Spaß auf Kosten einer Frau geleistet haben. Claudel schaute auf die Uhr.

Du leidest unter Verfolgungswahn, Brennan, sagte ich mir. Reiß dich zusammen. Ich räusperte mich und schlängelte mich durch das Labyrinth der Tische auf die Gruppe zu. Das Trio drehte die Köpfe in meine Richtung und verstummte.

Als die beiden Detectives von der SQ mich erkannten, lächelten sie und standen auf. Claudel blieb auf seiner Tischkante sitzen. Ohne seine Abneigung zu verbergen, streckte er die Füße aus und widmete sich wieder seinen Schuhen, deren Betrachtung er nur für einen beiläufigen Blick auf seine Uhr unterbrach.

»Dr. Brennan, wie geht es Ihnen?« fragte Ryan auf englisch und streckte mir seine Hand entgegen. »Waren Sie in letzter Zeit mal wieder zu Hause in den Staaten?«

»Seit Monaten schon nicht mehr.« Sein Händedruck war fest.

»Ich wollte bloß fragen, ob man dort mittlerweile ein Maschinengewehr mitnimmt, wenn man abends ausgeht.«

»Nein, das lassen wir zu Hause. Und zwar auf eine Lafette montiert.«

Solche Flachsereien über die Straßenkriminalität in den USA hörte ich hier häufiger.

»Haben Sie dort unten eigentlich schon Toiletten mit Wasserspülung?« fragte Bertrand. Mit »dort unten« meinte er die Südstaaten, über die er sich besonders gerne lustig machte.

»Nur in den größeren Hotels«, gab ich zurück.

Von den drei Männern schien nur Ryan peinlich berührt zu sein.

Andrew Ryan war eigentlich nicht das, was man sich unter einem Beamten der Sûreté de Québec vorstellte. Er wurde in Neuschottland als der einzige Sohne irischer Eltern geboren, die beide Ärzte waren und ihre Ausbildung in London absolviert hatten. Als sie nach Quebec kamen, hatten sie darunter gelitten, daß sie nicht französisch gesprochen hatten. Deshalb hatten sie ihren Sohn, von dem sie wollten, daß er später einmal in ihre Fußstapfen trat, auf das St. Francis Xavier College in Montreal geschickt, wo er eine zweisprachige Erziehung erhalten sollte.

In Ryans drittem Studienjahr liefen die Dinge aus dem Ruder. Ryan machte Bekanntschaft mit Alkohol und Drogen, und bald trieb er sich mehr mit Säufern und Kiffern in nach abgestandenem Bier riechenden Kneipen herum als an der Universität. Bald war er bei der Polizei kein Unbekannter mehr, und häufig wachte er nach seinen Sauftouren in seinem eigenen Erbrochenen liegend auf dem Boden einer Ausnüchterungszelle auf. Schließlich wurde er ins St. Martha's Krankenhaus eingeliefert, nachdem ihm ein zugekokster Junkie mit einem Messer in den Hals gestochen und dabei nur um wenige Millimeter die Schlagader verfehlt hatte.

Diese Erfahrung war der Wendepunkt in Andrew Ryans Leben. Er änderte sich so rasch und radikal wie ein wieder-

getaufter Christ. Aber weil ihn die Unterwelt immer noch faszinierte, wechselte Ryan lediglich die Seiten. Nach einem Studium der Kriminologie bekam er einen Job bei der SQ, wo er inzwischen bis zum Lieutenant aufgestiegen war.

Ryans Erfahrungen in der Halbwelt kamen ihm in seinem Beruf natürlich zugute. Obwohl er normalerweise ein höflicher und zurückhaltender Mann war, galt Ryan in gewissen Kreisen als knallharter Bursche, der sämtliche Ganoventricks kannte und Verbrechern meistens einen Schritt voraus war. Ich persönlich hatte bisher noch nie mit ihm zusammengearbeitet und hatte meine Informationen über ihn nur aus Erzählungen seiner Kollegen, von denen noch nie einer ein schlechtes Wort über Andrew Ryan gesagt hatte.

»Was treibt Sie denn am Feiertag hierher?« fragte er und deutete mit seinem langen Arm in Richtung Fenster. »Sie sollten da draußen sein und den Feiertag genießen.«

Ich sah ihn an und entdeckte die dünne Narbe, die sich aus seinem Hemdkragen seitlich am Hals hinaufzog. Sie sah glatt und glänzend aus, wie eine Gummischlange.

»Vermutlich mein beklagenswertes Leben als Single«, antwortete ich. »Wenn die Geschäfte geschlossen sind, weiß ich einfach nichts mit mir anzufangen.«

Während ich das sagte, schob ich mir ein paar Haarsträhnen aus der Stirn. Ich erinnerte mich daran, daß ich noch meine Sportsachen trug und fühlte mich angesichts der perfekt gestylten Männer, die aussahen, als wären sie soeben den Seiten der Männer-Vogue entsprungen, auf einmal ziemlich unwohl.

Bertrand kam hinter seinem Schreibtisch hervor und streckte mir lächelnd und kopfnickend die Hand hin. Als ich sie schüttelte, bemerkte ich, daß Claudel mich noch immer nicht ansah. Seine Anwesenheit hier war mir in etwa so willkommen wie eine Pilzinfektion.

»Ich würde gerne einen Blick auf eine Akte aus dem letzten Jahr werfen«, sagte ich. »Chantale Trottier. Sie wurde im Oktober 93 ermordet. Man hat ihre Leiche in St. Jerome gefunden.«

Bertrand schnippte mit den Fingern und deutete dann mit dem Zeigefinger auf mich.

»An die erinnere ich mich. Die Tote auf der Müllhalde. Den Bastard, der sie auf dem Gewissen hat, haben wir bis heute noch nicht geschnappt.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Claudels Blicke hinüber zu Ryan wanderten. Obwohl die Bewegung kaum wahrnehmbar war, erweckte sie doch meine Aufmerksamkeit. Ich vermutete stark, daß es kein Höflichkeitsbesuch war, den Claudel hier machte. Bestimmt hatte er mit Ryan und Bertrand über den gestrigen Mord gesprochen. Ich fragte mich, ob dabei auch die Morde an Trottier und Gagnon erwähnt worden waren.

»Gern«, sagte Ryan mit lächelndem, aber teilnahmslosem Gesicht. »Sie können alles kriegen, was Sie wollen. Glauben Sie denn, daß wir damals möglicherweise etwas übersehen haben?«

Er nahm ein Päckchen Zigaretten vom Tisch, steckte sich eine in den Mund und bot mir auch eine an. Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, das glaube ich nicht«, erklärte ich. »Aber ich arbeite oben in meinem Büro gerade an zwei Fällen, bei denen ich immer wieder an Chantale Trottier denken muß. Ich weiß allerdings noch nicht so recht, wonach ich überhaupt suche. Ich würde nur gerne mal einen Blick auf die Tatortphotos werfen und vielleicht den Untersuchungsbericht lesen.«

»Ja, ich kenne das Gefühl«, sagte Ryan und blies den Rauch seitlich aus dem Mund. Falls er wußte, daß auch Claudel an diesen Fällen arbeitete, so ließ er sich nichts anmerken. »Manchmal muß man einfach seinem Instinkt folgen. Was meinen Sie, wie die Verbindung zwischen den Morden denn aussehen könnte?«

»Sie glaubt, daß da draußen ein Psychopath herumläuft, der für sämtliche Morde dieses Jahrhunderts verantwortlich ist«, sagte Claudel mit ungerührter Stimme und blickte dabei nicht von seinen Schuhen auf. Beim Sprechen bewegten sich seine Lippen kaum. Ich hatte den Eindruck, als mache er sich nicht einmal mehr die Mühe, seine Verachtung für mich zu verbergen. Ich

wandte mich ab und ignorierte ihn.

Ryan lächelte Claudel an. »Jetzt hab dich doch nicht so, Luc. Es tut doch nicht weh, wenn man sich die Sache noch einmal ansieht. Bisher haben wir bei unseren Ermittlungen wahrlich keinen Geschwindigkeitsrekord gebrochen.«

Claudel schnaubte verächtlich. Dann schüttelte er den Kopf und sah wieder auf die Uhr.

Ryan wandte sich wieder an mich. »Also, wo könnte es Übereinstimmungen geben?«

Noch bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, flog die Tür auf, und Michel Charbonneau platzte herein. Er lief im Zickzack auf uns zu und schwenkte dabei ein Photo in seiner linken Hand.

»Das ist er«, rief er. »Das ist der Hurensohn.« Sein Gesicht war rot, und er atmete schwer.

»Wurde auch Zeit«, murmelte Claudel. »Laß mal sehen.« Er redete mit Charbonneau wie mit einem Laufburschen. Vor lauter Ungeduld gab er nicht einmal mehr vor, höflich zu sein.

Charbonneau hob indigniert die Augenbrauen und gab Claudel wortlos die Photographie. Er, Bertrand und Ryan stürzten sich darauf wie Footballspieler über die Mannschaftsaufstellung und drehten Charbonneau den Rücken zu.

»Das dumme Arschloch hat doch tatsächlich Adkins' Bankkarte benutzt«, sagte er. »Eine Stunde, nachdem er ihr das Lebenslicht ausgeblasen hat. Offenbar hatte er sich an dem Tag noch nicht genügend amüsiert, also ging er zum Depanneur an der nächsten Ecke, um sich am Bancomaten ein bißchen Bargeld zu beschaffen. Aber weil dort nicht gerade die oberen Zehntausend verkehren, wird der Geldautomat mit einer Videokamera überwacht. Wir brauchten nur Adkins' Geheimnummer eintippen, und, *voilà* schon haben wir einen Abzug fürs Familienalbum.«

Er deutete auf das Photo, das er eben gebracht hatte.

»Eine echte Schönheit, findet ihr nicht? Ich bin in aller Früh in den Laden gegangen und habe das Bild dem Mann gezeigt, der dort die Nachtschicht gemacht hat. Er glaubt, das Gesicht zu

kennen, weiß aber nicht den Namen des Typs. Er meinte, wir sollten den Besitzer fragen, der um neun Uhr kommt. Es sieht so aus, als wäre unser Bursche ein Stammkunde in dem Laden.«

»Heiliger Bimbam«, sagte Bertrand.

Ryan enthielt sich jeglichen Kommentars. Er beugte sich über seinen kleineren Kollegen und betrachtete das Bild.

»Das ist also der Scheißkerl«, sagte Claudel, während er das Photo genau studierte. »Dann wollen wir das Arschloch mal hoppsnehmen.«

»Ich würde gerne dabeisein«, sagte ich.

Die Polizisten hatten meine Anwesenheit offenbar allesamt vergessen und drehten sich fast gleichzeitig zu mir um. Die beiden Detectives von der SQ lächelten amüsiert und schienen gespannt darauf zu sein, wie Claudel auf meine Bitte reagieren würde.

»C'est impossible«, sagte er und sprach als einziger jetzt noch Französisch. Er zog dabei die Kiefermuskeln so stark zusammen, daß sein ganzes Gesicht angespannt wirkte. In seinen Augen war nicht der Funke eines Lächelns zu sehen.

Showdown.

»Sergeant Claudel«, begann ich auf Französisch und wählte meine Worte sorgfältig. »Ich glaube, daß ich bei einigen Mordopfern, die ich zu untersuchen hatte, signifikante Übereinstimmungen gefunden habe. Wenn dem so ist, dann wäre es durchaus möglich, daß ein und derselbe Täter – den Sie vorhin einen Psychopathen genannt haben – für alle diese Morde verantwortlich ist. Vielleicht habe ich recht, vielleicht auch nicht. Aber wollen Sie wirklich das Leben weiterer unschuldiger Menschen aufs Spiel setzen, nur weil Sie nicht an diese Verbindung glauben? Wollen Sie allen Ernstes die Verantwortung dafür übernehmen?«

Ich sagte das höflich, aber bestimmt. Auch ich war alles andere als amüsiert.

»Ach, was soll's Luc, laß sie doch mitfahren«, meinte

Charbonneau. »Wir befragen doch bloß ein paar Zeugen.«

»Und außerdem ist der Kerl sowieso erledigt, ob du sie jetzt ins Vertrauen ziehst oder nicht«, ergänzte Ryan.

Claudel sagte nichts. Er nahm seine Schlüssel aus der Tasche, steckte das Photo ein und ging an mir vorbei zur Tür.

»Dann wollen wir mal«, sagte Charbonneau.

Ich ahnte, daß aus diesem Feiertag ein Arbeitstag werden würde.

9

Die Fahrt gestaltete sich alles andere als einfach. Während der Wagen mit Charbonneau am Steuer sich die Rue de Maisonneuve entlangquälte, lehnte ich mich hinten in meinen Sitz zurück, blickte aus dem Fenster und ignorierte das periodische Krächzen des Funkgeräts. Der Nachmittag war drückend heiß. Während wir im Schrittempo vorwärtskrochen, sah ich, wie die Luft über dem heißen Pflaster waberte.

Ganz Montreal schien sich in patriotischem Eifer herausgeputzt zu haben. Wo ich auch hinsah, entdeckte ich die vier weißen Lilien auf blauem Grund, die Flagge der Provinz Quebec. Sie hing von Balkonen, prangte auf T-Shirts, Mützen und Boxershorts und wurde als Tuch geschwenkt oder auf Transparenten herumgetragen. Manche Leute hatten sich die Lilien sogar ins Gesicht geschminkt. Die Straßen von der Innenstadt bis zur Main waren verstopft: Tausende von blau-weiß gekleideten Menschen, vom Punk bis zur Mutter mit Kinderwagen, bewegten sich in dichten Strömen nach Norden, in Richtung auf die Rue Sherbrooke, um dort den Festzug zu sehen, der um zwei Uhr in St. Urbain aufgebrochen war und sich tanzend und musizierend in Richtung Osten bewegte. Im Augenblick befand er sich in etwa auf unserer Höhe.

Durch das Summen der Klimaanlage drangen Gelächter und ab und zu ein paar Verse eines Liedes ins Wageninnere. Schon jetzt waren vereinzelte Streitigkeiten unter den Leuten zu beobachten. Als wir an einer Ampel an der Rue Amherst stehenbleiben mußten, sah ich, wie irgendein Blödmann seine Freundin an eine Mauer drückte. Seine Haare waren oben kurzgeschnitten und hingen hinten lang herab. Das hühnchenblasse Gesicht des Mannes rötete sich zunehmend vor Wut. Wir fuhren weiter, bevor der Streit eskalierte. Das Gesicht der jungen Frau mit den

blinzelnden Augen und dem erschrocken geöffneten Mund verschwand. Dafür schob sich ein Paar nackter Brüste vor das Autofenster, die auf einem Plakat des *Musée des Beaux Arts* Reklame für eine Ausstellung mit Bildern von Tamara de Lempicka machten. *Une femme libre,* verkündete das Plakat. »Eine freie Frau.« Wieder so eine Ironie des Lebens. Wenigstens konnte ich mir mit einiger Genugtuung sagen, daß der Flegel von vorhin vermutlich keinen schönen Abend haben würde. Aggressive Kerle wie er konnten sich an einem Tag wie heute leicht eine Abreibung einhandeln.

Charbonneau wandte sich an Claudel. »Laß mich doch noch mal einen Blick auf das Bild werfen.«

Claudel zog das Photo aus seiner Tasche. Charbonneau musterte es im Fahren.

»Allzuviel kann man ja nicht erkennen«, bemerkte er und reichte mir das Bild nach hinten.

Es war ein Schwarzweißphoto, eine Ausschnittsvergrößerung aus einem Bild, das aus ziemlicher Höhe von oben rechts aufgenommen worden war. Es zeigte verschwommen die Gestalt eines Mannes, der sich mit von der Kamera abgewandtem Gesicht auf den Geldautomaten konzentrierte. Oben auf dem Kopf war der Mann fast vollständig kahl, aber er hatte aus dem ihm verbliebenen Haarkranz viele Haarsträhnen quer über den Kopf gekämmt, um diese Blöße zu verdecken. Ich liebe diese Art von Männerfrisur, sie ist so sexy wie eine enganliegende Badehose.

Der Mann hatte buschige Augenbrauen, und seine Ohren standen von dem leichenblassen Gesicht ab wie die Blütenblätter eines Stiefmütterchens. Er trug ein kariertes Hemd und eine Art Arbeitshose. Weitere Details konnte ich aufgrund der Körnigkeit des Abzugs und des ungünstigen Aufnahmewinkels nicht erkennen. Ich mußte Charbonneau recht geben. Der Mann würde schwer zu identifizieren sein. Ohne Kommentar reichte ich das Photo wieder nach vorn.

Dépanneurs werden in Montreal die kleinen Geschäfte genannt, in denen man das Notwendigste finden kann. Es gibt sie

praktisch an jeder Ecke, überall dort, wo sich ein Kühlschrank und ein paar Regale aufstellen lassen. Dépanneurs leben hauptsächlich vom Verkauf von Molkereiprodukten, Gemüse und alkoholischen Getränken. Es gibt sie in allen Vierteln der Stadt, und wenn man rasch eine Tüte Milch, Zigaretten, Bier oder billigen Wein braucht, dann geht man zu Fuß zum Dépanneur. Luxusgüter oder Parkplätze sucht man dort vergebens, und nur die besseren Dépanneurs verfügen über Serviceleistungen wie Geldautomaten.

»Der Laden ist in der Rue Berger«, sagte Charbonneau, »einer Seitenstraße zur Rue Ste. Catherine. Wir müssen die René Lévesque bis zur St. Dominique nehmen und dort wieder nach Norden fahren. Das Viertel ist ein einziges Labyrinth aus Einbahnstraßen.«

Charbonneau bog nach links ab und fuhr im Schrittempo nach Süden. In seiner Ungeduld trat er, sobald die Straße für ein paar Meter frei war, voll aufs Gas und bremste kurz darauf wieder ab, so daß der Chevy schaukelte wie die Gondel eines Riesenrads. Weil ich davon ein wenig seekrank wurde, konzentrierte ich mich auf die Boutiquen, Bistros und die modernen Ziegelbauten der Université du Québec in der Rue St. Denis.

»*Sacré bleu*!«

»*Ca-lice*!« fluchte Charbonneau, als sich ein grüner Toyota vor ihn drängte.

»Verdammter Bastard!« fügte er hinzu, während er voll auf die Bremse stieg und nur Zentimeter hinter der Stoßstange des anderen Wagens zum Stehen kam.

Claudel, dem die abgehackte Fahrerei seines Kollegen offenbar vertraut war, schien das alles nicht zu kümmern. Ich wünschte, ich hätte eine Tablette gegen Seekrankheit dabei, sagte aber nichts.

Als wir endlich am Boulevard René Lévesque waren, bogen wir nach Westen ab, nur um gleich wieder in der Rue St. Dominique in nördlicher Richtung weiterzufahren. Auf diese Weise erreichten wir schließlich die Rue Ste. Catherine, und zwar

weniger als einen Block von Gabbys Nutten entfernt. Ein paar Meter weiter bogen wir nach rechts in die Rue Berger ab, eine von vielen sich schachbrettartig kreuzenden Seitenstraßen zwischen dem Boulevard St. Laurent und der Rue St. Denis.

Charbonneau stellte den Wagen direkt vor dem Dépanneur Berger an den Randstein. Auf einem schäbigen Schild über dem Eingang stand *Bière et Vin,* und in den Fenstern hingen verblichene Reklameplakate für Molson und Labatt, zwei kanadische Biermarken. Der Tesafilm an ihren Ecken war im Lauf der Jahre vergilbt. Darunter, auf dem Fensterbrett, lagen in mehreren Schichten übereinander ganze Scharen von toten Fliegen, und vor dem Schaufenster befand sich ein rostiges Eisengitter. Neben der Ladentür hockten zwei alte Männer auf klapprigen Küchenstühlen.

»Der Typ heißt Halevi«, sagte Charbonneau nach einem Blick in sein Notizbuch. »Wahrscheinlich hat er nicht allzuviel zu sagen.«

»Wie üblich«, meinte Claudel und schlug die Wagentür zu. »Aber vielleicht hilft es seinem Gedächtnis ja auf die Sprünge, wenn wir ihn ein bißchen in den Schwitzkasten nehmen.«

Die beiden Alten starrten uns schweigend an.

Als wir eintraten, klingelten ein paar Messingglöckchen an einer Schnur. Im Laden war es staubig und heiß, und es roch nach Gewürzen und alter Pappe. In der Mitte des Raumes standen zwei Regale, die ihn in einen Mittel- und zwei Seitengänge aufteilten. Die Regalbretter waren voller Pappkartons mit Konservendosen und anderen abgepackten Nahrungsmitteln.

Ganz rechts sah ich eine niedrige Kühltheke, in der Behälter mit Nüssen, getrockneten Erbsen und Mehl standen. Daneben lag eine Auswahl von ziemlich welkem Gemüse. Ich vermutete, daß die alte Kühltheke schon seit längerer Zeit nicht mehr funktionierte.

Dahinter, in Kühlregalen moderner Bauart, standen der Wein und das Bier. Im hinteren Teil des Ladens war eine weitere, oben offene Kühltheke, in der sich unter einer Plastikfolie Milch,

Oliven und Feta-Käse befanden. Rechts davon, ganz in der Ecke, stand der Geldautomat. Bis auf dieses Gerät sah der ganze Laden aus, als wäre er zeitgleich mit der Aufnahme Alaskas in die Vereinigten Staaten zum letzten Mal renoviert worden.

Hinter einem Verkaufstisch links von der Eingangstür saß Mr. Halevi und redete aufgeregt in ein Funktelefon. Dabei fuhr er sich immer wieder mit der Hand über die Glatze, eine Angewohnheit, die wohl noch aus Zeiten mit fülligerer Haarpracht stammte. Auf einem Schild neben der Registrierkasse stand: LÄCHLE, DENN GOTT LIEBT DICH. Halevi schien diesen Rat nicht zu beherzigen, denn sein Gesicht war rot angelaufen und sichtlich verärgert. Ich hielt mich im Hintergrund und harrte der Dinge, die da kommen mochten.

Claudel baute sich direkt vor dem Verkaufstisch auf und räusperte sich, worauf Halevi die Hand hob und ihm durch ein Nicken bedeutete, er solle sich einen Augenblick gedulden. Claudel schüttelte den Kopf und zeigte seine Polizeimarke, woraufhin Halevi ihn einen Augenblick lang verwirrt anstarrte, dann aber mit einem raschen Redeschwall in Hindi das Gespräch beendete. Seine durch dicke Brillengläser vergrößerten Augen huschten von Claudel zu Charbonneau und zurück.

»Ja, bitte?« sagte er.

»Sind Sie Bipin Halevi?« fragte Charbonneau auf Englisch.

»Ja.«

Charbonneau legte das Photo auf die Ladentheke. »Sehen Sie sich das hier mal an. Kennen Sie diesen Mann?«

Halevi drehte das Bild zu sich herum und beugte sich darüber, wobei er mit zittrigen Fingern die Ecken herunterdrückte. Er war nervös und bemühte sich, die Beamten zufriedenzustellen oder zumindest seinen Willen zur Kooperation zu beweisen. Bei den Dépanneuren, von denen viele geschmuggelte Zigaretten und andere Schwarzmarktware verkaufen, waren Besuche von der Polizei noch unbeliebter als Steuerprüfungen.

»Da kann man doch niemanden erkennen. Ist das ein Bild aus

dem Videoband? Deswegen waren doch schon einmal Leute da. Was hat der Mann denn getan?«

Er sprach Englisch mit dem für Nordinder typischen Singsang.

»Irgendeine Idee, wer das sein könnte?« entgegnete Charbonneau, ohne auf die Fragen des Mannes einzugehen.

Halevi zuckte mit den Achseln. »Ich frage meine Kunden nicht nach ihren Namen. Außerdem ist das Bild zu unscharf. Und er dreht den Kopf weg.«

Der Ladenbesitzer rutschte auf seinem Hocker herum. Jetzt, wo er wußte, daß die Polizei wegen des Videobandes aus der Überwachungskamera hier war, war er nicht mehr ganz so nervös.

»Wohnt er hier in der Nähe?« fragte Claudel.

»Ich sagte doch, daß ich auf dem Photo niemanden erkennen kann.«

»Erinnert Sie das Bild vielleicht entfernt an jemanden, der öfter hier einkauft?«

Halevi starrte auf das Bild.

»Kann sein. Ja, kann durchaus sein. Aber es ist nicht scharf genug.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr sagen, aber ich… Vielleicht könnte das ein Mann sein, den ich schon einmal gesehen habe.«

Charbonneau sah ihn durchdringend an und dachte vermutlich dasselbe wie ich. Wollte Halevi bloß gut Wetter machen oder hatte er auf dem Photo wirklich jemanden erkannt?

»Wer ist es?«

»Ich… ich kenne den Mann nicht. Er ist bloß ein Kunde.«

»Zeigt er irgendein Verhaltensmuster?«

Halevi blickte Charbonneau verständnislos an.

»Kommt er zu einer bestimmten Tageszeit hierher? Kommt er immer aus derselben Richtung? Kauft er dieselben Sachen? Trägt er ein gottverdammtes Ballettröckchen oder was?« Claudel wurde langsam ungeduldig.

»Ich habe es Ihnen doch schon mal gesagt. Ich frage meine Kunden nicht aus. Ich beobachte sie nicht. Ich verkaufe mein Zeug, und abends gehe ich nach Hause. Dieses Gesicht ist wie alle anderen auch. Sie kommen und gehen.«

»Wie lange haben Sie denn geöffnet?«

»Die ganze Nacht.«

»Kommt er denn nachts hierher?«

»Kann sein. Ich bin nachts nicht hier, da hat ein Angestellter Dienst.«

Charbonneau hatte ein ledergebundendes Notizbuch aufgeschlagen, aber bisher noch nicht viel hineingeschrieben.

»Waren Sie gestern nachmittag hier?«

Halevi nickte. »War viel los, wie immer vor dem Feiertag. Die Leute haben wohl geglaubt, ich hätte heute nicht auf.«

»Haben Sie gesehen, wie der Kerl hereinkam?«

Halevi betrachtete noch einmal das Bild, fuhr mit beiden Händen über den Kopf und kratzte sich heftig an seinem verbliebenen Haarkranz. Dann atmete er hörbar aus und hob seine Hände in einer Geste der Hilflosigkeit.

Charbonneau legte das Photo in sein Notizbuch und klappte es wieder zu. Dann legte er seine Visitenkarte auf die Ladentheke.

»Rufen Sie uns an, wenn Ihnen doch noch etwas einfallen sollte, Mr. Halevi. Vielen Dank, daß Sie sich für uns Zeit genommen haben.«

»Gern geschehen«, antwortete Halevi, dessen Gesicht sich zum ersten Mal aufhellte, seit er die Polizeimarke erblickt hatte. »Ich werde Sie anrufen.«

»Gern geschehen!« äffte Claudel den Ladenbesitzer nach, als wir wieder draußen waren. »Bevor diese Kröte anruft, wird Mutter Theresa mit Saddam Hussein im Bett erwischt.«

»Was erwartest du von einem Dépanneur? Diese Leute haben doch Chili im Hirn«, antwortete Charbonneau. Als wir zum Auto gingen, blickte ich noch einmal über die Schulter. Die beiden

alten Männer hockten immer noch rechts und links von der Ladentür. Sie sahen aus wie zwei steinerne Hundestatuen, die den Eingang zu einem buddhistischen Tempel bewachen.

»Geben Sie mir doch bitte kurz mal das Bild«, sagte ich zu Charbonneau.

Er sah mich zwar entgeistert an, nahm aber das Photo aus seinem Notizbuch und reichte es mir. Claudel öffnete den Wagen, aus dem mir eine Hitze wie aus einem Backofen entgegenschlug. Er legte seinen Arm auf die Oberkante der Tür, stellte einen Fuß ins Wageninnere und sah mir hinterher, wie ich zu den beiden Alten ging. Ich war froh, daß ich nicht hörte, was er zu Charbonneau sagte.

Ich trat auf den alten Mann zu, der rechts von der Tür saß. Er trug rote Turnhosen, ein ärmelloses Unterhemd, dunkle Socken und lederne Hausschuhe. Seine knochigen Beine waren von einem Netz aus Krampfadern durchzogen, die aussahen wie Spaghetti al pesto. Aus einem Winkel seines eingefallenen, zahnlosen Mundes hing eine Zigarette hinab. Mit unverhüllter Neugier sah er zu mir auf.

»Bonjour«, grüßte ich.

»Hey«, sagte der Mann und beugte sich vorsichtig nach vorn, um seinen verschwitzten Rücken von der zerbrochenen Plastiklehne des Stuhls zu lösen. Er hatte mich entweder vorher mit den Detectives sprechen gehört, oder meinen amerikanischen Akzent auf Anhieb erkannt.

»Ganz schön heiß heute.«

»Hab schon heißere Tage erlebt.« Wenn er sprach, hüpfte die Zigarette in seinem Mundwinkel auf und ab.

»Wohnen Sie hier in der Gegend?«

Der Mann deutete mit einem seiner mageren Arme in Richtung auf den Boulevard St. Laurent.

»Dürfte ich Sie mal was fragen?«

Er schlug die Beine übereinander und nickte.

Ich gab ihm das Photo.

»Haben Sie diesen Mann schon mal gesehen?«

Mit dem ausgestreckten linken Arm hielt er das Bild von sich weg und schirmte mit der rechten Hand seine Augen vor der Sonne ab. Der Rauch seiner Zigarette waberte dabei vor seinem Gesicht herum. Der Mann starrte das Bild so lange an, daß ich mich fragte, ob er mit seinen Gedanken nicht längst schon ganz woanders war. Eine grau-weiß gestreifte Katze mit nackten, roten Stellen im Fell schlich hinter seinem Stuhl hervor und drückte sich an der Hausmauer entlang um die Ecke.

Der zweite alte Mann legte beide Hände auf seine Knie und erhob sich mit einem leisen Ächzen. Früher mochte seine Haut vielleicht einmal weiß gewesen sein, aber jetzt sah sie aus, als hätte er mindestens hundertzwanzig Jahre lang vor diesem Geschäft in der Sonne gesessen. Nachdem er zuerst die Hosenträger, dann den Gürtel seiner grauen Arbeitshose zurechtgerückt hatte, kam er zu uns herübergeschlurft. Er bückte sich so tief herunter, daß der Schirm seiner Baseballmütze fast die Schulter seines Kumpanen berührte und schaute blinzelnd auf das Photo. Nach einer Weile reichte es mir der Alte mit den Spaghettibeinen zurück.

»Das Bild ist Schrott. Die eigene Mutter würde einen auf sowas nicht erkennen.«

Der andere äußerte sich ein wenig zuversichtlicher.

»Der Kerl wohnt irgendwo da drüben«, sagte er. Er sprach Joual, einen frankokanadischen Slang, und zwar so stark, daß ich ihn kaum verstehen konnte. Bei seinen Worten deutete der Mann mit einem nikotingelben Finger auf ein nur einen halben Block entfernt gelegenes, heruntergekommenes Ziegelhaus. Wie sein Freund hatte er weder Zähne noch ein künstliches Gebiß, und wenn er sprach, schien sein Kinn fast seine Nase zu berühren. Um sicherzugehen, deutete ich noch einmal auf das Photo und dann auf das Haus. Er nickte.

»*Souvent*?« fragte ich. Oft?

»Mmm, *oui*«, antwortete der Mann, hob Augenbrauen und Schultern, schob seine Unterlippe nach vorn und drehte die Hand

mit der Oberfläche mehrmals nach unten und nach oben. So in etwa.

Der andere Alte schüttelte den Kopf und schnaubte verächtlich.

Ich winkte Charbonneau und Claudel herbei und erklärte ihnen, was der alte Mann mir gesagt hatte. Claudel sah mich an, als wäre ich eine Wespe, die ihm vor dem Gesicht herumschwirrte und verjagt werden mußte. Ich blickte ihm herausfordernd in die Augen. Er wußte genau, daß es eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre, die beiden Alten zu befragen.

Charbonneau beachtete uns nicht und wandte sich an die beiden Männer. Ihr Joual war jetzt so schnell wie Maschinengewehrfeuer, die Vokale gestreckt und die Endungen so abgeschnitten, daß ich nur wenig davon verstand. Die Gesten, mit denen die drei ihre Worte unterstrichen, waren allerdings klar genug. Der Mann mit den Hosenträgern blieb offenbar dabei, daß unser Verdächtiger in dem Haus wohnte, das er mir vorhin schon gezeigt hatte. Sein Freund mit den Spaghettibeinen verneinte das.

Als sich Charbonneau schließlich wieder uns zuwandte, deutete er mit dem Kinn in Richtung Wagen und ging schon mal voraus. Claudel und ich folgten ihm, und ich spürte, wie sich die Blicke aus vier alten Augen in meinen Rücken bohrten.

10

Charbonneau lehnte sich an den Chevy, schüttelte eine Zigarette aus seinem Päckchen und zündete sie an. Sein Körper war gespannt wie ein Flitzebogen. Zunächst schwieg er und schien sich das, was die alten Männer gesagt hatten, noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Als er schließlich etwas sagte, bewegten sich seine Lippen kaum.

»Kann man denen glauben?« fragte er.

»Die beiden sehen aus, als wären sie ziemlich oft hier«, meinte ich. Unter meinem T-Shirt lief mir der Schweiß in einem kleinen Rinnsal den Rücken hinunter.

»Für mich sehen sie geistig nicht mehr ganz fit aus«, bemerkte Claudel.

»Es könnte aber auch sein, daß sie den Drecksack wirklich gesehen haben«, entgegnete Charbonneau und nahm einen tiefen Zug.

»Großvater Nummer Zwei schien sich seiner Sache ziemlich sicher zu sein«, sagte ich.

»Bei den beiden ist doch nur eines sicher, und zwar, daß sie sich jeden Tag hier beim Dépanneur vollaufen lassen«, schnaubte Claudel.

Charbonneau ließ die Zigarette fallen und trat sie mit der Schuhspitze aus. »Vielleicht ist es ja ein Schuß in den Ofen, aber ich finde, wir sollten uns die Zeit nehmen. Ich jedenfalls möchte nicht dafür verantwortlich sein, daß wir etwas übersehen haben. Gehen wir also hinein, und wenn er drinnen ist, dann schnappen wir ihn uns.«

Claudel zuckte wie üblich mit den Schultern. »Okay. Aber ich lasse mir nicht von irgendeinem Drecksack den Arsch abschießen. Ich fordere Verstärkung an.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen blickte er dann von mir zu Charbonneau.

»Mich stört sie nicht«, sagte Charbonneau.

Kopfschüttelnd ging Claudel um den Wagen herum und setzte sich auf den Beifahrersitz. Durch die Windschutzscheibe konnte ich sehen, wie er nach dem Mikro des Funkgeräts griff.

Charbonneau wandte sich an mich. »Aber seien Sie vorsichtig. Wenn es gefährlich wird, werfen Sie sich auf den Boden.«

Ich war ihm dankbar, daß er mir nicht auch noch einschärfte, in der Wohnung nur ja nichts anzufassen.

In weniger als einer Minute streckte Claudel den Kopf aus dem Wagen.

»*Allons-y*«, sagte er. Gehen wir.

Ich stieg wieder hinten ein. Charbonneau startete den Motor und fuhr langsam die Straße entlang. Claudel drehte sich zu mir um.

»Wenn wir dort sind, dürfen Sie auf keinen Fall etwas anfassen. Ich will keine verwischten Spuren, falls es wider Erwarten doch unser Mann sein sollte.«

»Ich werde mir Mühe geben«, sagte ich und versuchte, dabei nicht sarkastisch zu klingen. »Auch wenn ich als Frau mit solchen Dingen naturgemäß Schwierigkeiten habe.«

Claudel schnaufte hörbar und drehte sich wieder um. Bei einem dankbaren Publikum hätte er jetzt bestimmt die Augen verdreht und dreckig gegrinst.

Nach etwa fünfzig Metern hielt Charbonneau wieder an. Wir betrachteten das Gebäude aus dem Auto heraus. Es stand zwischen zwei unbebauten, mit Glasscherben, alten Autoreifen und anderem Müll übersäten Grundstücken, auf denen zwischen Kies und gesprungenem Beton das Unkraut wucherte. Auf eine der Mauern hatte jemand eine Ziege gemalt, der an jedem Ohr eine Maschinenpistole hing. Im Maul hielt das Tier ein menschliches Skelett. Ich fragte mich, ob sich die Bedeutung dieses Wandgemäldes wohl irgend jemandem außer dem Künstler

selbst erschloß.

»Heute hat der Alte den Mann noch nicht gesehen«, sagte Charbonneau und trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad herum.

»Seit wann hocken die beiden denn schon auf ihrem Wachtposten?« fragte Claudel.

»Seit zehn«, antwortete Charbonneau. Er sah auf die Uhr, gleichzeitig mit Claudel und mir. Professor Pawlow wäre stolz auf uns gewesen. Es war zehn Minuten nach drei.

»Vielleicht ist der Bursche ja ein Langschläfer«, sagte Charbonneau. »Möglicherweise muß er sich von seiner gestrigen Exkursion erholen.«

»Aber vielleicht ist er auch gar nicht drin und die alten Knacker lachen sich halb tot über uns.«

»Kann natürlich auch sein.«

Ich sah ein paar halbwüchsige Mädchen, die Arm in Arm über das leere Grundstück hinter dem Gebäude schlenderten. Sie trugen kurze Hosen, auf denen die Lilie von Quebec zu sehen war und hatten sich ihre Haare zu kleinen Zöpfen gebunden und knallblau angesprüht. Während ich zusah, wie sie in der sommerlichen Hitze herumalberten, mußte ich daran denken, wie rasch diese jugendliche Lebensfreude von irgendeinem Irren für immer ausgelöscht werden konnte. Ich hatte Mühe, die Wut zu zügeln, die bei diesem Gedanken in mir hochstieg. War es möglich, daß sich so ein Monstrum nur wenige Meter von uns entfernt in diesem Haus befand?

In diesem Augenblick rollte von hinten ein blau-weißer Streifenwagen ohne Blaulicht und Sirene heran. Charbonneau stieg aus und sprach mit den Polizisten. Kurz darauf kam er wieder zurück.

»Die Jungs riegeln den Hinterausgang ab«, sagte er und nickte in Richtung Streifenwagen. Seine Stimme klang jetzt hart, und sämtlicher Sarkasmus war daraus verschwunden. »*Allons-y*.«

Als ich die Tür öffnete, wollte Claudel etwas sagen, überlegte

es sich dann aber doch anders. Er stieg aus und ging auf das Haus zu. Ich folge zusammen mit Charbonneau. Mir fiel auf, daß er seine Jacke aufgeknöpft und den rechten Arm ein wenig angewinkelt hatte. Er war bereit. Fragte sich bloß, für was.

Langsam gingen wir um das Ziegelgebäude herum. Auf den zugemüllten Grundstücken ringsum lagen Betonblöcke kreuz und quer herum wie von einem Gletscher abgeladene Felsbrocken. Ein verrosteter Maschendrahtzaun führte an der Südseite des Hauses entlang, während das Wandgemälde mit der Ziege die Nordwand zierte. Drei alte, weißlackierte Türen gingen auf die Rue Berger hinaus. Der schmale Streifen Asphalt zwischen ihnen und dem Gehsteig war früher einmal rot gestrichen gewesen, jetzt aber hatte er die braune Farbe von getrocknetem Blut.

Im Fenster neben der dritten Tür hing ein Schild schief an einer vergilbten Gardine. Die Fensterscheibe war so schmutzig, daß ich die handgeschriebenen Worte nur mit Mühe entziffern konnte: *Chambres à louer.* Zimmer zu vermieten. Claudel stellte einen Fuß auf die Türschwelle und drückte den oberen der beiden Klingelknöpfe. Keine Reaktion. Er klingelte noch einmal, und als sich auch dann nichts tat, schlug er mit der Faust gegen die Tür.

»Was soll denn das?« kreischte auf einmal eine Frauenstimme direkt neben meinem Ohr. Ich erschrak so sehr, daß mein Herz mir bis in den Hals schlug.

Ich fuhr herum und sah, daß die Stimme nur wenige Zentimeter links von mir aus einem zweiten Fenster im Erdgeschoß kam. Durch ein Fliegengitter starrte uns ein böses Gesicht an, das seinen Arger nicht zu verbergen suchte.

»Was fällt dir ein, du *trou de cul,* du schlägst mir ja die Tür kaputt. Die wirst du mir bezahlen!«

»Polizei«, sagte Claudel und ging nicht weiter darauf ein, daß die Frau ihn gerade ein Arschloch genannt hatte.

»Ach ja? Hast du einen Ausweis dabei?«

Claudel hob seine Dienstmarke vor das Fliegengitter. Das Gesicht kam näher, und ich erkannte, daß es stark gerötet war. Die

Frau hatte sich ein zitronengelbes Tuch ins Haar gebunden. Aus dem Knoten oben auf ihrem Kopf ragten zwei Stoffzipfel wie gelbe Hasenohren in die Luft. Ohne dieses Tuch und mit zwanzig Kilo weniger hätte die Frau der Ziege auf der Hauswand verblüffend ähnlich gesehen.

»Und? Was wollen Sie hier?« Die Chiffonohren schlappten durch die Luft, als sie zwischen Claudel, Charbonneau und mir hin und her blickte. Weil ich ihr wohl vergleichsweise harmlos vorkam, wandte sie sich an mich.

»Wir würden Ihnen gerne ein paar Fragen stellen«, sagte ich und kam mir dabei vor wie eine Figur aus einem billigen Serienkrimi. Die Worte klangen auf französisch genauso klischeehaft wie auf englisch. Wenigstens hatte ich nicht noch ein »Madame« angefügt.

»Geht es um Jean-Marc?«

»Können wir das nicht drinnen besprechen?« sagte ich und fragte mich, wer wohl Jean-Marc war.

Das Gesicht zögerte und verschwand schließlich. Einen Augenblick später hörten wir, wie mehrere Schlösser aufgesperrt wurden. Eine dicke Frau in einem Hausanzug aus gelbem Polyester öffnete die Tür. An den Unterarmen und am Bauch war der Stoff dunkel vom Schweiß und am Kragen speckig und verdreckt. Die Frau hielt uns die Tür auf und schloß sie hinter uns. Dann drehte sie sich um, watschelte einen engen Gang entlang und verschwand nach links durch eine Tür. Wir folgten ihr im Gänsemarsch, Claudel als erster und ich als letzte. Der Gang roch nach Kohl und altem Fett. Die Temperatur in der Wohnung betrug mindestens fünfunddreißig Grad.

Im winzigen Wohnzimmer, das mit dem schweren, dunklen Mobiliar der zwanziger und dreißiger Jahre vollgestellt war, stank es nach Katzenklo. Nirgendwo war auch nur ein Fleckchen zu sehen, das nicht mit irgendwelchem Nippes zugestellt war. Die Sessel sahen nicht so aus, als seien sie jemals neu bezogen worden. Auf dem billigen, fadenscheinigen Perserteppich lag ein Teppichschoner aus durchsichtigem Vinyl. Die Frau schlurfte zu

einem Sessel vor dem Fenster und ließ sich so schwer in die Polster fallen, daß eine Dose Pepsi Light auf dem Fernsehtisch rechts daneben bedrohlich zu schwanken begann. Sie schaute angespannt aus dem Fenster und ich fragte mich, ob sie jemanden erwartete oder ob sie bloß ihre von uns unterbrochene Beobachtung der Nachbarschaft wieder aufnahm.

Charbonneau gab mir das Photo, das ich an die Frau weiterreichte. Sie betrachtete es mit Augen, die wie dunkel glänzende Larven zwischen ihren wohlgepolsterten Lidern hervorblitzten. Als sie uns wieder ansah, wurde ihr bewußt, daß sie mit dem Hinsetzen einen taktischen Fehler gemacht hatte, denn nun mußte sie zu uns aufschauen. Während sie den Hals nach oben reckte, musterten die Larvenäuglein uns nacheinander, und ihre Stimmung schien jetzt eher vorsichtig als feindselig.

»Sie heißen…«, begann Claudel.

»Marie-Eve Rochon. Warum sind Sie hier? Hat Jean-Marc wieder Mist gebaut?«

»Sind Sie die Hausmeisterin?«

»Ich kassiere die Miete für den Hausbesitzer«, antwortete die Frau und rutschte nervös in dem für sie ohnehin viel zu kleinen Sessel herum.

»Kennen Sie den da?« fragte Claudel und deutete auf das Photo.

»Ja und nein. Er wohnt hier, aber ich kenne ihn nicht.«

»Wo?«

»Nummer sechs. Gleich die erste Wohnung im Parterre«, antwortete die Frau und fuchtelte mit ihrem Arm herum, daß die lockeren Fleischmassen wabbelten wie Wackelpudding.

»Wie heißt er?«

Sie dachte einen Augenblick nach und zupfte dabei gedankenverloren am Knoten ihres Kopftuches. Ich sah, wie ein Schweißtropfen an ihrer Schläfe immer größer wurde und schließlich über ihre Wange nach unten rann. »St. Jacques, glaube ich. Aber diese Typen verwenden ja oft falsche Namen.«

Charbonneau kritzelte in sein Notizbuch.

»Wie lange wohnt er schon hier?«

»Ein Jahr vielleicht. Für hiesige Verhältnisse ist das ziemlich lange. Die meisten Mieter sind Herumtreiber. Aber ich habe ihn nicht oft gesehen. Er ist mal da und mal nicht. Ich kümmere mich nicht darum.« Sie senkte den Blick und verzog den Mund, weil sie merkte, daß ihre Lüge ein wenig zu offensichtlich war. »Ich stelle den Mietern keine Fragen.«

»Verlangen Sie irgendwelche Papiere, wenn jemand eine Wohnung mietet?«

Die Frau atmete hörbar aus und schüttelte langsam den Kopf.

»Bekommt er Besuch?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich ihn kaum kenne.« Sie schwieg eine Weile. Durch ihr ständiges Herumzupfen waren die Hasenohren nach rechts verrutscht. »Aber ich glaube, daß er meistens alleine ist.«

Charbonneau sah sich um. »Ist seine Wohnung so wie die hier?«

»Meine ist die größte im Haus.« Madame Rochons Mundwinkel zogen sich zusammen, und sie hob kaum wahrnehmbar das Kinn. Selbst auf so eine schäbige Behausung konnte man offenbar stolz sein. »Die anderen Wohnungen sind in Appartements mit Kochplatte und Toilette aufgeteilt worden.«

»Ist er jetzt da?«

Die Frau zuckte mit den Achseln.

Charbonneau klappte sein Notizbuch zu. »Wir müssen mit ihm reden. Gehen wir.«

Madame Rochon schaute ihn erstaunt an. »*Moi*?«

»Vielleicht müssen Sie uns die Wohnung aufsperren.«

Sie beugte sich im Sessel nach vorn und wischte die Hände an ihren Oberschenkeln ab. Sie riß die Augen auf und blähte die Nasenflügel. »Das darf ich nicht. Das wäre eine Verletzung der Privatsphäre. Dazu brauchen Sie einen Durchsuchungsbefehl.«

Charbonneau starrte sie durchdringend an und sagte nichts. Claudel ließ einen lauten Seufzer hören, der ebenso enttäuscht wie gelangweilt klang. Das Kondenswasser an der Pepsidose hatte schon eine kleine Pfütze auf dem Fernsehtisch gebildet.

»Okay, okay. Aber es war Ihre Idee«, schnaufte Madame Rochon.

Mit einer Serie von Gewichtsverlagerungen, die mich an das Kreuzen eines Segelbootes erinnerten, gelang es ihr, sich auf dem Sessel nach vorn zu bewegen. Dabei rutschte der Saum ihres Hauskleids höher und höher und gab den Blick auf enorme Massen marmorierten Fleisches frei. Als sie ihren Schwerpunkt endlich an die Kante der Sitzfläche manövriert hatte, stützte sie sich mit beiden Händen an den Armlehnen ab und wuchtete sich hoch.

Sie ging zu einem Schreibtisch an der Wand und brachte nach einigem Wühlen in einer Schublade einen Schlüssel zum Vorschein, den sie nach Prüfung des Anhängers Charbonneau übergab.

»Vielen Dank, Madame. Dann werden wir mal nach dem Rechten sehen.«

Als wir uns zum Gehen wandten, gewann Madame Rochons Neugier doch noch die Oberhand. »Hey, was hat der Kerl denn angestellt?«

»Wir bringen nachher den Schlüssel zurück«, sagte Claudel. Wieder spürte ich, wie jemand uns nachstarrte.

Der Gang hinter der Eingangstür ähnelte dem, den wir soeben verlassen hatten. Rechts und links zweigten Türen ab, und ganz am Ende führte eine steile Treppe in die oberen Stockwerke. Wohnung Nummer sechs war die erste Tür links. In dem Haus herrschte drückende Hitze und eine unheimliche Stille.

Charbonneau baute sich links von der Tür auf, Claudel und ich rechts davon. Die beiden Detectives hatten die Jacketts aufgeknöpft, und Claudel hatte die rechte Hand an den Griff seiner Pistole im Schulterhalfter gelegt. Mit der linken klopfte er

an die Tür. Keine Reaktion. Er klopfte noch einmal, mit demselben Ergebnis.

»St. Jacques?«

Stille.

»Monsieur St. Jacques?«

Immer noch Stille.

Charbonneau hob die Hand und sah mich an. Ich wartete, bis er das Zimmer aufgesperrt hatte und zusammen mit Claudel eingetreten war. Erst dann folgte ich ihnen mit klopfendem Herzen.

Der Raum war nur spärlich möbliert. In der linken hinteren Ecke hing an einer rostigen, halbkreisförmig gebogenen Stange ein rosa Duschvorhang. Unter dem Vorhang schauten die Füße einer Kommode und ein paar Rohre hervor, die vermutlich zu einem Waschbecken führten. Die Rohre waren stark verrostet und von einer blühenden Kolonie grünlicher Schimmelpilze überzogen. Rechts neben dem Duschvorhang stand eine mit einer Resopalplatte versehene Arbeitstheke mit Kochplatte, zwei Plastikkannen und einer Ansammlung nicht zueinander passender Teller und Töpfe.

An der anderen Wand des Zimmers sah ich ein ungemachtes Feldbett und daneben einen Tisch aus einer dicken Sperrholzplatte, die auf zwei Sägeböcken mit der Aufschrift »Eigentum der Stadt Montreal« lag. Davor stand ein Klapptisch aus Metall, auf dem sich Bücher und Papiere stapelten. Darüber klebten Photos, Zeitungsausschnitte und ein großer Stadtplan an der Wand. Das einzige Fenster war wie bei Madame Rochon rechts neben der Eingangstür. Zwei nackte Glühbirnen hingen an Kabeln von der Decke herab.

»Hübsch hier«, meinte Charbonneau.

»Ja. Echt wohnlich. Und so appetitlich wie Herpes oder das Toupet von Burt Reynolds.«

Claudel ging zu dem Vorhang und schob ihn mit einem Kugelschreiber vorsichtig zur Seite.

»Das Verteidigungsministerium sollte hier mal ein paar Proben nehmen«, sagte er. »Vielleicht eignet sich das Zeug ja für die biologische Kriegsführung.«

Er ließ den Vorhang fallen und ging zum Tisch.

»Der Vogel ist ausgeflogen«, meinte Charbonneau, der mit der Schuhspitze einen Zipfel der Bettdecke angehoben hatte.

Ich besah mir die Küchenutensilien auf der Resopaltheke. Zwei Bierkrüge mit dem Emblem der Montreal Expos. Eine leere Spaghettidose, deren Inhalt sich teilweise in einem alten, verbeulten Kochtopf, teilweise in einer Schale aus blauem Porzellan befand. Auf den Spaghetti in der Schale lag ein angebissenes Stück Cheddarkäse. Daneben waren ein Plastikbecher von Burger King und mehrere Zellophanpäckchen mit gesalzenen Kräckern.

Als ich mich über die Kochplatte beugte, traf mich die Erkenntnis wie ein Paukenschlag. *Er ist noch hier*! Die Wärme, die von der Platte aufstieg, ließ mir das Blut in den Adern zu Eis gefrieren. Ich wirbelte herum.

»Er ist hier!« rief ich Charbonneau zu.

Kaum waren mir die Worte über die Lippen gekommen, da flog auch schon eine Tür in der rechten hinteren Ecke des Raumes auf und drückte Claudel, der genau davor stand, mit der rechten Schulter an die Wand. Eine Gestalt in seltsam glänzender Kleidung rannte mit gebücktem Oberkörper quer durchs Zimmer zur offenen Wohnungstür. Ich konnte den rasselnden Atem hören.

Nur einmal während seiner Flucht hob der Mann den Kopf und sah mich für den Bruchteil einer Sekunde mit seinen dunklen, ausdruckslosen Augen an, die unter dem Schirm einer orangen Baseballmütze hervorschauten. Sie sahen aus wie die eines gehetzten Tiers. Mehr sah ich nicht. Blitzschnell war der Mann verschwunden.

Als Claudel das Gleichgewicht wiedererlangt hatte, zog er die Pistole und rannte hinterher. Ohne zu zögern, nahm auch ich die Verfolgung auf.

11

Als ich die Straße erreichte, blendete mich das grelle Sonnenlicht. Blinzelnd hielt ich Ausschau nach Charbonneau und Claudel. Die Parade war offenbar vorbei und die Menschen strömten aus der Rue Sherbrooke in die Rue Berger. Schließlich entdeckte ich Claudel, der sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge bahnte. Mit rotem, wutverzerrtem Gesicht schrie er die Leute an. Charbonneau zeigte seine Polizeimarke mit ausgestreckten Armen und bewegte sich wie ein Schneepflug vorwärts.

Die Menge feierte fröhlich weiter und merkte kaum, daß sich etwas Ungewöhnliches tat. Eine große Blondine schwankte im Arm ihres Freundes an mir vorbei. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen und prostete mit einer Flasche Molson dem Himmel zu. Ein Betrunkener, der eine Flagge von Quebec wie ein Superman-Cape um sich geschlungen hatte, war auf einen Laternenpfahl geklettert und forderte die Menge zu Sprechchören wie »*Québec pour les Québecois*!« auf. Als die Leute einstimmten, bemerkte ich eine zunehmende Aggressivität.

Ich rannte um das Haus herum auf eines der leeren Grundstücke, kletterte auf einen Betonblock und versuchte auf Zehenspitzen stehend, von oben die Menge zu überblicken. St. Jacques, falls es sich bei dem Flüchtigen wirklich um ihn handelte, war nirgends zu sehen. Er hatte seinen Heimvorteil genützt. Einer der Polizisten aus dem Streifenwagen steckte sein Funkgerät ein und machte sich ebenfalls auf die Suche. Wahrscheinlich hatte er über Funk nochmals Verstärkung angefordert, aber ich bezweifelte, daß es einem Streifenwagen gelingen würde, durch diese Menschenmasse zu uns zu gelangen. Der Polizist und sein Kollege bahnten sich nun ihrerseits einen Weg in Richtung Rue Ste. Catherine, aber sie waren weit hinter Claudel und Charbonneau.

Dann entdeckte ich auf einmal die orangefarbene Baseballmütze. Sie war nicht weit vor Charbonneau, der an der Rue Ste. Catherine gerade nach Osten abbog und die Mütze wegen der Leute vor ihm nicht sehen konnte. St. Jacques wandte sich nach Westen. So plötzlich, wie ich ihn entdeckt hatte, war er auch schon wieder verschwunden. Ich schrie und fuchtelte mit den Armen, um die Polizisten auf mich aufmerksam zu machen, aber es war vergebens. Claudel sah ich überhaupt nicht mehr, und die anderen drei schauten nicht in meine Richtung.

Ohne lange nachzudenken, sprang ich von dem Betonblock und stürzte mich in die Menge. Sofort umgab mich der Dunst von Schweiß, Sonnenmilch und Bier, der aus den dichtgedrängten Körpern aufstieg. Ich senkte den Kopf und schob mich entschlossen wie ein Bulldozer vorwärts, wobei ich Augenkontakt mit den Leuten vermied und meine gewohnte Höflichkeit weitgehend außer acht ließ. Einige beschimpften mich oder machten anzügliche Bemerkungen.

Unter den Hunderten von Köpfen rings um mich suchte ich St. Jacques' Baseballmütze, aber es war hoffnungslos. Ich versuchte, die Stelle zu erreichen, wo ich St. Jacques gesehen hatte, und hätte es fast geschafft. Kurz vor der Rue Ste. Catherine packte mich aber jemand von hinten. Eine Hand legte sich um meinen Hals, eine andere zog meinen Pferdeschwanz brutal nach unten. Mein Kinn schoß nach oben, und ich spürte – und hörte – , wie einer meiner Halswirbel knackte. Die Hände zogen mich nach hinten an eine riesige Männerbrust. Ich spürte seinen Schweiß und seine Körperwärme. Sein Mund näherte sich meinem Ohr, und eine säuerliche Wolke, die nach Wein, Zigarettenrauch und Chips stank, waberte mir in die Nase.

»Hey, Tussi, wieso drängelst du denn so?«

Selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte ihm keine Antwort geben können. Mein Schweigen schien ihn noch mehr zu verärgern. Er ließ meinen Hals und meinen Pferdeschwanz los, legte mir beide Hände auf die Schultern und stieß mich so stark nach vorn, daß ich mit voller Wucht an eine Frau krachte, die

knappe Shorts und hochhackige Schuhe trug. Als sie laut aufschrie, traten die Leute ringsum einen Schritt zurück. Ich streckte die Hände aus, um mein Gleichgewicht wiederzufinden, aber es war zu spät. Ich knallte mit Stirn und Wange auf den Asphalt. Das Blut hämmerte mir in den Ohren, und ich spürte, wie mir scharfkantige Kieselsteine die Haut aufrissen. Als ich mich aufrappeln wollte, trat mir jemand auf die Finger. Rings um mich sah ich nichts als Füße und Beine. Weil die Leute mich erst bemerkten, wenn sie direkt vor mir waren, konnten sie nicht rechtzeitig anhalten.

Ich rollte mich zur Seite und versuchte erneut, mich mit Händen und Knien nach oben zu drücken, aber Tritte und Kniestöße schleuderten mich immer wieder zu Boden. Niemand blieb stehen, um mich vor den anderen abzuschirmen oder mir auf die Beine zu helfen.

Erst als ich eine laute, wütende Stimme hörte, zog sich die Menge ringsum zurück. Dann erschien eine Hand vor meinem Gesicht, deren Finger sich ungeduldig bewegten. Ich ergriff die Hand und zog mich daran nach oben, wo es heller und die Luft wieder besser war.

Die Hand gehörte Claudel, der mit dem anderen Arm die Menge zurückhielt, bis ich mich ganz aufgerichtet hatte. Ich sah, wie seine Lippen sich bewegten, konnte aber nicht verstehen, was er sagte. Obwohl er, wie üblich, verärgert zu sein schien, war ich noch nie so froh gewesen, sein Gesicht zu sehen. Er hörte auf zu sprechen und schaute mich besorgt von oben bis unten an. Ich hatte starke Abschürfungen an den Knien und Ellenbogen, meine rechte Wange blutete, und das rechte Auge begann schon anzuschwellen. Er ließ meine Hand los und holte aus seiner Hosentasche ein Taschentuch, reichte es mir und deutete auf mein Gesicht. Mit zitternder Hand nahm ich es und entfernte damit, so gut es ging, die Kieselsteine an meiner Wange. Dann faltete ich das Taschentuch und drückte die saubere Seite auf die noch immer blutende Wunde.

Claudel beugte sich zu mir und schrie mir ins Ohr: »Bleiben

Sie ganz dicht bei mir!«

Ich nickte. Aber als er begann, sich zum Auto durchzuschlängeln, packte ich ihn am Arm. Er blieb stehen und sah mich fragend an. Als ich vehement den Kopf schüttelte, zog er seine Augenbrauen hoch, was ihn wie eine Imitation von Stan Laurel aussehen ließ.

»Er ist da drüben!« schrie ich und deutete in die entgegengesetzte Richtung. »Ich habe ihn gesehen!«

Ein dicker Mann in einem Bienenkostüm drängte sich an mir vorbei. Er aß gerade ein Himbeereis, von dem etwas auf seinen Bauch getropft war. Die rötlichen Flecken sahen aus wie Blutspritzer.

»Sie gehen jetzt zum Wagen«, befahl Claudel.

»Ich habe ihn auf der Rue Ste. Catherine gesehen!« wiederholte ich. Vielleicht hatte er mich nicht gehört. »Vor den *Foufounes Èlectriques*! Er ist in Richtung Boulevard St. Laurent gegangen!« Meine Stimme kam sogar mir ziemlich hysterisch vor.

Wenigstens hörte Claudel mir jetzt zu. Er zögerte einen Augenblick und besah sich noch einmal meine Verletzungen.

»Sind Sie okay?«

»Ja.«

»Und Sie gehen auch wirklich zum Wagen?«

»Ja.« Als Claudel sich umdrehte, rief ich »Halt, warten Sie!« Mit zitternden Beinen stieg ich über den kniehohen, rostigen Draht, der das leere Grundstück umgab, und kletterte auf einen der Betonblöcke. Von oben suchte ich das Meer aus Köpfen nach der orangefarbenen Baseballmütze ab, konnte sie aber nirgends entdecken. Claudel wartete ungeduldig und blickte zwischen mir und der Kreuzung hin und her. Er kam mir vor wie ein Schlittenhund, der darauf brennt, endlich loslaufen zu dürfen.

Ich schüttelte den Kopf und hob die Hände.

»Gehen Sie los«, sagte ich. »Ich bleibe hier und halte die Augen offen.«

Claudel machte sich auf den Weg zur Rue Ste. Catherine. Die Menge verschluckte ihn wie ein Schwarm von Antikörpern ein körperfremdes Protein. Binnen Sekundenbruchteilen hatte Claudel sich aus einem Individuum in ein winziges Steinchen im Mosaik der Masse verwandelt.

Hinter der Rue St. Urbain sah ich einen Streifenwagen, der sich mit blinkendem Rot- und Blaulicht am Rand der Menge entlangquälte. Die Feiernden ignorierten seine penetrant heulende Sirene und ließen ihn nicht vorbei. Einmal glaubte ich, etwas Oranges aufblitzen zu sehen, aber es stellte sich als der Kopf eines Tigerkostüms heraus. Die Frau mit dicksohligen Turnschuhen, die das Kostüm trug, nahm bald darauf den Kopf ab und trank aus einer Limonadendose.

Die Sonne brannte, und ich hatte hämmernde Kopfschmerzen. Ich spürte, wie das Blut an meiner aufgerissenen Wange zu gerinnen begann, aber ich hörte nicht auf, meine Blicke über die Menge schweifen zu lassen. Ich wollte meinen Beobachtungsposten erst dann verlassen, wenn Claudel und Charbonneau zurückkamen, obwohl ich eigentlich schon wußte, daß meine Mühe vergeblich war. Der Heilige Johannes hatte es mit St. Jacques offensichtlich gut gemeint und ihn im Trubel seines Feiertages entkommen lassen.

Eine Stunde später trafen wir uns am Auto. Die beiden Detectives zogen Jacketts und Krawatten aus und warfen sie auf den Rücksitz. Der Schweiß rann von ihren Gesichtern, und ihre Hemden klebten klatschnaß an ihren Rücken und Armen. Charbonneaus Gesicht war so rot wie eine Himbeertorte, und an seiner Stirn stand ein Büschel Haare ab und verlieh ihm das Aussehen eines schlecht geschorenen Schnauzers. Mein T-Shirt war ebenfalls naß vom Schweiß, und meine Trainingshosen fühlten sich an, als hätte ich sie direkt aus der Waschmaschine genommen und angezogen. Als wir halbwegs wieder zu Atem gekommen waren, machten wir erst einmal unserem Frust gehörig Luft. Daß dabei mindestens ein dutzendmal das Wort »Scheiße«

oder »*Merde*« vorkam, störte keinen.

Charbonneau griff durch das offene Fenster in den Wagen und holte ein Päckchen Players aus seiner Jackettasche. Auf der Stoßstange hockend zündete er sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug.

»Der Bastard hat sich durch die Menge gewühlt wie eine Küchenschabe durch ein Stück Scheiße.«

»Er kennt sich hier besser aus als wir«, sagte ich und mußte mich zurückhalten, um nicht mit den Fingern an meiner Wange herumzufummeln. »Dadurch war er im Vorteil.«

»Meinen Sie, es war der Typ vom Geldautomaten?« fragte Charbonneau, nachdem er eine Zeitlang schweigend geraucht hatte.

»Schwer zu sagen«, entgegnete ich. »Ich habe sein Gesicht nur ganz kurz gesehen.«

Claudel nahm mit einem Schnauben ein weiteres Taschentuch aus seiner Hosentasche und wischte sich damit den Schweiß aus dem Nacken.

Ich fixierte ihn mit meinem noch nicht geschwollenen Auge. »Jetzt sagen Sie bloß, daß Sie ihn erkannt haben.«

Noch ein Schnauben.

Bleib ruhig, sagte ich mir. Als Claudel dann aber auch noch grinsend den Kopf schüttelte, war es mit meiner Beherrschung vorbei.

»Sie behandeln mich, als wäre ich nicht ganz gescheit, Monsieur Claudel«, sagte ich, »und das geht mir tierisch auf die Nerven.«

Er grinste noch breiter.

»Wie fühlt sich Ihr Gesicht an?« fragte er.

»Zart wie ein Pfirsich!« fauchte ich zwischen geschlossenen Zähnen zurück. »In meinem Alter freut man sich, wenn die Haut ein kostenloses Peeling bekommt.«

»Wenn Sie das nächste Mal wie eine Irre einem Verbrecher

hinterherjagen, rechnen Sie bloß nicht damit, daß ich Ihnen wieder helfe.«

»Machen Sie das nächste Mal Ihre Arbeit besser, dann brauche ich niemanden zu verfolgen.« Das Blut hämmerte mir in den Schläfen, und meine Hände hatte ich so fest zu Fäusten geballt, daß sich meine Fingernägel wie kleine Halbmonde ins Fleisch meiner Handballen drückten.

»Jetzt hört endlich auf damit«, sagte Charbonneau und schnippte seinen Zigarettenstummel in weitem Bogen von sich. »Stellen wir lieber die Wohnung auf den Kopf.«

Er wandte sich an die Streifenpolizisten, die die ganze Zeit über schweigend neben uns gestanden hatten.

»Rufen Sie die Spurensicherung.«

»Wird gemacht«, erwiderte der größere der beiden Polizisten.

Ohne etwas zu sagen, folgten wir Charbonneau zu dem Ziegelgebäude und betraten wieder den Hausgang. Einer der Streifenpolizisten blieb draußen vor der Tür.

In unserer Abwesenheit hatte zwar jemand die Haustür geschlossen, aber die Wohnung Nummer sechs stand noch immer offen. Als wären wir Schauspieler, die der Regisseur bei einer Probe auf die Ausgangspositionen zurückschickt, verteilten wir uns so im Raum, wie wir vorher gestanden hatten.

Ich ging wieder in den hinteren Teil des Appartements. Hier war alles wie vorher, nur daß die Kochplatte jetzt kalt war und die Nudeln in der Zwischenzeit auch nicht appetitlicher geworden waren. Eine Fliege krabbelte am Rand des Topfes herum und erinnerte mich an andere, sehr viel grausigere Überreste, die der Bewohner dieses Zimmers möglicherweise im Wäldchen des Priesterseminars hinterlassen hatte.

Die Tür in der hinteren Ecke des Raumes stand halb offen und gab den Blick auf eine hölzerne Treppe frei, die offenbar in einen Keller führte. Nach ein paar Stufen kam ein kleiner Absatz, wo die Treppe eine Drehung um neunzig Grad machte und nach unten in die Dunkelheit verschwand. Auf diesem Treppenabsatz

standen ein paar Konservendosen und darüber waren ein paar rostige Kleiderhaken in die Holzwand geschraubt. An der Wand links davon entdeckte ich einen Lichtschalter, an dem die Abdeckplatte fehlte und aus dem die Drähte heraushingen wie Würmer aus einer Köderkiste.

Charbonneau kam herbei und schob die Tür mit seinem Kugelschreiber ganz auf. Ich deutete auf den Lichtschalter, den er ebenfalls mit Hilfe des Kugelschreibers betätigte. Irgendwo unter uns ging eine Glühbirne an und tauchte den unteren Teil der Treppe in kaltes Licht. Wir horchten, hörten aber nichts. Claudel kam von hinten herbei.

Charbonneau trat auf den Treppenabsatz, sah sich um und ging dann langsam nach unten. Ich folgte ihm und hörte, wie die Bretter der Stufen leise knarrten. Meine zerschundenen Beine schmerzten, als hätte ich einen Marathonlauf hinter mir, aber ich widerstand der Versuchung, mich an den Wänden abzustützen. Die Treppe war so eng, daß ich nichts außer Charbonneaus Schultern vor mir sehen konnte.

Die Luft roch feucht und modrig, war aber kühl und tat meiner Wange gut, die inzwischen brannte wie geschmolzene Lava. Ich sah mich um. Es war ein ganz normaler Keller, der etwa halb so groß war wie das Haus darüber. Die hintere Wand bestand aus groben Schlackensteinblöcken und war offenbar später eingezogen worden, um einen größeren Raum zu unterteilen. Direkt vor uns stand ein metallener Waschtrog, und an der Wand rechts davon befand sich eine lange, hölzerne Werkbank, deren rosa Lack an vielen Stellen abblätterte. Darunter lag ein Haufen Bürsten, deren gelbliche Borsten von Spinnennetzen überzogen waren. An der Wand hing sauber aufgerollt ein schwarzer Gartenschlauch.

Den Rest des Raumes nahm ein riesiger Heizkessel ein, von dem aus sich Rohre verzweigten wie die Äste einer Eiche. Rings um den Ofen lag ein Haufen Müll. In dem schlechten Licht konnte ich zerbrochene Bilderrahmen, rostige Speichenräder, verbogene Gartenstühle, leere Lackdosen und eine alte Kommode

erkennen. Das Zeug sah aus wie Opfergaben für irgendeine heidnische Gottheit.

»Der Mistkerl muß da oben an der Tür gewartet haben«, sagte Charbonneau und starrte mit in die Hüften gestemmten Händen hinauf zum Treppenabsatz.

»Madame Fettarsch hätte uns ja auch sagen können, daß er hier noch ein Versteck hat«, meinte Claudel und stocherte mit der Schuhspitze am Rand des Müllhaufens herum. »Der Drecksack hätte uns auch abballern können.«

Charbonneau und ich erwiderten nichts. Wir hatten genau dasselbe gedacht wie Claudel.

Charbonneau ließ die Hände sinken, ging zur Treppe und stieg hinauf. Ich folgte ihm und kam mir dabei ein wenig vor wie der treue Hund, der seinem Herrn hinterhertrottet. Oben in St. Jacques' Zimmer schlug mir die Hitze wieder ins Gesicht. Ich ging hinüber zu dem Tisch und besah mir das Mosaik aus Notizen und Bildern an der Wand.

In der Mitte befand sich ein großer Stadtplan von Montreal und Umgebung, der von vielen Ausschnitten aus Zeitungen und Magazinen eingerahmt wurde. Rechts von der Karte sah ich die üblichen Pin-up-Girls, wie man sie im *Playboy* oder im *Hustler* findet: Manche machten einen Schmollmund, andere blickten einladend in die Kamera und wieder andere zeigten gespielte Orgasmusfreuden. Nichts von alledem war sonderlich überzeugend. Der Mann, der diese Bilder aufgehängt hatte, zeigte keine erkennbare Vorliebe für einen bestimmten Körpertyp, für eine Haut- oder Haarfarbe. Alle Bilder waren sorgfältig ausgeschnitten und in exakt den gleichen Abständen voneinander an die Wand getackert worden.

Links vom Stadtplan hingen einige Zeitungsartikel, von denen die meisten aus der französischsprachigen Presse stammten. Mir fiel auf, daß bei den paar englischen Artikeln immer Bilder dabei waren. Ich las einige Sätze über eine Grundsteinlegung bei einer Kirche in Drummondville. Daneben hing ein französischer Artikel über eine Kindsentführung in Senneville. Meine Augen wanderten

hinüber zu einer Anzeige für das Videodrome, das angeblich das größte Angebot an pornographischen Filmen in ganz Kanada hatte, und zu einem Ausschnitt aus *Allo Police,* in dem über eine Striptease-Bar berichtet wurde. Ein dazugehöriges Photo zeigte eine gewisse Babette in Ledergeschirr und Ketten. Direkt daneben hing ein Ausschnitt über einen Einbruch in Saint-Paul-du-Nord, bei dem der Dieb aus Unterwäsche eine Puppe geformt und mit Messerstichen zerfetzt hatte. Und dann entdeckte ich etwas, was mir das Blut in Eis verwandelte.

In St.Jaques' Sammlung befanden sich auch drei sorgfältig ausgeschnittene und säuberlich aufgehängte Artikel über bekannte Serienmörder. Im Gegensatz zu den anderen Zeitungsausschnitten waren es Photokopien. Der erste handelte von Léopold Dion, dem »Ungeheuer von Pont-Rouge«. Im Frühling 1963 hatte die Polizei ihn in seinem Haus gefaßt und die Leichen von vier jungen Männern bei ihm gefunden, die er alle erdrosselt hatte.

Der zweite Ausschnitt befaßte sich mit den Taten von Wayne Clifford Boden, der von 1969 an in Montreal und Calgary Frauen vergewaltigt und erwürgt hatte. Als er 1971 gefaßt wurde, waren ihm vier Frauen zum Opfer gefallen. Am Rand des Zeitungsausschnittes standen die handschriftlichen Worte »Bill *l'étrangleur*«.

Der dritte Artikel beschrieb die Karriere von William Dean Christenson, alias Bill *l'éventreur*. Dieser Mann war der Ripper von Montreal, der Anfang der achtziger Jahre zwei Frauen getötet, enthauptet und zerstückelt hatte.

»Sehen Sie sich das an«, sagte ich zu den beiden Detectives. Obwohl es in dem Zimmer brütend heiß war, fror ich am ganzen Körper.

Charbonneau trat hinter mich. »Oh, Baby, Baby«, sagte er leise, als er die Blicke über die Bilder rechts von dem Stadtplan schweifen ließ. »Gib's mir mit dem Teleobjektiv.«

»Ich meine das hier«, sagte ich und deutete auf die Zeitungsausschnitte.

Claudel kam ebenfalls herbei, und überflog zusammen mit

Charbonneau die Artikel. Die beiden rochen nach Schweiß, gestärkten Hemden und Aftershave. Draußen auf der Straße hörte ich eine Frau nach Sophie rufen und fragte mich, ob es sich dabei wohl um ein Kind oder ein Haustier handelte.

»Ach du grüne Scheiße«, hauchte Charbonneau, als er erkannte, wovon die Artikel handelten.

»Aber das macht ihn noch lange nicht zu einem neuen Charlie Manson«, brummte Claudel.

»Nein. Vermutlich schreibt er an einer Doktorarbeit über Serienmörder.«

Zum ersten Mal entdeckte ich in Charbonneaus Stimme so etwas wie Verärgerung über seinen Kollegen.

»Der Kerl kann doch ganz einfach unter Größenwahn leiden und sich einbilden, der größte Mörder aller Zeiten zu sein, während er in Wirklichkeit noch nie einer Fliege etwas zuleide getan hat«, argumentierte Claudel. »Vielleicht hält er sich auch für einen Rächer der Enterbten, der gegen das Böse in der Welt kämpft. Oder vielleicht will er sein Französisch aufpolieren und findet diese Artikel interessanter als Asterix-Comics. Woher, zum Teufel, soll ich wissen, was in dem vorgeht? Aber dieses Zeug hier macht ihn noch lange nicht zu Jack the Ripper.« Er drehte sich um und blickte zur Tür. »Wo bleibt denn die verdammte Spurensicherung?«

Aufgeblasener Lackaffe, dachte ich, sagte aber nichts.

Charbonneau und ich wandten unsere Aufmerksamkeit dem Schreibtisch zu. An der Wand lag ein Stapel Zeitungen, den Charbonneau mit seinem Kugelschreiber an den Ecken anhob, um zu sehen, um welche Blätter es sich handelte. Es waren ausschließlich die Anzeigenteile von *La Presse* und der *Gazette*.

»Vielleicht hat der Mistkerl eine Stelle gesucht und hat Clifford Boden als Referenz angegeben«, sagte Claudel mit sarkastischer Stimme.

»Was war das da unten?« fragte ich, denn ich hatte, als Charbonneau die unterste Zeitung angehoben hatte, etwas Gelbes

aufblitzen sehen.

Charbonneau schob den Kugelschreiber noch einmal unter den Stapel und hob ihn an. Unter den Zeitungen lag ein gelber Block. Ich fragte mich, ob das Herumhantieren mit Kugelschreibern wohl zur Ausbildung von Polizei-Detectives gehörte. Mit einer gekonnten Bewegung hebelte Charbonneau den Zeitungsstapel zur Seite und schob den Block nach vorn, so daß wir ihn ansehen konnten.

Es war ein ganz normaler Schreibblock aus gelbem, liniertem Papier, wie er auch in Anwaltskanzleien Verwendung findet. Die erste Seite war etwa bis zur Hälfte mit handgeschriebenen Worten gefüllt.

Die Entdeckung der Zeitungsausschnitte über die Serienmörder war harmlos gewesen im Vergleich zu dem, was ich empfand, als ich die ersten Worte auf dem Schreibblock las. Die Angst, die ich seit Wochen verdrängt hatte, brach jetzt plötzlich mit aller Macht hervor.

Isabelle Gagnon. Margaret Adkins. Die Namen schienen mich von dem Blatt aus förmlich anzuspringen. Sie waren Teil einer Liste von sieben Namen, die am linken Rand des Blocks untereinander standen. Neben jedem Namen bildeten vertikale und horizontale Linien mehrere Felder. Das Blatt war eine flüchtig angefertigte Liste persönlicher Daten. Sie erinnerte mich an die Tabelle, die ich selbst angelegt hatte, nur daß mir die anderen fünf Namen unbekannt waren.

In der ersten Spalte standen die Adressen, in der zweiten die Telefonnummern. In der nächsten waren kurze Anmerkungen zur Art der Wohnung: Apt. m. außenl. Eing. Wohng. i. Erdg. Haus m. G. Die folgende Spalte enthielt bei manchen Namen seltsame Buchstabenfolgen, bei manchen war sie leer. Ich schaute nach, was bei Margaret Adkins stand: Ehm. So. Irgendwie erinnerten mich die Abkürzungen an etwas. Ich schloß die Augen und konzentrierte mich. Dann hatte ich es: »Diese Abkürzungen bezeichnen die Menschen, die mit den Opfern gelebt haben«, sagte ich. »Sehen Sie sich den Adkins-Eintrag an: Ehm. heißt

Ehemann, So. heißt Sohn.«

»Stimmt«, sagte Charbonneau. »Bei Gagnon steht Br. und Fr. – Bruder und Freund.«

»Die dreckige Schwuchtel«, sagte Claudel. »Und was bedeutet bitte H.?« fragte er und deutete auf die letzte Spalte. St.Jaques hatte diesen Buchstaben hinter einige der Namen geschrieben.

Keiner wußte, wofür die Abkürzung stand.

Charbonneau blätterte mit dem Kugelschreiber um, und wir lasen schweigend, was auf dem nächsten Blatt stand, das durch einen Querstrich in zwei Hälften geteilt wurde. Oben stand ein Name und unterhalb des Strichs ein zweiter. Unter jedem der Namen waren weitere Spalten, die mit »Datum«, »Da« und »Fort« bezeichnet waren. Ausgefüllt waren sie mit Datums- und Zeitangaben.

»Gott im Himmel! Der Kerl ist den Frauen ja richtiggehend nachgepirscht, als wären sie Hasen oder Rebhühner«, explodierte Charbonneau.

Claudel sagte nichts.

»Dieser durchgeknallte Hurensohn jagt Frauen«, wiederholte Charbonneau, als würde die Feststellung dadurch glaubwürdiger. Oder weniger glaubwürdig.

»Das sieht aus wie eine Art Projekt«, sagte ich leise. »Und es ist noch lange nicht abgeschlossen.«

»Was?« fragte Claudel.

»Adkins und Gagnon sind tot. Die Daten hier auf dem Blatt sind noch nicht lange her. Aber wer sind die anderen Frauen?«

»Mist.«

»Wo bleibt bloß die Scheiß-Spurensicherung?« Claudel ging mit großen Schritten zur Tür und verschwand im Gang, wo ich ihn mit dem Streifenpolizisten schimpfen hörte.

Meine Blicke wanderten zurück zur Wand über dem Schreibtisch. Ich wollte nicht mehr an die Liste denken. Mir war heiß, ich war erschöpft, ich hatte Schmerzen. Die Erkenntnis, daß

ich mit meiner Serienmörder-Theorie vermutlich recht gehabt hatte, verschaffte mir ebensowenig Befriedigung wie die Tatsache, daß sogar Claudel sie jetzt glauben mußte.

Um mich abzulenken, schaute ich auf den Stadtplan. Es war ein farbiger Großraumplan, der die Insel, den Fluß und die Stadt mit allen ihren Vororten und Umlandgemeinden zeigte. Durch die rosa eingezeichneten Orte liefen weiße Wohn- und Geschäftsstraßen, rote Durchgangsstraßen und blaue Autobahnen wie ein kompliziertes Netz aus Arterien und Venen. Dazwischen sah ich das Grün der Parks, Golfplätze und Friedhöfe, das Orange der Behörden, das Violett der Einkaufszentren und das Grau der Industriegebiete.

Ich beugte mich näher an die Wand, um nach der Straße zu suchen, in der ich wohnte. Sie war nur einen Block lang und jetzt, als ich auf dem Stadtplan nach ihr Ausschau hielt, wurde mir klar, weshalb manche Taxifahrer so lange brauchten, bis sie sie fanden.

Ich nahm mir vor, in Zukunft mehr Geduld mit ihnen zu haben. Oder ihnen eine genauere Beschreibung zu geben. Als meine Blicke der Sherbrooke Avenue folgten, bekam ich den dritten Schock an diesem Tag.

Ohne meine Straße gefunden zu haben, glitt mein Blick auf das orangefarbene Grand Seminaire, an dessen südwestlicher Ecke ich ein X mit einem Kreis drumherum entdeckte. Das kleine, handschriftlich eingetragene Zeichen befand sich genau an der Stelle, wo wir Isabelle Gagnons Leiche gefunden hatten. Mit klopfendem Herzen suchte ich das Eastend und das Olympiastadion.

»Monsieur Charbonneau, sehen Sie sich doch bitte das hier an«, sagte ich mit zittriger Stimme.

Charbonneau trat näher an den Stadtplan.

»Wo ist das Stadion?«

Er deutete mit seinem Kugelschreiber auf den Plan und sah mich an.

»Und wo befindet sich Margaret Adkins' Wohnung?«

Er zögerte einen Augenblick, dann beugte er sich näher an den Stadtplan und zeigte auf eine Straße südlich vom Parc Maisonneuve. Sein Kugelschreiber blieb knapp oberhalb des Planes in der Luft stehen, und wir beide starrten auf ein weiteres X in einem handgemalten Kreis.

»Wo wohnte eigentlich Chantale Trottier?«

»In St. Anne-de-Bellevue. Das ist hier nicht mehr drauf.«

Wir starrten beide auf den Stadtplan.

»Lassen Sie ihn uns systematisch durchgehen«, schlug ich vor. »Und zwar Planquadrat für Planquadrat. Ich fange in der linken oberen Ecke an und sie in der unteren rechten.«

Charbonneau sah es zuerst. Das dritte X. Es befand sich am Südufer der Insel, in der Nähe von St. Lambert. Weder Charbonneau noch Claudel wußten von einem Mord in diesem Stadtviertel. Wir suchten den Plan zehn Minuten lang ab, konnten aber keine weiteren Markierungen entdecken.

Als wir gerade mit einem zweiten Durchgang beginnen wollten, hielt der Kleinbus der Spurensicherung vor dem Haus.

»Wo, zum Teufel, habt ihr denn so lange gesteckt?« fragte Claudel, als die Beamten mit ihren Alukoffern ins Zimmer kamen.

»Die Straßen sind total verstopft«, rechtfertigte sich Pierre Gilbert. »Es ist fast so, als würde man quer durch Woodstock fahren, bloß daß es dort etwas schlammiger war.« Gilberts rundliches Gesicht wurde von einem lockigen Vollbart und noch lockigeren Haaren eingerahmt. Irgendwie erinnerte er mich an einen römischen Gott, aber ich wußte nie so recht an welchen. »Was haben wir denn hier?« fragte er.

»Es geht um die Frau, die in der Avenue Desjardins umgebracht wurde. Der Scheißkerl, der ihr das Licht ausgeblasen hat, wohnt möglicherweise hier in diesem Drecksloch«, antwortete Claudel.

Er deutete in den Raum. »Hat sich bei der Einrichtung mächtig ins Zeug gelegt, der Gute.«

»Na, das werden wir auch«, sagte Gilbert grinsend. Seine Haare klebten ihm bereits in nassen Kringeln an der Stirn. »Erst mal werden wir alles gehörig einstauben.«

»Es gibt auch noch einen Keller.«

»*Oui*«, sagte Gilbert und teilte seine Leute ein. »Claude, du fängst unten an. Marcie kümmert sich inzwischen um die Theke.«

Marcie ging in den hinteren Teil des Zimmers, nahm einen kleinen Behälter aus dem Koffer und fing an, die Resopaltheke mit schwarzem Fingerabdruckpulver zu bestäuben. Der andere Beamte verschwand in der Tür zur Kellertreppe. Pierre zog Latexhandschuhe an und widmete sich dem Zeitungsstapel auf dem Schreibtisch. Als er die Blätter nacheinander in einem großen Plastiksack verstaute, bereitete er mir den vierten und letzten Schock für diesen Tag.

»*Qu'est-ce que c'est*?« fragte er und hob einen kleinen Zeitungsausschnitt hoch, den er in der Mitte des Stapels gefunden hatte. Er sah ihn lange an, dann sagte er: »*C'est vous*?«

Ich war erstaunt, daß er mich dabei ansah.

Wortlos ging ich hinüber und besah mir, was er gefunden hatte. Es verblüffte mich, meine eigenen vertrauten Jeans, mein T-Shirt mit dem Aufdruck *Absolutely Irish* und meine *Bausch and Lomb* Fliegersonnenbrille zu sehen. Gilbert hielt das Photo hoch, das heute vormittag im *Journal* erschienen war.

Zum zweiten Mal an diesem Tag sah ich das Bild, das man vor zwei Jahren bei einer Exhumierung aufgenommen hatte. Es war ebenso säuberlich ausgeschnitten wie die Bilder an der Wand über dem Schreibtisch. In einer Hinsicht allerdings unterschied es sich von diesen. Auf meinem Photo war mit Kugelschreiber direkt über meiner Brust ein Kreis mit einem X darin gekritzelt.

12

An diesem Wochenende schlief ich viel. Am Samstag morgen versuchte ich aufzustehen, kroch aber sofort wieder ins Bett zurück. Ich hatte weiche Knie, und wenn ich meinen Kopf bewegte, fuhr mir ein stechender Schmerz vom Nacken in den Hinterkopf. Mein Gesicht war verkrustet wie ein Streuselkuchen, und mein rechtes Auge sah aus wie eine verfaulte Pflaume. Es war ein Wochenende mit Aspirin, Suppe und antiseptischer Wundsalbe. Die Tage verbrachte ich vor mich hindösend auf dem Sofa, und am Abend schlief ich um neun Uhr ein.

Bis zum Montag hatte sich der Dampfhammer unter meiner Schädeldecke beruhigt. Außerdem war ich in der Lage zu gehen, auch wenn meine Beine noch ziemlich steif waren, und ich konnte den Kopf ein wenig nach beiden Seiten drehen. Ich stand früh auf und duschte mich. Um halb neun war ich im Büro.

Auf meinem Schreibtisch lagen drei Telefonnotizen. Bevor ich sie las, wählte ich Gabbys Nummer, erreichte aber nur den Anrufbeantworter. Nachdem ich mir eine Tasse Pulverkaffee gemacht hatte, widmete ich mich den Telefonnotizen. Eine war von einem Detective in Verdun, eine andere von Andrew Ryan, die dritte von einem Reporter. Ich warf die letzte Notiz in den Papierkorb und legte die anderen neben das Telefon. Weder Charbonneau noch Claudel hatten angerufen. Von Gabby ganz zu schweigen.

Ich rief bei der Mordkommission der CUM an, um mit Charbonneau zu sprechen. Nach einer kurzen Pause wurde mir mitgeteilt, daß er und Claudel nicht da seien. Ich hinterließ eine Nachricht und fragte mich, ob sie wohl schon im Einsatz waren oder nur später ins Büro kamen.

Als nächstes wählte ich Ryans Nummer, bekam aber nur das

Besetztzeichen. Da ich mit dem Telefonieren kein Glück hatte, beschloß ich, persönlich bei Ryan vorbeizuschauen. Vielleicht würde er ja mit mir über den Trottier-Fall reden.

Ich fuhr mit dem Aufzug ins Erdgeschoß und begab mich in die Räume der Sûreté de Québec, in denen es jetzt sehr viel lebhafter zuging als bei meinem letzten Besuch. Als ich mich zu Ryan durchschlängelte, spürte ich mit Unbehagen, wie die Detectives alle auf mein Gesicht starrten. Offenbar hatte sich mein Mißgeschick vom Freitag schon herumgesprochen.

»Hallo, Dr. Brennan«, sagte Ryan auf englisch, während er sich aus seinem Stuhl erhob und mir die Hand gab. Als er den Schorf an meiner rechten Wange sah, verzog sich sein längliches Gesicht zu einem Lächeln. »Probieren Sie gerade ein neues Rouge aus?«

»Ja. Es heißt ›Roter Gips‹. Sie haben bei mir angerufen?«

Einen Augenblick sah er mich verständnislos an.

»Ach ja, stimmt«, sagte er dann. »Ich habe Ihnen die Trottier-Akte herausgesucht.« Er beugte sich über den Schreibtisch und fächerte einen Stapel Aktenhefter auf, bis er den richtigen fand. Als er ihn mir reichte, kam sein Kollege Bertrand auf uns zu. Er trug ein hellgraues Sakko, eine dunkelgraue Hose und ein schwarzes Hemd mit einer Krawatte in schwarz-weißem Blumenmuster. Bis auf seine gesunde Gesichtsfarbe hätte er direkt aus einem Schwarzweiß-Krimi der fünfziger Jahre entsprungen sein können.

»Hi, Dr. Brennan. Wie geht es Ihnen?«

»Phantastisch.«

»Hat Sie ganz schön erwischt!«

»Das Straßenpflaster ist hart«, sagte ich und sah mich nach einem Ort um, wo ich die Akte ausbreiten konnte. »Dürfte ich vielleicht…?« fragte ich und deutete auf einen leeren Schreibtisch.

»Na klar, die Kollegen sind schon unterwegs.«

Ich setzte mich und schlug den Hefter auf, der Polizeiberichte,

Zeugenaussagen und Photos enthielt. Chantale Trottier. Es war, als würde ich barfuß über heißen Asphalt gehen. Es schmerzte, als wäre es erst gestern passiert, und ab und zu mußte ich von der Akte aufblicken, um mich von der Traurigkeit zu erholen, die in diesen Blättern verborgen war.

Am 16. Oktober 1993 war die 16 Jahre alte Chantal am Morgen aufgestanden und hatte eine ganze Stunde gebraucht, bis sie die Haare gewaschen, ihre Bluse gebügelt und sich zurechtgemacht hatte. Weil sie spät dran war, hatte sie das Frühstück, das ihre Mutter hergerichtet hatte, stehen gelassen und war zum Zug in die Innenstadt gerannt, mit dem sie jeden Morgen zusammen mit ihren Freundinnen zur Schule fuhr. Chantale trug eine karierte Schuluniform, Kniestrümpfe und einen Rucksack mit ihren Schulbüchern. Sie schwatzte und kicherte und aß nach der Mathestunde zu Mittag. Am Abend kam sie nicht nach Hause, und dreißig Stunden später wurde ihre gräßlich zugerichtete Leiche fünfundsechzig Kilometer vom Haus ihrer Mutter entfernt auf einer Müllkippe in St. Jerome gefunden. Sie steckte in mehreren Plastiksäcken.

Ein Schatten fiel auf den Schreibtisch, und ich blickte auf. Bertrand stand mit zwei Tassen Kaffee in der Hand vor mir. Auf der Tasse, die er mir reichte, stand »Ab Montag wird gefastet«. Ich nahm sie dankbar und trank einen Schluck daraus.

»Haben Sie was Interessantes gefunden?«

»Nicht viel. Sie war sechzehn und wurde auf der Müllhalde von Miron gefunden.«

»Ja.«

»Isabelle Gagnon war dreiundzwanzig. Man fand ihre Leiche in der Innenstadt. Ebenfalls in Müllsäcken«, rekapitulierte ich.

Bertrand nickte.

»Und Margaret Adkins war vierundzwanzig Jahre alt. Sie wurde zu Hause ermordet, in der Nähe des Olympiastadions.«

»Sie hat der Mörder nicht zerstückelt.«

»Nein. Aber dafür hat er sie aufgeschlitzt und verstümmelt.

Vielleicht wurde er gestört und hatte nicht genügend Zeit.«

Bertrand schlürfte lautstark seinen Kaffee. Als er die Tasse wieder absetzte, hingen milchig-braune Tropfen in seinem Schnurrbart.

»Gagnon und Adkins standen beide auf St. Jacques' Liste.« Ich nahm an, daß die Geschichte von unserem Fund inzwischen allgemein bekannt war. Ich hatte recht.

»Stimmt, aber Sie müssen auch bedenken, daß über diese beiden Fälle viel in den Medien berichtet wurde. Der Typ aus der Rue Berger hat sich die Artikel aus *Allo Police* und *Photo Police* ausgeschnitten. Mit Bildern. Vielleicht ist er ja bloß jemand, der sich an sowas aufgeilt.«

»Vielleicht«, sagte ich, obwohl ich nicht daran glaubte.

»Hatte er nicht eine ganze Sammlung solcher Artikel?«

»Richtig«, sagte Ryan, der hinter uns getreten war. »Der Saftkopf hat Zeitungsausschnitte über alle möglichen bizarren Dinge gesammelt. Sag mal, Francoeur«, rief er hinüber zu einem kleinen, dicken Mann mit glänzenden, braunen Haaren, der vier Tische weiter einen Schokoriegel aß, »hast du damals im Diebstahlsdezernat nicht ein paar von den Fällen untersucht, bei denen jemand in Häuser einbrach und irgendwas mit der Unterwäsche anstellte?«

Francoeur legte den angebissenen Schokoriegel auf seinen Schreibtisch, schleckte sich einige Finger und nickte, wobei die Gläser seiner Brille aufblitzten.

»Hm. Zwei. Komische Geschichten. Das Kerlchen bricht ins Haus ein, schleicht sich ins Schlafzimmer und macht aus Kleidungsstücken der Frau eine Puppe, der er ihre Unterwäsche anzieht. Diese Puppe legt er dann ins Bett und sticht wie ein Wilder darauf ein. Vielleicht kriegt er nur so einen hoch.« Er schleckte sich die restlichen Finger und fuhr fort: »Und dann macht er sich aus dem Staub, ohne auch nur den kleinsten Gegenstand mitzunehmen.«

»Habt ihr Spermaspuren gefunden?«

»Nein. Vermutlich steht er auf Safer Sex, auch beim Aufschlitzen von Kleiderpuppen.«

»Womit hat er sie eigentlich aufgeschlitzt?«

»Höchstwahrscheinlich mit einem Messer, aber er hat nie eine Waffe liegenlassen.«

Francoeur biß noch einmal von seinem Schokoriegel ab.

»Wie ist der Kerl ins Haus gekommen?«

»Durch ein Parterrefenster«, sagte Francoeur schmatzend.

»Wann?«

»In der Nacht.«

»Und wo hat er diese hübsche kleine Show abgezogen?«

Francoeur kaute eine Weile langsam vor sich hin und entfernte mit dem Daumennagel ein Stückchen Erdnuß, das sich zwischen seinen Schneidezähnen verfangen hatte. Nachdem er es kurz betrachtet hatte, schnippte er es fort.

»Einmal in Saint Calixte und ein anderes Mal in Saint Hubert, glaube ich. Der Einbruch, den dieser St. Jacques aus der Zeitung ausgeschnitten hat, ist erst vor ein paar Wochen in Saint Paul-du-Nord über die Bühne gegangen.« Francoeurs Oberlippe beulte sich aus, als er mit der Zunge an seinen Zähnen entlang fuhr. »Ich glaube, es gibt noch einen vierten Fall, aber den hat die CUM untersucht. Soweit ich mich erinnern kann, haben die mich mal vor einem Jahr deswegen angerufen.«

Niemand sagte etwas.

»Meiner Meinung nach ist dieses Kerlchen ein kleiner Fisch. Er tut niemandem weh und klaut nichts. Er hat bloß eine ziemlich bizarre Auffassung von Geschlechtsverkehr.«

Francoeur knüllte das Einwickelpapier des Schokoriegels zusammen und warf es in hohem Bogen in den Papierkorb neben seinem Schreibtisch.

»Ich habe gehört, daß die betroffenen Bürger in Saint Paul-du-Nord keine Anzeige erstattet haben sollen.«

»Stimmt«, sagte Ryan, »die Erfolgschance beim Aufklären

solcher Fälle ist in etwa so hoch wie die einer Gehirnoperation mit einem Pfadfindermesser.«

»Unser Held hat die Geschichte vielleicht nur deshalb ausgeschnitten, weil er einen Ständer davon kriegt, wenn jemand in anderer Leute Schlafzimmer eindringt. Er hatte auch einen Artikel über ein mißbrauchtes Mädchen, von dem wir genau wissen, daß er es nicht angerührt haben kann. Wir haben die Geschichte nämlich nachgeprüft, und es stellte sich heraus, daß es der eigene Vater war, der an der Kleinen herumgefummelt hat.« Francoeur lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Vielleicht identifiziert sich St. Jacques nur mit allen möglichen Perverslingen.«

Ich hörte der Diskussion zu, aber meine Blicke wanderten von den daran Beteiligten zu dem großen Stadtplan, der hinter Francoeur an der Wand hing. Er ähnelte dem, den ich in St. Jacques' Wohnung gesehen hatte, aber er hatte einen kleineren Maßstab, so daß auch die weiter östlich und westlich gelegenen Vororte abgebildet waren.

Die Unterhaltung zog sich mittlerweile durch den ganzen Raum, und viele der Beamten hatten ihre eigenen Anekdoten zu Spannern, Exhibitionisten und anderen Perverslingen beizutragen. Während die Worte von Tisch zu Tisch flogen, stand ich still auf und ging hinüber zu dem Stadtplan. Ich hoffte, daß ich dabei nicht allzu viel Aufmerksamkeit auf mich zog. Ich ließ die Blicke über die Karte schweifen und suchte die Stellen, an denen Charbonneau und ich am Freitag die Kreise mit den Kreuzen darin gefunden hatten. Auf einmal riß mich Ryans Stimme aus meinen Überlegungen.

»An was denken Sie gerade?« fragte er.

Ich nahm eine Schachtel mit Markierungsnadeln von dem schmalen Brett unterhalb des Stadtplans. Jede von ihnen hatte einen großen farbigen Plastikkopf. Ich suchte mir eine rote Nadel heraus und drückte sie an der südöstlichen Ecke des Grand Seminaire in den Stadtplan.

»Gagnon«, sagte ich.

Die nächste Nadel steckte ich unterhalb des Olympiastadions ein.

»Adkins.«

Die dritte Nadel kam in die obere linke Ecke des Stadtplans in die Nähe des Lac des Deux-Montagnes, eines breiten Arms des St. Lawrence-Stroms.

»Trottier.«

Die Insel, auf der Montreal liegt, hat in etwa die Form eines Fußes. Der Knöchel ist im Osten, die Ferse im Süden und die Zehen deuten nach Westen. Zwei der Nadeln steckten in diesem Fuß knapp oberhalb der Sohle, eine davon in der Ferse, die andere weiter nordöstlich, etwa auf halber Strecke zu den Zehenspitzen. Die dritte Nadel steckte im Knöchel, an der westlichsten Spitze der Insel. Irgendein Muster konnte ich in ihrer Plazierung nicht erkennen.

»St. Jacques hat diese Stellen auf seinem Stadtplan markiert«, sagte ich und deutete auf die Nadeln in der Innenstadt und im Eastend.

Dann fuhr ich mit dem Finger an der Südküste der Insel entlang und über die Victoria-Brücke hinüber nach St. Lambert, von wo aus ich nach Süden ging. Ich suchte nach den Straßennamen, die ich am Freitag gesehen hatte und nahm eine vierte Nadel, die ich am anderen Ufer des Flusses in den Plan steckte, direkt unterhalb der Wölbung des Fußes. Die Verteilung der Nadeln ergab immer weniger Sinn. Ryan sah mich fragend an.

»Hier war sein drittes Kreuz.«

»Was ist dort?«

»Haben Sie eine Idee?« fragte ich.

»Keine Ahnung. Vielleicht hat er dort sein totes Schoßhündchen vergraben.« Er sah auf die Uhr. »Hören Sie, wir müssen jetzt wirklich…«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten mal nachsehen, was sich dort befindet?«

Er sah mich lange an, bevor er antwortete. Seine Augen

leuchteten so blau wie eine Neonreklame, und ich wunderte mich, daß mir das bisher noch nicht aufgefallen war. Dann schüttelte er langsam den Kopf.

»Irgendwie paßt das alles noch nicht zusammen. Im Augenblick hat Ihre Serienmörder-Theorie mehr Löcher als ein Schweizer Käse. Füllen Sie die erst einmal auf. Bringen Sie mir mehr Beweise, oder sorgen Sie dafür, daß Claudel ein offizielles Amtshilfegesuch an die Sûreté richtet. Ansonsten ist die Geschichte nicht unser Bier.«

Bertrand tippte auf seine Uhr und deutete mit dem Daumen in Richtung Tür. Ryan sah seinen Kollegen an, nickte und wandte seine blauen Neonaugen wieder mir zu.

Ich sagte nichts. Meine Blicke glitten über sein Gesicht und suchten nach einem Anzeichen von Aufmunterung. Falls eines da war, konnte ich es nicht entdecken.

»Ich muß jetzt wirklich gehen. Wenn Sie mit der Akte fertig sind, legen Sie sie mir einfach auf den Tisch.«

»Mache ich.«

»Und… äh… halten Sie die Ohren steif.«

»Wie bitte?«

»Ich habe gehört, daß Sie am Freitag in der Rue Berger Ihr Bild gefunden haben. Dieser Kerl könnte vielleicht gefährlicher sein als ein normaler Verbrecher.« Er griff in seinen Jackettasche, nahm eine Visitenkarte heraus und schrieb etwas darauf. »Unter dieser Nummer können Sie mich jederzeit erreichen. Rufen Sie mich an, wenn Sie Hilfe brauchen.«

Zehn Minuten später saß ich frustriert und nervös zugleich an meinem Schreibtisch. Ich versuchte, mich auf andere Dinge als die Morde zu konzentrieren, aber es war vergebens. Jedes Mal, wenn in einem der Büros draußen im Korridor ein Telefon läutete, griff ich nach dem meinen in der Hoffnung, daß Claudel oder Charbonneau an der Strippe sein könnten. Um viertel nach zehn rief ich wieder bei ihnen an.

»Bitte warten Sie«, sagte eine Stimme. Dann:

»Claudel.«

»Ich bin's, Dr. Brennan«, sagte ich.

Die Stille war so tief, daß man darin hätte tauchen können.

»*Oui*.«

»Haben Sie meine Mitteilung bekommen?«

»*Oui*.«

Claudel war so entgegenkommend wie ein Schnapsschmuggler gegenüber einem Zollbeamten.

»Ich wollte nur fragen, was Sie über St. Jacques herausbekommen haben.«

Claudel schnaubte ins Telefon. »Ach so. St. Jacques. Stimmt.«

Obwohl ich am liebsten durch die Telefonleitung gegriffen und ihm die Zunge herausgerissen hätte, beschloß ich, es mit Höflichkeit zu versuchen. Das ist die Regel Nummer eins im Umgang mit arroganten Polizeibeamten.

»Sie glauben doch nicht etwa, daß das sein wirklicher Name ist?«

»Wenn der St. Jacques heißt, dann heiße ich Margaret Thatcher«, knurrte Claudel.

»Was haben Sie also in seiner Wohnung noch gefunden?«

Claudel machte wieder eine Pause, und ich konnte direkt sehen, wie er die Augen verdrehte und sich überlegte, wie er mich am schnellsten wieder los wurde.

»Ich will Ihnen sagen, was wir gefunden haben. Gar nichts haben wir gefunden. Nicht einen Furz. Keine blutige Waffe, keine selbstgedrehten Videos, kein Tagebuch, kein Geständnis, keine als Souvenirs abgeschnittenen Körperteile. Nichts.«

»Fingerabdrücke?«

»Keine brauchbaren.«

»Persönliche Dinge?«

»Der Typ hat einen etwas kargen Geschmack. Nein, nichts

Persönliches. Keine Kleider. Halt, das stimmt nicht ganz. Ein Sweatshirt haben wir gefunden und einen alten Gummihandschuh. Und eine schmutzige Decke. Das war's dann aber auch schon.«

»Wozu hat er den Handschuh gebraucht?«

»Vielleicht macht er sich Sorgen wegen seiner Fingernägel?«

»Haben Sie denn überhaupt etwas Brauchbares gefunden?«

»Nichts, was Sie nicht schon gesehen hätten. Seine Sammlung von Zeig-mir-deine-Muschi-Bildern, den Stadtplan, die Zeitungen, die Zeitungsausschnitte und die Liste. Und ein paar leckere Dosenspaghetti. Die hätte ich um ein Haar vergessen.«

»Sonst nichts?«

»Nein, nichts.«

»Wie steht es mit Kosmetikartikeln?«

»Nada.«

Ich dachte einen Augenblick nach.

»Klingt nicht so, als ob er wirklich dort wohnen würde.«

»Wenn er das tut, dann ist er der größte Schmutzfink, den ich je gesehen habe. Er putzt sich weder die Zähne, noch rasiert er sich. Keine Seife, kein Shampoo, keine Zahnseide.«

»Und wie beurteilen Sie das?«

»Es könnte sein, daß unser kleiner Perversling das Zimmer als eine Art Versteck benützt, um dort seiner Vorliebe für Verbrechen und Pornographie zu frönen. Vielleicht hat ja seine Ehefrau in dieser Hinsicht einen etwas anderen Geschmack als er und erlaubt dem Ärmsten nicht, sich zu Hause einen runterzuholen. Woher soll ich das wissen?«

»Und was ist mit der Liste?«

»Wir überprüfen gerade die Namen und Adressen.«

»Sind welche in St. Lambert dabei?«

Claudel machte wieder eine Pause.

»Nein.«

»Haben Sie neue Informationen darüber, wie er an die

Scheckkarte von Margaret Adkins herangekommen sein könnte?«

Dieses Mal war die Pause noch länger und spürbar feindselig.

»Dr. Brennan, wieso bleiben Sie nicht einfach bei Ihrer Arbeit und überlassen das Mörderfangen uns?«

»Ist er es?« Ich konnte mir die Frage nicht verkneifen.

»Wer soll was sein?«

»Ist St. Jacques der Mörder?«

Auf einmal hörte ich nur noch den Wählton.

Den Rest des Vormittags verbrachte ich mit dem Versuch, Alter, Geschlecht und Größe eines Menschen anhand eines einzigen Ellenknochens zu bestimmen, den Kinder beim Herumbuddeln in der Nähe von Pointe-aux-Trembles gefunden hatten und der möglicherweise aus einem alten Friedhof stammte.

Um zwölf Uhr fünfzehn holte ich mir eine Cola Light, schloß die Bürotür und aß das Brot und den Pfirsich, die ich mir zum Mittagessen mitgenommen hatte. Ich drehte den Stuhl, so daß ich hinab auf den Fluß schauen konnte, und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Aber sie wollten gar nicht frei laufen. Wie Raketen, die sich an der Wärme eines Flugzeugtriebwerks orientieren, suchten sie sich immer wieder Claudel.

Er lehnte meine Serienmörder-Theorie nach wie vor ab. Hatte er am Ende doch recht damit? War es nicht möglich, daß die Übereinstimmungen reiner Zufall waren? Dachte ich mir vielleicht Verbindungen aus, die es in Wirklichkeit gar nicht gab? Hatte St. Jacques wirklich nur ein groteskes Interesse an Gewaltverbrechen? Filmproduzenten und Verleger verdienten mit so etwas viele Millionen Dollar im Jahr. Vielleicht war er wirklich kein Mörder, sondern hielt die Morde nur fest und spielte ein voyeuristisches Spiel, bei dem er die Frauen beobachtete und verfolgte. Vielleicht hatte er Margaret Adkins' Scheckkarte irgendwo gefunden. Vielleicht hatte er sie kurz vor ihrem Tod gestohlen, und sie hatte sie noch nicht vermißt. Vielleicht. Vielleicht. Vielleicht.

Nein. Das haute nicht hin. Wenn nicht St. Jacques, so mußte jemand anderer für diese Morde verantwortlich sein. Zumindest zwischen zweien bestand eine Verbindung. Ich wollte nicht abwarten, bis eine weitere verstümmelte Leiche die Richtigkeit meiner Theorie unter Beweis stellte.

Wie konnte ich bloß Claudel dazu bringen, daß er mich nicht mehr für ein Dummchen mit einer zu stark ausgeprägten Phantasie hielt? Es gefiel ihm überhaupt nicht, daß ich ihm ins Gehege kam. Er war der Meinung, ich würde damit meine Kompetenzen überschreiten. Deshalb hatte er mir auch gesagt, ich solle mich um meine eigenen Aufgaben kümmern. Und Ryan? Was hatte er gesagt? Daß Löcher in meiner Theorie seien. Daß ich nicht genügend Indizien hätte. Daß ich ihm eine offensichtlichere Verbindung nachweisen müsse.

»Na schön, Claudel, du Hurensohn. Ich werde Ryan seine Beweise bringen.«

Nachdem ich diese Worte laut ausgesprochen hatte, setzte ich mich wieder aufrecht hin und warf den Pfirsichstein in den Papierkorb.

Okay.

Was konnte ich am besten?

Ich grabe Leichen aus. Ich untersuche Knochen.

13

Im Histologielabor bat ich Denis, mir die Fälle Nummer 25906-93 und 26704-94 zu bringen. Dann machte ich den Arbeitstisch rechts vom Mikroskop frei und legte mein Klemmbrett und meinen Kugelschreiber darauf. Ich nahm mir zwei Tuben mit Vinyl-Polysiloxan und legte sie, zusammen mit einem kleinen Spatel, einem Block mit beschichtetem Papier und einer auf den hundertstel Millimeter genau messenden digitalen Schiebelehre neben das Klemmbrett. Inzwischen hatte Denis zwei sorgfältig beschriftete und versiegelte Pappkartons gebracht, die er an den Rand des Tisches stellte. Einer der Kartons war größer als der andere. Diesen öffnete ich zuerst und entnahm mir bestimmte Teile von Isabelle Gagnons Skelett, die ich auf der rechten Hälfte des Tisches auslegte.

Als nächstes öffnete ich den kleineren Karton. Obwohl Chantale Trottiers Leiche ihrer Familie zur Beerdigung übergeben worden war, hatten wir kleinere Knochenstücke als Beweisstücke zurückgehalten. Das war ein normales Vorgehen bei Mordfällen, in denen Knochenverletzungen eine Rolle spielen.

Ich entnahm dem Karton sechzehn wiederverschließbare Plastikbeutel und legte sie auf die linke Seite des Tisches. Auf jedem der Beutel waren der Name des Knochens und die Körperseite vermerkt, von der er stammte. Rechtes Handgelenk. Linkes Handgelenk. Rechtes Knie. Linkes Knie. Halswirbel. Brustwirbel. Beckenwirbel. Ich öffnete die Beutel und legte ihren Inhalt nach einem anatomisch korrekten Muster aus. Die Teile der Oberschenkelknochen legte ich zum Beispiel zu denen von Schien- und Wadenbein. Sie waren so abgesägt, daß jeweils noch die Gelenkpfannen daran waren. Die Arme wiederum wurden durch Stücke von Ellen und Speiche vertreten, die fünfzehn Zentimeter oberhalb der Gelenke abgetrennt waren. Die

Schnittflächen, an denen die Knochen bei der Autopsie zersägt worden waren, hatten charakteristische Kerben, an denen ich sie von Einschnitten unterscheiden konnte, die der Mörder dem Skelett beigebracht hatte.

Ich nahm den Block mit dem beschichteten Papier, drehte eine der Tuben auf und drückte einen Strang blauen Kunststoffmaterials auf das oberste Blatt. Dann öffnete ich die zweite Tube und drückte aus dieser einen ebenso langen weißen Strang. Ich nahm eines der Stücke von Isabelle Trottiers Armknochen, legte es vor mir auf den Tisch und nahm den Spatel zur Hand. Mit raschen Bewegungen vermischte ich den blauen und den weißen Strang zu einem zähen Kunststoffbrei, wie man ihn beim Zahnarzt für den Abdruck von Gebissen verwendet. Diesen füllte ich in eine Plastikspritze, mit der ich die dickflüssige Masse wie eine Sahneverzierung auf die Gelenkfläche des Knochens drückte und verteilte.

Als ich damit fertig war, legte ich den Knochen weg, reinigte den Spatel und die Spritze und riß das Blatt ab, auf dem ich den Kunststoff angemischt hatte. Dann wiederholte ich die ganze Prozedur an einem anderen Knochen. Als der Kunststoff durchgehärtet war, entfernte ich ihn, versah ihn mit Fallnummer, genauer Bezeichnung des Knochens und Datum und legte ihn neben den Knochen, von dem ich den Abguß gemacht hatte. Es dauerte über zwei Stunden, bis neben jedem der Knochen ein hellblau schimmernder Abguß der Gelenkfläche lag.

Als nächstes schaltete ich das Mikroskop an. Ich stellte den Vergrößerungsmaßstab ein und bog die aus einem Glasfaserkabel bestehende Beleuchtungseinrichtung so hin, daß das Licht in einem schrägen Winkel auf die Objektbühne fiel. Dann nahm ich Isabelle Gagnons rechten Oberschenkelknochen und untersuchte sorgfältig die kleinen Einschnitte und Kratzer.

Ich konnte zwei verschiedene Arten von Einschnitten entdecken. Jeder der Arm- und Beinknochen wies eine Serie von grabenartigen Furchen auf, die parallel zu den Gelenkflächen verliefen. Die Wände dieser Furchen waren gerade und stießen

unten in einem 90° Winkel auf den Boden. Die meisten dieser Schnitte waren etwa einen halben Zentimeter lang und etwas mehr als einen Millimeter breit.

Der zweite Typ von Einschnitten war V-förmig, schmaler und hatte nicht die geraden Wände und Böden der grabenartigen Furchen. Ich fand sie parallel zu den anderen Einschnitten verlaufend an den Enden der langen Knochen, aber nicht am Hüftknochen oder an den Wirbeln.

Ich zeichnete die Lage eines jeden Schnittes auf einem Knochendiagramm ein und maß seine Länge, Breite und, im Falle der grabenartigen Einschnitte, auch seine Tiefe. Als ich damit fertig war, sah ich mir jeden der Gräben noch einmal genauer an und verglich ihn mit dem Abguß, den ich von den Knochen angefertigt hatte. An der Positivform des Schnittes konnte ich winzige Details erkennen, die in den Gräben nur schlecht zu sehen waren. Die winzigen Beulen, Grate und Kratzer an den Grabenwänden sahen unter dem Mikroskop wie eine in hellblauem Plastik modellierte Reliefkarte mit Bergen, Hochflächen und Tälern aus.

Der Mörder hatte die Leiche an den Gelenken zerlegt und die langen Knochen intakt gelassen. Es gab nur eine Ausnahme: Die Knochen an den Unterarmen hatte er knapp oberhalb der Handgelenke durchtrennt. Diese Schnittflächen an Elle und Speiche untersuchte ich genau, wobei ich mich besonders für die Späne an der Abbruchstelle interessierte, die am Ende jedes Sägenschnitts stehenbleiben.

Als ich mit den Knochen von Isabelle Gagnon fertig war, wandte ich mich dem Skelett von Chantale Trottier zu.

Irgendwann einmal fragte mich Denis, ob er etwas abschließen könne, und ich nickte geistesabwesend mit dem Kopf. Ich bemerkte nicht, daß rings um mich Stille einkehrte und die Schatten draußen immer länger wurden.

»Was machen Sie denn noch hier?« hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir.

Um ein Haar hätte ich den Wirbel fallen lassen, den ich eben

von der Objektbühne des Mikroskops entfernt hatte.

»Gott im Himmel, haben Sie mich erschreckt.«

»Nun drehen Sie nicht gleich durch«, sagte Andrew Ryan. »Ich habe noch Licht gesehen und dachte, ich schaue mal nach, ob Denis in seinen Überstunden irgendwas Interessantes zerlegt.«

»Wie spät ist es?« fragte ich und steckte den Wirbel wieder in seinen Plastiksack.

Ryan schaute auf die Uhr. »Fünf Uhr vierzig.« Er sah mir zu, wie ich die Plastikbeutel wieder in der kleineren Pappschachtel verstaute.

»Haben Sie was Brauchbares gefunden?«

»Ja.«

Ich machte den Karton zu und griff nach Isabelle Gagnons Beckenknochen.

»Claudel gibt nicht viel auf Schnittmarken und solches Zeug.«

Es war das Schlimmste, was er hätte sagen können. Ich legte die Beckenknochen in den größeren Karton.

»Er ist der Meinung, daß eine Säge eine Säge ist.«

Ich legte die beiden Schulterblätter in den Karton und griff nach den Armknochen.

»Und Sie?« fragte ich Ryan.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Und ich dachte immer, ihr Männer kennt euch mit Heimwerken aus. Also, was wissen Sie über Sägen?« Ich verstaute weitere Knochen in dem Karton.

»Nur, daß man damit Sachen auseinandersägen kann.«

»Gut. Was für Sachen?«

»Na Holz, Aste, Metall.« Er hielt inne. »Und Knochen.«

»Wie?«

»Was meinen Sie mit ›wie‹?«

»Wie macht die Säge das?«

Er dachte einen Augenblick nach. »Mit Zähnen natürlich. Die

Zähne bewegen sich vorwärts und rückwärts und schneiden sich durch das Material.«

»Und was ist mit Kreissägen?«

»Die bewegen sich im Kreis.«

»Hat die Säge schräg oder gerade geschliffene Zähne?«

»Was meinen Sie damit?«

»Ob die Zähne an der Vorderkante scharf geschliffen oder flach sind. Ob sie sich glatt durch das Material schneiden oder es aufreißen.«

»Ach so.«

»Und schneidet die Säge auf Stoß oder auf Zug?«

»Wie bitte?«

»Sie haben doch gesagt, daß die Sägezähne sich vorwärts und rückwärts bewegen. Bei welcher Bewegung schneiden sie? Wenn man schiebt oder wenn man zieht?«

»Keine Ahnung.«

»Ist die Säge so konstruiert, daß sie in Faserrichtung oder gegen die Faser schneidet?«

»Macht das denn einen Unterschied?«

»Wie weit sind die Zähne einer Säge voneinander entfernt? Sind die Abstände zwischen ihnen regelmäßig? Wieviele Zähne sind auf dem Sägeblatt? Was für eine Form haben sie? In was für einem Winkel stehen sie zueinander? Sind sie oben spitz oder gerade? Was für eine –«

»Okay, okay, ich habe verstanden. Erklären Sie mir bitte, was es mit den Sägen auf sich hat.«

Während unseres Gesprächs hatte ich auch die restlichen Knochen von Isabelle Gagnon in die Schachtel gelegt und den Deckel zugemacht.

»Es gibt Hunderte von verschiedenen Handsägen. Gespannte und ungespannte, Stoßsägen, Stichsägen, Bügelsägen, Fuchsschwänze, Laubsägen, Stabsägen, Küchensägen, Fleisch- und Knochensägen und viele andere mehr. Dazu kommen noch

jede Menge mit Elektro- oder Benzinmotoren. Manche bewegen sich hin und her, manche machen schwingende Bewegungen, manche kreisförmige. Das hängt meistens von dem Material ab, das sie schneiden sollen. Selbst wenn wir bei Handsägen bleiben – eine solche hat auch unser Mörder verwendet –, dann gibt es noch eine Fülle von Sägeblättern mit Zähnen in den verschiedensten Größen, Winkeln und Abständen voneinander.«

Ich sah hinüber zu Ryan, ob er meinen Worten noch immer folgte. Er tat es, und seine Augen leuchteten so blau wie die Flamme eines Gasbrenners.

»Das alles bedeutet unter dem Strich, daß jede Säge in einem Material wie Knochen ihre charakteristischen Spuren hinterläßt.«

»Dann können Sie also anhand dieser Spuren bestimmen, mit welcher Säge der Knochen durchgesägt wurde?«

»Nein. Aber die *Art* der Säge kann man bestimmen.«

Ryan dachte darüber nach. »Woran haben Sie erkannt, daß es sich hier um eine Handsäge handelte?«

»Motorsägen hinterlassen gleichmäßigere Spuren. Die Streifen und Kratzer an den Schnittstellen weisen ein sich regelmäßig wiederholendes Muster auf, und außerdem verläuft der Schnitt sehr viel gerader als der einer Handsäge.« Ich hielt einen Augenblick inne. »Darüber hinaus setzt man mit einer Motorsäge, bei der man nicht viel Kraft braucht, eher mal falsch an und schneidet bei diesem falschen Ansetzen auch tiefer. Und weil die Motorsäge schwerer als eine Handsäge ist und die Person, die sie verwendet, oft auch mehr Druck ausübt, gibt es längere Bruchstellen, wenn der Knochen am Schluß nachgibt und durchbricht.«

»Und was passiert, wenn ein wirklich starker Mensch mit einer Handsäge arbeitet?«

»Gute Frage. Persönliche Kraft und Geschick sind sicherlich Faktoren, die man berücksichtigen muß. Aber Motorsägen kann man noch an anderen Dingen erkennen, zum Beispiel daran, daß sie ihr Schnittmuster bereits beim Einschnitt erzeugen, weil sie

sich da, anders als die Handsäge, schon in voller Bewegung befinden.« Ich hielt wieder inne, aber diesmal wartete Ryan, bis ich weitersprach. »Und dann neigen Motorsägen wegen der schnelleren Bewegung ihres Sägeblatts häufig dazu, die Schnittfläche richtiggehend glattzupolieren. Handsägen tun das normalerweise nicht.«

Ich holte Atem. Ryan schien zu warten, ob ich wirklich schon fertig war.

»Was meinen Sie mit ›falsch Ansetzen‹?«

»Wenn jemand zum Beispiel in einen Knochen schneidet und dann aus irgendeinem Grund die Säge wieder wegzieht und es woanders erneut probiert. So ein falsches Ansetzen ist für uns enorm wichtig, denn es versorgt uns mit einer Fülle an Informationen. Wenn eine Säge durch einen Knochen schneidet, bildet sie zuerst eine Kerbe mit schrägen Wänden. Dringt das Sägeblatt dann tiefer ein, werden die Wände gerade, und aus der Kerbe wird eine Furche mit einem ausgeprägten Boden. Man kann sie am besten mit einem Graben vergleichen. Wenn nun bei einem falschen Ansetzen das Sägeblatt weggezogen wird, bevor es den Knochen ganz durchschneidet, können wir an dem Einschnitt seine Breite und den Winkel bestimmen, in dem die Zähne zueinander stehen. Auch die Spuren, die das Sägeblatt an den Wänden des Einschnitts hinterläßt, sind hochinteressant.«

»Aber was ist, wenn die Säge den Knochen ganz durchschneidet?«

»Wenn der Schnitt den Knochen durchtrennt, kann man immer noch Spuren der Zähne an den Spänen der Abbruchstelle erkennen. Manchmal sieht man an den Schnittflächen auch Kratzer von einzelnen Zähnen.«

Ich öffnete den Karton noch einmal und holte den Speichenknochen von Isabelle Gagnons Unterarm hervor. Ich suchte die Spur eines falschen Ansetzens und richtete das Licht der Glasfaseroptik darauf.

»Hier, sehen Sie sich das an.«

Ryan beugte sich übers Mikroskop, sah hinein und drehte am Scharfstellknopf.

»Ja, ich sehe es.«

»Schauen Sie sich jetzt den Boden der Furche an. Was sehen Sie dort?«

»Klumpen.«

»Richtig. Diese Klumpen sind stehengebliebene Knochenteile. Ihr Vorhandensein bedeutet, daß die Zähne der Säge geschränkt waren, daß also die einzelnen Zähne abwechselnd nach rechts und links vom Blatt weg nach außen gebogen sind. Bei solchen Sägeblättern kommt es zu einem Phänomen, das man Sägeblatt-flattern nennt.«

Ryan hob den Kopf vom Okular und sah mich fragend an. Die Augenmuscheln hatten rote Ringe auf seinem Gesicht hinterlassen, die aussahen wie eine Schwimmbrille.

»Wenn der erste Zahn in den Knochen eindringt, versucht sich das Sägeblatt nach seinem Winkel auszurichten. Aber dann kommt der nächste Zahn, und das Sägeblatt tut genau dasselbe, nur in der entgegengesetzten Richtung. Dieser Vorgang wiederholt sich jedes Mal, wenn ein neuer Zahn zum Schneiden kommt, und so ist das Sägeblatt ständig wechselnden Kräften ausgesetzt und bewegt sich in der Schnittfurche hin und her. Ab einem bestimmten Zahnwinkel flattert das Sägeblatt so stark von einer Seite auf die andere, daß am Boden des Schnitts in der Mitte Material stehenbleibt. Winzige Knocheninseln, die unter dem Mikroskop aussehen wie kleine Klumpen.«

»Und daran erkennen Sie, wie die Zähne der Säge angewinkelt waren.«

»Ja, aber nicht nur das. Da ja der Richtungswechsel des Sägeblatts immer dann geschieht, wenn ein neuer Zahn zum Schneiden kommt, kann man am Abstand der Knocheninseln den Abstand zweier Sägezähne voneinander bestimmen. Und jetzt möchte ich Ihnen noch etwas zeigen.«

Ich nahm die Speiche fort und legte die Elle unters Mikroskop.

Ich drehte sie so, daß die Schnittfläche oberhalb des Handgelenks zu sehen war. Dann trat ich einen Schritt zurück und ließ Ryan ins Okular blicken.

»Sehen Sie die wellenförmigen Linien an der Schnittfläche?«

»Ja. Sie sehen aus wie eine Art Waschbrett.«

»Wir nennen das Sinuslinien. Auch für diese Erhöhungen und Dellen an der Wand des Schnittes ist das Sägeblattflattern verantwortlich. Die Dellen rühren ebenso wie die Inseln unten am Boden des Schnitts von den weitesten Ausschlägen des Sägeblatts her, während die Ausfräsungen am Boden und die Erhöhungen an den Wänden entstehen, wenn das Sägeblatt seiner Mittellage am nächsten ist.«

»Dann können Sie diese Erhöhungen und Dellen ebenso ausmessen wie die Knocheninseln?«

»Genau.«

»Wie kommt es, daß weiter unten an der Schnittfläche diese Markierungen nicht zu sehen sind?«

»Das Flattern tritt besonders stark am Anfang des Schnitts auf, wenn das Blatt noch nicht so tief in den Knochen eingedrungen ist.«

»Das leuchtet mir ein«, sagte Ryan und schaute auf. Die roten Kreise waren wieder da.

»Können Sie jetzt bestimmen, in welcher Richtung die Säge geführt wurde?«

»Meinen Sie die Schnittrichtung?«

»Was ist das?«

»Die Schnittrichtung hat etwas damit zu tun, ob die Säge auf Stoß oder auf Zug schneidet. Die meisten westlichen Sägen schneiden auf Stoß, das heißt, beim Vorwärtsbewegen der Säge. Einige japanische Sägen dagegen schneiden auf Zug, also beim Zurückziehen. Es gibt aber auch Sägen, die auf Zug und auf Stoß schneiden.«

»Und Sie können feststellen, um was für eine Säge es sich

handelt?«

»Ja.«

»Und was haben Sie konkret in diesem Fall herausgefunden?« fragte er und rieb sich, während er mich ansah, die Augen.

Ich ließ mir mit meiner Antwort Zeit und massierte mir erst einmal den Nacken. Dann nahm ich mein Klemmbrett und blätterte durch meine Aufzeichnungen.

»An Isabelle Gagnons Knochen hat der Täter ziemlich häufig falsch angesetzt. Die Einschnitte haben eine Breite von etwa einem Millimeter und zum Teil schräg verlaufende Böden. Außerdem konnte ich Sinuslinien und Knocheninseln feststellen. Beide habe ich ausgemessen.« Ich blätterte eine Seite um. »Und außerdem habe ich die Späne an der Abbruchstelle untersucht.«

Er wartete darauf, daß ich weiterlas. Als ich das nicht tat, fragte er: »Und was haben Sie dabei herausgefunden?«

»Ich denke, wir haben es mit einer Handsäge mit geschränkten Zähnen zu tun. Etwas in der Größenordnung von vier Zähnen pro Zentimeter, was in etwa einem Abstand von zwei Millimetern zwischen den einzelnen Zähnen entspricht. Die Zähne haben Geradschliff, und die Säge schneidet auf Stoß.«

»Verstehe.«

»Das Sägeblattflattern ist ungewöhnlich stark, ebenso wie die Spanbildung beim Austritt der Säge. Trotzdem frißt sich das Blatt ziemlich rasch durch den Knochen. Anhand der Knocheninseln schließe ich, daß die Zähne geschränkt sind, um ein Festfressen der Säge zu vermeiden.«

»Und auf was für eine Säge läuft das hinaus?«

Ich glaubte zwar, die Antwort auf diese Frage ziemlich sicher zu wissen, wollte sie aber Ryan noch nicht mitteilen.

»Bevor ich einen endgültigen Schluß ziehe, möchte ich noch mit jemandem Rücksprache halten.«

»Haben Sie sonst noch was herausgefunden?«

Ich blätterte wieder zurück auf die erste Seite meiner

Aufzeichnungen und faßte meine Beobachtungen zusammen.

»Die Fehlversuche sind alle an den Vorderseiten der Knochen zu finden, die Abbruchsplitter hinten. Das bedeutet, daß die Leiche vermutlich auf dem Rücken lag, als der Täter sie zerlegte. Die Arme wurden an den Schultergelenken entfernt und die Hände abgesägt. Die Beine wurden an den Hüften abgetrennt, die Unterschenkel an den Kniegelenken. Den Kopf hat der Mörder auf Höhe des fünften Halswirbels abgelöst. Und dann hat er noch den Brustkorb mit einem vertikalen Schnitt aufgeschlitzt, der bis hinunter zur Wirbelsäule reichte.«

Ryan schüttelte den Kopf. »Der Kerl muß ein wahrer Zauberer mit der Säge sein.«

»Nicht nur mit der Säge.«

»Was hat er denn sonst noch benützt?«

»Ein Messer.«

Ich bewegte die Elle ein wenig und stellte das Mikroskop erneut scharf. »Sehen Sie selbst.«

Als Ryan sich wieder über das Mikroskop beugte, bemerkte ich, daß er einen kleinen, knackigen Hintern hatte. Jetzt mach aber mal halblang, Brennan…

»Sie müssen Ihr Gesicht nicht so fest ans Okular pressen.«

Seine Schultern entspannten sich ein wenig, und er trat von einem Fuß auf den anderen.

»Sehen Sie die Furchen, von denen wir gesprochen haben?«

»Ja, sehe ich.«

»Dann schauen Sie jetzt mal nach links. Erkennen Sie den schmalen Einschnitt dort?«

Ryan schwieg eine Weile und stellte die Schärfe nach. »Sieht mehr wie eine Kerbe aus. Nicht so rechteckig wie die anderen. Und auch nicht so breit.«

»Richtig. Dieser Schnitt stammt von einem Messer.«

Er richtete sich auf und hatte wieder seine Schwimmbrille um die Augen.

»Die Messerspuren haben ein merkwürdiges Muster. Viele von ihnen laufen parallel zu den Sägeschnitten, aber manche kreuzen sich auch im rechten Winkel. Am Hüftknochen und am Halswirbel kann ich überhaupt nur Messerspuren erkennen.«

»Und das bedeutet?«

»Ich habe Messerschnitte über und unter den Sägespuren gefunden. Also muß der Täter erst mit dem Messer, dann mit der Säge und dann wieder mit dem Messer gearbeitet haben. Ich glaube, daß er mit Säge und Messer Muskeln und Bänder durchgeschnitten hat und dann ganz sauber die Gliedmaßen an den Gelenken voneinander gelöst hat. Nur bei den Händen hat er aus irgendeinem Grund die Unterarmknochen mitten durchgesägt.«

Ryan nickte.

»Beim Enthaupten von Isabelle Gagnon hat er nur das Messer verwendet. An ihren Halswirbeln konnte ich keinerlei Sägespuren entdecken.«

Ein paar Augenblicke dachten wir beide schweigend über das Gesagte nach. Ich wollte, daß alles gut bei ihm angekommen war, bevor ich die eigentliche Bombe zündete.

»Ich habe auch die Knochen von Chantale Trottier untersucht«, sagte ich dann.

Die leuchtend blauen Augen blickten in meine. Ryans mageres Gesicht verzog sich in Erwartung dessen, was ich gleich sagen würde.

»Sie tragen genau dieselben Spuren.«

Ryan schluckte und atmete tief durch. Dann sagte er mit sehr ruhiger Stimme: »Der Kerl muß Kühlmittel in seinen Adern haben.«

Gerade als Ryan sich von der Theke abstieß, streckte der Hausmeister den Kopf ins Labor. Wir drehten uns beide in seine Richtung, und als er unsere ernsten Gesichter sah, verschwand er, ohne ein Wort zu sagen. Ryan blickte mir wieder in die Augen. Seine Kiefermuskeln mahlten.

»Berichten Sie Claudel, was Sie mir jetzt gezeigt haben. Damit

können Sie ihn überzeugen.«

»Nein. Bevor ich diesen Ausbund an Liebenswürdigkeit informiere, muß ich erst noch ein paar Dinge klären.«

Ryan ging, ohne sich verabschiedet zu haben, und ich packte die Knochen wieder ein. Ich ließ die Kartons auf dem Tisch stehen und schloß das Labor ab. Als ich durch die Eingangshalle zum Aufzug ging, sah ich auf die Wanduhr: Halb sieben. Draußen wurde es langsam dunkel, und die ersten Autos hatten schon ihre Scheinwerfer eingeschaltet. Wieder einmal waren außer mir fast nur noch die Leute von der Reinigungsfirma im Haus. Ich wußte, daß es jetzt eigentlich zu spät für die Dinge war, die ich noch zu erledigen hatte, aber ich versuchte es trotzdem.

Ich ging zur letzten Tür auf der rechten Seite des Ganges. Auf dem Schild stand INFORMATIQUE und der Name *Lucie Dumont*.

Lange hatte es gedauert, bis der Computer beim LML und LSJ seinen Einzug gehalten hatte, aber im Herbst 1993 war es endlich so weit gewesen. Seitdem hatte man kontinuierlich den Datenbestand ins System eingegeben, und jetzt konnte man zu aktuellen Fällen bereits sämtliche Daten aller Abteilungen des Hauses elektronisch abrufen. Auch Fälle aus vergangenen Jahren wurden nach und nach in die Datenbank eingearbeitet. L'Expertise Judiciaire war ins Computerzeitalter galoppiert, mit Lucie Dumont an der Spitze.

Ihre Tür war geschlossen. Ich klopfte, obwohl ich ahnte, daß sie nicht da sein würde. Um halb sieben Uhr abends war sogar Lucie Dumont schon weg. Ich trottete zurück zu meinem Büro, nahm das Büchlein mit den Mitgliedern der American Academy of Forensic Sciences zur Hand und fand den gesuchten Namen. Dann blickte ich auf meine Uhr. War es in Oklahoma jetzt fünf Minuten vor halb fünf oder fünf Minuten vor halb sechs?

»Ach, was soll's?« sagte ich mir und wählte die Nummer. Als sich jemand am anderen Ende der Leitung meldete, fragte ich nach Aaron Calvert. Die Stimme erklärte mir näselnd, aber freundlich, daß ich mit dem Nachtdienst spräche und eine Nachricht hinterlassen könne. Ich nannte meinen Namen und

meine Telefonnummer, legte auf und wußte immer noch nicht, in welcher Zeitzone Oklahoma liegt.

Das war alles ziemlich enttäuschend. Ich setzte mich einen Augenblick hin und bedauerte, daß ich diesen Anfall von Entschlossenheit nicht schon früher gehabt hatte. Dann hob ich den Hörer ein zweites Mal ab. Ich wählte Gabbys Nummer, bekam aber keine Antwort. Offenbar war ihr Anrufbeantworter kaputt. Als nächstes versuchte ich es unter ihrer Nummer an der Universität und hörte, wie nach viermal Klingeln der Anruf an eine andere Stelle durchgeschaltet wurde. Ich wollte gerade auflegen, als doch noch jemand ranging. Ich war im Sekretariat von Gabbys Fakultät gelandet, wo man allerdings auch nicht wußte, wo sie war. Sie habe seit Tagen ihre Post nicht abgeholt, hieß es, aber das sei im Sommer nichts Ungewöhnliches. Ich dankte der Sekretärin und legte auf.

»Aller schlechten Dinge sind drei«, dachte ich. Keine Lucie, kein Aaron, keine Gabby. Mein Gott, Gabby, wo steckst du bloß? Am besten grübelte ich nicht weiter darüber nach.

Ich nahm einen Kugelschreiber und trommelte damit auf meiner Schreibunterlage herum.

Was sollte ich tun, um Claudel zu überzeugen, daß wir es mit einem Serienmörder zu tun hatten?

Ich warf den Kugelschreiber in die Luft und fing ihn wieder auf.

Wo konnte ich nur weitere Beweise ausgraben, die auch für ihn stichhaltig waren?

Ich schwang den Kugelschreiber wie einen Taktstock und überlegte. Ausgraben. Dann hielt ich plötzlich inne und starrte lange auf den Stift. Ausgraben. Das war's.

»Okay«, sagte ich und schob meinen Stuhl zurück. »Versuchen wir's.«

Ich nahm meine Handtasche und schaltete das Licht aus.

»Dir werd' ich's zeigen, Claudel!«

14

Auf der Heimfahrt dachte ich weiter über mein Vorhaben nach und holte mir bei einem griechischen Lokal eine Portion Souflaki.

Zu Hause angekommen, ignorierte ich Birdies vorwurfsvolle Begrüßung und holte mir eine Cola Light aus dem Kühlschrank. Ich stellte die Dose auf den Tisch neben die fettige Tüte mit meinem Abendessen und warf einen Blick auf den Anrufbeantworter. Die rote Leuchtdiode starrte ohne ein Blinken zurück. Gabby hatte also nicht angerufen. Eine stärker werdende Unruhe ergriff mich, und mein Herz schlug prestissimo wie das eines Dirigenten, der völlig in seiner Musik aufgeht.

Ich ging ins Schlafzimmer und wühlte in den Schubladen des Nachttisches herum. Der Stadtplan steckte ganz hinten in der dritten Schublade. Ich nahm ihn mit ins Eßzimmer und breitete ihn auf dem Tisch aus. Dann öffnete ich die Coladose und die Tüte mit meinem Essen, aber beim Anblick von fettigem Reis und verkochtem Rindfleisch zog sich mein Appetit zurück wie eine Schnecke in ihr Haus. Schließlich brach ich mir ein Stück Pita-Brot ab und kaute lustlos darauf herum.

Inzwischen kannte ich den Stadtplan so gut, daß ich sofort meine Straße fand. Von dort aus suchte ich mir einen Weg über den Fluß nach St. Lambert. Als ich den gefunden hatte, faltete ich den Plan so zusammen, daß nur noch die Orte St. Lambert und Longueuil zu sehen waren. Während ich sie betrachtete, nahm ich einen Bissen von dem Souflaki, aber mein Magen protestierte. Er wollte es partout nicht haben.

Birdie strich mir um die Beine. »Hier, für dich«, sagte ich und stellte ihm die Aluschale mit dem Essen auf den Boden. »Wohl bekomm's.« Der Kater sah mich erstaunt an, zögerte einen Augenblick und näherte sich dann schnurrend der Schale.

Aus dem Schrank in der Diele nahm ich eine Taschenlampe, ein Paar Gartenhandschuhe und eine Dose Mückenspray. Nachdem ich die Dinge zusammen mit dem Stadtplan, einem Notizblock und einem Klemmbrett in meinen Rucksack gepackt hatte, zog ich ein T-Shirt, Jeans und Turnschuhe an und band mir die Haare zu einem Pferdeschwanz. Als ich den Rucksack schon zugemacht hatte, holte ich noch ein langärmeliges Jeanshemd und stopfte es zu den anderen Sachen. Dann nahm ich den Block neben dem Telefon zur Hand und schrieb darauf: »Bin nach St. Lambert gefahren, um das dritte X zu suchen.« Ich schaute auf die Uhr. Es war viertel vor acht. Diese Zeit schrieb ich, zusammen mit dem Datum, unter die Notiz und legte den Block auf den Eßtisch. Diese Vorsichtsmaßnahme war vielleicht überflüssig, aber falls ich wirklich in Schwierigkeiten geraten sollte, hatte ich wenigstens einen Hinweis auf meinen Verbleib hinterlassen.

Ich hängte mir den Rucksack über die Schulter und gab der Alarmanlage den Code ein, mit dem man sie scharf stellte. In meiner Aufregung brachte ich die Zahlen durcheinander und mußte noch einmal von vorne anfangen. Als ich dann den Code auch das zweite Mal falsch eintippte, hielt ich inne und sang laut ein paar Takte von »I Wonder What the King is Doing Tonight« aus dem Musical Camelot. Sich mit etwas Trivialem abzulenken war ein alter Trick, den ich schon in meiner Schulzeit gelernt hatte und der meistens funktionierte. Der kurze Ausflug in die Welt von König Artus und der Tafelrunde half mir, die Kontrolle wiederzufinden. Ohne einen weiteren Fehler zu machen, tippte ich den Code ein und verließ die Wohnung.

Ich holte das Auto aus der Garage, umrundete den Block und fuhr die Rue St. Catherine nach Osten bis zur Rue de la Montagne. Von dort aus ging meine Fahrt nach Süden zur Victoria Bridge, einer von drei Brücken, die die Insel von Montreal im Süden mit dem Ufer des St. Lawrence-Stroms verbinden. Die Wolken, die sich am Nachmittag vereinzelt gebildet hatten, standen jetzt dunkel und drohend am Horizont und verliehen dem Fluß eine feindselige, dunkelgraue Farbe.

Flußaufwärts sah ich unter dem Bogen der Jacques Cartier-Brücke die beiden kleinen Inseln Île Notre-Dame und Île Sainte-Hélène, auf denen während der Weltausstellung von 1967 munteres Treiben geherrscht hatte. Obwohl es auch jetzt noch einen Vergnügungspark, einen Jachthafen und eine Autorennbahn auf den Inseln gab, sahen sie von der Victoria Bridge her aus wie die vergessenen Stätten einer längst vergangenen Zivilisation, die unter dem drückend grauen Himmel düster vor sich hinbrüteten. Flußabwärts lag die Île des Soeurs, die Insel der Nonnen, die über die Champlain-Brücke mit dem Festland verbunden ist. Heute ist die Insel, die früher einmal der Kirche gehört hatte, ein Yuppie-Ghetto, eine kleine Akropolis aus Eigentumswohnungen, Golf- und Tennisplätzen und Swimmingpools. Die Lichter ihrer hoch aufragenden Wohntürme funkelten mit dem Wetterleuchten des nahenden Gewitters um die Wette.

Als ich auf dem anderen Flußufer war, bog ich in den Sir Wilfred Laurier-Boulevard ab. Der Nachthimmel hatte inzwischen eine unheimliche, grünliche Farbe angenommen. Ich hielt an, um einen Blick auf den Stadtplan zu werfen. Nachdem ich mich anhand der kleinen, grünen Flecken, die einen Park und den Golfplatz von St. Lambert darstellten, orientiert hatte, legte ich den Plan wieder auf den Beifahrersitz. Als ich den Wagen wieder startete, tauchte ein Blitz die Nacht in sein bläuliches Licht. Der Wind wurde auf einmal stärker und blies erste Regentropfen gegen die Windschutzscheibe.

Langsam fuhr ich durch die gespenstische Dunkelheit kurz vor dem Sturm und hielt fast an jeder Kreuzung an, um die Straßenschilder zu entziffern. Dabei folgte ich der Route, die ich mir zu Hause zurechtgelegt hatte. Ich bog nach links, nach rechts und wieder nach links ab.

Zehn Minuten später stellte ich den Wagen am Randstein ab und schaltete den Motor aus. Mein Herz klang wie ein Tischtennisball mitten im Spiel. Ich wischte mir die feuchten Hände an der Jeans ab und sah mich um.

Der Himmel war jetzt fast schwarz. War ich vorher noch durch

Wohngegenden mit kleinen Bungalows und von Bäumen gesäumten Straßen gefahren, so stand ich jetzt am Rand eines verlassenen Industrieparks, der auf der Karte als kleiner, grauer Bogen eingezeichnet war. Weit und breit war kein Mensch zu sehen.

Auf der rechten Seite der Straße stand eine Reihe von nicht mehr genutzten Lagerhäusern, deren schwärzliche Umrisse von der einzigen Laterne beleuchtet wurden, die in der Straße noch funktionierte. Das Gebäude direkt hinter der Laterne war so hell wie eine Filmkulisse im Scheinwerferlicht, während die Lagerhäuser daneben im Halbdunkel nur noch schemenhaft auszumachen waren. Je weiter entfernt sie von der Lichtquelle waren, desto mehr verschwanden sie in der Dunkelheit.

An manchen der Gebäude sah ich Schilder von Immobilienfirmen, die sie zum Verkauf oder zur Vermietung anboten. Die Lagerhäuser, an denen keine Schilder hingen, sahen so aus, als hätten ihre Besitzer bereits aufgegeben. Bei den meisten von ihnen fehlten die Fensterscheiben, und der aufgesprungene Beton der Parkplätze davor war mit Unrat übersät. Irgendwie erinnerte mich die Szenerie an alte Schwarzweiß-Photos, die London nach dem deutschen Bombardement im Zweiten Weltkrieg zeigten.

Der Blick auf die andere Straßenseite war allerdings auch nicht anheimelnder. Dort war nichts. Die totale Finsternis. Diese Leere wurde auf dem Stadtplan durch eine grüne Fläche dargestellt, und genau in diese Fläche hatte St. Jacques sein drittes X gemalt. Ich hatte eigentlich gedacht, daß ich hier einen Friedhof oder einen kleinen Park finden würde.

Verdammt.

Ich legte die Hände aufs Lenkrad und starrte hinaus in die Dunkelheit.

Was jetzt?

Mir wurde klar, daß ich diesen Ausflug nicht gut vorbereitet hatte.

Ein Blitz zuckte vom Himmel und erleuchtete für einen

Augenblick die Straße. Irgend etwas flog aus der Dunkelheit auf mich zu, streifte die Windschutzscheibe und wurde vom böigen Wind davongetragen.

Ruhig, Brennan. Atme tief durch. Meine Aufregungskurve war hoch bis in die Ionosphäre geschossen.

Ich griff nach meinem Rucksack und zog mir das Jeanshemd an. Dann steckte ich die Handschuhe in die hintere Hosentasche und die Taschenlampe in den Hosenbund. Das Klemmbrett und den Block ließ ich im Wagen.

Bei dem Wetter kannst du dir ohnehin keine Notizen machen, sagte ich mir.

Draußen roch es nach Regen auf warmem Asphalt. Der Wind wirbelte Papier und Laub hoch in die Luft. Die Böen zerrten an meiner Kleidung. Die Zipfel des Jeanshemdes flatterten wie an einer Wäscheleine. Ich steckte sie in den Hosenbund und nahm die Taschenlampe mit zitternder Hand heraus.

Ich richtete den Strahl vor mir auf den Boden und ging über die Straße. Hinter dem anderen Randstein kam ein schmaler Streifen Gras und dann ein etwa zwei Meter hoher Zaun aus rostigem Maschendraht, der am Rand des Grundstücks entlang führte. Wo ich vorher nur in undurchdringliche Dunkelheit gestarrt hatte, entdeckte ich jetzt Bäume und Büsche, die zu einem dichten Unterholz zusammengewachsen waren und bis fast an den Zaun heranreichten.

Ich leuchtete in das Dickicht hinein, konnte aber nicht erkennen, wie weit es sich erstreckte oder was dahinter lag.

Während ich an dem Zaun entlang ging, drückte der Wind überhängende Zweige herab, die im gelblichen Licht der Taschenlampe unheimliche Schatten warfen. Regentropfen schlugen auf das Blätterdach über mir, und einige davon drangen durch und klatschten mir ins Gesicht. Bald würde es richtig gießen. Ich fing an zu zittern und wußte nicht, ob das von der plötzlich gesunkenen Temperatur herrührte oder eine Reaktion auf die scheußliche Umgebung war. Ich ärgerte mich, daß ich nicht statt des Mückensprays meine Regenjacke mitgenommen hatte.

Als ich etwa drei Viertel des Blocks am Zaun entlanggegangen war, trat ich mit dem Fuß in eine Vertiefung. Ich richtete den Strahl der Taschenlampe nach unten und bemerkte eine Einfahrt, die auf eine Lücke zwischen den Bäumen zulief. Am Zaun befand sich ein Maschendrahttor mit zwei Flügeln, die von einer mit einem Vorhängeschloß gesicherten Kette zusammengehalten wurden.

Das Tor sah nicht so aus, als sei es in letzter Zeit benützt worden. Der Saum von Abfall, den ich überall am Zaun bemerkt hatte, befand sich auch vor dem Tor, und auf dem gekiesten Weg dahinter wuchs das Unkraut. Ich leuchtete mit der Taschenlampe durch die Drahtmaschen, aber der Strahl verlor sich in der Dunkelheit. Es war, als wolle man mit einem Feuerzeug ein Baseballstadion erleuchten.

Ich ging weiter und erreichte nach etwa fünfzig Metern am Ende des Blocks eine Querstraße, die genauso dunkel und verlassen war. Mir kam es vor, als hätte ich für die kurze Strecke eine Ewigkeit gebraucht.

Auf der anderen Straßenseite befand sich eine riesige, von einem Maschendrahtzaun umgebene Asphaltfläche, die früher vermutlich einmal der Parkplatz einer Fabrik oder eines Lagerhauses gewesen war. Eine an einem Telegrafenmast befestigte Glühbirne warf ein mattes Licht auf den brüchigen Teer. Auf den paar Metern, die die Lampe erleuchtete, sah ich Unkraut und Müll, und etwas weiter entfernt konnte ich die Umrisse eines kleinen Schuppens erkennen.

Ich blieb einen Augenblick stehen und lauschte der Kakophonie aus Wind, Regen und Donnergrollen.

Okay, Brennan, ermahnte ich mich selbst. Reiß dich am Riemen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

»Gut gebrüllt, Löwe«, sagte ich laut. Meine Stimme kam mir seltsam gedämpft vor, als ob die Nacht die Worte zur Hälfte verschluckt hätte, bevor sie an meine Ohren dringen konnten. Ich wandte mich wieder dem Zaun zu. Am Ende des Blocks machte er eine Biegung um neunzig Grad und lief die Straße entlang, auf

die ich eben gestoßen war. Ich folgte ihm, und nach ein paar Metern ging er in eine Mauer über, die ich mit meiner Taschenlampe anleuchtete. Sie war grau, etwa zwei Meter hoch und oben mit Steinplatten abgedeckt. Soweit ich es in dem schlechten Licht sehen konnte, lief diese Mauer den Rest des Blocks entlang. In der Mitte schien sie eine Öffnung zu haben. Vermutlich bildete sie die Vorderfront des Grundstücks.

Ich ging an der Mauer entlang und ließ das Licht der Taschenlampe über aufgeweichtes Papier, Glasscherben und leere Getränkedosen gleiten. Nach etwa fünfzig Metern kam ein Tor aus rostigen Eisenstangen, das ebenso wie der Seiteneingang zu dem Grundstück mit Kette und Vorhängeschloß gesichert war. Als ich die Kette und das Schloß anleuchtete, sah ich, daß sie metallisch glänzten und noch ziemlich neu waren.

Ich steckte die Taschenlampe in meinen Hosenbund und riß an der Kette, die aber meinen Bemühungen problemlos standhielt. Als ein erneuter Versuch auch kein anderes Ergebnis zeitigte, nahm ich die Taschenlampe wieder zur Hand und leuchtete damit langsam die Eisenstangen des Tores ab.

In diesem Augenblick berührte mich etwas am Knöchel. Vor Schreck griff ich nach unten und ließ dabei die Taschenlampe fallen. Ich dachte sofort an gelbe Zähne und rote Augen, aber es war keine Ratte, nur eine Plastiktüte, die mir der Wind an die Füße geweht hatte.

»Mist«, sagte ich. Mein Mund war trocken und meine Hände zitterten heftiger denn je, als ich das feuchte Plastik von meinem Bein zog. »Forensische Anthropologin wird Opfer einer Einkaufstüte.«

Ich ließ die Tüte fallen, und der Wind riß sie mit sich fort. Während sie knisternd davonflog, tastete ich den Boden nach meiner Taschenlampe ab, die beim Aufprall ausgegangen war. Als ich sie endlich gefunden hatte, ließ sie sich zuerst nicht mehr einschalten. Erst nachdem ich sie mehrmals gegen meinen Handballen geschlagen hatte, flammte die Birne kurz auf, um gleich darauf wieder zu verlöschen. Als ich noch einmal fester

zuschlug, blieb das Licht an, aber es flackerte und machte keinen sehr zuverlässigen Eindruck. Lange würde ich mich wohl nicht mehr darauf verlassen können.

Eine Weile stand ich unschlüssig in der Dunkelheit und überlegte mir, was ich als nächstes tun sollte. Wollte ich wirklich hier weitersuchen? Was versprach ich mir eigentlich davon? Ein heißes Bad und mein angenehm warmes Bett kamen mir auf einmal sehr viel verlockender vor.

Ich schloß die Augen und konzentrierte mich auf die Geräusche ringsum. Dabei versuchte ich, aus dem Sturm jede Art von menschlich erzeugten Lauten herauszufiltern. Später habe ich mir diese Szene wieder und wieder in Erinnerung gerufen und mich gefragt, ob ich damals nicht doch etwas überhört hatte. Das Knirschen von Kies zum Beispiel. Das Quietschen einer rostigen Torangel. Das Brummen eines Automotors. Vielleicht war ich nicht aufmerksam genug, vielleicht überdeckte aber auch das nahende Gewitter jedes andere Geräusch. Auf jeden Fall bemerkte ich nichts.

Ich holte tief Luft und spähte in die Dunkelheit hinter der Mauer. Ich erinnerte mich daran, wie ich in Ägypten einmal in einer Grabkammer im Tal der Könige gewesen war. Urplötzlich war damals das Licht ausgegangen, und ich war nicht nur von gewöhnlicher Dunkelheit, sondern von der totalen Abwesenheit jeglichen Lichts umgeben gewesen. Es war ein Gefühl, als hätte jemand die Welt einfach ausgeblasen. Jetzt, als ich angestrengt versuchte, in der schwarzen Leere hinter dem Tor irgend etwas zu entdecken, hatte ich wieder dieses Gefühl. Ich fragte mich, wo wohl die schwärzeren Geheimnisse verborgen lagen. Im Inneren eines Pharaonengrabs oder in der Dunkelheit jenseits dieser Mauer?

Das X hat etwas zu bedeuten. Es ist da drinnen. Geh hinein.

Ich ging wieder zurück um die Ecke und den Zaun entlang bis zum Seiteneingang. Wie konnte ich das Schloß öffnen? Ich leuchtete das Tor mit der Taschenlampe ab, als auf einmal ein Blitz die Szene für Bruchteile von Sekunden in grelles Licht

tauchte. Die Luft roch nach Ozon, und ich spürte ein Kribbeln an Kopfhaut und Händen. Während des Blitzes war mir ein Schild aufgefallen, das rechts von dem Tor am Zaun hing.

Im Licht der Taschenlampe stellte sich heraus, daß es eine kleine, an einem Eisenpfosten des Zaunes festgenietete Metallplatte war. *Entrée interdite.* Betreten verboten. Das Schild war rostig und nicht mehr gut lesbar, aber an diesen Worten war nichts zu deuteln. Ich trat noch näher heran, um auch das Kleingedruckte darunter entziffern zu können. Es war Irgendwas *de Montréal.* Das erste Wort sah aus wie Erzherzog. Der Erzherzog von Montreal? Ich hatte nicht einmal gewußt, daß es einen gab.

Unter den Worten entdeckte ich einen kleinen Kreis, und als ich mit dem Daumennagel den Rost abgekratzt hatte, erschien dort ein Wappen, das mir irgendwie bekannt vorkam. Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das erste Wort bedeutete Erzdiözese. Die Erzdiözese von Montreal. Natürlich. Das Grundstück gehörte der Kirche. Darauf stand vielleicht ein aufgelassenes Kloster oder etwas Ähnliches. Die Provinz Quebec war voll davon.

Okay, Brennan, sagte ich mir. Du bist Katholikin, und als solche genießt du auf einem Grundstück, das der Kirche gehört, besonderen Schutz von ganz oben. Dieser Anflug von Religiosität, der da zusammen mit Adrenalinschüben und düsteren Vorahnungen in mir aufstieg, überraschte mich.

Ich steckte die Taschenlampe wieder in den Hosenbund, packte die Kette mit der rechten und eine der rostigen Eisenstangen des Tores mit der linken Hand. Als ich an der Kette reißen wollte, gab sie ohne größeren Widerstand nach und rutschte Glied für Glied über mein Handgelenk wie eine Schlange, die sich von einem Ast gleiten läßt. Ich ließ das Tor los und zog mit beiden Händen an der Kette. Es gelang mir nicht, sie vollständig herauszuziehen, denn das Vorhängeschloß verkeilte sich zwischen den Stäben des Tores. Es hing noch am letzten Kettenglied, aber es war offen.

Ich entfernte das Schloß und zog den Rest der Kette zwischen

den Stäben heraus. Dann stand ich mit Kette und Schloß in Händen eine Weile da und starrte in die Dunkelheit. Inzwischen hatte sich der Wind gelegt und war einer beunruhigenden Stille gewichen, die mir in den Ohren zu dröhnen schien.

Nachdem ich die Kette an den rechten Flügel des Tores gehängt hatte, zog ich den linken in meine Richtung. Ohne das Heulen des Windes kam mir das Kreischen der rostigen Angeln schrecklich laut vor. Kein anderes Geräusch durchdrang die Stille. Kein Froschquaken. Kein Grillenzirpen. Keine weit entfernten Pfiffe einer Lokomotive. Es war, als hielte das Universum den Atem an und warte darauf, was das Gewitter als nächstes tun würde.

Ich betrat das Grundstück und schloß das Tor hinter mir. Dann ging ich mit knirschenden Schritten einen Kiesweg entlang und ließ den Strahl der Taschenlampe abwechselnd auf das Dickicht rechts und links davon wandern. Nach zehn Metern blieb ich stehen und leuchtete nach oben. Über dem Weg spannte sich ein dichtes, von keinem Windhauch bewegtes Blätterdach.

Hansel und Gretel verliefen sich im Wald… Toll. Jetzt fing ich schon mit Kinderliedern an. Ich zitterte vor Anspannung und hatte das Gefühl, als hätte ich genügend Kraft in mir gespeichert, um dem gesamten Pentagon einen neuen Anstrich zu verpassen. Gib acht, daß du nicht durchdrehst, Brennan, warnte ich mich. Denk an Claudel. Nein, denk an Gagnon und Trottier und Adkins.

Ich drehte mich nach rechts und leuchtete mit der Taschenlampe die Bäume am Wegrand ab. Sie standen einer hinter dem anderen, so weit der Lichtstrahl reichte, aber als ich dasselbe auf der linken Seite tat, entdeckte ich einige Meter vor mir eine schmale Lücke.

Ich hielt das Licht unverwandt auf diese Lücke gerichtet und ging vorsichtig darauf zu. Als ich näherkam, sah ich, daß es sich gar nicht um eine Lücke zwischen den Bäumen handelte, die hier in genau denselben Abständen gepflanzt worden waren wie die auf der anderen Seite des Weges. Trotzdem sah die Stelle irgendwie anders aus. Schließlich fiel mir auf, woran das lag. Es

waren nicht die Bäume, sondern das Unterholz. Hier war der Boden nicht ganz so dicht mit Ranken und Buschwerk bedeckt wie an den anderen Stellen. Es sah aus wie eine Rodung, die langsam wieder zuwuchs.

Diese Pflanzen sind jünger als die anderen, dachte ich. Ich leuchtete in alle Richtungen. Die neue Vegetation schien sich auf einen schmalen Streifen zu begrenzen, der sich wie ein kleiner Bach zwischen die Bäume schlängelte. Oder wie ein Pfad. Ich schloß die Finger fester um die Taschenlampe und ging los. Beim ersten Schritt fort vom Hauptweg brach das Gewitter los.

Der leichte Regen ging urplötzlich in einen wahren Wolkenbruch über, und der Wind fuhr in die Bäume und ließ ihre Äste flattern wie Papierdrachen. Blitze zuckten, gefolgt von krachenden Donnerschlägen. Der Wind war jetzt so stark, daß er den Regen fast horizontal vor sich hertrieb.

In kürzester Zeit waren meine Haare und Kleider patschnaß. Das Wasser rann mir übers Gesicht, so daß ich nur noch verschwommen sehen konnte, und brannte in der Schürfwunde an meiner Wange. Ich blinzelte, schob die Haare hinter die Ohren und fuhr mir mit der Hand über die Augen. Dann zog ich einen Hemdzipfel aus dem Hosenbund und hielt ihn über die Taschenlampe, um sie vor dem Regen zu schützen. Mit eingezogenen Schultern arbeitete ich mich langsam auf dem Pfad voran und schaute dabei nur auf den schwachgelben Strahl der Taschenlampe, den ich wie einen schnüffelnden Spürhund über die Gebüsche rechts und links von mir huschen ließ.

Nach etwa fünfzig Metern sah ich es. Im Nachhinein kommt es mir so vor, als hätten sich innerhalb einer Nanosekunde zwei Synapsen in meinem Kopf geschlossen, als hätte ich augenblicklich eine visuelle Sinneswahrnehmung mit einem erst kürzlich erlebten Ereignis verknüpft. Auf irgendeiner Wahrnehmungsebene wußte ich bereits, was ich sehen würde, noch bevor mein Bewußtsein das Bild richtig verarbeitet hatte.

Erst als das Licht der Taschenlampe meinen Fund immer mehr aus der Dunkelheit hervorholte, erkannte ich, was ich entdeckt

hatte. Ich spürte, wie mir der Mageninhalt hochkam.

Im zittrigen Lichtstrahl sah ich einen braunen, halb von Schlamm bedeckten Müllsack, dessen zusammengedrehtes und verknotetes Ende aus dem nassen Laub ragte wie die Schnauze eines Seelöwen, der zum Luftholen an die Oberfläche des Meeres kommt.

Während sich ein weiches Gefühl in meinen Knien breitmachte, sah ich, wie der Regen auf den Sack und die Erde ringsum prasselte. Das herabstürzende Wasser verwandelte das Erdreich auf dem improvisierten Grab in Schlamm und legte langsam, aber beständig den Müllsack immer weiter frei.

Ein Blitz riß mich aus meiner Erstarrung. Ich sprang förmlich auf den Sack zu und ging in die Hocke, um ihn genauer zu untersuchen. Nachdem ich die Taschenlampe wieder in den Hosenbund gesteckt hatte, zog ich an dem Knoten, aber der Sack steckte noch zu tief in der Erde, als daß er sich bewegt hätte. Als nächstes versuchte ich, den Knoten zu lösen, aber meine nassen Finger rutschten an der glatten Plastikfolie ab. Ich hielt meine Nase an den Knoten und sog die Luft ein. Sie roch nach Schlamm und Plastik, sonst nichts.

Als ich aber mit dem Daumennagel ein kleines Loch in den Sack ritzte und wieder roch, schlug mir der schwache, aber unverkennbar süßliche Geruch verwesten Fleisches entgegen. Noch bevor ich mich dafür entscheiden konnte, ob ich nun fliehen oder weitermachen wollte, hörte ich einen Ast knacken und spürte, wie sich etwas hinter mir bewegte. Ich versuchte noch, mich zur Seite zu werfen, aber ein greller Blitz zuckte durch meinen Kopf und schleuderte mich in eine Dunkelheit, die so schwarz war wie die damals in dem Pharaonengrab.

15

Ich hatte schon lange keinen solchen Kater mehr gehabt. Es ging mir so schlecht, daß ich mich an fast gar nichts mehr erinnern konnte. Wenn ich mich bewegte, schoß mir ein stechender Schmerz wie eine Harpune durch den Kopf und zwang mich dazu, so still wie möglich liegen zu bleiben. Wenn ich die Augen öffnete, würde ich mich auf der Stelle übergeben müssen, das wußte ich genau. Mein Magen verkrampfte sich schon bei dem bloßen Gedanken an Bewegung, aber es half alles nichts. Ich mußte aufstehen. Mir war so kalt, daß ich am ganzen Körper zitterte. Ich brauchte unbedingt eine weitere Decke.

Mit fest geschlossenen Augen setzte ich mich auf. Der Kopfschmerz war so stark, daß mir bittere Magensäure in den Mund stieg. Ich senkte den Kopf auf die Knie und wartete, bis die Übelkeit nicht mehr so schlimm war. Immer noch nicht in der Lage, die Augen zu öffnen, spuckte ich die Flüssigkeit in meine linke Hand und tastete mit der rechten nach dem Leintuch.

Als ich statt Stoff feuchtes Laub und kleine Zweige in der Hand hielt, wurde mir trotz Kopfschmerzen und Schüttelfrost klar, daß ich mich nicht in meinem Bett befand. Diese Erkenntnis brachte mich dazu, die Augen zu öffnen, ganz gleich, wie schlimm die Schmerzen waren.

Ich saß in nassen Kleidern und schlammbespritzt im Wald. Rings um mich herum lagen Blätter und kleinere Zweige am Boden, und die Luft roch intensiv nach Erde und verrottenden Blättern und Zweigen. Über mir sah ich einen Baldachin aus Ästen, die vor dem samtschwarzen Himmel wie dunkle, knochige Finger aussahen. Hinter den Blättern funkelten Tausende von Sternen.

Dann kam auf einmal die Erinnerung wieder. Das Gewitter.

Die Kette. Der Pfad. Aber wie kam es, daß ich hier am Boden lag? Das, was ich spürte, fühlte sich zwar an wie ein Alkoholkater, war aber gar keiner.

Ich tastete meinen Hinterkopf ab und konnte eine Beule von der Größe einer Zitrone fühlen. Wunderbar, dachte ich. Wann wurde man schon zweimal in einer Woche zu Boden gestreckt? Es gab Boxer, denen weniger übel mitgespielt wurde.

Aber *wie* hatte ich den Schlag auf den Hinterkopf bekommen? War ich ausgerutscht und hingefallen? Hatte mich ein herabstürzender Ast getroffen? Obwohl der Sturm ziemlich gewütet hatte, konnte ich rings um mich am Boden keine größeren Äste entdecken. Ich wußte nicht, was geschehen war, aber es kümmerte mich auch nicht sonderlich. Ich wollte nur so rasch wie möglich fort von hier.

Ich kämpfte gegen meine Übelkeit an und suchte auf allen vieren nach meiner Taschenlampe. Als ich sie endlich halb im Schlamm vergraben gefunden hatte, wischte ich sie sauber und schaltete sie ein. Zu meinem Erstaunen funktionierte sie noch. Trotz des heftigen Zitterns gelang es mir, mich aufzurichten. Mein Kopf schmerzte so sehr, als würden Feuerwerkskörper darin explodieren. Ich hielt mich an einem Baumstamm fest und spuckte noch mehr Magensäure auf den Boden.

Der üble Geschmack in meinem Mund löste eine Reihe weiterer Fragen aus. Wann hatte ich das letzte Mal etwas gegessen? Diesen Abend? Vergangenen Abend? Wie spät war es überhaupt? Wie lange hatte ich hier gelegen? Das Gewitter war vorüber, und die Sterne schienen. Es war immer noch Nacht. Und mir war eiskalt. Mehr wußte ich nicht.

Als meine Magenkrämpfe schwächer wurden, richtete ich mich weiter auf und leuchtete mit der Taschenlampe auf der Suche nach dem Pfad den Boden ab. Der Lichtstrahl setzte einen neuen Schub von Erinnerungen in Bewegung. Der vergrabene Müllsack. Mit der Erinnerung kam die Angst. Ich faßte die Taschenlampe fester und drehte mich einmal um die eigene Achse, um sicherzugehen, daß niemand hinter mir stand. Dann dachte ich

wieder an den Sack. Wo war er? Mein Gedächtnis konnte mir zwar das Aussehen des Sacks, aber nicht seinen Fundort einspielen.

Mit dröhnendem Kopf suchte ich zwischen der Vegetation nach dem Grab. Obwohl ich schon meinen gesamten Mageninhalt herausgekotzt hatte, quälte mich immer noch ein trockenes Würgen in meiner Kehle, das mir Seitenstechen verursachte und Tränen in die Augen trieb. Immer wieder mußte ich mich an einem Baum festhalten und warten, bis die Krämpfe vorüber waren. Dabei hörte ich, wie die Grillen sich für eine Nach-Gewitter-Session warmspielten. Ihr Zirpen fühlte sich in meinem Kopf an wie Kieselsteine, die mir durch die Ohren ins Gehirn gepreßt wurden.

Als ich den Müllsack schließlich fand, war er keine drei Meter von der Stelle entfernt, an der ich zu mir gekommen war. Obwohl ich so sehr zitterte, daß ich die Taschenlampe nicht ruhig halten konnte, erkannte ich, daß er noch genauso aussah, wie ich ihn gefunden hatte, nur daß der Regen ihn inzwischen noch mehr freigelegt hatte. Rings um den Sack stand das Wasser wie in einem Burggraben, und in seinen Plastikfalten hatten sich kleine Pfützen gebildet.

Weil ich körperlich nicht in der Lage war, den Sack zu öffnen, starrte ich ihn mit halb geschlossenen Augen an. Ich wußte, daß der Fundort genauestens untersucht werden mußte, aber ich hatte Angst, daß jemand mögliche Spuren verwischen oder gar den Sack entfernen könnte, bevor die Beamten von der Spurensicherung hier eintrafen. Vor lauter Verzweiflung hätte ich am liebsten laut losgeheult.

Das ist wirklich eine gute Idee, Brennan. Wein dich nur aus. Vielleicht hört dich ja jemand und hilft dir.

Ich richtete mich bebend vor Kälte und Gott weiß was sonst noch auf und versuchte nachzudenken. Aber meine Gehirnzellen wollten nicht, sie igelten sich ein und weigerten sich, einen klaren Gedanken zu fassen. Bis auf einen: Geh zu einem Telefon und hole Hilfe.

Ich suchte den überwachsenen Weg und tastete mich in Richtung Zufahrt. Zumindest hoffte ich, daß ich es tat. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, wie ich in das Wäldchen hineingekommen war und hatte nur eine unklare Vorstellung davon, wo es wieder hinausging. Mein Orientierungssinn hatte sich ebenso verflüchtigt wie mein Kurzzeitgedächtnis. Dann gab auch noch ohne jede Vorwarnung die Taschenlampe ihren Dienst auf, und ich befand mich von einer Sekunde auf die andere in vom Sternenlicht nur ganz schwach erhellter Dunkelheit. Wildes Schütteln und Schlagen der Taschenlampe half ebensowenig wie lautes Fluchen.

»Verdammter Mist!« Wenigstens hatte ich es versucht.

Ich horchte auf irgendein Geräusch, das mir die Richtung weisen könnte, aber alles, was ich hörte, waren die Grillen, deren Zirpen von überallher kam. Daran konnte ich mich nicht orientieren.

Aber irgend etwas mußte ich schließlich tun, und so versuchte ich, kleine dunkle Pflanzen von größeren dunklen Pflanzen zu unterscheiden und mich langsam vorwärts zu tasten. Äste verfingen sich in meinem Haar und meinen Kleidern, und irgendwelche Ranken wickelten sich mir um die Beine.

Das ist nicht der Weg, Brennan. Dazu ist dieses Gestrüpp viel zu dicht.

Unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte, ging ich langsam weiter, bis einer meiner Füße auf einmal nur noch Luft unter sich spürte. Sekundenbruchteile später schlug ich zu Boden. Meine Füße steckten in einem nicht allzu tiefen Loch, mit Oberkörper und Armen lag ich auf der feuchten Erde. Die Taschenlampe war mir aus der Hand geglitten und hatte sich von dem Aufprall von selbst wieder eingeschaltet. Weil sie sich in der Luft gedreht hatte, schien sie mir jetzt mit ihrem gelblichen Licht direkt ins Gesicht.

Mit klopfendem Herzen krabbelte ich aus dem Loch und kroch auf allen Vieren hinüber zu der Taschenlampe. Als ich ihren Strahl auf die Stelle richtete, an der ich hingefallen war, entdeckte ich ein kleines, frisch ausgehobenes Erdloch. Ich leuchtete mit der

Taschenlampe hinein und sah, daß es etwa sechzig Zentimeter Durchmesser und eine Tiefe von einem knappen Meter hatte. Als ich einen Fuß an den Rand stellte, fiel etwas Erde hinab. Wie Erdnüsse in eine Schale, dachte ich.

Ich blickte hinab auf das Häufchen Erde, das sich am Boden des Lochs gebildet hatte. Irgend etwas daran kam mir seltsam vor. Zunächst wußte ich nicht, was es war, aber dann erkannte ich es. Die Erde war viel zu trocken. Sogar meinem lädierten Gehirn war schlagartig klar, was das bedeutete. Dieses Erdloch mußte entweder während des Gewitters abgedeckt gewesen sein, oder jemand hatte es erst nach dem Regen ausgehoben.

Unwillkürlich begann ich wieder stärker zu zittern. Ich schlang die Arme um die Brust, aber davon wurde mir auch nicht warm. Ich war immer noch völlig durchnäßt, und das Gewitter hatte die Luft merklich abgekühlt. Dadurch, daß ich die Arme verschränkte, leuchtete auch die Taschenlampe nicht mehr hinunter in das Loch. Also ließ ich die Arme wieder sinken und richtete den Lichtstrahl wieder in die Grube. Warum sollte jemand…

Und dann traf mich die wirklich entscheidende Frage wie ein Schlag in die Magengrube. *Wer?* Wer war hierhergekommen und hatte dieses Loch gegraben? Was hatte er dort hineintun wollen oder herausgeholt? War er vielleicht noch hier? Diese Frage riß mich aus meiner Lethargie. Ich wirbelte herum und leuchtete rings um mich das Gebüsch ab. Dabei schlug mein Herz gleich dreimal so schnell wie vorhin, und mein Kopfschmerz wallte auf wie ein kochender Geysir.

Ich weiß heute noch nicht, was ich erwartet hatte, in dem Gebüsch zu sehen. Einen geifernden Dobermann? Norman Bates mit seiner Mutter? Hannibal Lecter? Oder den lieben Gott, der aussah wie George Burns mit einer Baseballmütze auf dem Kopf? Ich sah nichts von alledem. Nur Bäume, dornige Ranken und von Sternen durchlöcherte Dunkelheit.

Eines allerdings fand ich: den Pfad. Auf ihm ging ich erst einmal zurück zum Müllsack und häufte etwas feuchtes Laub

darüber. Mit dieser notdürftigen Tarnung konnte ich zwar nicht den Menschen täuschen, der den Sack hier verbuddelt hatte, aber wenigstens war er nicht mehr so auffällig.

Als ich mit meiner Aktion fertig war, nahm ich die Dose mit dem Mückenspray und steckte sie als eine Art Markierung in eine Astgabel des nächsten Baumes. Dann ging ich wieder den Pfad entlang. Ich war so schwach auf den Beinen, daß ich ständig über Wurzeln und Äste stolperte oder an Ranken und Schlingpflanzen hängenblieb und nur in Zeitlupe vorankam.

Als der Pfad wieder auf den gekiesten Fahrweg stieß, markierte ich zwei Astgabeln rechts und links von der Einmündung mit meinen Gartenhandschuhen und machte mich auf den Weg zum Tor. Mir war schlecht, und ich hatte Angst, vor lauter Erschöpfung ohnmächtig zu werden. Bald würde das Adrenalin in meinem Organismus aufgebraucht sein, und dann würde ich zusammenklappen. Bis es so weit war, mußte ich mich in Sicherheit gebracht haben.

Mein alter Mazda stand noch immer dort, wo ich ihn abgestellt hatte. Ohne nach rechts oder links zu schauen, stolperte ich quer über die Straße auf ihn zu und machte mir dabei keine Gedanken, ob dort vielleicht jemand auf mich wartete. Weil ich kaum mehr Gefühl in den Händen hatte, dauerte es eine ganze Weile, bis ich den Schlüsselbund aus meiner Hosentasche gefischt hatte. Als ich ihn endlich in der Hand hielt, ärgerte ich mich darüber, daß sich daran alle meine Schlüssel befanden, denn so mußte ich fluchend und zitternd den Autoschlüssel suchen, wobei mir zweimal der Schlüsselbund aus der Hand glitt und zu Boden fiel. Als ich die Tür endlich aufbekommen hatte, ließ ich mich auf den Fahrersitz sinken.

Ich verriegelte die Tür, legte die Hände über das Lenkrad und legte meinen Kopf darauf. Ich verspürte das dringende Bedürfnis zu schlafen und dadurch der Wirklichkeit zu entfliehen. Ich wußte, daß ich diesem Wunsch nicht nachgeben durfte. Es war durchaus möglich, daß irgendwo da draußen jemand war, der mich beobachtete und mir an den Kragen wollte.

Wenn du dich jetzt auch nur eine Sekunde ausruhst, sagte ich mir, als sich meine Augenlider zu schließen begannen, machst du einen weiteren schlimmen Fehler.

Vor meinem geistigen Auge sah ich auf einmal George Burns, der sagte: »Natürlich interessiere ich mich für die Zukunft. Schließlich werde ich in ihr den Rest meines Lebens verbringen.«

Mit einem Ruck setzte ich mich auf und legte die Hände in meinen Schoß. Das von der plötzlichen Bewegung ausgelöste Kopfweh half mir, wieder halbwegs klare Gedanken zu fassen. Und ich mußte nicht kotzen. Das war doch schon ein Fortschritt.

»Wenn *du* eine Zukunft haben willst, Brennan, dann mach, daß du hier wegkommst«, sagte ich laut.

Meine Stimme hörte sich seltsam belegt an, aber ihr Klang brachte mich wieder in die Realität zurück. Ich startete den Motor und blickte auf die grünen Leuchtziffern der Uhr am Armaturenbrett. Es war zwei Uhr fünfzehn. Wann war ich von zu Hause aufgebrochen?

Immer noch am ganzen Körper zitternd, stellte ich die Heizung auf höchste Stufe. Ich war mir allerdings nicht sicher, ob mir davon wirklich warm werden würde. Ich fror nicht nur von der Nässe und der kalten Nachtluft. Eine noch viel schlimmere Kälte hatte sich in meiner Seele breitgemacht und würde sich von keinem Heißluftgebläse der Welt vertreiben lassen. Ohne mich noch einmal umzusehen, fuhr ich los.

Ich ließ die Seife in großen Kreisen über meine Brust gleiten und wünschte, der angenehm riechende Schaum würde die Ereignisse dieser Nacht fortwaschen. Ab und zu hob ich den Kopf und ließ mir das warme Wasser direkt aufs Gesicht prasseln. Bald würde der Boiler leer sein, denn ich duschte nun schon seit zwanzig Minuten, um die Kälte aus meinen Knochen und die leise flüsternden Stimmen aus meinem Kopf zu vertreiben.

Eigentlich hätten die Wärme, der Dampf und der Geruch der Jasminseife meine Muskeln entspannen und meinen Kopfschmerz

lindern müssen, aber irgendwie wollte es ihnen nicht so recht gelingen. Ständig horchte ich, ob jenseits der Wand meiner Duschkabine nicht vielleicht das Telefon klingelte, das ich direkt daneben auf den Badezimmerboden gestellt hatte. Ich wollte auf keinen Fall Ryans Anruf verpassen.

Zu Hause hatte ich sofort die Polizei angerufen und mir erst danach die nassen Kleider ausgezogen. Die Frau an der Zentrale hatte sich standhaft geweigert, mir Ryans Privatnummer zu geben. Seine Visitenkarte, auf der sie stand, hatte ich dummerweise im Büro liegen lassen. Nach einigem hin und her hatte ich die Telefonistin schließlich dazu überreden können, daß sie Ryan zu Hause anrief und ihm sagte, er solle mich so rasch wie möglich zurückrufen. Patschnaß, durchgefroren und unter Kopf- und Magenschmerzen leidend, hatte ich mich auf keine längeren Diskussionen einlassen können. Ich nahm mir vor, mich am nächsten Tag bei ihr zu entschuldigen.

Das war vor etwa einer halben Stunde gewesen. Jetzt befühlte ich mit der Hand meinen Hinterkopf. Die Beule war immer noch da. Unter meinen nassen Haaren fühlte sie sich an wie ein gekochtes Ei und reagierte empfindlich auf jede Berührung. Bevor ich unter die Dusche gegangen war, hatte ich nach Symptomen für eine Gehirnerschütterung gesucht. Ich hatte mir meine Pupillen angesehen, den Kopf scharf nach rechts und links gedreht und mich durch Zwicken vergewissert, ob ich noch Gefühl in Händen und Füßen hatte. Alle Tests waren zufriedenstellend verlaufen. Wenn ich überhaupt eine Gehirnerschütterung erlitten hatte, dann konnte es nur eine ganz leichte sein.

Ich drehte das Wasser ab und trat aus der Dusche. Das Telefon stand stumm auf dem Boden.

Verdammt. Wo ist der Kerl bloß?

Ich trocknete mich ab, schlüpfte in meinen abgetragenen Frottee-Bademantel und wickelte meine Haare in ein Handtuch. Dann ging ich zum Anrufbeantworter, um zu sehen, ob ich das Klingeln des Telefons nicht vielleicht doch überhört hatte. Das

rote Licht blinkte nicht. Verdammt. Ich holte das Telefon aus dem Bad und drückte auf die Taste mit dem Hörer. Sofort kam der Wählton. Wieso sollte das Ding auch nicht funktionieren? Ich war bloß aufgeregt.

Ich legte mich aufs Sofa und stellte das Telefon auf den Couchtisch. Es hatte keinen Sinn, ins Bett zu gehen, denn bestimmt würde Ryan gleich anrufen. Ich schloß die Augen, um mich ein paar Minuten auszuruhen, bevor ich mir etwas zu essen machte. Aber die Kälte, der Streß und der Schlag auf den Hinterkopf forderten jetzt ihren Tribut. Eine Welle der Erschöpfung stieg in mir hoch, schlug über mir zusammen und zog mich hinab in einen tiefen, aber unruhigen Schlaf.

Im Traum befand ich mich hinter einem Zaun und sah zu, wie ein Mann auf der anderen Seite mit einer großen Schaufel ein Loch grub. Immer, wenn die Schaufel aus der Erde kam, wimmelte sie von Ratten, die wie überquellendes Popcorn sofort heruntersprangen und sich in alle Richtungen verteilten. Als ich auf den Boden blickte, waren die Ratten überall, und ich mußte nach ihnen treten, damit sie mich nicht in die Füße bissen. Der Mann wandte mir zuerst den Rücken zu, aber dann drehte er sich um, und ich sah, daß es Pete war. Er deutete auf mich und sagte etwas, das ich aber nicht verstehen konnte. Dann fing er an zu rufen und mich herbeizuwinken. Sein Mund war ein schwarzer Kreis, der immer größer wurde, bis er seinem Gesicht das Aussehen einer gräßlichen Clownmaske verlieh.

Die Ratten liefen mir über die Füße. Eine von ihnen zerrte den Kopf von Isabelle Gagnon an den Haaren hinter sich her, wobei immer wieder kleine Haarbüschel abrissen und auf dem Gras liegenblieben.

Ich wollte fortlaufen, konnte aber meine Beine nicht bewegen. Sie steckten in der Erde, und als ich an ihnen hinunterblickte, sah ich, daß ich in einem tiefen Grab stand. Von oben fiel etwas Erde herunter. Claudel und Charbonneau schauten herab zu mir. Ich versuchte, etwas zu sagen, aber ich brachte keinen Ton heraus. Ich wollte, daß sie mich herauszogen und streckte ihnen die

Hände hin, aber sie schenkten mir keine Beachtung.

Dann gesellte sich ein weiterer Mann zu ihnen, der eine lange Robe und einen seltsamen Hut trug. Auch er sah zu mir herunter und fragte mich, ob ich denn schon gefirmt sei. Ich konnte ihm keine Antwort geben. Dann sagte er mir, daß ich mich auf Kirchengrund befände und mich sofort entfernen müsse. Nur wer für die Kirche arbeite, dürfe ihr Gelände betreten. Seine Soutane flatterte im Wind, und ich hatte Angst, daß sein Hut herunter in das Grab fallen könnte. Während der Priester ihn mit einer Hand festhielt, nahm er mit der anderen ein Handy aus der Tasche und begann zu wählen. In diesem Augenblick fing das Telefon zu klingeln an, aber der Priester interessierte sich nicht dafür. Es klingelte und klingelte. Dann wachte ich auf und merkte, daß es mein eigenes Telefon war, das klingelte. Ich nahm es und drückte auf die Hörertaste.

»Hallo?« sagte ich erschöpft.

»Brennan?«

Es war eine englisch gefärbte Stimme. Sie klang brüsk und vertraut zugleich. Ich versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen.

»Wer ist da?« Ich schaute auf mein Handgelenk, an dem sich aber keine Uhr befand.

»Ryan. Wieso wollen Sie mich denn mitten in der Nacht sprechen?« Seine Stimme klang gereizt.

»Wie spät ist es denn?« Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, ob ich fünf Minuten oder fünf Stunden geschlafen hatte. Das hatten wir doch schon mal gehabt.

»Viertel nach vier.«

»Einen Moment bitte.«

Ich legte den Hörer hin, stolperte ins Bad, klatschte mir kaltes Wasser ins Gesicht, sang eine Strophe von *What Shall We Do With The Drunken Sailor* und rannte dabei auf der Stelle. Nachdem ich meinen Turban wieder in Ordnung gebracht hatte, ging ich zurück ans Telefon. Ich wollte Ryan nicht noch mehr verärgern, indem ich ihn warten ließ, aber andererseits wollte ich

ihm auch nicht irgendwelchen Unsinn erzählen. Außerdem spricht es sich im wachen Zustand einfach besser.

»Okay. Hier bin ich wieder. Tut mir leid.«

»Habe ich da eben jemanden singen gehört?«

»Ja. Ich war heute nacht in St. Lambert«, fing ich an. Vier Uhr fünfzehn am Morgen war keine Zeit, um allzusehr in die Details zu gehen. »Ich habe den Ort gefunden, an dem St. Jacques sein drittes X gemacht hat. Es befindet sich auf einem verlassenen Kirchengrundstück.«

»Und deshalb haben Sie mich mitten in der Nacht verständigen lassen?«

»Ich habe dort eine Leiche gefunden. Dem Geruch nach zu schließen, ist sie stark verwest, möglicherweise bereits skelettiert. Wir müssen sofort hinfahren, bevor jemand sie verschwinden läßt oder die Hunde der Nachbarschaft sich ein Abendmahl genehmigen.«

Ich atmete ein und wartete.

»Sind Sie denn jetzt total verrückt geworden?«

Ich wußte nicht so recht, ob er an meiner Erzählung zweifelte oder ob er sich darüber aufregte, daß ich ganz alleine dort hinausgefahren war. Da er mit der zweiten Möglichkeit vielleicht sogar recht hatte, favorisierte ich die erste.

»Ich weiß, wann ich es mit einer Leiche zu tun habe und wann nicht.«

Ryan schwieg eine ganze Weile, dann fragte er. »Liegt sie nur so da oder hat sie jemand begraben?«

»Begraben, aber nicht tief. Der Regen hat sie freigespült.«

»Und woher wollen Sie wissen, daß es nicht wieder einer von diesen dämlichen Friedhöfen ist?«

»Weil die Leiche in einem Müllsack steckt.« Wie Gagnon. Und Trottier. Aber das mußte ich nicht extra hinzufügen.

»Mist.« Ich hörte, wie ein Streichholz angerissen wurde und dann ein langes, tiefes Ausatmen.

»Meinen Sie nicht, daß wir jetzt gleich hinfahren sollten?«

»Auf gar keinen Fall.« Ich hörte, wie er an seiner Zigarette zog. »Und was meinen Sie überhaupt mit *wir?* Man sagt Ihnen ja unkonventionelle Methoden nach, Brennan, aber mich können Sie damit nicht beeindrucken. Mit dieser draufgängerischen Art erreichen Sie vielleicht bei Claudel etwas, aber ganz bestimmt nicht bei mir. Wenn Sie also das nächste Mal ein Bedürfnis zu einem Tatort-Tänzchen verspüren, dann fordern Sie gefälligst jemanden von der Mordkommission dazu auf. Für so etwas können selbst wir noch ein paar Minuten erübrigen.«

Ich hatte zwar keine Dankbarkeit erwartet, aber die Vehemenz seiner Reaktion verblüffte mich nun doch etwas. Mein Kopfschmerz nahm wieder zu, und fast wäre ich wütend geworden. Aber ich sagte nichts und wartete. Doch auch Ryan schwieg.

»Vielen Dank, daß Sie mich so rasch zurückgerufen haben.«

»Hm.«

»Wo sind Sie?« Mit voll funktionstüchtigem Kopf hätte ich diese Frage nie gestellt. Ich bereute sie auch sofort.

»Bei einer Freundin«, sagte Ryan nach einer längeren Pause.

Das hast du wieder einmal hervorragend gemacht, Brennan. Kein Wunder, daß er sauer ist.

»Ich glaube, daß außer mir heute nacht noch jemand auf dem Grundstück war.«

»Wie bitte?«

»Als ich den Müllsack untersuchte, glaubte ich etwas hinter mir zu hören. Dann spürte ich einen Schlag auf den Hinterkopf und wurde bewußtlos. Das war mitten in dem Gewitter, so daß ich nicht weiß, ob es nicht doch ein herabfallender Ast war.«

»Sind Sie verletzt?«

»Nein.«

Es folgte wieder eine Pause, während der ich fast hören konnte, wie Ryan meine Informationen alle noch einmal

durchging.

»Ich schicke einen Streifenwagen hinaus zu dem Grundstück, der es bis zum Vormittag bewachen soll. Dann soll sich die Spurensicherung dort umsehen. Meinen Sie, daß wir die Hunde brauchen werden?«

»Ich habe nur den einen Sack gefunden, aber ich bin mir sicher, daß da noch mehr vergraben ist. Auf dem Rückweg bin ich nämlich in ein frisch ausgehobenes Loch gefallen. Die Hunde wären sicher nützlich.«

Ich wartete auf eine Antwort von Ryan, bekam aber keine.

»Und wann holen sie mich ab?« fragte ich.

»Ich hole Sie nicht ab, *Doktor* Brennan. Das hier ist das richtige Leben mit einer richtigen Mordkommission und kein Krimi von Agatha Christie.«

Jetzt war ich wirklich wütend. In beiden Schläfen pochte der Schmerz, und zwischen ihnen, tief in meinem Gehirn, konnte ich eine kleine, heiße Wolke spüren.

»›Mehr Löcher als ein Schweizer Käse‹«, fauchte ich ins Telefon. »›Bringen Sie mir mehr Beweise‹. Das waren Ihre Worte, Ryan. Jetzt habe ich Ihnen einen Beweis beschafft. Ich kann Sie sogar zu ihm hinfuhren. Und bei diesem Beweis dürfte es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen weiteren Knochenfund handeln. Und dafür bin nun mal *ich* zuständig, wenn ich mich nicht irre.«

Am anderen Ende der Leitung war es so lange still, daß ich mich schon fragte, ob er vielleicht aufgelegt hatte. Aber ich blieb dran und wartete.

»Ich komme um acht.«

»Okay.«

»Und noch was, Brennan.«

»Ja?«

»Vielleicht sollten Sie sich einen Helm kaufen.«

Jetzt legte er wirklich auf.

16

Ryan hielt Wort, um acht Uhr fünfundvierzig parkten wir hinter dem Lieferwagen der Spurensicherung. Obwohl mein Mazda noch vor ein paar Stunden keine zehn Meter entfernt gestanden hatte, kam es mir jetzt vor, als befände ich mich in einer völlig anderen Welt. Die Sonne schien, die Straße wimmelte von Streifenwagen, und mindestens zwanzig Polizisten in Uniform und Zivil standen in kleinen Gruppen herum und unterhielten sich.

Ich sah Beamte von der DEJ, der SQ und von der Polizei aus St. Lambert, die alle verschiedene Uniformen und Abzeichen trugen. Das Ganze erinnerte mich an einen jener gemischten Vogelschwärme, die sich ab und zu ganz spontan bilden und wild durcheinanderzwitschern, wobei die einzelnen Vögel sich durch Farbe und Zeichnung ihres Gefieders unterscheiden.

Eine Frau mit einer großen Schultertasche und ein mit Kameras behängter junger Mann lehnten an der Motorhaube eines weißen Chevrolets und rauchten. Sie gehörten zu einer weiteren Spezies, die sich gern an Tatorten einfindet: der Presse. Etwas weiter entfernt stand auf einem Grasstreifen neben dem Zaun ein Mann in einem blauen Overall, der einen hechelnden Schäferhund an einer langen Leine hielt. Der Hund machte immer wieder kurze Abstecher in die Büsche und schnüffelte mit tief gesenkter Schnauze darin herum, bevor er schwanzwedelnd zu seinem Herrn zurückkehrte und ihn auffordernd ansah. Er wollte unbedingt loslegen und verstand nicht, wieso sein Herr noch zögerte.

»Die ganze Bande ist schon da«, sagte Ryan, während er den Motor abstellte und den Sicherheitsgurt löste.

Er hatte sich nicht für seine Grobheit am Telefon entschuldigt,

aber das hatte ich auch gar nicht erwartet. Die Fahrt über war er fröhlich und manchmal sogar richtig witzig gewesen. Er hatte mir Orte gezeigt, an denen sich Verbrechen oder groteske Vorfälle ereignet hatten, und dazu bizarre Anekdoten und Geschichten aus dem täglichen Krieg auf unseren Straßen erzählt. Zum Beispiel hatte eine Frau in einem Dreifamilienhaus auf ihren Mann mit einer Bratpfanne eingeschlagen und danach Ryans Beamte angegriffen. Und in einem Poulet Kentucky Frites war ein nackter Mann aus einem Liftschacht befreit worden. Ich hatte mich bei diesen Erzählungen gefragt, ob die Stadtpläne von Polizisten wohl aus lauter Orten bestanden, an denen sich irgendwelche aktenkundigen Dinge zugetragen hatten.

Ryan entdeckte Bertrand und steuerte auf ihn zu. Er stand zusammen mit einem Beamten der SQ und Pierre LaManche bei einem dünnen, blonden Mann, der eine dunkle Fliegerbrille trug. Beim Überqueren der Straße hielt ich Ausschau nach Claudel oder Charbonneau. Obwohl dies offiziell ein Fall für die SQ war, war ich mir sicher, daß irgendwann wenigstens einer von ihnen hier auftauchen würde. Schließlich waren alle anderen auch da.

Als wir uns der Gruppe näherten, sah ich, daß der Mann mit der Sonnenbrille ziemlich nervös war und ständig an seinem dünnen Schnurrbart herumzwirbelte. Er hatte eine auffallend glatte, graue Haut, die weder sommerliche Bräune noch irgendwelche Unreinheiten aufwies. Er trug eine Bomberjacke und schwarze Stiefel und hätte ebenso fünfundzwanzig wie fünfundsechzig sein können.

Als wir uns der Gruppe anschlossen, spürte ich LaManches Blicke auf mir. Er nickte mir stumm zu und sagte nichts. Langsam begann ich, mich unwohl zu fühlen. Immerhin war ich verantwortlich für diesen ganzen Zirkus. Was wäre, wenn wir jetzt nichts finden würden? Was wäre, wenn jemand noch in der Nacht den Sack mit der Leiche hätte verschwinden lassen? Was wäre, wenn es sich nur um einen weiteren »dämlichen Friedhof« handeln würde? In der Nacht war es dunkel und ich war sehr aufgeregt gewesen. Wieviel von dem Erlebten hatte ich mir

eingebildet? Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog.

Bertrand begrüßte uns und sah wieder einmal wie die Westentaschenausgabe eines Dressman aus. Für die Exhumierung hatte er erdfarbene Kleidung gewählt, die bestimmt aus Ökofasern gewebt und ohne giftige Chemikalien gefärbt war.

Ryan und ich begrüßten die Leute, die wir kannten, mit einem Kopfnicken und wandten uns dann dem Mann mit der Sonnenbrille zu. Bertrand stellte uns vor.

»Andy, Doc. Das hier ist Pater Poirier. Er ist als Beauftragter der Diözese hier.«

»Der *Erz*diözese.«

»Pardon. Der Erzdiözese. Das hier ist ein Kirchengrundstück.« Bertrand deutete mit dem Daumen auf den Zaun hinter seinem Rücken.

»Tempe Brennan«, sagte ich und streckte dem Geistlichen meine Hand hin.

Pater Poirier drehte seine Fliegerbrille in meine Richtung und gab mir die Hand. Sein Händedruck war weich und kraftlos, und wenn ich die Noten dafür vergeben würde, hätte er eine Fünf minus bekommen. Poiriers Finger fühlten sich so kalt und schlaff an wie Karotten, die zu lange im Gemüsefach des Kühlschranks gelegen hatten. Als er meine Hand losließ, mußte ich mich zurückhalten, um sie nicht an meiner Jeans abzuwischen.

Pater Poirier wiederholte dasselbe Ritual mit Ryan, der sich ebenfalls nichts anmerken ließ. Ryans frühmorgendliche Jovialität war verflogen und hatte grimmigem Ernst Platz gemacht. Er war jetzt wieder ganz Polizist. Poirier sah aus, als wolle er etwas sagen, aber als er Ryans Gesicht sah, überlegte er es sich anders und machte einen schmalen Mund. Ohne eine weitere Erklärung hatte er erkannt, daß Ryan jetzt hier das Sagen hatte.

»War schon jemand drin?« fragte Ryan.

»Niemand. Der Officer bewacht das Gelände seit fünf Uhr früh«, sagte Bertrand und deutete auf den uniformierten Polizisten neben ihm. »Seitdem hat niemand das Gelände betreten oder

verlassen. Pater Poirier sagt, daß nur er selbst und ein Hausmeister Zutritt zu dem Grundstück haben. Der Hausmeister ist über achtzig und kümmert sich schon seit dem Zweiten Weltkrieg um das Grundstück.«

»Das Tor kann gar nicht offen gewesen sein«, sagte Poirier und drehte seine Fliegerbrille wieder in meine Richtung. »Ich prüfe das Schloß jedesmal, wenn ich hier bin.«

»Und wann waren Sie das letzte Mal hier?« fragte Ryan.

Poiriers Kopf schwang von mir wieder hinüber zu Ryan. Dann sah der Pater Ryan gute drei Sekunden an, bevor er antwortete.

»Ich komme mindestens einmal die Woche her. Die Kirche kümmert sich um ihren Besitz. Wir lassen ihn nicht einfach –«

»Was ist das eigentlich für ein Grundstück?«

Wieder eine Pause. »Das Kloster St. Bernard. Die Kirche hat es 1983 geschlossen. Sie war der Meinung, daß die geringe Zahl der Mönche eine Weiterführung nicht rechtfertigte.«

Ich fand es seltsam, daß er von der Kirche sprach, als wäre sie ein Lebewesen mit Gefühlen und Meinungen. Poiriers Französisch klang irgendwie anders als der flache, gepreßte Dialekt in Quebec. Er kam nicht von hier, soviel war klar, aber sein Akzent hatte auch nicht den präzisen Klang eines Franzosen. Ich vermutete, daß er aus Belgien oder der Schweiz kam.

»Und was geschieht hier, seit das Kloster geschlossen wurde?« wollte Ryan wissen.

Wieder machte Poirier eine kleine Pause, als brauchte es eine Weile, bis die Schallwellen bei ihm ankamen.

»Heutzutage überhaupt nichts.«

Er hörte auf zu sprechen und seufzte. Vielleicht erinnerte er sich an glücklichere Zeiten, in denen es der Kirche gut ging und die Klöster in voller Blüte standen. Vielleicht sammelte er auch nur seine Gedanken, um vor der Polizei eine präzise Aussage machen zu können. Die Gläser seiner Sonnenbrille waren so dunkel, daß ich seine Augen nicht sehen konnte. Ein seltsamer Priester ist das schon, dachte ich, mit seiner makellosen Haut,

seiner Lederjacke und seinen Motorradstiefeln.

»Ich komme regelmäßig vorbei, um nach dem rechten zu sehen«, fuhr Poirier fort. »Und der Hausmeister hält die Sachen in Schuß.«

»Was für Sachen?« fragte Ryan, der sich Notizen auf einem kleinen Spiralblock machte.

»Die Heizung, zum Beispiel. Außerdem schaufelt er Schnee. Im Winter wird es hier sehr kalt.« Bei diesen Worten machte Poirier eine weit ausladende Armbewegung, die die ganze Provinz einzuschließen schien. »Und er kontrolliert die Fenster, die ab und zu mal von spielenden Jungs eingeworfen werden. Außerdem überprüft er sämtliche Türen und Tore und sieht nach, ob auch alle verschlossen sind.« Die letzten Worte waren speziell an mich gerichtet.

»Wann haben Sie die Vorhängeschlösser denn zuletzt überprüft?« fragte Ryan.

»Am Sonntag abend um sechs. Alle waren ordnungsgemäß verschlossen.«

Poiriers prompte Antwort verblüffte mich. Diesmal hatte er sich keine Zeit gelassen, um nachzudenken. Vielleicht hatte Bertrand ihm diese Frage ja schon vorhin gestellt, oder vielleicht hatte Poirier damit gerechnet, daß sie kommen würde. Jedenfalls war er in diesem Punkt ausnahmsweise sehr schlagfertig.

»Haben Sie sonst irgend etwas Ungewöhnliches bemerkt?«

»*Rien*.« Nichts.

»Wie heißt nochmal dieser Hausmeister?«

»Monsieur Roy.«

»Und wann schaut Monsieur Roy hier vorbei?«

»Normalerweise am Freitag, es sei denn, er hat etwas Besonderes zu erledigen.«

Ryan sagte nichts und sah Poirier fragend an.

»Wie Schneeschippen oder ein Fenster ersetzen. Solche Sachen eben.«

»Ich nehme an, Detective Bertrand hat Sie bereits gefragt, ob sich auf dem Klostergelände ein alter Friedhof befindet, Pater Poirier.«

Eine Pause. »Nein. Nein. Es gibt hier keinen Friedhof.« Er schüttelte den Kopf so heftig, daß ihm die Sonnenbrille auf der Nase verrutschte. Einer der Bügel löste sich vom Ohr, und die Brille bekam Schlagseite wie ein Schiff auf hoher See.

»Hier war immer nur das Kloster. Niemand wurde hier begraben. Aber ich habe unseren Archivar angerufen und ihn gebeten, zur Sicherheit noch einmal nachzuschauen.« Während er sprach, schob er sich sorgfältig die Brille zurecht.

»Wissen Sie, weshalb wir hier sind?«

Poirier nickte, und die Brille verrutschte wieder, diesmal nach unten. Er sah aus, als wolle er etwas sagen, schwieg dann aber doch.

»Okay«, sagte Ryan, während er den Block zuklappte und in die Tasche steckte. »Wie sollen wir Ihrer Meinung nach vorgehen?« Die Frage war an mich gerichtet.

»Ich werde Ihnen zeigen, was ich gefunden habe. Wenn wir das geborgen haben, lassen Sie die Hunde nach weiteren Leichenteilen suchen.«

Ich hoffte, daß meine Stimme zuversichtlicher klang, als ich mich fühlte. Mist. Was wäre, wenn es hier gar nichts zu finden gäbe?

Ryan ging hinüber zu dem Mann im Overall. Der Schäferhund sprang ihm entgegen und beschnüffelte seine Hand. Ryan streichelte ihn, während er mit dem Hundeführer sprach. Dann kam er zu uns und ging voraus in Richtung Tor. Während wir ihm folgten, blickte ich mich unauffällig um und suchte nach Spuren meiner gestrigen Anwesenheit. Ich fand keine.

Wir warteten am Tor, während Poirier einen großen Schlüsselring aus seiner Jackentasche zog und daran einen Schlüssel suchte. Dann nahm er das Vorhängeschloß und rüttelte demonstrativ daran, so daß die Kettenglieder klirrten und sich ein

Schauer von Rostflocken von den alten Eisenstäben löste. Ich konnte mich nicht erinnern, das Schloß zugedrückt zu haben.

Als Poirier das Tor öffnete, quietschte es leise, aber nicht so durchdringend, wie ich es in Erinnerung hatte. Dann trat er einen Schritt zurück, und alle warteten darauf, daß ich das Grundstück betrat. La Manche hatte noch immer kein Wort gesagt.

Ich zog meinen Rucksack höher auf die Schultern und ging an dem Priester vorbei in die Zufahrt. Jetzt, im klaren, hellen Morgenlicht, sah das Wäldchen überhaupt nicht mehr bedrohlich aus. Die Sonne schien durch die Blätter und Nadeln der Bäume, und die Luft roch intensiv nach frischem Harz. Es war ein Geruch, der mich an Bootshäuser und Ferienlager erinnerte und nicht an Leichen und Nachtgespenster. Ich ging langsam und suchte jeden einzelnen Baum und jeden Quadratmeter des Bodens nach abgebrochenen Zweigen, niedergetretenen Pflanzen, frisch aufgeworfener Erde oder anderen Anzeichen menschlicher und insbesonders meiner Aktivität ab.

Mit jedem Schritt wurde meine Unruhe größer, und mein Herz fing an, unregelmäßig zu schlagen. Was wäre, wenn ich das Vorhängeschloß nicht zugedrückt hätte? Was, wenn nach mir noch jemand in dem Gelände gewesen wäre? Was war hier geschehen, nachdem ich gegangen war?

Irgendwie kam es mir vor, als wäre ich an einem Ort, an dem ich zwar noch nie gewesen war, den ich aber von Beschreibungen und Photographien her kannte. Ich versuchte, den Pfad zu finden, der von der Zufahrt abgegangen war. Meine Erinnerung war getrübt wie ein halb vergessener Traum. Im großen und ganzen waren mir die Ereignisse der vergangenen Nacht zwar noch im Gedächtnis, aber bei den Feinheiten haperte es doch gewaltig. Ich betete leise darum, doch endlich etwas zu entdecken, was meiner Erinnerung auf die Sprünge half.

Mein Gebet wurde erhört, und zwar in Form von Handschuhen. Ich hatte ganz vergessen, daß ich damit zwei Astgabeln markiert hatte, aber jetzt leuchteten mir drei weiße Finger genau auf Augenhöhe entgegen. Ja! Ich betrachtete die

umliegenden Bäume und fand in einem Meter Höhe den zweiten Handschuh an einem Zweig hängend. Urplötzlich erinnerte ich mich daran, wie ich mit zitternden Händen versucht hatte, in der Dunkelheit die Handschuhe an den Bäumen zu befestigen. Ich zollte mir selbst ein dickes Lob für meine Umsicht und tadelte mich dafür, daß ich mich nicht mehr daran erinnert hatte. Irgendwie glaubte ich zwar, daß ich die Handschuhe weiter oben in die Astgabeln gesteckt hatte, aber vielleicht waren mir die Bäume in der Nacht einfach viel größer vorgekommen.

Zwischen den Handschuhen bog ich auf den kaum erkennbaren Pfad ab, der sich so wenig von dem Dickicht ringsum abhob, daß ich ihn ohne die Markierung wohl nicht mehr gefunden hätte. Im Tageslicht war er nichts weiter als ein Streifen niedrigerer Vegetation, die etwas weniger dicht war als die links und rechts davon. Hier standen die Gräser und Büsche weniger eng beieinander, und die Ranken waren etwas lockerer miteinander verwachsen, so daß man zwischen ihnen den laubbedeckten Waldboden sehen konnte.

Ich dachte an die Puzzles, die ich als Kind gerne zusammen mit meiner Großmutter gelegt hatte. Ich hatte die einzelnen Teile genauestens betrachtet und nach dem passenden gesucht, wobei der Erfolg vom Entdecken winzigster Veränderungen in Farbe, Form und Muster abhängig war. Das Finden des Pfades war eine ähnliche Aufgabe. Wie hatte ich ihm bloß in der Dunkelheit folgen können?

Hinter mir hörte ich das Rascheln von Blättern und das Knacken von Zweigen. Ich hatte die anderen mit Absicht nicht auf die Handschuhe aufmerksam gemacht. Sie sollten ruhig meine Fähigkeiten als Pfadfinderin bewundern. Ein paar Meter tiefer im Gebüsch entdeckte ich die Dose mit dem Mückenspray, die ich den anderen allerdings nicht verheimlichen konnte, denn sie leuchtete knallorange wie ein Schiffahrtszeichen aus dem Blättermeer.

Darunter befand sich der Erd- und Laubhaufen, mit dem ich in der Nacht zuvor den Müllsack notdürftig abgedeckt hatte. In der

lockeren Erde konnte ich noch die Spuren meiner Hände erkennen. Jetzt, bei Tageslicht, sah ich, daß ich damit die Stelle eher auffälliger gemacht hatte, aber das hatte ich vor ein paar Stunden noch nicht ahnen können.

Die meisten verborgenen Leichen werden aufgrund eines Hinweises oder aus Zufall gefunden. Verbrecher verpfeifen ihre Komplizen, Kinder finden sie beim Indianerspielen. *Es roch so komisch, da haben wir angefangen rumzubuddeln.* Jetzt kam ich mir wie eines dieser Kinder vor. Es war ein merkwürdiges Gefühl.

»Hier«, sagte ich und deutete auf den Laubhaufen.

»Sind Sie sicher?« fragte Ryan.

Ich sah ihn nur an. Auch die anderen sagten nichts. Ich stellte meinen Rucksack ab und holte ein Paar Gummihandschuhe heraus. Dann ging ich zu dem Haufen, wobei ich darauf achtete, möglichst wenig Spuren zu verwischen. In Anbetracht meiner Aktionen der vergangenen Nacht kam mir das zwar ziemlich absurd vor, aber für die Untersuchung eines Tatortes gibt es nun einmal bestimmte Regeln.

Ich ging in die Hocke und befreite ein kleines Stück des Plastiksacks vom Laub. Ein Großteil des Sacks befand sich noch immer unter der Erde, deren unregelmäßige Konturen daraufhindeuteten, daß sein Inhalt nicht durcheinandergebracht worden war. Als ich mich zu den anderen umdrehte, sah ich, wie Pater Poirier sich bekreuzigte.

»Dann wollen wir mal ein paar Aufnahmen für's Familienalbum machen«, sagte Ryan zu Cambronne.

Ich trat zurück und sah zu, wie der Polizeiphotograph seine Ausrüstung auspackte, eine Markierungstafel beschriftete und den Haufen mit dem Sack aus allen Richtungen photographierte. Als er fertig war, trat er einen Schritt zurück.

Ryan wandte sich an LaManche. »Der Sack gehört Ihnen, Doc.«

LaManche sah mich an und sagte das erste Wort seit meiner Ankunft: »Temperance?«

Ich nahm eine kleine Schaufel aus meinem Rucksack und trat auf den Haufen zu. Sorgfältig entfernte ich das restliche Laub und legte so viel wie möglich von dem Sack frei. Er sah so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Sogar das kleine Loch, das ich mit dem Daumennagel gerissen hatte, konnte ich entdecken.

Nun griff ich zur Schaufel und begann, vorsichtig die Erde rings um den Sack abzutragen. Der Boden roch muffig und alt, als bestünde er aus toten Tieren und Pflanzen, die kurz nach der letzten Eiszeit verrottet waren.

Bis auf die Geräusche des Polizeiaufgebots draußen auf der Straße, die der Wind ab und zu in den Wald trug, hörte ich rings um mich nur das Zwitschern der Vögel, das Brummen der Insekten und das Kratzen meiner Schaufel. Eine leichte Brise bewegte die Zweige der Bäume und rief Erinnerungen an den Sturm der vergangenen Nacht in mir wach. Allerdings wurden die Äste jetzt nicht mehr wie in einem Kriegstanz hin und her geschleudert, sondern ließen in sanft wiegendem Walzertakt ihre Schatten über den Waldboden und die Gesichter der Männer hinter mir gleiten.

Eine Viertelstunde später hatte sich der Laubhaufen in eine flache Grube verwandelt, in der mehr als die Hälfte des Müllsacks zu sehen war. Ich vermutete, daß sich sein Inhalt mit fortschreitender Verwesung verschoben hatte und einige Knochen sich nicht mehr an ihrem angestammten Platz befanden. Falls es in dem Sack überhaupt Knochen gab.

Als ich der Meinung war, genügend Erde entfernt zu haben, legte ich die Schaufel beiseite, packte den Knoten des Sacks und zog langsam daran. Wie in der vergangenen Nacht rührte sich nichts. Fast kam es mir so vor, als stecke unterhalb des Sackes jemand in der Erde und veranstalte ein makabres Tauziehen mit mir.

Ich wischte mir die Hände an den Hosenbeinen ab, packte den Sack so tief unten wie ich konnte und zog ruckartig daran. Jetzt endlich bewegte er sich. Auch wenn die Erde ihren Schatz noch nicht vollständig freigeben wollte, so hatte sie wenigstens ihren

Griff gelockert. Ich konnte spüren, wie sich der Inhalt des Sacks ein wenig verschob. Ich holte tief Luft und zog noch einmal, aber nicht zu fest, denn ich wollte den Sack nicht zerreißen. Wieder bewegte er sich ein Stück.

Nun stemmte ich mich mit den Füßen noch besser ab, und als ich noch einmal an dem Sack zog, schien mein imaginärer unterirdischer Gegner das Tauziehen aufzugeben. Ich schloß meine Finger noch etwas fester um den Knoten und beförderte den Sack Zentimeter für Zentimeter langsam aus der Grube.

Als ich ihn vollständig aus der Erde gelost hatte, stellte ich ihn ab und trat zurück. Vor uns lag ein ganz normaler Müllsack, wie man ihn in unzähligen Küchen und Garagen in Nordamerika finden kann. Der Sack war intakt und von seinem Inhalt unförmig ausgebeult. Daß er nicht besonders schwer war, beunruhigte mich ein wenig. Wenn sich darin nur die Überreste eines toten Hundes befanden, hätte ich mich ganz schön blamiert.

Nachdem Cambronne seine Markierungstafel neben den Müllsack gestellt und eine Reihe von Aufnahmen gemacht hatte, zog ich einen Handschuh aus und holte mein Schweizer Offiziersmesser aus der Hosentasche.

Als Cambronne fertig war, kniete ich mich neben den Sack. Obwohl meine Hände stark zitterten, gelang es mir nach mehreren Versuchen, die Klinge des Messers herauszuklappen. Der Edelstahl glitzerte in der Sonne, als ich sie knapp unterhalb des Knotens ansetzte. Ich spürte, wie fünf Augenpaare auf mich gerichtet waren.

Ich blickte nach hinten zu LaManche, dem eben ein Schatten über seine faltigen Züge huschte. Einen Augenblick lang fragte ich mich, wie wohl mein eigenes Gesicht in diesem Licht aussehen mochte. LaManche nickte, und ich ging daran, den Sack aufzuschneiden.

Kaum hatte ich aber die Klinge angesetzt, als ein Geräusch mich innehalten ließ. Wir alle hörten es gleichzeitig, aber es war Bertrand, der unser aller Gedanken in Worte faßte.

»Was ist denn das, verdammt noch mal?« fragte er.

17

Das hysterische Bellen eines Hundes mischte sich mit menschlichen Stimmen. Kurze, abgehackte Schreie hallten durch den Wald, aber ich konnte die Worte nicht verstehen. Das ganze Durcheinander trug sich links von uns auf dem Klostergelände zu. Mein erster Gedanke war, daß der Angreifer von gestern nacht zurückgekehrt sei und nun von sämtlichen Polizisten der Provinz und mindestens einem Schäferhund verfolgt werde.

Ich sah Ryan und die anderen an, die ebenso angewurzelt dastanden wie ich. Selbst Poirier hatte aufgehört, an seinem Schnurrbart herumzuzwirbeln, hatte aber immer noch die Hand an der Oberlippe.

Das Geräusch eines Menschen, der sich rasch und ohne auf herabhängende Zweige zu achten durchs Unterholz kämpfte, löste den Bann. Alle unsere Köpfe drehten sich wie auf einen stummen Befehl hin gleichzeitig in die Richtung, aus der jetzt eine laute Stimme kam.

»Lieutenant Ryan, sind Sie hier drüben?«

»Ja.«

»*Sacré bleu*.« Blätter raschelten und Zweige knackten, und vor uns tauchte ein Polizist der SQ aus dem Unterholz auf, der laut schnaufend einen dicken Ast zur Seite bog. Der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn, und die wenigen Haare, die der Mann noch hatte, klebten ihm klatschnaß am Kopf. Als er uns sah, legte er die Hände auf die Knie und beugte sich nach Luft ringend so weit vor, daß ich auf seiner Glatze die roten Striemen sehen konnte, die herabhängende Äste ihm beigefügt hatten.

Dann richtete er sich wieder auf und deutete mit dem Daumen in die Richtung, aus der er gekommen war. Mit atemloser Stimme, die klang, als würde Luft durch einen verstopften Filter

gepreßt, keuchte er: »Sie sollten sich das besser mal anschauen, Ryan. Der verdammte Hund benimmt sich wie ein Junkie, der sich schlechten Stoff gespritzt hat.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Pater Poiriers Hand hinauf zu seiner Stirn und dann quer über die Brust fuhr. Der Priester bekreuzigte sich schon wieder.

»Wieso denn das?« fragte Ryan und hob irritiert die Augenbrauen.

»DeSalvo hat ihn übers Grundstück geführt, wie Sie gesagt haben, und da hat das Tier auf einmal angefangen, immer um dieselbe Stelle herumzurennen und zu bellen, als wären dort Adolf Hitler und die ganze deutsche Wehrmacht verscharrt. Hören Sie sich das nur an!«

»Und?«

»Was und? Der arme Kerl ruiniert sich noch seine Stimmbänder. Und wenn er noch weiter so im Kreis rennt, schiebt er sich bald die Nase in den Hintern.«

Das Bild war so komisch, daß ich mir ein Lächeln verkneifen mußte.

»Sagen Sie DeSalvo, daß er ihn noch eine Weile beruhigen soll. Geben Sie ihm einen Schokoriegel oder von mir aus auch ein Valium. Wir müssen uns hier zuerst noch etwas ansehen.« Ryan blickte auf seine Uhr. »Kommen Sie in zehn Minuten wieder.«

Der Polizist zuckte mit den Achseln, ließ den Ast los, den er die ganze Zeit über gehalten hatte, und wandte sich zum Gehen.

»Übrigens, Piquot…«

Der Dicke drehte sich wieder um.

»Da drüben gibt es einen Pfad.«

»Das hätte man mir früher sagen sollen«, schnaubte Piquot und bahnte sich seinen Weg durchs Gestrüpp auf den Pfad zu, den Ryan ihm zeigte. Ich war mir ziemlich sicher, daß er ihn schon nach wenigen Metern nicht mehr erkennen würde.

»Und sehen Sie zu, daß Rin Tin Tin nicht alle Spuren

durcheinanderbringt«, rief Ryan dem feisten Polizisten hinterher.

Dann wandte er sich an mich. »Worauf warten Sie noch, Brennan? Auf Ihren Geburtstag vielleicht?«

Während Piquot den Pfad entlangstapfte, schnitt ich den Sack auf.

Diesmal schlug mir der Gestank nicht so unmittelbar entgegen wie bei den Überresten von Isabelle Gagnon, sondern verteilte sich gleichmäßiger und langsamer in der Luft. Anstatt nach verwestem Fleisch roch es eher nach Kompost und feuchter Erde. Dazu gesellte sich ein eigentümlicher, mir vertrauter Geruch, der mich immer an den Kreislauf von Leben und Tod erinnerte. Der Sack enthielt etwas Totes, das schon längere Zeit nicht mehr lebendig war.

Hoffentlich ist das kein Hund oder Reh, dachte ich wieder, während ich den Sack öffnete. Dabei zitterten meine Hände so stark, daß es sich auf die Plastikfolie übertrug. Okay, ich habe es mir anders überlegt. Hoffentlich ist es doch ein Hund oder ein Reh.

Als ich die aufgeschnittene Folie zur Seite schlug, blickten mir Ryan, Bertrand und LaManche über die Schulter. Nur Pater Poirier blieb kerzengerade wie ein Grabstein stehen und bewegte sich nicht von der Stelle.

Zuerst sah ich ein Schulterblatt. Das war zwar noch nicht viel, aber es genügte, um zu wissen, daß ich hier weder ein vergrabenes Stück Wild noch ein Haustier vor mir hatte. Ich blickte nach hinten zu Ryan und sah, daß er die Augen zusammenkniff und seine Kiefermuskeln anspannte.

»Das ist ein menschliches Schulterblatt.«

Pater Poirier schlug ein weiteres Kreuzzeichen.

Ryan holte sein Notizbuch aus der Tasche und schlug eine neue Seite auf. »Und was ist sonst noch drin?« fragte er mit einer Stimme, die so scharf war wie das Taschenmesser, das ich eben verwendet hatte.

Ich trennte vorsichtig die Knochen voneinander. »Rippen, ein

weiteres Schulterblatt, zwei Schlüsselbeine, Wirbel…« Ich zählte die Wirbel ab. »Sieht so aus, als wären es nur die Brust- und Lendenwirbel.«

»Und hier ist noch das Sternum«, sagte ich, als ich das Brustbein fand.

Als ich die Knochen voneinander löste, kroch mir eine große, braune Spinne die Hand und den Arm hinauf. Das Tier beäugte mich mißtrauisch, und obwohl sich seine behaarten Beinchen so leicht und zart anfühlten wie ein über die Haut gleitendes Spitzentaschentuch, zuckte ich zusammen und schüttelte es ab.

»Mehr ist nicht drin«, sagte ich, während ich mich aufrichtete und einen Schritt zurücktrat. An den Armen hatte ich eine Gänsehaut, die nicht von der Spinne kam.

Ich ließ meine behandschuhten Hände nach unten baumeln und verspürte nicht die geringste Genugtuung darüber, daß ich recht gehabt hatte. Statt dessen war ich wie betäubt, als stünde ich unter Schock. Meine Gefühle schienen sich verabschiedet zu haben und zum Mittagessen gegangen zu sein. Noch eine Leiche, war alles, was ich dachte. Noch ein Mensch, der sterben mußte, der diesem Monstrum zum Opfer gefallen war, das da draußen immer noch frei herumlief. Ryan kritzelte etwas auf seinen Block. Ich sah, daß seine Nackenmuskulatur ganz angespannt war.

»Was machen wir jetzt?« fragte Poirier mit einer Stimme, die unnatürlich hoch klang.

»Jetzt suchen wir den Rest«, antwortete ich.

Als Cambronne gerade mit dem Photographieren der Knochen begann, hörten wir, wie Piquot zurückkam. Wieder kämpfte er sich mitten durchs Gestrüpp. Er trat auf uns zu, besah sich die Knochen und gab einen geflüsterten Stoßseufzer von sich.

Ryan wandte sich an Bertrand. »Kannst du hier weitermachen, während wir hinüber zu dem Hund schauen?«

Bertrand nickte. Sein Körper war kerzengerade wie die Stämme der Fichten rings um uns.

»Sehen wir, was wir finden können, und dann soll die

Spurensicherung noch einmal das ganze Grundstück durchkämmen. Ich schicke sie gleich mal zu dir.«

Wir ließen Bertrand und Cambronne bei den Knochen und gingen hinter Piquot her in Richtung auf das Hundegebell. Das Tier klang, als würde es jeden Moment wahnsinnig werden.

Drei Stunden später saß ich auf einem Grasstreifen und untersuchte den Inhalt von vier Leichensäcken. Obwohl die Sonne hoch am Himmel stand und mir auf die Schultern brannte, konnte sie nicht das Gefühl eisiger Kälte vertreiben, das ich in mir spürte. Fünf Meter von mir entfernt lag der Schäferhund zu Füßen des Hundeführers und hatte den Kopf schief auf seine großen, braunen Pfoten gelegt. Das Tier hatte einen arbeitsamen Vormittag hinter sich.

Leichenhunde sind speziell auf den Geruch von verwesendem oder verwestem Fleisch trainiert. Darauf reagieren sie wie Infrarotsucher auf Wärmequellen. Selbst wenn eine Leiche schon nicht mehr da ist, entdecken sie mit ihren feinen Nasen den Ort, an dem sie gelegen hat. Dieser Hund hatte uns zu drei weiteren vergrabenen Plastiksäcken mit Leichenteilen geführt. Immer, wenn er eine neue Stelle gefunden hatte, hatte er gebellt und in die Luft geschnappt und war wie verrückt im Kreis um die Stelle herumgelaufen. Ich hatte mich dabei gefragt, ob wohl alle Leichenhunde so sehr bei der Sache waren wie dieser.

Ganze zwei Stunden hatten wir gebraucht, um die Säcke auszugraben und vorläufig zu sichten. Dann hatten wir die Knochen zusammengetragen und ich hatte sie katalogisiert. Jetzt blickte ich hinüber zu dem Hund und fand, daß er genauso müde aussah, wie ich mich fühlte. Nur seine Augen bewegten sich wie schokoladenbraune, glänzende Radarschüsseln, als er sich umsah, ohne den Kopf zu drehen.

Der Hund hatte das Recht, müde zu sein, und ich hatte es auch. Als er schließlich den Kopf hob, ließ er seine lange, dünne Zunge heraushängen und fing an zu hecheln. Ich hingegen behielt meine Zunge im Mund und ging noch einmal die Liste der Knochen

durch.

»Wieviele sind es?«

Ich hatte gar nicht gehört, daß jemand von hinten an mich herangetreten war, aber ich erkannte die Stimme.

»*Bonjour,* Monsieur Claudel. *Comment ça va*?«

»Wieviele Leichen sind es?« wiederholte er, ohne meinen Gruß zu erwidern.

»Eine«, antwortete ich, ohne aufzusehen.

»Und fehlt etwas?«

Ich füllte mein Formular zu Ende aus, erst dann drehte ich mich zu ihm um. Claudel stand mit gespreizten Beinen da und wickelte gerade ein Automatensandwich aus seiner Zellophanhülle.

Wie Bertrand hatte sich Claudel heute für Naturtextilien entschieden. Er trug Hemd und Hose aus Baumwolle und hatte ein Leinenjackett über dem Arm hängen. Im Gegensatz zu Bertrands Kleidung leuchteten Claudels Sachen in einem frischen Grün, zu dem seine orange Krawatte den nötigen Farbtupfer beisteuerte.

»Können Sie mir sagen, was Sie alles gefunden haben?« fragte er und deutete mit seinem Sandwich auf die Knochen, die vor mir lagen.

»Ja.«

»Und?«

Claudel war noch keine halbe Minute hier, und schon hätte ich ihm am liebsten das Sandwich aus der Hand gerissen und es ihm in die Nase oder eine andere Körperöffnung gestopft. Selbst wenn ich ausgeruht und entspannt war, brachte Claudel nicht gerade meine besten Charakterzüge zum Vorschein, und jetzt war ich alles andere als ausgeruht und entspannt. Ich war so fix und fertig wie der Schäferhund neben mir und hatte weder die Kraft noch die Lust, mit Claudel irgendwelche blöden Spielchen zu spielen.

»Es ist ein unvollständiges menschliches Skelett, an dem sich

so gut wie kein Gewebe mehr befindet. Die Leiche wurde zerstückelt, auf mehrere Müllsäcke verteilt und an vier verschiedenen Stellen auf diesem Grundstück vergraben.« Ich deutete in Richtung auf das Gelände des ehemaligen Klosters. »Einen der Säcke habe ich bereits in der vergangenen Nacht entdeckt, die anderen drei haben wir heute morgen mit Hilfe des Hundes gefunden.«

Claudel biß von seinem Sandwich ab und sah hinüber zu den Bäumen.

»Und was fehlt?« fragte er mit einem Mund voll Schinken und Münsterkäse.

Ich starrte ihn wortlos an und fragte mich, weshalb ich mich über eine solche routinemäßige Frage so ärgerte. Es war nicht die Frage, beschloß ich, sondern Claudels Art. Innerlich redete ich mir gut zu, wie ich es in Bezug auf Claudel schon häufiger getan hatte. Mach dir nichts draus. Beachte ihn nicht. So ist er nun einmal. Dieser Mann ist ein Reptil. Herablassend und arrogant. Er weiß genau, daß du recht hattest mit deiner Serienmörder-Theorie. Inzwischen ist das sogar ihm klar geworden. Er wird zwar nicht sagen »eins zu null für Sie, Brennan«, aber innerlich nagt er schwer daran. Also sei zufrieden damit.

Als ich Claudel keine Antwort gab, wandte er seine Aufmerksamkeit von dem Sandwich ab und mir zu.

»Fehlt irgendwas?« fragte er noch einmal.

»Ja.«

Ich legte das Klemmbrett mit der Auflistung der Knochen ab und sah ihm direkt in die Augen. Claudel blinzelte zurück und kaute immer noch. Ich fragte mich, wieso er keine Sonnenbrille aufsetzte.

»Der Kopf.«

Er hörte auf zu kauen.

»Was?«

»Der Kopf fehlt.«

»Und wo ist er?«

»Wenn ich das wüßte, Monsieur Claudel, dann würde er ja wohl nicht fehlen, oder?«

Ich sah, wie Claudel die Zähne aufeinanderbiß und wußte, daß das nichts mit dem Kauen seines Sandwichs zu tun hatte.

»Sonst noch was?«

»Was meinen Sie mit ›sonst noch was‹?«

»Ob sonst noch etwas fehlt.«

»Nichts Wichtiges.«

Claudel schien an diesen Informationen mindestens ebenso herumzukauen wie an seinem Sandwich. Er biß noch einmal ab, knüllte das Zellophan zu einer kleinen Kugel zusammen und steckte es in die Tasche seines Jacketts. Dann wischte er sich mit den Zeigefingern die Mundwinkel ab.

»Mehr werden Sie mir wohl kaum erzählen?« Es war eher eine Feststellung als eine Frage.

»Erst wenn ich die Knochen untersucht habe, kann ich –«

»Verstehe«, unterbrach mich Claudel, machte auf dem Absatz kehrt und ging.

Leise vor mich hinfluchend zog ich die Reißverschlüsse der Leichensäcke zu, wobei der Hund jedesmal von dem Geräusch hochschreckte. Mit den Augen verfolgte er, wie ich das Klemmbrett in meinen Rucksack steckte und über die Straße zu einem dicken Angestellten unseres Labors ging. Ich sagte ihm, daß ich fertig sei, und daß sein Kollege und er die Säcke schon mal in den Wagen bringen und dann auf mich warten sollten.

In einiger Entfernung sah ich, wie Ryan und Bertrand mit Claudel und Charbonneau redeten. Mißtrauisch fragte ich mich, was die Detectives von der SQ mit denen von der CUM zu besprechen hatten. Was mochte Claudel wohl den anderen sagen? Verunglimpfte er mich etwa bei ihnen? Die meisten Polizisten verteidigen ihr Revier eifersüchtiger als Brüllaffen. Sie pochen auf *ihre* Zuständigkeit, lassen niemanden Einblick in *ihre* Fälle nehmen. Claudel war in dieser Hinsicht schlimmer als die anderen, aber warum hatte er es ausgerechnet auf mich

abgesehen?

Vergiß es, Brennan, sagte ich mir. Er ist einfach ein blöder Hund, und daß du ihn vor seinen eigenen Leuten bloßgestellt hast, macht dich auch nicht gerade zur Nummer eins seiner persönlichen Hitparade. Und jetzt laß endlich deine Gefühle beiseite und kümmere dich um deinen Job. Übrigens tendierst auch du dazu, deine Fälle ganz für dich allein lösen zu wollen.

Als ich mich den vier Männern näherte, hörten sie schlagartig auf zu reden. Das nahm dem lockeren Auftritt, den ich geplant hatte, viel von seiner Nonchalance. Aber ich ließ mir nichts anmerken.

»Hi, Doc«, sagte Charbonneau.

Ich nickte ihm lächelnd zu und fragte: »Na, wie sieht's aus?«

»Ihr Boß ist vor einer Stunde mit dem Pater abgezogen«, antwortete Ryan, »und die Spurensicherung packt gerade ihre Sachen ein.«

»Hat sie noch etwas gefunden?«

Er schüttelte den Kopf.

»Auch nicht mit dem Metalldetektor?«

»Nur genügend Kronkorken, um eine mittlere Brauerei damit zu versorgen.« Ryan klang genervt. »Ach ja, und Kleingeld für die Parkuhr haben wir jetzt auch. Und wie steht's bei Ihnen?«

»Ich bin fertig. Eben habe ich die Säcke abtransportieren lassen.«

»Claudel sagt, daß der Kopf der Leiche fehlt.«

»Stimmt. Der Schädel, der Unterkiefer und die obersten vier Halswirbel.«

»Und was schließen Sie daraus?«

»Ich schließe daraus, daß das Opfer enthauptet wurde und daß der Täter den Kopf irgendwo anders hingetan hat. Vielleicht aber liegt er auch noch irgendwo hier auf dem Gelände. Die anderen Müllsäcke waren ja auch über einen weiten Umkreis verstreut.«

»Dann wäre es also möglich, daß noch ein weiterer Sack

irgendwo da drinnen liegt.«

»Vielleicht. Es kann aber auch sein, daß der Täter den Kopf anderweitig entsorgt hat.«

»Wie denn?«

»Im Fluß, im Klo, im Heizungsofen. Woher soll ich das wissen?«

»Und warum sollte er das tun?« fragte Bertrand.

»Damit man die Leiche nicht identifizieren kann.«

»Kann man sie denn wirklich nicht identifizieren?«

»Eventuell schon, aber wenn wir die Zähne hätten, wäre es bedeutend einfacher. Allerdings hat der Mörder die Hände dagelassen.«

»Na und?«

»Wenn jemand eine Leiche zerstückelt, um zu verhindern, daß sie identifiziert wird, läßt er neben dem Kopf meistens auch die Hände verschwinden.«

Bertrand sah mich verständnislos an.

»Man kann auch ziemlich stark verwesten Leichen die Fingerabdrücke abnehmen, solange noch etwas Haut an den Fingern ist. Ich habe das sogar schon bei einer fünftausend Jahre alten Mumie gemacht.«

»Und konnten Sie sie identifizieren?« fragte Claudel mit ungerührter Stimme.

»Nein, weil ihre Abdrücke in keiner Kartei waren«, antwortete ich ebenso humorlos wie er.

»Hier haben wir aber nur Knochen«, sagte Bertrand.

»Aber das konnte der Mörder nicht ahnen. Er wußte ja nicht, wann die Leiche entdeckt werden würde.« Es war wie bei Isabelle Gagnon, dachte ich. Nur daß er diesmal die Leichenteile vergraben hatte.

Ich hielt eine Weile inne und stellte mir vor, wie der Mörder die Müllsäcke mit ihrem grausigen Inhalt verbuddelt hatte. Hatte er sein Opfer anderswo zerlegt und die Säcke mit den blutigen

Leichenteilen im Kofferraum seines Wagens auf das Klostergrundstück gebracht? Hatte er dort geparkt, wo ich in der vergangenen Nacht mein Auto abgestellt hatte, oder war es ihm irgendwie gelungen, auf das Grundstück zu fahren? Hatte er die Löcher vorab nach einem streng festgelegten Plan angelegt? Oder hatte er einfach die Säcke einen nach dem anderen hereingetragen und irgendwo eingegraben? Und wie war das mit dem Zerlegen der Leiche gewesen? War es in Panik geschehen, um ein im Affekt begangenes Verbrechen zu vertuschen, oder hatte er es eiskalt von vorneherein geplant?

Auf einmal kam mir ein schrecklicher Gedanke. War der Mörder vielleicht letzte Nacht zusammen mit mir auf dem Grundstück gewesen? Diese Überlegung brachte mich wieder in die Realität zurück. »Vielleicht…«

Alle sahen mich an.

»Vielleicht hat er den Kopf ja immer noch.«

»Wie bitte?« schnaubte Claudel verächtlich.

»Mist«, sagte Ryan.

»So wie Jeffrey Dahmer?« fragte Charbonneau.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Wir sollten nochmal mit dem Hund auf das Gelände gehen. In der Nähe der ersten Fundstelle hat er nämlich noch nicht gesucht«, meinte Ryan.

»Stimmt«, sagte ich. »Das macht ihm bestimmt Spaß.«

»Haben Sie was dagegen, wenn wir mitgehen?« fragte Charbonneau.

Claudel warf ihm einen bösen Blick zu.

»Wenn es Sie glücklich macht…«, sagte ich. »Ich hole jetzt den Hund. Warten Sie am Tor auf mich.«

Als ich mich entfernte, hörte ich, wie Claudels näselnde Stimme das Wort »Mistvieh« sagte. Ich nahm zu seinen Gunsten an, daß es sich auf den Hund bezog.

Als ich mich dem Hund näherte, sprang er auf und wedelte

langsam mit dem Schwanz. Er blickte von mir zu seinem Herrn, als wolle er ihn fragen, ob er mich begrüßen dürfe. Auf dem Overall des Hundeführers stand mit großen Buchstaben »DeSalvo«.

»Können wir mit Fido noch einmal reingehen?« fragte ich und streckte dem Hund die flache Hand entgegen. Auf ein fast unmerkliches Nicken von DeSalvo hin sprang der Hund auf mich zu und schleckte mir die Finger.

»Sie heißt Margot«, sagte DeSalvo auf englisch, sprach den Namen des Hundes aber französisch aus.

DeSalvo hatte eine tiefe und ruhige Stimme und bewegte sich geschmeidig und gelassen wie jemand, der einen Großteil seiner Zeit mit Tieren verbringt. Sein Gesicht war stark gebräunt und hatte viele Falten, wobei mir die Lachfalten um die Augen besonders auffielen. Er sah aus wie ein Mann, der viel im Freien ist.

»Versteht sie Englisch oder Französisch?«

»Beides.«

»Hallo Margot«, sagte ich und ging in die Hocke, um sie hinter den Ohren zu kraulen. »Tut mir leid, daß ich dich für ein Männchen gehalten habe. Heute ist dein großer Tag, stimmt's?«

Margots Schwanzwedeln nahm an Geschwindigkeit zu. Als ich mich aufrichtete, machte sie einen Satz zurück, drehte sich einmal um die eigene Achse und blieb dann stehen, um intensiv mein Gesicht zu studieren. Dabei legte sie den Kopf schief und runzelte die Stirn.

»Ich heiße Tempe Brennan«, sagte ich und streckte DeSalvo meine Hand hin.

DeSalvo schüttelte sie und befestigte mit der anderen Hand ein Ende der Hundeleine an seinem Gürtel. Sein Händedruck war kühl und fest wie aufgerauhtes Metall und verdiente im Gegensatz zu dem von Pater Poirier uneingeschränkt die Note Eins.

»David DeSalvo.«

»Wir glauben, daß da drinnen vielleicht noch mehr

Leichenteile sind, Dave. Meinen Sie, Margot könnte nochmal eine Suchrunde drehen?«

»Sehen Sie selbst.«

Bei der Nennung ihres Namens hatte Margot die Ohren gespitzt und war aufgesprungen. Jetzt strich sie DeSalvo um die Beine und wandte die Blicke nicht von seinem Gesicht.

»Schön. Was haben Sie bisher mit ihr abgesucht?«

»Eigentlich das ganze Gelände. Bis auf das Stück auf dem Sie gearbeitet haben.«

»Kann es sein, daß Margot etwas entgangen ist?«

»Nein. Heute nicht.« DeSalvo schüttelte den Kopf. »Die Bedingungen sind geradezu ideal. Der Boden ist noch feucht vom Regen, und der Wind und die Temperatur sind genau richtig. Außerdem ist Margot in Topform.«

Margot drückte ihren Kopf an DeSalvos Knie und wurde mit Streicheleinheiten belohnt.

»Margot ist auf nichts anderes als Leichengeruch abgerichtet, und so wird sie auch nicht so rasch abgelenkt wie andere Hunde.«

Wie Spürhunde werden Leichenhunde auf das Verfolgen bestimmter Gerüche trainiert. In Margots Fall war es der Geruch des Todes. Ich erinnerte mich daran, einmal einen Vortrag an der Akademie über dieses Thema gehört zu haben. Manche Ausbilder verwenden Fläschchen mit Leichengeruch, Verwesungsparfüm genannt. Andere besorgen sich von ihrem Zahnarzt frisch gezogene Zähne, die sie in luftdichten Plastikdöschen heranreifen lassen, bis sie den richtigen Gestank entwickeln.

»Margot ist einer der besten Hunde, die ich je hatte. Wenn da draußen noch etwas ist, dann findet sie es auch.«

Ich sah sie an und glaubte ihm jedes Wort.

»Okay. Dann lassen wir sie mal rings um die Fundstelle des ersten Sacks suchen.«

DeSalvo hängte das freie Ende der Leine an Margots Halsband. Dann gingen wir zum Tor, wo die vier Detectives

warteten. Hinter Margot, die ungeduldig an ihrer Leine zog, begaben wir uns auf der mir mittlerweile ziemlich vertrauten Zufahrt in das Grundstück hinein. Mit ihrer Nase tief über dem Boden, suchte Margot den Weg ab, so wie ich es in der Nacht zuvor mit dem Strahl meiner Taschenlampe getan hatte. Manchmal blieb sie stehen, hechelte ein wenig und stieß dann die Luft so ruckartig aus, daß die trockenen Blätter rings um ihre Schnauze aufgewirbelt wurden. Dann setzte sie sich sichtlich zufrieden wieder in Bewegung.

An der Stelle, wo der Pfad ins Gebüsch abzweigte, blieben wir stehen.

»Den Teil dort drüben haben wir noch nicht abgesucht.«

DeSalvo deutete in die Richtung der ersten Fundstelle.

»Am besten machen wir einen Bogen und lassen Margot gegen die Windrichtung suchen. So kann sie besser riechen. Wenn sie meint, etwas gefunden zu haben, lasse ich sie machen, was sie will.«

»Behindert es sie bei der Arbeit, wenn wir mitgehen?«

»Nein, Ihr Geruch stört sie nicht.«

Hund und Hundeführer folgten dem Pfad noch etwa zehn Meter, dann verschwanden sie im Unterholz. Die Detectives und ich blieben auf dem Pfad, der durch das viele Hin und Hergehen jetzt viel besser sichtbar war. Die Stelle, an der wir den ersten Sack gefunden hatten, sah aus wie eine kleine Lichtung. Gräser und Gebüsche waren niedergetrampelt und einige der überhängenden Äste waren abgeschnitten worden. In der Mitte der Lichtung klaffte das dunkle, von der Spurensicherung beträchtlich vergrößerte Loch wie ein geplündertes Grab. Daneben lag in mehreren kegelförmigen Haufen die ausgehobene und durchgesiebte Erde.

Es dauerte keine fünf Minuten, bis Margot zu bellen anfing.

»Ist er hinter uns?« fragte Claudel.

»Er ist eine sie«, korrigierte ich ihn. Claudel öffnete den Mund, sagte aber nichts. Ich konnte eine kleine Ader an seiner

Stirn pulsieren sehen. Ryan sah mich tadelnd an. Okay, vielleicht sollte ich solche Sticheleien in Zukunft besser bleiben lassen.

Ohne ein weiteres Wort gingen wir den Pfad entlang. In weniger als einer Minute entdeckten wir Margot und DeSalvo links von uns im Gestrüpp. Margots Körper war gespannt wie eine Violinensaite. Ihre Schultermuskulatur zeichnete sich deutlich unter dem Fell ab, als sie sich mit voller Kraft ins Geschirr stemmte. Dabei schnüffelte sie mit hocherhobenem Kopf und bebenden Nüstern in sämtliche Richtungen.

Auf einmal blieb sie mit aufgestellten Ohren wie angewurzelt stehen. Aus der Tiefe ihres Brustkorbs war ein zunächst leises, dann immer stärker anwachsendes Geräusch zu hören. Es war eine Mischung aus Knurren und Heulen, die mich ein wenig an das Jammern von Klageweibern erinnerte. Als es immer lauter wurde, spürte ich, wie sich mir die Nackenhaare sträubten und ein eiskalter Schauder meinen Körper durchfuhr.

DeSalvo machte die Leine los. Einen Augenblick lang blieb Margot noch stehen, als müsse sie ihre Position bestimmen und ihren Kurs abstecken. Dann rannte sie los.

»Was soll das?« rief Claudel.

»Wo will denn die hin?« fragte Ryan.

»Verdammt noch mal!« meinte Charbonneau.

Wir alle hatten erwartet, daß Margot zum Fundort des Leichensacks laufen würde. Statt dessen überquerte sie den Pfad und rannte zwischen die Bäume. Wir sahen ihr schweigend zu.

Zwei Meter tief im Unterholz blieb sie plötzlich stehen, senkte die Schnauze und holte mehrmals tief Luft. Dann atmete sie scharf aus und wiederholte den Vorgang. Als ich sie betrachtete, kamen mir Bilder der vergangenen Nacht ins Gedächtnis zurück. Bilder von einer Flucht durch die Dunkelheit. Von einem Blitz. Und einer leeren Grube.

Meine Aufmerksamkeit wandte sich wieder Margot zu. Sie stand am Fuß einer Kiefer und schien sich mit allen Sinnen auf einen Fleck Erde vor ihr zu konzentrieren. Sie senkte die

Schnauze und atmete schwer. Dann sträubte sie auf einmal wie von einem raubtierhaften Instinkt getrieben das Rückenfell. Mit zitternden Muskeln hob sie die Schnauze hoch in die Luft, atmete noch einmal heftig aus und fing an, sich wie wild zu gebärden. Sie sprang vor und zurück, zog den Schwanz ein und knurrte den Boden vor ihren Pfoten an.

»Margot! *Ici*!« befahl DeSalvo. Er eilte durchs Unterholz und zerrte den Hund an seinem Geschirr von der Stelle fort.

Ich mußte gar nicht hinsehen, um zu wissen, was Margot gefunden hatte. Ich erinnerte mich jetzt genau daran, wie ich in der Nacht zuvor in ein leeres Loch gestarrt hatte. Ein Loch, von dem ich nicht gewußt hatte, wozu es diente. Jetzt wußte ich, daß dort etwas ausgegraben worden war.

Margot japste und knurrte noch immer am Rand der Grube, in die ich in der vergangenen Nacht gefallen war. Das Loch war leer, und das, worauf Margots empfindliche Nase angesprochen hatte, war nicht mehr da.

18

Am Strand. Schäumende Brandung. Sandschnepfen, die auf spindeldürren Beinen herumrennen, Pelikane, die wie Papierflieger über die Wogen gleiten und dann die Flügel anlegen und sich kerzengerade in die Fluten stürzen. In Gedanken war ich in Carolina und atmete die modrige Luft des Marschlandes, vermischt mit einer salzigen Seebrise. Ich roch den feuchten Sand, die angeschwemmten Fische und das in der Sonne trocknende Seegras. Nördlich von mir sah ich Hatteras, Ocracoke und Bald Head, im Süden Pawley's, Sullivan's und Kiawah Island. Ich wollte nach Hause, auf welche Insel genau war mir egal. Ich wollte bloß mal wieder Fächerpalmen und Krabbenkutter sehen und nicht die Knochen von zerstückelten Frauen.

Ich öffnete die Augen und sah die Tauben auf dem Denkmal von Norman Bethune. Der Himmel wurde langsam dunkel, und die letzten Reste eines gelbrosa Sonnenuntergangs zogen sich vor der heraufdämmernden Nacht zurück, als deren erste Vorboten Straßenlaternen und Neonreklamen angeschaltet wurden. Rechts und links von mir strömten Autos vorbei wie eine motorisierte Viehherde, die sich vor dem kleinen Dreieck der Grünanlage zwischen der Rue Guy und dem Boulevard de Maisonneuve nur widerwillig zu teilen schien.

Neben mir auf der Bank saß ein Mann in einer Jacke der *Canadiens*. Er hatte schulterlanges Haar, von dem man nicht sagen konnte, ob es blond oder weiß war. Im Licht der hinter ihm vorbeifahrenden Autos leuchtete es wie ein Heiligenschein. Die Augen des Mannes, die eine Farbe wie tausendmal gewaschener Jeansstoff hatten, waren rot gerändert. In den Augenwinkeln hatte sich gelblicher Grind angesammelt, den er mit einem teigig-bleichen Finger entfernte. Um den Hals trug er an einer silbernen

Kette ein Metallkreuz, so groß wie meine Hand.

Am späten Nachmittag war ich heimgekommen, hatte das Telefon leise gestellt und war schlafen gegangen. In meinen Träumen waren Menschen, die ich kannte, und mir vollkommen fremde Gestalten in einer nicht enden wollenden Parade an mir vorbeigezogen. Ryan hatte Gabby in ein Haus mit zugenagelten Fenstern und Türen verfolgt, und Pete hatte zusammen mit Claudel in meinem Garten eine Grube ausgehoben. Katy war auf einem braunen Plastiksack auf der Terrasse eines Strandhauses in der sengenden Sonne gelegen und hatte sich geweigert, eine Sonnencreme zu verwenden. Zu guter letzt war mir dann auch noch eine bedrohliche Gestalt auf dem Boulevard St. Laurent hinterhergeschlichen.

Nachdem ich mehrmals hochgeschreckt war, war ich um acht Uhr abends mit schmerzendem Kopf und leerem Magen aufgestanden. An der Wand hinter dem Telefon hatte ich einen rhythmisch pulsierenden, rötlichen Lichtschein gesehen. Blink, blink, blink. Dunkel. Blink, blink, blink. Drei Anrufe. Ich war hinüber zu dem Anrufbeantworter geschlurft und hatte den Abspielknopf gedrückt.

Der erste Anrufer war Pete gewesen. Er überlegte sich, ob er bei einer Anwaltskanzlei in San Diego einsteigen sollte. Toll. Katy spielte mit dem Gedanken, ihre Ausbildung abzubrechen. Super. Der dritte Anrufer hatte aufgelegt. Er zumindest hatte mir keine schlechte Nachricht aufs Band gesprochen. Noch immer kein Sterbenswörtchen von Gabby. Klasse.

Das anschließende zwanzigminütige Telefongespräch mit Katy hatte auch nicht gerade zu meiner Beruhigung beigetragen. Sie war höflich, aber unverbindlich gewesen, und am Schluß hatte sie nach längerem Schweigen gesagt: »Ich ruf dich wieder an« und aufgelegt. Ich hatte die Augen geschlossen, war eine Weile reglos dagestanden und hatte an Katy gedacht, wie sie im Alter von dreizehn Jahren auf ihrem Appaloosa gesessen war. Sie hatte den Kopf an den des Pferdes geschmiegt, so daß ihr blondes Haar auf dessen dunkler Mähne gelegen war. Pete und ich hatten sie im

Ferienlager besucht, und als sie uns gesehen hatte, war sie mit freudig erregtem Gesicht aus dem Sattel gesprungen und hatte mich umarmt. Wann, so hatte ich mich nach unserem Telefongespräch gefragt, war diese Nähe auf der Strecke geblieben? Warum war Katy so unglücklich? Warum wollte sie mit der Schule aufhören? War es Petes und meine Schuld? War es wegen unserer Trennung?

Voller mütterlicher Schuldgefühle hatte ich die Nummer von Gabbys Wohnung gewählt, aber niemand hatte abgehoben. Gabby war schon einmal ganze zehn Tage verschwunden gewesen. Ich hatte mir damals schreckliche Sorgen gemacht, aber dann war sie wieder aufgetaucht und hatte mir erzählt, daß sie auf einem Trip in ihr Inneres gewesen sei. Vielleicht war sie auch jetzt wieder unerreichbar, weil sie sich selbst zu finden versuchte.

Ich hatte meine Kopfschmerzen mit zwei Aspirin bekämpft und meinen Hunger mit einer Portion Nummer vier spezial in der Singapur-Imbißstube um die Ecke gestillt. Gegen meine Unzufriedenheit hatte allerdings beides nicht geholfen, und auch die Tauben im Park konnten sie ebensowenig vertreiben wie mein merkwürdiger Banknachbar. In meinem Kopf prallten Fragen aneinander wie die Fahrzeuge beim Autoscooter. Wer war dieser Mörder? Wie fand er seine Opfer? Hatten sie ihn gekannt? Hatte er erst ihr Vertrauen gewonnen und sich dann in ihre Wohnungen geschlichen? Margaret Adkins war zu Hause umgebracht worden. Aber wo hatte er Trottier und Gagnon getötet? An einem Ort, den der Mörder ausgesucht hatte? Hatte er sie dort auch zerstückelt? Wie bewegte sich der Mörder von Ort zu Ort? Und war es St. Jacques?

Ich starrte die Tauben an, ohne sie wirklich zu sehen. Ich stellte mir die Opfer und ihre Angst vor. Chantale Trottier war erst sechzehn Jahre alt gewesen. Hatte er ihr das Messer an die Kehle gesetzt? Ab wann hatte sie gewußt, daß sie sterben würde? Hatte sie ihn angefleht, ihr nicht wehzutun? Hatte sie um ihr Leben gebettelt? Wieder kamen mir Bilder von Katy vor Augen. Und von den Katys anderer Eltern. Und ich spürte ein Mitgefühl,

das fast wehtat.

Ich brach diese Gedanken ab und konzentrierte mich auf die Gegenwart. Und die nahe Zukunft. Am nächsten Morgen würde ich im Labor die Knochenfunde von heute untersuchen, mich mit Claudel auseinandersetzen und die verschorften Wunden in meinem Gesicht pflegen. Katy hatte offenbar vor, das Groupie eines Basketballspielers zu werden, und ich konnte sie durch nichts davon abbringen. Pete war dabei, eine neue Stelle anzutreten, und ich war so geil wie Madonna, aber weit und breit war kein Mann in Sicht. Und wo, zum Teufel, steckte bloß Gabby?

»Genau«, sagte ich so laut, daß die Tauben und der Mann neben mir auf der Bank aufschreckten. Auf einmal wußte ich, was ich zu tun hatte.

Ich ging nach Hause, holte meinen Wagen aus der Tiefgarage und fuhr zum Carré St. Louis. An der Avenue Henri-Julien stellte ich das Auto ab und ging um die Ecke zu Gabbys Haus. Manchmal kam es mir wie Barbies Traumhaus vor, aber heute schien es eher aus einer Geschichte von Lewis Carroll zu stammen. Fast hätte ich lächeln müssen.

Auf der lavendelfarbenen lackierten Veranda brannte eine einzelne Glühbirne und warf die Schatten der Petunien auf die hölzernen Hauswände. Die Fenster starrten mich an. »Alice ist nicht daheim«, schienen sie zu sagen.

Ich klingelte bei der Nummer drei. Nichts. Ich klingelte nochmal. Stille. Danach probierte ich es bei Nummer eins, zwei und vier. Keine Reaktion. Das Wunderland war heute abend nicht geöffnet.

Ich ging zurück zu meinem Mazda, fuhr langsam um den Park herum und hielt Ausschau nach Gabbys Wagen. Als ich ihn nicht fand, fuhr ich ohne einen konkreten Plan erst nach Osten und dann nach Süden in Richtung Main. Nachdem ich zwanzig frustrierende Minuten lang nach einem Parkplatz gesucht hatte, stellte ich mein Auto in einer der kleinen Seitenstraßen ab, die im rechten Winkel auf den Boulevard St. Laurent zulaufen. Die

Straße stank nach abgestandenem Urin, unzählige plattgetretene Bierdosen lagen herum. Überall sah ich Müllhaufen, und durch eine Ziegelwand auf der linken Straßenseite konnte ich das Wummern einer Musikbox hören. Es war die klassische Umgebung für einen dieser metallenen Sperrbügel, die man zwischen Kupplungspedal und Lenkrad spannt. Da ich einen solchen nicht besaß, vertraute ich meinen Mazda dem Gott der Parkplätze an und begab mich zu Fuß in den Rotlichtbezirk.

Ähnlich wie der Regenwald wird auch die Main von einer Vielzahl unterschiedlicher Spezies bewohnt, die sich in friedlicher Koexistenz den vorhandenen Lebensraum teilen. Manche dieser Gruppen sieht man nur untertags, während andere ausschließlich die Nacht bevölkern.

Von der Morgen- bis zur Abenddämmerung gehört die Main den Lieferanten und Ladenbesitzern, den Hausfrauen und Schulkindern. Spielgeräusche dominieren, und die Gerüche sind angenehm und haben meistens etwas mit Essen zu tun, wie der nach frischem Fisch bei Waldman's, nach geräuchertem Fleisch bei Schwartzs's, nach Äpfeln und Erdbeeren bei Warshaws's und nach frischem Backwerk bei der Boulangerie Polonaise.

Wenn dann die Schatten länger werden, die Geschäfte schließen und das Licht der Straßenlaternen angeht, bevölkern andere Gestalten die Gehsteige vor den Bars und Pornoschuppen. Einige von ihnen sind harmlose Touristen oder Collegestudenten, die billiges Bier trinken und sich im Nachtleben umsehen wollen. Andere wieder sind nicht ganz so harmlos: Zuhälter, Drogendealer, Nutten und Junkies. Die Ausbeuter und die Ausgebeuteten, die sich alle ganz oben auf der Skala des menschlichen Leids befinden.

Jetzt, um elf Uhr, war die Main ganz in den Händen der Nachtschicht. Die Gehsteige waren belebt und die billigen Bars und Bistros zum Brechen voll. Ich ging zur Rue Ste. Catherine und suchte das Restaurant, aus dem Gabby ihren aufgeregten Anruf getätigt hatte. Es schien mir ein guter Ort, um meine Suche zu beginnen.

Das Lokal roch nach Desinfektionsmittel, altem Fett und angebrannten Zwiebeln. Weil es zu spät fürs Abendessen und zu früh für die spätabendlichen Trinker war, waren nur vier Tische besetzt.

Ein Pärchen mit Irokesenfrisuren hockte stumpf vor sich hinbrütend über halb gegessenem Chili con carne. Die steil aufgestellten Haare des Mädchens hatten genau denselben Schwarzton wie die des Jungen. Vermutlich hatten sich die beiden eine Packung Haarfärbemittel geteilt. Mit dem nietenverzierten Leder, das sie am Leib trugen, hätte man leicht eine Mischung aus Motorradladen und Hundezwinger aufmachen können.

Eine Frau mit bleistiftdünnen Armen und hochtoupierten, platinblonden Haaren saß rauchend und Kaffee trinkend an einem Tisch in der hintersten Ecke des Raums. Sie trug ein rotes Schlauchtop und wadenlange Hosen, die meine Mutter in ihrer Jugend wohl als Capri-Shorts bezeichnet hätte. Vermutlich stammte das Kleidungsstück sogar noch aus jener Zeit.

Ich sah, wie die Frau ihren Kaffee austrank, einen letzten, langen Zug von ihrer Zigarette nahm und dann den Stummel auf der kleinen Metallscheibe ausdrückte, die als Aschenbecher diente. Dann ließ sie ihre stark überschminkten Augen auf der Suche nach einem Kunden durch den Raum wandern. Obwohl sie selbst wohl nicht so recht daran glaubte, einen zu finden, war sie doch bereit, jede sich bietende Gelegenheit beim Schopf zu packen. Ihr Gesicht hatte den freudlosen Ausdruck einer Frau, die schon viel zu lange auf den Strich gegangen war. Weil sie mit den jüngeren Nutten nicht mehr mithalten konnte, hatte sie sich vermutlich auf raschen, billigen Sex in dunklen Hauseingängen oder auf den Rücksitzen von Autos verlegt. Nächtliche Erleichterung zum Sonderpreis. Sie zog das Top an ihrer knochigen Brust nach oben und ging zur Kasse. Rosie mit den Bleistiftarmen auf dem Weg zur Arbeit.

An dem Tisch direkt neben der Tür saßen drei junger Männer, von denen einer halb auf dem Tisch lag und schlief. Auf einen Arm hatte er seinen Kopf gebettet, der andere hing schlaff in

seinen Schoß. Alle drei trugen T-Shirts, abgeschnittene Jeans und Baseballmützen. Zwei von ihnen hatten die Mützen verkehrt herum aufgesetzt, nur der dritte, offenbar ein Modemuffel, trug den Schirm über der Stirn. Die beiden, die nicht schliefen, aßen Cheeseburger und schenkten ihrem Freund keinerlei Beachtung. Ich schätzte sie auf nicht älter als sechzehn Jahre.

Ansonsten saß nur noch eine Nonne in dem Lokal. Von Gabby keine Spur.

Ich verließ das Restaurant und sah mich auf der Rue Ste. Catherine um. Inzwischen waren eine Menge Rocker angekommen, die ihre schweren Harleys und Yamahas auf beiden Seiten der Straße abgestellt hatten. Die Männer, die trotz des warmen Sommerabends in voller Ledermontur steckten, hockten auf den Maschinen herum oder standen in Gruppen beieinander und tranken Dosenbier.

Ihre Frauen standen ein wenig abseits und bildeten ihre eigenen Gesprächsrunden, was mich an den Pausenhof auf der Junior Highschool erinnerte. Ich fragte mich, weshalb diese Frauen sich mit solchen gewalttätigen und machohaften Kerlen zusammengetan hatten, die sie behandelten wie Pavianmännchen ihren Harem. Schlimmer noch, viele dieser Frauen wurden von ihren Mackern auf den Strich geschickt, an Freunde verliehen, mit Tätowierungen und Brandzeichen entstellt, verprügelt und manchmal sogar getötet. Und trotzdem blieben sie bei diesen Typen. Wenn dieses Dasein eine Verbesserung gegenüber ihrem bisherigen Leben war, dann konnte ich mir kaum vorstellen, wie schrecklich dieses Leben gewesen sein mußte.

Als ich über den Boulevard St. Laurent nach Westen blickte, entdeckte ich endlich das, wonach ich gesucht hatte. Vor dem Hotel Granada hingen rauchend zwei Nutten herum und machten die vorübergehenden Männer an. Eine davon war Poirette, die andere hatte ich noch nie gesehen.

Ich mußte dem Impuls widerstehen, meine Suche abzubrechen und nach Hause zu fahren. Vielleicht war ich für dieses Unternehmen nicht richtig gekleidet, vielleicht bewirkten das

Sweatshirt, die Jeans und die Sandalen, die ich in der Hoffnung angezogen hatte, möglichst wenig bedrohlich zu wirken, bei diesen Frauen ja das genaue Gegenteil. Woher sollte ich das wissen? Ich hatte so etwas schließlich noch nie gemacht.

Reiß dich am Riemen, Brennan, sagte ich mir. Du willst doch nur Zeit schinden. Mach dich auf die Socken und geh hinüber zu diesen Frauen. Mehr als eine Abfuhr können sie dir nicht verpassen. Und es wäre nicht das erste Mal, daß du eine bekommst.

Ich ging hin und baute mich vor ihnen auf.

»Bon jour«, sagte ich mit einer Stimme, die so zittrig klang wie ein Kassettenrekorder mit einem kaputten Band. Ich ärgerte mich über mich selbst und hüstelte, um meine Unsicherheit zu verbergen.

Die beiden beendeten ihre Unterhaltung und betrachteten mich wie ein ungewöhnliches Insekt oder etwas, das man sich aus der Nase gepuhlt hat. Keine sagte ein Wort, und ihre Gesichter verrieten keinerlei Empfindungen.

Poirette trat von einem Fuß auf den anderen und streckte eine Hüfte vor. Sie trug dieselben schwarzen Stiefel wie das erste Mal, als ich sie gesehen hatte. Dann schlang sie sich einen Arm um die Taille, stützte den Ellenbogen des anderen Armes darauf und sah mich mit verschleierten Augen an. Sie nahm einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette, wartete eine Weile und blies dann den Rauch über ihre vorgeschobene Unterlippe nach oben aus. Im blinkenden Neonlicht der Hotelreklame, die Poirettes kakaobraune Haut abwechselnd in einen roten und blauen Schimmer tauchte, sah der Rauch wie beleuchteter Nebel aus. Ohne ein Wort zu sagen, wandte sie ihre dunklen Augen von meinem Gesicht und schaute wieder den Männern auf dem Gehsteig hinterher.

»Was willst du von uns, chère?« fragte die andere Frau mit tiefer, kratziger Stimme.

Sie sprach Englisch mit einem typischen Louisiana-Akzent, der durch lange Pausen zwischen den einzelnen Worten charakterisiert wird. Die Frage klang nach Hyazinthen und

Zypressensümpfen, Gumbo und Cajunmusik und nach dem Zirpen der Zikaden in einer lauen Sommernacht. Die Frau war älter als Poirette.

»Ich bin eine Freundin von Gabrielle Macaulay. Wissen Sie vielleicht, wo ich sie finden kann?«

Die Frau schüttelte den Kopf. Wollte sie damit sagen, daß sie Gabby nicht kannte, oder daß sie mir keine Antwort geben wollte?

»Sie ist Ethnologin und hat hier gearbeitet.«

»Wir alle arbeiten hier, Süße.«

Poirette schnaubte belustigt und verlagerte ihr Gewicht auf den anderen Fuß. Sie trug knappe Shorts und ein Bustier aus glänzendem, schwarzem Vinyl. Von ihr wußte ich, daß sie Gabby kannte, denn Gabby hatte sie mir aus dem Auto heraus gezeigt. Jetzt kam sie mir sogar noch jünger vor als damals. Ich wandte mich wieder an ihre Kollegin.

»Gabby ist eine große Frau«, fuhr ich fort. »Etwa so alt wie ich. Sie hat…«, ich überlegte mir, wie ich Gabbys Haarfarbe beschreiben sollte, »… rötliche Locken.«

Die Frau starrte mich gleichgültig an.

»Und einen Nasenring.«

Ich hätte genauso gut an eine Mauer hinreden können.

»Ich versuche schon eine ganze Weile, sie zu erreichen. Sieht so aus, als wäre was mit ihrem Telefon nicht in Ordnung, und irgendwie mache ich mir ein bißchen Sorgen um sie. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht sagen, wo sie ist.«

Ich dehnte die Vokale und bemühte mich, mein Französisch möglichst südlich gefärbt klingen zu lassen. Vielleicht hatte ich ja mit der »Wir-Südstaatlerinnen-müssen-zusammenhalten«-Masche Erfolg bei ihr.

Die Nutte aus Louisiana antwortete mit einem Achselzucken, das eine etwas mattere Cajun-Variante der hier üblichen französischen Version war. Mehr aus der Schulter heraus und nicht so sehr mit den Armen.

Soviel zum Thema »Wir Südstaatlerinnen…« Das hier führte zu nichts. Langsam begriff ich, was Gabby meinte. In der Main stellt man besser keine Fragen.

»Wenn Sie ihr zufällig über den Weg laufen sollten, dann sagen Sie ihr doch bitte, daß Tempe sie gesucht hat.«

»Ist das ein Name aus dem Süden, chère?«

Sie fuhr sich mit einem ihrer langen, roten Fingernägel in die Haare und kratzte an ihrer Kopfhaut herum. Ihre Frisur war so mit Haarspray zugekleistert, daß sie auch einem Hurrikan standgehalten hätte. Beim Kratzen bewegte sich die ganze Pracht in einem Stück, was aussah, als würde ihr gesamter Kopf seine Form verändern.

»Nicht ganz. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich sonst noch nach meiner Freundin suchen könnte?«

Wieder ein Achselzucken. Sie zog den Fingernagel aus der Frisur und begutachtete seine Spitze.

Ich zog eine meiner Visitenkarten aus der hinteren Hosentasche.

»Wenn Ihnen noch etwas einfällt, können Sie mich unter dieser Nummer erreichen.« Im Fortgehen sah ich noch, wie Poirette die Karte las.

Ich befragte noch ein paar andere Nutten auf der Rue Ste. Catherine, aber das Ergebnis war bei allen ähnlich. Die Reaktionen der Frauen pendelten zwischen Gleichgültigkeit und Verachtung, und alle begegneten mir mit tiefem Mißtrauen. Informationen erhielt ich keine. Wenn sich eine von ihnen überhaupt an Gabby erinnerte, dann sagte sie es mir nicht.

Einen nach dem anderen klapperte ich die schäbigen Nachtklubs der Main ab, die mir allesamt so vorkamen, als hätte derselbe, durchgeknallte Innenarchitekt sie entworfen. Wenn sie kein Wandgemälde in grellbunten Leuchtfarben aufwiesen, dann waren sie mit künstlichem Bambus oder billigstem Holz ausgekleidet. Einer wie der andere waren sie düster und dampfig und rochen nach einer Mischung aus schalem Bier, Rauch und

menschlichen Ausdünstungen. Nur in den besseren Etablissements waren die Fußböden trocken.

In einigen dieser Nachtklubs gab es erhöhte Plattformen, auf denen Striptease-Tänzerinnen sich unter wilden Verrenkungen ihrer wenigen Kleidungsstücke entledigten. Ihre Zähne und knappen Tangas glänzten bläulich-weiß im ultravioletten Licht, und ihre Gesichter hatten einen Ausdruck grenzenloser Langeweile. Männer mit dicken Bäuchen und schlecht rasierten Gesichtern glotzten mit Bierflaschen in den Händen zu ihnen hinauf. An manchen Tischen saßen pseudo-elegant gekleidete Frauen, die an Gläsern mit billigem Wein oder als Cocktail getarnten Fruchtsäften nippten und vorübergehende Männer auffordernd anlächelten und hofften, damit einen von ihnen als Kunden an Land zu ziehen. Sie bemühten sich, verführerisch zu wirken und sahen dabei eigentlich nur müde aus.

Das Traurigste an dieser Fleischbeschau waren für mich die Frauen, die entweder am Anfang oder am Ende ihrer zweifelhaften Karriere standen. Da gab es erschreckend junge Mädchen, die noch mitten in der Pubertät steckten und die wohl entweder einem schlimmen Elternhaus entflohen waren oder aus reiner Abenteuerlust versuchten, sich auf die Schnelle ein paar Dollar zu verdienen. Wahrscheinlich wollten sie alle nur so lange auf den Strich gehen, bis sie genügend Geld für die Gründung einer ganz normalen Existenz auf die Seite gelegt hatten. Die meisten dieser Ausreißerinnen kamen mit dem Bus aus Ste. Thérèse oder dem Val D'Or, aus Valleyfield oder Pointe du Lac. Sie kamen mit glänzenden Haaren und frischen Gesichtern, wollten etwas schrecklich Unmoralisches tun und waren sich sicher, daß sie dabei ihre eigene Zukunft fest in der Hand hatten. Wenn sie kifften oder Koks nahmen, dann nur zum Spaß. Erst wenn sie die ersten Sprossen auf der Leiter ins Unglück bereits erklommen hatten, merkten sie, daß sie schon viel zu weit oben waren, um ohne einen Absturz ins Bodenlose wieder umkehren zu können.

Nur die wirklich Starken und Cleveren unter den Frauen

schafften es, viel Geld zu machen und den Job rechtzeitig an den Nagel zu hängen. Diejenigen, die krank oder schwach waren, kamen rasch unter die Räder, und die Starken, aber Willensschwachen, waren die einzigen, die in diesem Geschäft alt wurden. Sie wußten genau, was für eine Zukunft auf sie wartete und lehnten sich nicht mehr dagegen auf. Eines Tages würden auch sie auf der Straße sterben, denn sie hatten nichts anderes gelernt, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Manche machten den Job, weil sie ihre Zuhälter oder Dealer liebten oder Angst vor ihnen hatten. Oder weil sie etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf brauchten.

Bei meiner Suche nach Gabby wandte ich mich an die Frauen, die diesen Job eben angefangen hatten oder sich darauf vorbereiteten, ihn aufzugeben. Diejenigen, die mitten im Geschäft standen, vermied ich, denn sie waren zu abgebrüht und mißtrauisch und setzten jede Frau unter Druck, die sich in ihr Revier wagte, so wie sie wiederum von ihren Zuhältern unter Druck gesetzt wurden. Von den jungen, naiven und frechen Frauen erhoffte ich mehr Offenheit, ebenso wie von den alten und verbrauchten. Im Lauf der Nacht lernte ich, daß diese Annahme grundfalsch war. Auch diese Frauen ließen meine Fragen in der rauchigen Luft der Nachtklubs und Bars verpuffen. Die Mauer des Schweigens war nicht ins Wanken zu bringen. Einer Fremden gab man hier keine Auskünfte.

Um viertel nach drei hatte ich die Schnauze gestrichen voll. Meine Kleider rochen nach Zigaretten- und Marihuanarauch, und meine Schuhe waren feucht von verschüttetem Bier. Im Lauf des Abends hatte ich genügend Sprite getrunken, um die gesamte Kalahari-Wüste damit zu bewässern, und meine Bindehäute brannten wie Feuer. Als ich die x-te Bar ohne Erfolg verlassen hatte, gab ich auf.

19

Dunst war vom Fluß aufgestiegen und glänzte in kleinen Tröpfchen im Licht der Straßenlaternen. Während ich seine angenehme Kühle auf meiner heißen, strapazierten Haut genoß, spürte ich einen ziehenden Schmerz im Nacken und in den Schultern, der mir sagte, daß ich stundenlang verkrampft und angespannt gewesen war. Diese Angespanntheit rührte aber nur teilweise von meiner Suche nach Gabby, denn am Schluß war das vergebliche Ansprechen der Nutten für mich ebenso zur Routine geworden wie das Abwehren zudringlicher Freier.

Es war ein Kampf in meinem Inneren, der mir viel mehr zu schaffen machte, denn vier volle Stunden lang hatte ich einer alten Liebe widerstehen müssen, von der ich mich gefühlsmäßig nie richtig gelöst hatte. Die halbe Nacht über hatte ich der warmbraun schimmernden Verführung einen Scotch on the rocks ebenso standhalten müssen wie der des bernsteinfarben leuchtenden Biers, das die Männer in den Bars sich in Strömen in die Kehlen hatten laufen lassen. Überall war ich vom Geruch des Alkohols umgeben gewesen und hatte das Feuer gesehen, das er in den Augen der Menschen entzündet. Wie sehr hatte ich ihn früher geliebt, und wie sehr liebte ich ihn immer noch, verdammt noch mal. Aber ich wußte, daß die Folge dieser Liebe nur meine völlige Zerstörung sein konnte. Auch die allerkleinste Liaison mit dem Alkohol würde für mich schließlich darin enden, daß er mich wieder voll und ganz in seinen Bann zog. Weil ich das wußte, hatte ich der Versuchung tapfer widerstanden. Der Alkohol und ich hatten uns viel zu sehr geliebt, um Freunde sein zu können, auch wenn ich mich in dieser Nacht fast in seine weit geöffneten Arme geworfen hätte.

Ich atmete tief durch. Die Luft roch wie ein Cocktail aus Motoröl, feuchtem Beton und den malzigen Dämpfen der

Molson-Brauerei. Die Rue Ste. Catherine war fast völlig verlassen. Nur ein alter Mann in einem schäbigen Parka lehnte neben einem räudig aussehenden Mischlingshund an der Wand eines Ladens. Er hatte eine Zipfelmütze auf dem Kopf und sah zu, wie ein anderer alter Mann einen Abfalleimer auf der anderen Straßenseite durchwühlte. Vielleicht waren die beiden ja die allerletzte Nachtschicht in der Main. Enttäuscht und erschöpft machte ich mich auf in Richtung Boulevard St. Laurent. Wenigstens hatte ich versucht, Gabby zu finden. Wenn sie wirklich in Schwierigkeiten war, dann wollten die Leute hier es mir nicht sagen. Sie waren eine geschlossene Gesellschaft, zu der ich als Fremde keinen Zugang hatte.

Als ich am My Kinh vorbeikam, sah ich ein Schild, das die ganze Nacht über warmes vietnamesisches Essen versprach. Ohne viel Interesse warf ich einen Blick durch das verschmierte Glas der Eingangstür und sah an einem Tisch im hinteren Teil des Lokals Poirettes Kollegin sitzen, deren Haar noch immer wie eine aprikosenfarbene Pagode aufgetürmt war. Wie elektrisiert blieb ich stehen und beobachtete die Frau.

Sie tauchte eine Frühlingsrolle in eine flache Schale, hob sie an den Mund und leckte die kirschrote Soße ab. Ich fragte mich, wie lange sie wohl schon an dieser Frühlingsrolle aß.

Nein. Es ist zu spät. Oder? Zum Teufel, einen letzten Versuch mache ich noch. Ich Öffnete die Tür und trat ein.

»Hi.«

Als sie meine Stimme hörte, ließ sie die Hand mit der Frühlingsrolle sinken. Zuerst wußte sie nicht, wo sie mich einordnen sollte, als sie mich dann aber erkannte, schien sie irgendwie erleichtert zu sein.

»Hallo, chère. Immer noch unterwegs?« fragte sie und wandte sich wieder ihrer Frühlingsrolle zu.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Wie du willst, Süße. Solange du mir nicht meine Freier abspenstig machst, habe ich nichts gegen dich.«

Ich setzte mich auf die Bank ihr gegenüber. Die Frau war älter, als ich gedacht hatte. Ende dreißig, möglicherweise sogar Anfang vierzig. Sie hatte zwar keine Tränensäcke unter den Augen, und die Haut an Hals und Stirn war immer noch recht straff, aber bei genauem Hinsehen konnte ich entdecken, daß sie viele kleine Falten um den Mund und den Ansatz zu einem Doppelkinn hatte.

Der Kellner brachte mir eine Speisekarte, und ich bestellte eine Soupé Tonqinoise. Ich hatte zwar keinen Hunger, aber ich brauchte einen Grund, um länger hier bleiben zu können.

»Na, hast du deine Freundin gefunden, chère?« fragte die Frau. Als sie nach ihrer Kaffeetasse griff, klimperten die Plastikarmreifen an ihrem Handgelenk. In ihrer Armbeuge konnte ich eine hellgraue Narbe entdecken.

»Nein.«

Wir warteten, während mir ein asiatischer Junge von vielleicht fünfzehn Jahren ein Glas Wasser und ein Gedeck hinstellte.

»Ich heiße übrigens Tempe Brennan.«

»Ich weiß. Du hast dich vorhin schon einmal vorgestellt. Jewel Tambeaux verkauft zwar ihren Körper, aber deswegen ist sie noch lange nicht blöd.« Sie schleckte an ihrer Frühlingsrolle.

»Ms. Tambeaux, ich –«

»Du kannst mich ruhig Jewel nennen, Kleine.«

»Okay, Jewel. Ich habe jetzt vier Stunden lang nach meiner Freundin gesucht, und alle Leute hier haben so getan, als hätten sie noch nie von ihr gehört. Dabei weiß ich genau, daß Gabby seit Jahren hier zu tun hat. Sie sollten also wissen, von wem ich rede.«

»Das wissen sie auch, chère, aber sie wissen nicht, *warum* du sie suchst.« Jewel legte die Frühlingsrolle auf den Teller und trank laut schlürfend von ihrem Kaffee.

»Aber ich habe nichts zu verbergen. Ich habe Ihnen doch meine Karte gegeben.«

Jewel sah mich einen Augenblick lang ganz intensiv an. Ihr Geruch nach billigem Eau de Cologne und Rauch füllte die kleine Nische, in der unser Tisch stand. Der Kragen ihres Tops war dick

mit Make-up verschmiert.

»Aber wer bist du *wirklich*? Okay, auf deiner Karte steht, daß du Tempe Brennan heißt, aber deshalb weiß ich noch lange nicht, weshalb du hier bist. Willst du Sex? Irgendwas Perverses? Oder hast du was gegen die Frau, die du suchst?« Während sie die einzelnen Möglichkeiten aufzählte, deutete sie jedes Mal mit einem ihrer spitzen, roten Fingernägel auf meine Brust.

»Sehe ich etwa aus, als wollte ich Gabby etwas antun?«

»Woher soll denn ich das wissen, chère? Ich sehe bloß eine Frau in einem Charlotte Hornets-Sweatshirt und Yuppie-Sandalen, die eine Menge Fragen stellt und unbedingt etwas herausfinden will. Du bist keine Nutte und du siehst auch nicht so aus wie eine, die hier Stoff kaufen will. Die Leute wissen nicht, wo sie dich hintun sollen.«

Der Kellner brachte meine Suppe, und wir sagten eine Weile nichts, während ich kleine Limonenwürfel zerdrückte und mit einem Porzellanlöffel rote Chilipaste in meine Schale tat. Als ich anfing zu essen, griff Jewel wieder nach ihrer Frühlingsrolle. Ich beschloß, es auf die sanfte Tour zu probieren.

»Da habe ich wohl die Sache ganz falsch angepackt.«

Jewel hob den Kopf und sah mich mit ihren haselnußbraunen Augen an. Eine ihrer falschen Wimpern hatte sich vom Augenlid abgelöst und sah jetzt aus wie ein Tausendfüßler, der seine Beinchen in die Luft streckt. Schließlich senkte sie den Blick, legte den Rest der Frühlingsrolle auf einen Teller und griff nach ihrer Kaffeetasse.

»Sie haben recht. Ich hätte nicht einfach auf die Leute zugehen und sie ausfragen dürfen. Aber ich mache mir nun einmal Sorgen um Gabby. Ich habe sie daheim und an der Universität angerufen und bin heute abend sogar bei ihr zu Hause vorbeigefahren. Aber sie war nicht da, und niemand wußte, wo sie sein könnte. Das ist ziemlich untypisch für sie.«

Ich nahm noch einen Löffel von der Suppe, die besser schmeckte, als ich erwartet hatte.

»Was arbeitet ihre Freundin Gabby denn?«

»Sie ist Ethnologin und schreibt gerade eine Arbeit über Frauen wie Sie.«

»Mann und Weib in der Main«, entgegnete sie amüsiert und beobachtete mich genau, ob ich die Anspielung auf das Buch von Margaret Mead verstanden hatte.

Ich ließ mir nichts anmerken, mußte insgeheim aber zugeben, daß Jewel Tambeaux wirklich nicht dumm war. Irgendwie erinnerte sie mich an eine meiner Lehrerinnen, wenn sie eine Schulaufgabe schreiben ließ.

»Vielleicht will deine Freundin nicht gefunden werden.«

Ihr könnt jetzt eure Hefte aufschlagen.

»Vielleicht.«

»Wo ist also das Problem?«

Nehmt die Bleistifte zur Hand.

»Als ich sie das letzte Mal sah, kam sie mir sehr bedrückt vor. Ich hatte den Eindruck, als hätte sie vor etwas Angst.«

»Angst vor was, Süße?«

Seid ihr bereit?

»Vor einem Mann, von dem sie glaubt, daß er sie verfolgt. Sie sagte, er sei ein seltsamer Typ.«

»Hier wimmelt es von seltsamen Typen, chère.«

Okay, jetzt könnt ihr loslegen.

Ich erzählte Jewel die ganze Geschichte von Anfang an. Beim Zuhören spielte sie mit ihrer Kaffeetasse und betrachtete geistesabwesend den Rest bräunlich-schwarzer Flüssigkeit, der darin herumschwappte. Auch als ich mit meiner Erzählung fertig war, hörte sie nicht damit auf. Es kam mir so vor, als würde sie das Gesagte innerlich bewerten. Schließlich winkte sie dem Kellner und ließ sich nachschenken. Ich schwieg und wartete darauf, daß sie mir meine Note bekanntgab.

»Ich weiß zwar nicht, wie er heißt, aber ich kann mir vorstellen, welchen Mann deine Freundin gemeint hat. Ein

magerer Typ mit der Persönlichkeit eines Mehlwurms. Der Kerl hat echt eine Schraube locker, aber ich glaube nicht, daß er gefährlich ist. Meiner Meinung nach hat er nicht genügend Grips, um das Etikett einer Ketchupflasche zu lesen.«

Ich hatte bestanden.

»Die meisten von uns gehen ihm aus dem Weg.«

»Warum?«

»Ich kann dir nur sagen, was die anderen mir erzählt haben, denn ich möchte nichts mit ihm zu tun haben. Wenn ich den Typ sehe, kriege ich eine Gänsehaut wie bei einem Alligator im Schlamm.« Jewel verzog das Gesicht und schüttelte sich. »Es heißt, daß er ziemlich ausgefallene Wünsche haben soll.«

»Inwiefern ausgefallen?«

Jewel stellte ihre Tasse auf den Tisch und sah mich prüfend an.

»Er bezahlt zwar, aber er will nicht vögeln.«

Ich nahm einen Löffel voller Nudeln aus meiner Suppe und wartete.

»Nur eine von uns, ein Mädchen namens Julie, geht mit ihm aufs Zimmer. Wir anderen machen das nicht. Julie hat weniger Grips als eine Ameise, aber das ist eine andere Geschichte. Sie hat mir erzählt, daß er immer dasselbe von ihr verlangt. Wenn sie auf dem Zimmer sind, zieht unser Held ein Nachthemd aus einer Papiertüte. Nichts Aufreizendes, keines von diesen Spitzendingern, sondern ein ganz normales Nachthemd. Er sieht zu, wie sie es anzieht, und dann muß sie sich aufs Bett legen, und er streichelt mit einer Hand das Nachthemd und holt sich mit der anderen einen runter. Wenn er kommt, stöhnt und ächzt er wie ein Tier, und dann muß Julie sich das Nachthemd wieder ausziehen und es ihm zurückgeben. Er bedankt sich bei ihr, bezahlt und geht. Julie sagt, es sei leicht verdientes Geld.«

»Wieso glauben Sie, daß das der Kerl ist, der meiner Freundin hinterherschleicht?«

»Einmal, als er Großmutters Nachthemd wieder in die Papiertüte gesteckt hat, hat Julie den Griff eines ziemlich großen

Messers gesehen. Und sie hat ihm gesagt: ›Wenn du noch einmal was mit mir machen willst, dann laß das Ding zu Hause, Cowboy.‹ Und er erzählte ihr, es sei das Schwert der Gerechtigkeit und wie wichtig das verdammte Ding für seine Seele und das ökologische Gleichgewicht sei und lauter so'n Quatsch. Er hat Julie eine Scheißangst eingejagt.«

»Und?«

Jewel zuckte mit den Achseln.

»Kommt er immer noch?«

»Ich habe ihn jetzt schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen, aber das hat nicht viel zu sagen. Er hat sich nie regelmäßig blicken lassen. Mal ist er jeden Tag da und dann wieder lange Zeit überhaupt nicht.«

»Haben Sie jemals mit ihm gesprochen?«

»Wir haben alle mit ihm gesprochen, Schätzchen. Wenn er da ist, ist er schlimmer als ein Tripper. Nervtötend, aber nur schwer wieder loszuwerden. Daher weiß ich auch, daß er die Persönlichkeit einer Kakerlakenlarve hat.«

»Haben Sie gesehen, daß er mit Gabby geredet hat?« fragte ich und schlürfte die Nudeln von meinem Löffel.

Jewel lehnte sich lachend zurück. »Netter Versuch, Süße.«

»Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?«

»Keine Ahnung. Am besten, du wartest einfach so lange, bis er wieder auftaucht.«

»Und wo finde ich Julie?«

»Hier herrscht freies Unternehmertum, chère, und die Mädchen kommen und gehen, wann es ihnen paßt. Da kann ich nicht die Geschäftszeiten von jeder einzelnen im Kopf haben.«

»Haben Sie Julie denn in letzter Zeit gesehen?«

Jewel dachte eine Weile nach. »Nein. Sie war vor Wochen das letzte Mal hier.«

Ich starrte erst die Nudeln am Boden meiner Schale und dann Jewel an. Sie hatte mir einen ganz kleinen Einblick in ihre Welt

gegeben, hatte die Tür einen winzigen Spalt geöffnet. Ob ich sie wohl etwas weiter aufmachen konnte? Ich beschloß, es zu versuchen.

»Ich glaube, daß da draußen ein Serienmörder sein Unwesen treibt, Jewel. Jemand, der Frauen umbringt und zerstückelt.«

Jewels Gesichtsausdruck veränderte sich kein bißchen. Sie sah mich an wie ein steinerner Wasserspeier. Entweder hatte sie mich nicht richtig verstanden, oder sie war gegen Gewalt, Schmerzen und vielleicht sogar gegen den Tod bereits abgestumpft. Oder vielleicht zeigte sie mir nur eine Maske, eine Fassade, die sie vor ihre Angst geschoben hatte. Eine Angst, die so schlimm war, daß sie nicht davon sprechen konnte. Ich glaubte eher, daß die zweite Möglichkeit der Fall war.

»Jewel, ist meine Freundin in Gefahr?«

Unsere Blicke trafen sich.

»Ist sie eine Frau, chère?«

Auf der Heimfahrt ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und achtete nur wenig auf den Verkehr. Der Boulevard de Maisonneuve war verlassen, und die Ampeln zogen eine Show ohne Publikum ab. Auf einmal sah ich im Rückspiegel zwei Scheinwerfer, die direkt auf mich zukamen.

Nach der nächsten Kreuzung fuhr ich ganz rechts, um den Wagen vorbeifahren zu lassen, aber die Lichter blieben hinter mir. Als ich daraufhin wieder in die mittlere Spur wechselte, folgten sie mir und schalteten auf Fernlicht.

»Arschloch!«

Ich trat aufs Gas, aber der Wagen blieb mir auf den Fersen.

Angst stieg in mir hoch. Vielleicht war das nicht bloß ein Betrunkener. Ich blickte blinzelnd in den Rückspiegel und versuchte, den Fahrer des Autos zu erkennen. Alles, was ich ausmachen konnte, war eine Silhouette. Sie wirkte ziemlich groß. War es ein Mann? Schwer zu sagen. Die Scheinwerfer waren so hell, daß ich nicht einmal den Wagen richtig sehen konnte.

Ich raste über die Rue Guy, bog nach links ab und fuhr über eine rote Ampel in meine Straße, wo ich sofort in der Tiefgarage verschwand.

Mit schweißnassen Händen wartete ich, bis sich das Garagentor geschlossen hatte, dann sprang ich aus dem Wagen und rannte mit dem Schlüssel in der Hand zur Tür. Beim Laufen lauschte ich auf Schritte, die mich verfolgten, aber ich hörte keine. Als ich durch die Lobby im Erdgeschoß hastete, warf ich einen Blick durch die Vorhänge nach draußen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Wagen mit angeschalteten Scheinwerfern, dessen Motor im Leerlauf vor sich hintuckerte. Der Fahrer war in der Dunkelheit vor der Morgendämmerung nur als schwarzes Profil auszumachen. War es der Wagen, der mich verfolgt hatte? Ich konnte es nicht mit Sicherheit sagen. Hatte ich mir die Sache vielleicht nur eingebildet?

Dreißig Minuten später lag ich im Bett und sah zu, wie die Dunkelheit vor meinem Fenster sich von pechschwarz in dunkelgrau verwandelte. Birdie lag laut schnurrend zwischen meinen Kniekehlen. Ich war so müde gewesen, daß ich, ohne ins Bad zu gehen, nur aus meinen Kleidern geschlüpft und ins Bett gefallen war. Das ist völlig untypisch für mich. Normalerweise lege ich aufs Make-up-Entfernen und Zähneputzen allergrößten Wert. Heute nacht aber war mir beides egal.

20

Am Mittwoch kommt die Müllabfuhr, aber ich wachte weder vom Klappern der Tonnen noch von Birdies Miauen auf. Ich schlief so fest, daß ich auch nicht hörte, wie dreimal das Telefon klingelte.

Um viertel nach zehn wachte ich erschlagen und mit starken Kopfschmerzen auf. Nach solchen durchwachten Nächten merke ich, daß ich keine vierundzwanzig mehr bin. Sie fordern ihren Tribut, auch wenn ich es manchmal nicht wahrhaben will.

Meine Haut, meine Haare und sogar meine Bettwäsche rochen nach kaltem Rauch. Ich zog das Bett ab und steckte Laken und Bezüge zusammen mit den Kleidern, die ich in der vergangenen Nacht angehabt hatte, in die Waschmaschine. Dann ging ich unter die Dusche und seifte mich gründlich ab. Als ich am Frühstückstisch saß und gerade Erdnußbutter auf ein Croissant vom Vortag strich, klingelte das Telefon.

»Temperance?« Es war Pierre LaManche.

»Ja?«

»Ich habe versucht, Sie zu erreichen.«

Ich blickte hinüber zum Anrufbeantworter. Drei Nachrichten.

»Tut mir leid.«

»*Oui.* Kommen Sie heute ins Institut? Monsieur Ryan hat schon nach Ihnen gefragt.«

»In einer Stunde bin ich da.«

»*Bon*.«

Ich legte auf und hörte den Anrufbeantworter ab. Die Nachrichten waren von einem meiner Studenten und von LaManche. Der dritte Anrufer hatte aufgelegt. Nach Studienproblemen war mir nicht zumute, und so rief ich bei Gabby an, wo niemand abhob. Als nächstes wählte ich Katys

Nummer, bekam aber nur den Anrufbeantworter an die Strippe.

»Sprechen Sir mir doch eine kurze Nachricht drauf«, zwitscherte die fröhliche Stimme meiner Tochter. Ich hinterließ eine Nachricht, die bei weitem weniger fröhlich klang.

Zwanzig Minuten später war ich im Institut. In meinem Büro angekommen, stopfte ich meine Handtasche in eine Schreibtischschublade, ignorierte die rosa Gesprächsnotizen auf der Schreibunterlage und fuhr hinunter in die Leichenhalle.

Alle Leichen, die in unserem Institut angeliefert werden, müssen sich erst einmal einer Aufnahmeprozedur unterziehen. Wenn diese abgeschlossen ist, erhalten sie eine Nummer und werden bis zur Obduktion in großen Kühlschränken zwischengelagert. An der Farbe des Fußbodens kann man erkennen, wer hier für was zuständig ist. Wo der rote Boden der dem Leichenbeschauer unterstehenden Leichenhalle aufhört, beginnen die Autopsieräume, die zum LML gehören. Auch ich obduziere hier unten meine Leichen, bevor ich die Knochen oben im Histologielabor für die weiteren Untersuchungen säubern lasse.

LaManche machte gerade bei einem kleinen Mädchen den ypsilonförmigen Obduktionsschnitt. Die Schultern des Kindes lagen auf einer Kopfstütze aus Gummi, und seine Hände waren abgespreizt, als wolle es gerade einen Engel in den Schnee zeichnen. Ich sah LaManche an.

»*Secouée*«, sagte er nur. Zu Tode geschüttelt.

Am nächsten Autopsietisch, an dem Nathalie Ayers arbeitete, hob Lisa gerade die Brustplatte eines jungen Mannes ab. Unter einem dichten, roten Haarschopf schauten blau geschwollene Augen hervor, und an seiner linken Schläfe konnte ich ein kleines, schwarzes Loch entdecken. Selbstmord. Nathalie war die neue Pathologin am LML und durfte noch keine Mordopfer obduzieren. Daniel legte das Skalpell, das er eben geschärft hatte, auf den Tisch. »Wollen Sie sich die Knochen von St. Lambert ansehen?« fragte er mich.

»*Oui, s'il vous plait.* In Nummer vier?«

Er nickte und verschwand in der Leichenhalle.

Die Autopsie des Skeletts nahm mehrere Stunden in Anspruch. Dabei bestätigte sich meine ursprüngliche Vermutung, daß es sich bei den Knochen um die Überreste einer weißen, etwa dreißigjährigen Frau handeln mußte. Obwohl nur noch wenig Gewebe vorhanden war, befanden sich die Knochen in gutem Zustand und enthielten sogar noch etwas Fett.

Die Frau war zwei bis fünf Jahre tot. Bis auf einen noch nicht vollständigen Bogenschluß am fünften Lendenwirbel wies ihr Skelett keinerlei Besonderheiten auf. Ohne den Kopf würde eine Identifizierung kaum möglich sein.

Ich bat Dan, die Knochen ins Labor zu schicken, wusch mir die Hände und ging hinauf in mein Büro. Der Stapel mit rosa Gesprächsnotizen war in der Zwischenzeit noch höher geworden. Ich rief Ryan an und gab ihm die Ergebnisse meiner Untersuchung durch. Er hatte sich inzwischen die Vermißtenmeldungen angesehen, die ihm die Polizei von St. Lambert überlassen hatte.

Einer der rosa Zettel bezog sich auf einen Anruf von Aaron Calvert aus Norman, Oklahoma. Er hatte schon am Vortag angerufen, und als ich ihn jetzt zurückrief, sagte mir eine zuckersüße Stimme, daß er gerade nicht in seinem Büro sei. Die Frau versicherte mir, daß es ihr unendlich leid täte und versprach mir hoch und heilig, ihm etwas auszurichten. Nach soviel professioneller Freundlichkeit hatte ich erst einmal genug. Ich legte die anderen Mitteilungen beiseite und ging zu Lucie Dumont.

Lucies Büro war mit Computerterminals, Monitoren, Druckern und anderen elektronischen Geräten vollgestopft. Unzählige Kabel liefen zu dicken Bündeln zusammengefaßt am Boden entlang oder verschwanden durch Löcher in der Zimmerdecke. Auf Regalen und Aktenschränken stapelten sich Computerausdrucke, und von manchen dieser Stapel hingen die Blätter des Endlospapiers hinab bis auf den Boden.

Lucies Schreibtisch stand vor einer hufeisenförmigen Konsole.

Mit ihrem Bürostuhl rollte sie auf dem grau gekachelten Fußboden von einem Terminal zum nächsten. Wenn ich an Lucie dachte, sah ich immer nur einen vom grünlichen Licht der Computermonitore umflorten Hinterkopf vor mir. Ihr Gesicht drehte sie einem nur selten zu.

Heute allerdings war Lucies Bürostuhl von fünf Japanern in Anzug und Krawatte umstanden. Dicht gedrängt nickten sie jedesmal feierlich, wenn Lucie auf einen Bildschirm deutete und ihnen etwas erklärte. Ich verfluchte mein schlechtes Timing und ging weiter ins histologische Labor.

Inzwischen war hier das Skelett aus St. Lambert eingetroffen, und ich begann damit, die Einschnitte an den Gelenken zu untersuchen, so wie ich es schon bei den Knochen von Trottier und Gagnon getan hatte. Ich beschrieb und vermaß jeden Schnitt und machte Abgüsse von den falschen Ansätzen. Ebenso wie bei den anderen beiden Skeletten hatte der Täter mit Messer und Säge gearbeitet. Unter dem Mikroskop sahen die Einschnitte an allen drei Toten hinsichtlich ihrer Lage und Spuren der Werkzeuge ziemlich ähnlich aus.

Die Hände der Frau waren an den Handgelenken abgesägt worden, alle anderen Glieder hatte der Mörder fachgerecht abgetrennt. An der Wirbelsäule fand ich auch hier Messerspuren, die von einem tiefen Schnitt in den Bauch der Frau zeugten. Obwohl der Kopf und die oberen Halswirbel fehlten, zeigten die Spuren am sechsten Halswirbel, daß sie enthauptet worden war. Der Täter war also seiner Vorgehensweise treu geblieben.

Nachdem ich die Knochen wieder verpackt hatte, ging ich zurück in mein Büro. Auf dem Weg schaute ich bei Lucie vorbei, aber jetzt war sie mitsamt der japanischen Delegation verschwunden. Ich klebte ihr eine Notiz an den Bildschirm.

Während meiner Abwesenheit hatte natürlich Calvert angerufen. Gerade als ich den Hörer abnahm, um ihn zurückzurufen, stand Lucie Dumont mit vor der Brust gefalteten Händen in der Tür.

»*Vous avez laissé un message pour moi,* Dr. Brennan?« fragte

sie mit einem raschen Lächeln.

Sie war dünn wie eine Suppe im Armenhaus und trug ihr glattes Haar so kurz geschnitten, daß es ihr schmales Gesicht noch länger machte, als es ohnehin schon war. Außerdem ließen die wenigen Haare zusammen mit ihrem blassen Teint die übergroße Brille mit den rosa getönten Gläsern zum markantesten Punkt ihres Gesichts werden.

»Ja, Lucie, danke, daß Sie gleich vorbeigeschaut haben«, sagte ich und räumte einen Stuhl für sie frei.

Als Lucie sich setzte, zog sie die Füße an und steckte sie hinter die Stuhlbeine. Sie erinnerte mich dabei an eine Katze, die sich genüßlich auf einem Kissen niederläßt.

»Haben Sie heute eine Führung durchs Institut machen müssen?«

Obwohl ihre Mundwinkel lächelnd zuckten, sah sie mich verständnislos an.

»Die Japaner.«

»Ach, die. Sie kommen von einem kriminaltechnischen Labor in Kobe. Sind fast alle Chemiker. Es macht mir nichts aus, sie herumzuführen.«

»Ich weiß nicht, ob Sie mir helfen können, aber fragen kostet ja nichts«, begann ich.

Ihre Augen hinter den dicken Brillengläsern betrachteten die Reihe von Schädeln, die in dem Regal hinter meinem Schreibtisch stand.

»Die sind für Vergleichszwecke«, erklärte ich.

»Sind das richtige Totenschädel?«

»Ja, alles echt.«

Lucie drehte den Kopf in meine Richtung, so daß ich ein verzerrtes Bild meines eigenen Gesichts in jedem ihrer rosa gefärbten Brillengläser sah. Ihre Mundwinkel verzogen sich ein wenig, dann entspannten sie sich wieder. Lucies Lächeln war so abgehackt wie das Blinken einer Glühbirne mit Wackelkontakt

und erinnerte mich irgendwie an meine Taschenlampe im Unterholz des Klostergeländes.

Ich erklärte Lucie, was ich wollte. Als ich damit fertig war, legte sie den Kopf in den Nacken und starrte an die Zimmerdecke, als könne sie dort die Antwort auf meine Frage finden. Dann überlegte sie eine ganze Weile, während ich dem Geräusch eines Computerdruckers in einem der Nachbarbüros lauschte.

»Vor 1985 haben wir bestimmt nichts«, sagte sie, wobei ihr Lächeln wieder kurz aufflackerte.

»Ich weiß, daß meine Bitte ein wenig ungewöhnlich ist, aber es wäre toll, wenn Sie es versuchen könnten.«

»*Ville de Québec aussi*?«

»Nein, im Moment genügen mir die LML-Fälle.«

Lucie nickte, lächelte noch einmal und ging. Kaum war sie draußen, klingelte wie auf Bestellung das Telefon. Es war Ryan.

»Könnte die Vermißte auch jünger sein?« fragte er.

»Wieviel jünger?«

»Siebzehn.«

»Nein.«

»Vielleicht sind ihre Knochen –«

»Nein.«

Schweigen.

»Dann hätte ich noch eine Siebenundsechzigjährige anzubieten.«

»Ryan, diese Frau brauchte weder Clearasil noch ein Alterstonikum.«

Ryan blieb hartnäckig. »Gibt es denn nicht eine Krankheit, bei der man vorzeitig altert und –«

»Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Die Vermißte muß zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig sein.«

»Okay.«

»Und sie wurde möglicherweise zwischen 1989 und 1992

vermißt gemeldet.«

»Das haben Sie mir bereits gesagt.«

»Aber da wäre noch etwas. Möglicherweise hatte sie Kinder.«

»Wie bitte?«

»Ich habe eine Delle an der Innenseite eines ihrer Schambeine gefunden. Gut möglich, daß sie von einer Geburt stammt. Suchen Sie also eine Vermißte mit Kind.«

»Danke für die Information.«

Ryan legte auf, aber unmittelbar darauf klingelte das Telefon wieder.

»Gibt's noch was, Ryan?«

»Ich bins Mom.«

»Hallo Darling, wie geht es dir?«

»Gut, danke.« Eine Pause. »Bist du immer noch sauer wegen unseres Gesprächs gestern abend?«

»Natürlich nicht, Katy. Ich mache mir bloß Sorgen deinetwegen.«

Eine lange Pause.

»Also, gibt es vielleicht sonst noch was Neues?« brach ich schließlich das Schweigen. »Wir haben gar nicht darüber geredet, was du in den Sommerferien vorhast.« Eigentlich hätte ich ihr eine Menge zu sagen gehabt, aber ich fand es besser, wenn ich zuerst einmal sie reden ließ.

»Nicht viel. Charlotte ist genauso langweilig wie immer. Hier kann man so gut wie gar nichts unternehmen.«

Toll. Eine volle Ladung pubertärer Negativität, wie üblich. Genau das hatte ich gebraucht. Ich versuchte, mir meinen Ärger nicht anmerken zu lassen.

»Was macht dein Ferienjob?«

»Geht so. Manchmal gibt es gutes Trinkgeld. Gestern habe ich vierundneunzig Dollar verdient.«

»Ist doch toll.«

»Die decken mich ganz schön mit Arbeit ein.«

»Wunderbar.«

»Am liebsten würde ich aufhören.«

Darauf sagte ich nichts.

Auch Katy schwieg.

»Katy, du weißt doch, daß du das Geld für dein College brauchst«, sagte ich und meinte eigentlich: Katy, mach dir doch nicht dein Leben kaputt.

»Aber ich habe dir doch gesagt daß ich nicht sofort wieder aufs College zurückgehen will. Zuerst will ich ein Jahr aussetzen und mir einen Job suchen.«

Nicht schon wieder. Ich konnte mir gut vorstellen, was jetzt gleich kommen würde, und ging in die Offensive.

»Hör mal, Maus, wenn es dir auf der University of Virginia nicht gefällt, warum probierst du es nicht auf dem McGill-College hier in Montreal? Komm doch für vierzehn Tage hierher und schau dich um.« Sprich schneller, Mutter. »Hey, wir könnten doch eine Art Urlaub daraus machen. Ich werde mir freinehmen, dann könnten wir nach New Brunswick oder Neuschottland fahren.« Mein Gott, was redete ich da? Wie sollte ich das denn bei all der Arbeit hinkriegen? Aber es mußte gehen. Meine Tochter war nun mal wichtiger als mein Job.

Katy gab keine Antwort.

»Es ist doch nicht wegen deiner Noten, oder?«

»Nein, nein, meine Noten sind gut.«

»Dann wird es kein Problem mit dem Wechsel geben. Wir könnten –«

»Mom, ich möchte nach Europa.«

»Nach Europa?«

»Ja, nach Italien.«

»Italien?«

Auf einmal wurde mir alles klar.

»In Italien spielt doch Max, oder?«

»Na und?« antwortete sie abwehrend.

»Wie stellst du dir das vor?«

»Er verdient dort viel mehr Geld als bei den Hornets.«

Ich sagte nichts.

»Man stellt ihm ein Haus zur Verfügung.«

Ich schwieg.

»Und ein Auto. Einen Ferrari.«

Ich sagte noch immer nichts.

»Steuerfrei.« Ihr Ton wurde immer trotziger.

»Schön für Max, Katy. Er kann dem Sport nachgehen, den er liebt und bekommt sogar noch Geld dafür. Aber was ist mit dir?«

»Max will, daß ich mitkomme.«

»Max ist vierundzwanzig und hat seinen Abschluß schon in der Tasche. Aber du bist erst neuzehn und mußt noch ein Jahr aufs College gehen.«

Katy spürte Ärger in meiner Stimme.

»Du hast mit neunzehn geheiratet«, sagte sie.

»Geheiratet?« Mein Magen machte einen dreifachen Auerbach-Salto.

»Na klar.«

Sie sagte die Wahrheit, und deshalb mußte ich trotz meiner Sorge um sie den Mund halten.

»Aber keine Angst, wir haben nicht vor, zu heiraten«, sagte Katy.

Eine ganze Weile blieben wir stumm und hörten die Leitung zwischen Montreal und Charlotte knistern. Mir kam es wie eine Ewigkeit vor.

»Wirst du dir wenigstens überlegen, ob du mich hier besuchst, Katy?«

»Okay.«

»Versprichst du mir, daß du keine Entscheidung triffst, bevor du mit mir gesprochen hast?«

Schweigen.

»Katy?«

»Ja, Mom.«

»Ich liebe dich, Maus.«

»Ich liebe dich auch.«

»Grüß deinen Vater von mir.«

»Okay.«

»Ich werde dir morgen eine E-Mail schreiben, okay?«

»Okay.«

Als ich auflegte, zitterte meine Hand. Was sollte ich als nächstes tun? Knochen waren einfacher zu verstehen als Kinder. Ich holte mir eine Tasse Kaffee und rief dann bei Aaron Calvert an.

»Kann ich bitte Dr. Calvert sprechen?«

»Wer ist am Apparat?« fragte die Sekretärin. Ich sagte es ihr.

»Einen Augenblick bitte.« Sie steckte mich in eine Warteschleife.

»Tempe, wie geht's dir?« fragte kurz darauf Aarons Stimme. »Du bist verdammt schwer zu erreichen, weißt du das? Und wenn du mal da bist, ist stundenlang besetzt.« Aaron hatte während der Tag- und der Nachtschicht versucht, mich an die Strippe zu bekommen.

»Es tut mir leid, Aaron. Meine Tochter will das College abbrechen und mit einem Basketballspieler durchbrennen«, platzte ich heraus.

»Kann er denn einen Korb vom Außenkreis werfen?«

»Ich schätze schon.«

»Dann laß sie gehen.«

»Wahnsinnig witzig.«

»Nein, ich meine es ernst. Gute Basketballspieler sind eine

glänzende Partie. Sie verdienen eine Menge Geld.«

»Aaron, ich habe schon wieder einen Leichenzerleger«, sagte ich und spielte auf andere Fälle an, bei denen ich ihn um Rat gefragt hatte.

Ich hörte ihn leise kichern. »Was bei euch weniger rumgeballert wird, machen eure Messerkünstler wieder wett.«

»Ja. Und diesem Perversling sitzt das Messer besonders locker. Aber er arbeitet auch mit einer Säge. Seine Opfer sind ausnahmslos Frauen, ansonsten scheinen sie nur wenig gemeinsam zu haben. Nur die Art der Schnitte ist bei allen Opfern ähnlich. Das ist meiner Meinung nach der Dreh- und Angelpunkt dieses Falles.«

»Ist es ein Serien- oder ein Massenmörder?«

»Serien.«

Aaron dachte kurz nach. »Dann laß mal hören.«

Ich beschrieb ihm die Schnittflächen an den abgesägten Armen und die Furchen der falschen Ansätze. Aaron unterbrach mich ab und zu mit einer Zwischenfrage oder bat mich, etwas langsamer zu sprechen. Ich konnte ihn direkt vor mir sehen, wie er seinen hageren Oberkörper über den Schreibtisch beugte und jeden Millimeter eines Blatts Schmierpapier mit seinen Notizen vollkritzelte. Obwohl Aaron erst zweiundvierzig war, ließen sein ernstes Gesicht und seine dunklen Cherokee-Augen ihn wie über neunzig wirken. So hatte er eigentlich schon immer ausgesehen.

»Gibt es wirklich tiefe falsche Ansätze?« fragte er interessiert.

»Nein, nur oberflächliche.«

»Und die Schwingungsmuster sind klar zu erkennen?«

»Sehr klar.«

»Sind die Spuren des Sägeblattflatterns in der Schnittfurche deutlich zu sehen?«

»Hm. Ja.«

»Und du bist sicher, daß du beim Berechnen der Zahnabstände keinen Fehler gemacht hast?«

»Ja. Die Knocheninseln sind an mehreren Stellen sehr ausgeprägt.«

»Aber ansonsten sind die Böden ziemlich flach?«

»Ja. Das ist sehr auffällig.«

»Und wir haben Spanbildung am Ende des Schnittes«, murmelte er mehr an sich selbst gewandt.

»Eine ziemlich starke sogar.«

Es folgte eine lange Pause, in der Aaron die Informationen durchging und bewertete. Durch die offene Tür sah ich ein paar Leute den Gang entlang gehen. Ich hörte Telefone klingeln und Drucker surren und wieder verstummen. Ich drehte meinen Stuhl zum Fenster und sah hinaus. Tief unter mir fuhren winzige Toyotas und Fords über die Jacques Cartier-Brücke. Es vergingen einige Minuten, bevor sich Aaron wieder zu Wort meldete.

»Ich arbeite praktisch blind, Tempe, und ich weiß nicht, wie du es immer wieder schaffst, mich zu solchen Ferndiagnosen zu überreden. Aber gut, hier sind meine Vermutungen.«

Ich drehte mich auf dem Stuhl herum und stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch.

»Ich verwette mein letztes Hemd darauf, daß wir es nicht mit einer Motorsäge zu tun haben, sondern eher mit einer ganz speziellen Handsäge. Möglicherweise einer, wie man sie im Lebensmittelbereich einsetzt.«

Richtig! Ich schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch, ballte die andere zur Faust und machte in der Luft eine Bewegung wie ein Lokomotivführer, der die Dampfpfeife zieht. Rosa Gesprächsnotizen flatterten auf den Boden.

Aaron, der mich nicht sehen konnte, fuhr ungerührt fort. »Die Kerben sind zu breit für eine feingezahnte Bügelsäge oder ein Sägemesser. Außerdem scheint mir die Schränkung der Zähne dafür zu stark zu sein. So, wie du mir die Böden der Kerben beschrieben hast, ist es auch keine Säge, die gegen die Faser schneiden soll. Die Zähne dürften also Geradschliff haben. Das alles deutet meiner Meinung nach auf eine Fleischsäge hin, wie

Köche oder Metzger sie verwenden, aber um sicher zu sein, müßte ich natürlich die Schnittmarken selber sehen.«

»Wie sieht so eine Säge denn aus?«

»Wie eine große Bügelsäge. Die Zähne stehen ziemlich weit auseinander, damit sie sich nicht festfressen. Deshalb hinterläßt die Säge auch die ausgeprägten Inseln, die du bei den falschen Ansätzen gefunden hast. Normalerweise flattert so ein Sägeblatt ziemlich stark, aber beim Schneiden von Knochen ist das nicht so schlimm, weil es hier gut geführt wird. Diese Sägen schneiden gerade und sauber und werden problemlos mit Knochen, Knorpeln und Sehnen fertig.«

»Gibt es sonst noch eine Säge, die in Frage käme?«

»Naja, es besteht natürlich immer die Möglichkeit, daß etwas nicht ins übliche Bild paßt. Sägen halten sich an keine Regeln, wie du ja weißt. Aber auf Anhieb fällt mir jetzt keine andere Säge ein, die die beschriebenen Schnittmarken erzeugen könnte.«

»Du bist wirklich phantastisch, Aaron. Genau an eine solche Säge habe ich auch gedacht, aber ich wollte es von dir hören. Du weißt gar nicht, wie sehr du mir weitergeholfen hast.«

»Tatsächlich?«

»Möchtest du dir die Photos und die Abgüsse ansehen?«

»Gerne.«

»Dann schicke ich sie dir morgen.«

Sägen sind eine von Aarons Leidenschaften. Er hat die Schnittspuren sämtlicher bekannter Sägen katalogisiert und verbringt einen Großteil seiner Zeit mit dem Begutachten von Mustern, die ihm kriminaltechnische Labors aus der ganzen Welt zukommen lassen.

Aaron atmete ein, als wollte er mir noch etwas sagen. Während ich darauf wartete, sammelte ich meine verstreuten Gesprächsnotizen ein.

»Hast du gesagt, daß die einzigen Knochen, die vollständig durchgesägt wurden, die Unterarme waren?«

»Ja.«

»Und die anderen hat er an den Gelenken abgetrennt?«

»Stimmt.«

»Sauber?«

»Sehr sauber.«

»Hmm.«

Ich hörte mit dem Aufsammeln der Zettel auf. »Was meinst du damit?«

»Was soll ich womit meinen?« antwortete er mit einer Stimme, die kein Wässerchen trüben konnte.

»Wenn du ›hm‹ sagst, dann bedeutet das meistens, daß dir etwas Wichtiges eingefallen ist.«

»Ich hatte nur eine ziemlich interessante Assoziation.«

»Und welche?«

»Der Typ verwendet eine Fleischsäge, und wenn er seine Opfer zerlegt, dann tut er es fachmännisch. Er weiß genau, wo er seine Schnitte ansetzen muß. Und er macht sie jedesmal annähernd gleich.«

»Ja, das ist mir auch schon aufgefallen.«

Ein paar Sekunden vergingen.

»Aber wieso sägt er dann brutal die Hände ab?« fragte ich schließlich.

»Diese Frage solltest du einem Psychologen stellen, nicht mir als Fachmann für Sägen.«

Er hatte recht, und deshalb wechselte ich das Thema. »Wie geht es deinen Mädels?«

Aaron war nicht verheiratet, und in den zwanzig Jahren, die ich mit ihm befreundet war, hatte ich ihn nie in weiblicher Begleitung gesehen. Seine große Leidenschaft, die noch vor der für Sägen rangierte, waren Pferde. Wann immer er Zeit hatte, fuhr er zu jeder Quarterhorse-Auktion zwischen Tulsa, Chicago, Louisville und Oklahoma City.

»Nicht schlecht. Im Herbst habe ich einen Hengst ersteigert,

und seitdem benehmen sich die Stuten wie verliebte Teenager.«

Nachdem wir weitere Neuigkeiten und Klatsch über gemeinsame Freunde ausgetauscht hatten, verabschiedeten wir uns in der Hoffnung, daß wir uns auf dem Akademietreffen im kommenden Februar sehen würden.

»Ich wünsche dir, daß ihr den Bastard bald erwischt, Tempe.«

»Danke.«

Ich legte auf und sah auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach halb fünf, und wieder einmal wurde es auf den Gängen und in den Büros merklich ruhiger. Als das Telefon klingelte, zuckte ich zusammen wie von der Tarantel gestochen.

Du hast mal wieder zuviel Kaffee getrunken, sagte ich mir und hob ab. Die Ohrmuschel war noch warm vom vorherigen Gespräch.

»Ich habe dich gestern nacht gesehen.«

»Gabby?«

»Tu das nie wieder, Tempe.«

»Gabby, wo bist du?«

»Du machst alles nur noch schlimmer.«

»Verdammt noch mal, Gabby, spiel keine Spielchen mit mir. Wo bist du? Was ist los mit dir?«

»Mach dir keine Gedanken. Wir können uns im Augenblick nicht treffen.«

Ich konnte es kaum glauben, daß sie schon wieder auf diesem Trip war, und spürte, wie die Wut in mir hochstieg.

»Laß mich in Frieden, Tempe. Mich und meine –«

Gabbys egozentrische Unhöflichkeit war einfach zu viel. Meine lange angestaute Wut, die Claudels Arroganz, die Unmenschlichkeit eines psychopathischen Mörders und Katys jugendliche Dummheit geschürt hatten, flammte auf wie ein Steppenbrand. Eine verbale Feuerwalze rollte über Gabby hinweg.

»Was glaubst du eigentlich, wer du bist«, schrie ich mit sich

überschlagender Stimme ins Telefon. Ich krallte meine Hand so fest um den Hörer, daß ich Angst hatte, das Plastik zu zerdrücken.

»Ich lasse dich in Frieden!« tobte ich weiter. »Und wie ich dich in Frieden lassen werde! Ich weiß zwar nicht, was für ein idiotisches Spiel du spielst, Gabby, aber ich spiele es von jetzt an nicht mehr mit. Ich gebe auf. Spiel, Satz und Sieg, alles an dich! Ich habe genug von deiner Schizophrenie. Und ich werde ganz bestimmt nicht mehr den edlen Ritter spielen, der Prinzessin Gabby vor dem bösen Drachen rettet!«

Sämtliche Neuronen meines Körpers schienen unter Überspannung zu stehen wie ein für 110 Volt konzipiertes Elektrogerät, das an eine 220-Volt-Steckdose angeschlossen wird. Meine Brust hob und senkte sich schnell, und ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. So war ich nun mal, wenn ich in Rage geriet.

Gabby hatte längst aufgelegt.

Ich saß eine Weile stumm da und dachte an nichts. Dann legte ich den Hörer auf die Gabel. Mir war richtiggehend schwindlig. Ich schloß die Augen, ging alle mir bekannten Lieder durch und entschied mich schließlich für eines, das mir der Situation angemessen erschien. In einer tiefen, kehligen Stimme begann ich vor mich hinzusingen:

Busted flat in Baton Rouge…

21

Um sechs Uhr früh prasselte ein Dauerregen gegen die Fensterscheiben meiner Wohnung. Draußen fuhren mit zischenden Reifengeräuschen die Autos von Frühaufstehern vorbei. Zum dritten Mal hintereinander erlebte ich nun den Tagesanbruch mit, ein Ereignis, das ich in etwa so herbeisehnte wie ein Politiker ein Mißtrauensvotum. Ich mache zwar keinen Mittagsschlaf, aber eine Frühaufsteherin bin ich auch nicht. Zweimal war ich in der Morgendämmerung ins Bett gegangen, jetzt reckte und streckte ich mich nach elf Stunden Schlaf im Bett und fühlte mich weder müde noch ausgeruht.

Nach Gabbys Anruf war ich nach Hause gefahren und hatte mich erst einmal einer Freßorgie aus der Kentucky-fried-chicken-Tüte hingegeben: fettiges Backhähnchen mit Kartoffelbrei aus dem Päckchen und künstlich schmeckender Soße, dazu einen viel zu weich gekochten Maiskolben und zum Dessert eine labbrige Apfelschnitte. *Merci, Colonel.* Danach hatte ich ein langes, heißes Bad genommen und ausgiebig die Wunde an meiner rechten Wange versorgt. Auch nach diesem mikrochirurgischen Eingriff sah ich noch aus, als hätte man mich ein paar Meter über den Asphalt geschleift. Gegen sieben hatte ich dann ein Spiel der Montreal Expos angeschaut und war nach kurzer Zeit vor dem Fernseher eingeschlafen.

Jetzt schaltete ich meinen Computer ein, dem es egal war, ob es sechs Uhr morgens oder sechs Uhr nachmittags war. Ich hatte Katy eine E-Mail in meine Mailbox auf dem Server der University of North Carolina in Charlotte geschickt, auf die sie mit ihrem Laptop per Modem Zugriff hatte, so daß sie mir direkt aus ihrem Zimmer eine Antwort schicken konnte. Ist schon eine tolle Sache, das Internet, dachte ich.

Nachdem ich in meiner Mailbox nachgesehen hatte – sie war leer – lud ich mir meine Tabelle auf den Schirm. Der Cursor blinkte im ersten Feld, was vollkommen in Ordnung war, denn die Tabelle enthielt lediglich die Spaltenüberschriften, aber noch keine Daten. Wann genau hatte ich sie angelegt? Am Tag der Parade, vor einer Woche, aber es kam mir so vor, als wäre es bereits Jahre her. Heute war der 30. Juni, und auf den Tag genau vor vier Wochen hatten wir Isabelle Gagnons Leiche gefunden. Vor einer Woche war Margaret Adkins ermordet worden.

Was hatten wir in der Zwischenzeit erreicht, außer daß wir eine weitere Leiche ausgegraben hatten? Die Wohnung in der Rue Berger wurde noch immer beobachtet, aber ihr Bewohner war nicht zurückgekommen. Wer hätte das gedacht? Die Durchsuchung hatte keine brauchbare Spur ergeben. Wir hatten keine Hinweise auf die wirkliche Identität von Monsieur St. Jacques, ebensowenig war es uns gelungen, die zuletzt gefundene Leiche zu identifizieren. Claudel wollte es immer noch nicht wahrhaben, daß zwischen den Morden ein Zusammenhang bestand, und Ryan betrachtete mich als »Freiberuflerin«. Toll.

Ich wandte mich wieder meiner Tabelle zu und erweiterte die Kategorien. Besondere Merkmale. Wohnort. Art der Wohnung. Arbeitsplatz. Freunde. Familienmitglieder. Tag, an dem die Leiche gefunden wurde. Ich schrieb alles auf, was auch nur im entferntesten einen Hinweis geben konnte. Ganz links trug ich die Namen der Opfer ein: Adkins, Gagnon, Trottier, und »*Inconnue*« für die noch unidentifizierte Tote aus St. Lambert. Um halb acht speicherte ich die Tabelle ab, packte den Laptop ein und machte mich fertig, um zur Arbeit zu gehen.

Weil auf meiner normalen Route Stau war, fuhr ich zum Ville-Maria Tunnel. Obwohl die Sonne längst aufgegangen war, sorgten dunkle Wolken dafür, daß die Stadt in ein düsteres Halbdunkel getaucht war. Die Straßen glänzten feucht vom Regen und spiegelten die Bremslichter der im Berufsverkehr dicht hintereinander herfahrenden Autos.

Die Scheibenwischer meines Wagens rutschten in monotonem

Rhythmus über die Windschutzscheibe und erzeugten zwei fächerförmige, milchig-trübe Schmierflächen. Ich beugte mich vor und linste wie eine Schildkröte aus ihrem Panzer hinaus auf die Straße. Höchste Zeit, daß du dir neue Wischerblätter kaufst, Brennan, sagte ich mir, aber ich wußte, daß ich es sowieso nicht tun würde. Es dauerte über eine halbe Stunde, bis ich im Institut war.

Dort wollte ich mich eigentlich sofort auf die Akten stürzen und mit den darin enthaltenen Details meine Tabelle füttern, aber zuerst mußte ich mich mit den zwei Nachrichten befassen, die ich auf meinem Schreibtisch vorfand. In einem städtischen Park war zwischen den Felsen eines künstlichen Bachbettes ein toter, männlicher Säugling gefunden worden. Das Gewebe der winzigen Leiche war, LaManches Mitteilung zufolge, so vertrocknet, daß sich die inneren Organe nicht mehr voneinander unterscheiden ließen. Ansonsten war sie gut erhalten. LaManche wollte meine Meinung über das Alter des Kindes wissen. Das würde nicht lange dauern.

Ich legte die Nachricht weg und las die zweite. Es war eine Mitteilung der Polizei, auf der stand: *Ossements trouvés dans un bois.* Solche Knochenfunde im Wald gehörten zu den Fällen, mit denen ich es ständig zu tun hatte. Bei ihnen konnte es sich praktisch um alles handeln, vom Opfer eines wahnsinnigen Axtmörders bis zu den Überbleibseln einer toten Katze.

Ich rief Denis an und bat ihn, das tote Baby zu röntgen. Dann ging ich nach unten, um mir die Knochen aus dem Wald anzusehen. Lisa brachte einen Karton aus der Leichenhalle und stellte ihn vor mir auf den Tisch.

»*C'est tout*?«

»*C'est tout*.« Das war alles.

Lisa gab mir meine Handschuhe. Ich zog sie an und nahm drei lehmverkrustete Klumpen aus der Schachtel. Aus jedem der Klumpen ragte ein Stück Knochen heraus. Dann versuchte ich, den Lehm abzukratzen, aber er war hart wie Beton.

»Ich möchte, daß diese Klumpen photographiert und geröntgt

und dann eingeweicht werden. Aber stellen Sie sie in verschiedene Gefäße. Nach der Besprechung komme ich und sehe sie mir an.«

Jeden Morgen trafen sich die Pathologen am LML mit LaManche, um die anliegenden Fälle zu besprechen und zu neuen Autopsien eingeteilt zu werden. Als ich nach oben kam, saßen LaManche, Nathalie Ayers, Jean Pelletier und Marc Bergeron bereits an dem kleinen Konferenztisch in LaManches Büro. Auf dem schwarzen Brett im Gang hatte ich gesehen, daß Marcel Morin heute vor Gericht war und Emily Santangelo sich einen freien Tag genommen hatte.

Die anderen rutschten zur Seite, so daß ich meinen Stuhl in die Runde stellen konnte, und begrüßten mich mit *»Bonjour«* und »*Comment ça va*?«.

»Wieso sind Sie denn an einem Dienstag im Institut, Marc?« fragte ich Bergeron.

»Morgen ist Feiertag.«

Stimmt. Ich hatte völlig vergessen, daß morgen ja Canada Day war, der kanadische Nationalfeiertag.

»Gehen Sie zur Parade?« fragte Pelletier mit seinem üblichen Pokerface. Sein Französisch war das des Hinterlands von Quebec, und ich hatte anfangs große Mühe gehabt, mir die Bedeutung seiner Worte zusammenzureimen. Leider waren dabei fast alle seiner trockenen Bemerkungen an mir vorbeigegangen, aber jetzt, nach vier Jahren, bekam ich so gut wie alles mit, was er sagte.

»Die werde ich mir wohl ersparen«, sagte ich.

»Aber Sie könnten sich in einer der Buden die kanadischen Farben ins Gesicht schminken lassen. Dann fallen Sie nicht so auf.«

Die anderen kicherten.

»Tätowieren wäre auch nicht schlecht. Das tut nicht so weh.«

»Sehr lustig.«

Ein unschuldiges Lächeln, hochgezogene Schultern und nach oben gestreckte Handflächen. Was wollen Sie denn? Pelletier

lehnte sich zurück, hob seine fünf Zentimeter lange, filterlose Zigarette mit nikotingelben Fingern an den Mund und nahm einen tiefen Zug. Irgend jemand hat mir erzählt, daß Pelletier in seinem ganzen, 64jährigen Leben die Provinz Quebec noch nie verlassen habe.

»Heute liegen drei Autopsien an«, begann LaManche und verteilte die Listen mit den zu bearbeitenden Fällen.

»Die Ruhe vor dem Feiertag«, sagte Pelletier und nahm seine Kopie zur Hand. Ich hörte, wie seine dritten Zähne beim Sprechen leise klickten. »Aber das wird sich bestimmt noch ändern.«

»Ja«, stimmte LaManche zu und griff nach seinem roten Filzschreiber. »Wenigstens ist es nicht mehr so heiß. Das beruhigt die Gemüter hoffentlich ein wenig.«

Mit seiner melancholischen Stimme schilderte er uns den Hintergrund eines jeden der drei Fälle. Ein Selbstmord durch Kohlenmonoxid. Ein alter Mann, der in seinem Bett tot aufgefunden wurde. Ein Baby, das jemand in den Park geworfen hatte.

»Der Selbstmord scheint mir eine ziemlich klare Sache zu sein«, sagte LaManche, während er den Polizeibericht überflog. »Weißer… 27 Jahre alt… wurde in seiner eigenen Garage hinter dem Steuer seines Wagens gefunden… Kraftstofftank leer, Schlüssel im Zündschloß, Zündung eingeschaltet.«

Er legte etliche Polaroids auf den Tisch, auf denen ein dunkelblauer Ford in einer kleinen Garage zu sehen war. Ein biegsamer Luftschlauch, wie man ihn zur Entlüftung von Wäschetrocknern verwendet, führte vom Auspuff ins hintere rechte Fenster des Wagens. LaManche las weiter.

»Bereits wegen Depressionen in Behandlung gewesen… *Note d'adieu.«* Er sah Natalie an. »Dr. Ayers?«

Natalie nickte und ließ sich von LaManche die Unterlagen geben. LaManche markierte den Fall auf seiner Liste mit einem roten »Ay« und nahm die zum nächsten Fall gehörenden Papiere zur Hand.

»Nummer 26742 ist ebenfalls ein Weißer… achtundsiebzig Jahre alt… Diabetiker.« Er überflog rasch die Unterlagen, um ihnen das Wesentliche zu entnehmen. »Wurde sieben Tage lang nicht gesehen… seine Schwester hat ihn gefunden… keine Spuren von Gewaltanwendung.« Er las ein paar Sekunden stumm weiter. »Merkwürdig ist allerdings, daß die Schwester sich ziemlich viel Zeit ließ, bevor sie die Polizei verständigte. Offenbar hat sie noch einen kleinen Hausputz veranstaltet.« Er blickte auf. »Dr. Pelletier?«

Der alte Pathologe zuckte mit den Achseln und streckte LaManche die Hand hin. Der legte ihm die Unterlagen hinein und schrieb ein rotes »Pe« auf seine Liste. Zu dem Polizeibericht gehörte auch eine Plastiktüte voller rezeptpflichtiger und frei verkäuflicher Medikamente. Pelletier nahm die Plastiktüte an sich und machte eine schlaue Bemerkung, die ich nicht verstand, weil ich meine Aufmerksamkeit bereits dem Stapel Polaroidphotos zugewandt hatte, die zum dritten Fall gehörten.

Sie zeigten aus verschiedenen Aufnahmewinkeln ein flaches Bachbett, über das eine schmale Fußgängerbrücke führte. Zwischen den Felsen des Bachbetts lag ein kleiner Körper mit zusammengeschrumpften Muskeln und gelblicher Haut, die aussah wie altes Pergament. An seinem Schädel wehte noch eine dünne Haarsträhne in der Luft, eine weitere lag über den blaßblauen Augenlidern. Die Finger des Kindes waren auseinandergespreizt, als habe es in seiner Verzweiflung noch nach einem rettenden Halt gesucht. Das Baby war nackt und steckte zur Hälfte in einem dunkelgrünen Plastiksack, was ihm das Aussehen eines kleinen Pharaos gab, dessen Mumie man zur Hälfte ausgewickelt hatte. Langsam, aber sicher wurden mir Plastiksäcke richtig unsympathisch.

Ich legte die Photos wieder auf den Tisch und hörte LaManche zu, der soeben seine Zusammenfassung beendete und den Fall mit einem »La« markierte. Er würde die Autopsie selbst vornehmen, und ich sollte ihm mit einer Skelettanalyse bei der genauen Altersbestimmung helfen. Bergeron würde sich später noch die

Zähne ansehen. Alle nickten zustimmend. Weil niemand mehr Fragen hatte, war die Sitzung zu Ende.

Ich holte mir einen Kaffee und begab mich wieder in mein Büro, wo ein großer, brauner Umschlag auf meinem Schreibtisch lag. Ich öffnete ihn und legte die Röntgenaufnahmen des Babys auf den Leuchttisch. Dann nahm ich aus einer der Schreibtischschubladen ein Formular und besah mir die erste Aufnahme. An beiden Händen waren jeweils nur zwei Handwurzelknochen ausgebildet. An den Fingergliedern waren keine Knochenkerne zu sehen, ebensowenig wie bei den Speichenknochen der Unterarme. Ich notierte mir auf meinem Formularblatt, welche Knochen bereits ausgebildet waren und welche nicht. Als ich mit dem Oberkörper fertig war, wandte ich mich der Aufnahme des Unterleibs zu und verglich sie mit dem zuerst begutachteten Röntgenfilm. Als ich fertig war, war mein Kaffee kalt geworden.

Babys kommen mit einem noch nicht vollendeten Skelett auf die Welt. Manche Knochen, wie die Handwurzelknochen, fehlen bei der Geburt und werden erst Monate oder sogar Jahre später gebildet. Andere Knochen sind zwar vorhanden, aber haben noch keine Verdickungen und Grate wie die Knochen eines Erwachsenen. Weil die fehlenden Knochen alle in einem bestimmten Alter gebildet werden, kann man aus ihrem Vorhandensein oder Fehlen ziemlich genau das Alter eines Kleinkindes ableiten. Dieses Baby war nur sieben Monate alt geworden.

Ich hielt meine Ergebnisse auf einem weiteren Formular fest, steckte alle Papiere in einen gelben Aktenhefter und legte ihn auf den Stapel für die Sekretärinnen, die die Ergebnisse meiner Untersuchungen zusammen mit dem restlichen Material dieses Falles zu einem Bericht zusammenfassen würden. Dabei würden sie auch mein noch immer nicht perfektes Französisch verbessern. Nachdem ich LaManche mündlich von meinen Ergebnissen unterrichtet hatte, wandte ich mich meinen Klumpen zu.

Obwohl sich der Lehm noch nicht aufgelöst hatte, war er in der

Zwischenzeit doch so weit aufgeweicht, daß ich die Knochen mit einiger Mühe davon befreien konnte. Fünfzehn Minuten später hatte ich acht Wirbel, sieben längere Knochenfragmente und drei Bruchstücke von einem Becken vor mir liegen. Alle wiesen Hack- und Schnittspuren auf. Es dauerte noch einmal eine halbe Stunde, bis ich das Ganze gewaschen und sortiert hatte. Nachdem ich meinen Arbeitsplatz gesäubert und mir ein paar Notizen gemacht hatte, bat ich Lisa, ein Photo von den Überresten der drei Opfer zu machen. Es handelte sich um zwei Rehe und einen mittelgroßen Hund. Dann füllte ich wieder ein Formular aus und legte den Hefter auf den vorherigen. Die Knochen waren zwar merkwürdig, aber kein Fall für die Polizei.

Während meiner Abwesenheit hatte mir Lucie einen Zettel auf den Schreibtisch gelegt. Ich ging zu ihrem Büro, wo sie mit dem Rücken zur Tür saß und zwischen dem Bildschirm eines Computers und einem aufgeschlagenen Aktenordner hin und her blickte. Mit einer Hand tippte sie auf der Tastatur, während sie den Zeigefinger der anderen Hand auf die Stelle in der Akte gelegt hatte, die sie gerade abtippte.

»Sie haben mir diesen Zettel auf den Schreibtisch gelegt«, sagte ich.

Lucie hob den Zeigefinger, tippte noch ein paar Buchstaben und legte ein Lineal auf die Akte. Dann wirbelte sie in ihrem Drehstuhl herum und rollte vor ihren Schreibtisch.

»Ich habe das, worum Sie mich gebeten haben. Mehr oder weniger jedenfalls.«

Sie wühlte sich durch einen Stapel Papier, dann durch einen zweiten und ging schließlich noch einmal den ursprünglichen Stapel durch, diesmal allerdings langsamer und gründlicher. Schließlich fand sie das, wonach sie gesucht hatte. Sie nahm die an einer Ecke zusammengehefteten Blätter, überflog ein paar Seiten und reichte sie mir herüber.

»Vor 1988 habe ich leider gar nichts.«

Ich blätterte die Seiten durch und erschrak, daß es so viele Fälle waren.

»Zuerst habe ich ›Verstümmelung‹ als Suchwort eingegeben. Dabei sind dummerweise auch die Namen von Leuten ausgespuckt worden, die sich vor Züge geworfen haben oder denen Maschinen irgendwelche Gliedmaßen abgerissen haben. Daher die lange Liste am Anfang. Ich denke nicht, daß Sie das brauchen können, aber ich habe sie trotzdem mal ausgedruckt.«

Sie hatte recht. Eine Liste, auf der offenbar jeder Arm, jedes Bein und jeder Finger verzeichnet waren, die kurz vor oder beim Tod eines Menschen abgetrennt worden waren, hatte ich wirklich nicht gewollt.

»Als nächstes habe ich das Suchwort ›absichtlich‹ hinzugenommen, um so die Auswahl auf mit Vorsatz verstümmelte Leichen einzugrenzen.«

Ich sah Lucie erwartungsvoll an.

»Aber ich bekam kein Ergebnis.«

»Keinen einzigen Fall?«

»Nein. Aber das muß noch lange nicht bedeuten, daß es keine solchen Fälle gibt. Das kommt daher, daß ich diese Daten nicht persönlich eingegeben habe. In den vergangenen zwei Jahren haben wir zusätzliche finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt bekommen, um mit Hilfe von Teilzeitkräften den alten Datenbestand so schnell wie möglich elektronisch erfassen zu können.« Lucie seufzte genervt und schüttelte den Kopf. »Das Ministerium hatte uns jahrelang den Computer verweigert, und dann mußte alles auf einmal über Nacht geschehen. Naja. Jedenfalls hatten diese Aushilfskräfte nur die Standardrubriken wie Geburtsdatum, Sterbedatum, Todesursache und so weiter vorgegeben. Für andere, ausgefallenere Dinge mußten sie sich häufig ihre eigenen Bezeichnungen überlegen.«

»Wie zum Beispiel ›Verstümmelung‹.«

»Genau. Manche verwenden aber ›Amputation‹, andere ›Abtrennen von Gliedmaßen‹. Die meisten haben einfach das eingegeben, was der Pathologe in seinem Obduktionsbericht geschrieben hat, aber es gab auch welche, die ›abgeschnitten‹

oder ›abgesägt‹ verwendet haben.«

Ich warf einen weiteren Blick auf die Liste und war jetzt völlig entmutigt.

»Ich habe alle diese Begriffe versucht und noch ein paar andere dazu. Aber ohne Erfolg.«

War wohl doch keine so gute Idee, dachte ich.

»Dann versuchte ich es mit ›abgetrennte Glieder‹ und bekam die zweite lange Liste«, sagte Lucie und wartete, bis ich umgeblättert hatte. »Eine noch längere als bei ›Verstümmelung‹.«

»Als nächstes gab ich als zweiten Suchbegriff ›postmortem‹ ein, um die Fälle auf die zu beschränken, bei denen…« Sie drehte die Handflächen nach oben und rieb Daumen und Zeigefinger aneinander, als könne sie damit die richtigen Worte aus der Luft holen »… bei denen Gliedmaßen erst nach Eintritt des Todes abgetrennt wurden.«

Ich hob wieder hoffnungsvoll den Kopf.

»Damit erhielt ich aber nur einen Mann, dem seine eifersüchtige Ehefrau den Schwanz abgeschnitten hat.«

»Dieser Computer hat Sie wohl zu wörtlich genommen.«

»Wie bitte?«

»Ach, nichts.« Wieder ein Witz, der nicht ankam.

»Schließlich gab ich ›Verstümmelung‹ zusammen mit ›postmortem‹ ein und…« Sie griff über den Tisch und blätterte mir die letzte Seite des Ausdrucks auf. »Wie sagt ihr Amerikaner gleich? Bango?«

»Bingo.«

»Bingo! Ich glaube, das ist es, was Sie wollten. Einige der Fälle können Sie natürlich vergessen, wie zum Beispiel diese Drogenmorde, wo man die Leichen mit Säure aufgelöst hat.« Sie deutete auf mehrere Einträge, die sie mit dem Bleistift durchgestrichen hatte. »Aber das ist immer so.«

Ich nickte geistesabwesend, während ich fasziniert auf die Seite starrte. Der Computer hatte zwölf Fälle ausgedruckt, von

denen Lucie drei ausgestrichen hatte.

»Der Rest aber dürfte für Sie ziemlich interessant sein.«

Ich hörte kaum, was sie sagte, weil meine Augen die Liste entlangglitten und am sechsten Namen von oben hängenblieben. Ich mußte so rasch wie möglich zurück in mein Büro.

»Ist denn was dabei, das Sie gebrauchen können?«

»Ja, ich denke schon«, sagte ich und versuchte, möglichst normal zu klingen.

»Soll ich Ihnen die einzelnen Fälle heraussuchen?«

»Nein danke. Ich möchte mir lieber erst einmal die Liste genauer ansehen, und dann lasse ich mir gleich die kompletten Akten kommen.« Hoffentlich hat der Computer bei diesem Namen nicht recht, dachte ich.

»*Bien sûr*«.

Lucie nahm die Brille ab und putzte sie an ihrem Pullover. Ohne die Augengläser sah sie aus, als würde ihr etwas fehlen. Sie erinnerte mich irgendwie an John Denver, als dieser auf Kontaktlinsen umgestiegen war.

»Ich würde gerne wissen, wie es weitergeht«, sagte Lucie, während sie die rosa gefärbten Rechtecke wieder auf die Nase setzte.

»Aber natürlich. Ich sage Ihnen, wenn sich etwas ergibt.«

Als ich aus dem Büro ging, hörte ich, wie sie mit ihrem Drehstuhl über die Bodenfliesen rollte.

An meinem eigenen Schreibtisch starrte ich wieder den sechsten Namen von oben an. Francine Morisette-Champoux. Ich hatte sie vollkommen vergessen. Bleib ruhig, sagte ich mir. Bleib ruhig und ziehe keine voreiligen Schlüsse.

Ich zwang mich, auch die anderen Namen auf der Liste durchzugehen. Ich fand Gagne und Valencia, die beiden Drogendealer mit dem lausigen Geschäftssinn, ebenso wie Chantale Trottier und eine Austauschstudentin aus Honduras, der ihr Ehemann mit einer Schrotflinte den Kopf weggeschossen

hatte. Danach war er mit der praktisch enthaupteten Leiche von Ohio nach Quebec gefahren, wo er ihr die Hände abgeschnitten und sie in einen Park geworfen hatte. Als Abschiedsgruß hatte er ihr noch seine Initialen in die Brüste geritzt.

Die vier restlichen Fälle auf der Liste kannte ich nicht, denn sie hatten sich vor 1990 zugetragen, dem Jahr, in dem ich für das Labor begonnen hatte. Ich holte mir ihre Akten zusammen mit der über Morisette-Champoux aus dem Archiv.

Als ich alle Unterlagen in meinem Büro hatte, ordnete ich sie chronologisch nach LML-Nummern. Ich nahm mir vor, sie systematisch durchzugehen, aber kaum hatte ich den Vorsatz gefaßt, brach ich ihn auch schon wieder und schlug sofort die Morisette-Champoux-Akte auf. Ihr Inhalt katapultierte meine Angst in ungeahnte Höhen.

22

Francine Morisette-Champoux wurde im Januar 1993 erst halb zu Tode geprügelt und dann erschossen. Eine Nachbarin sah sie noch, als sie gegen zehn Uhr ihren Spaniel spazieren führte. Weniger als eine Stunde später fand sie ihr Ehemann tot in der Küche ihres Hauses. Die Leiche des Hundes lag enthauptet im Wohnzimmer. Sein Kopf wurde nie gefunden.

Ich erinnerte mich an den Fall, obwohl ich an seiner Untersuchung nicht beteiligt gewesen war. In jenem Winter hatte ich von sechs Wochen eine für das Labor gearbeitet und war danach wieder für fünf Wochen nach North Carolina geflogen. In dieser Zeit war der Streit zwischen mir und Pete immer mehr eskaliert, so daß ich froh gewesen war, als man mir im Sommer desselben Jahres einen Vollzeitjob in Quebec anbot. Damals war ich zuversichtlich gewesen, daß eine dreimonatige Trennung wieder frischen Wind in unsere Beziehung bringen würde. Tja. Die Brutalität des Mordes an Francine Morisette-Champoux hatte mich damals sehr schockiert, und jetzt, als ich mir die Photos vom Tatort ansah, hatte ich wieder genau dasselbe Gefühl.

Die Leiche lag mit weit abgespreizten Armen und Beinen halb unter einem kleinen, hölzernen Tisch. Ihr Slip aus weißer Baumwolle war zwischen ihren Knien bis zum Zerreißen gespannt.

Rings um die Tote hatte sich eine riesige Blutlache auf dem grau gemusterten Linoleum ausgebreitet. Auch die Wände und die Türen der Küchenschränke waren blutverschmiert, und im Vordergrund der Photos konnte ich die Beine eines umgeworfenen Stuhles erkennen.

Vor dem blutroten Hintergrund wirkte die Leiche gespenstisch weiß. Quer über ihren Unterleib verlief knapp oberhalb ihrer

Schamhaare eine bleistiftdünne Narbe, die wie ein grinsender Mund aussah. Von dieser Narbe bis hinauf zum Brustbein lief ein tiefer Schnitt, aus dem die Eingeweide quollen. Am Scheitelpunkt ihrer gespreizten Beine ragte, auf dem Photo kaum erkennbar, der Griff eines Küchenmessers aus der Leiche. Etwa eineinhalb Meter neben der Toten lag zwischen dem Spülbecken und einer Arbeitsfläche ihre rechte Hand. Francine Morisette-Champoux war siebenundvierzig Jahre alt geworden.

»Gott im Himmel«, flüsterte ich leise.

Während ich mich gerade durch den Autopsiebericht arbeitete, erschien Charbonneau in meiner Bürotür. Er schien nicht gerade in guter Stimmung zu sein. Seine Augen waren blutunterlaufen, und er machte sich nicht die Mühe, mich zu begrüßen, sondern setzte sich ohne zu fragen auf den Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtisches.

Als ich ihn eintreten sah, machte sich ein trauriges Gefühl in mir breit. Sein ungelenker Gang, seine lässigen Bewegungen, seine schiere *Größe* berührten etwas in mir, das ich längst verloren zu haben glaubte. Oder das mich verlassen hatte.

Einen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, als wäre es Pete, der mir gegenübersaß, und meine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit. Wie gut Petes Körper mir getan hatte. Ich hatte nie herausgefunden, ob es seine Größe gewesen war, die mich an ihm fasziniert hatte, oder seine entspannte Art, sich zu bewegen. Oder vielleicht war es ja auch nur die Tatsache gewesen, daß *er* von *mir* fasziniert gewesen war. Jedenfalls hatte ich nie genug von ihm kriegen können. Ich hatte immer schon sexuelle Phantasien gehabt, verdammt gute übrigens, aber seit dem Tag, an dem ich Pete vor der juristischen Bibliothek im Regen hatte stehen sehen, war er ein fester Bestandteil dieser Phantasien gewesen. So etwas wäre jetzt gar nicht schlecht, dachte ich. Großer Gott, Brennan. Brems dich. Ich zwang meine Gedanken zurück in die Gegenwart und wartete darauf, daß Charbonneau etwas sagte.

Er starrte hinunter auf seine Hände.

»Mein Kollege ist manchmal echt schlimm«, sagte er auf Englisch. »Aber im Grunde genommen ist er kein übler Bursche.«

Ich erwiderte nichts und bemerkte, daß seine Hosenbeine unten etwa sechs Zentimeter umgeschlagen und von Hand hochgenäht waren. Ich fragte mich, ob er das wohl selbst gemacht hatte.

»Er ist nun mal – ein bißchen festgefahren in seine Methoden und verabscheut jede Veränderung.«

»Stimmt.«

Er vermied es, mir in die Augen zu sehen. Ich fühlte mich unbehaglich.

»Und?« ermunterte ich ihn.

Er lehnte sich zurück und zupfte an seinem Daumennagel herum, wobei er meine Blicke immer noch vermied. Irgendwo draußen im Gang spielte ein Radio leise *Hélène* von Roch Voisine.

»Er sagt, daß er sich über Sie beschweren will«, sagte Charbonneau. Er ließ beide Hände sinken und blickte aus dem Fenster.

»Beschweren?« Ich versuchte, so neutral wie möglich zu klingen.

»Beim Ministerium. Und beim Direktor. Und bei LaManche. Er will sich sogar an Ihren Berufsverband wenden.«

»Und womit ist Monsieur Claudel so unzufrieden?« Ruhig bleiben.

»Er sagt, daß Sie Ihre Kompetenzen überschritten und sich in Dinge eingemischt hätten, die Sie nichts angehen. Außerdem haben Sie seiner Meinung nach seine Untersuchung empfindlich gestört.« Charbonneau blinzelte hinaus ins grelle Sonnenlicht.

Ich spürte, wie sich die Muskulatur meines Magens zusammenzog und mir ganz heiß wurde.

»Und weiter?« fragte ich mit ruhiger Stimme.

»Er glaubt, daß Sie…« Er suchte ganz offenbar nach möglichst neutralen Worten für das, was Claudel wirklich gesagt hatte, »…

daß Sie übertreiben.«

»Und was bedeutet das genau?«

Noch immer schaute er nicht in meine Richtung.

»Er sagt, daß Sie den Gagnon-Fall zu etwas aufblasen, was er in Wirklichkeit gar nicht ist, daß Sie eine Menge Quatsch hineininterpretieren, der gar nicht dazugehört. Er sagt, daß Sie einen simplen Mord zu einer typisch amerikanischen Serienmörder-Psychose hochstilisieren.«

»Und weshalb sollte ich das tun?« Jetzt zitterte meine Stimme doch etwas.

»Verdammt noch mal, Brennan, woher soll ich denn das wissen? Das Ganze ist schließlich nicht auf meinem Mist gewachsen.« Zum ersten Mal sah er mir in die Augen. Er sah jämmerlich aus, und es war klar, daß das Gespräch ihm nicht den geringsten Spaß machte.

Ich erwiderte eine Weile seinen Blick, aber in Wirklichkeit nutzte ich die Zeit, um den Adrenalinschub zu kontrollieren, der durch meine Adern jagte. Ich konnte mir in etwa vorstellen, was für Nachforschungen eine Beschwerde von Claudel nach sich ziehen könnte, und ich wußte, daß sie meiner Karriere nicht gerade nützen würde. Als Mitglied der Ethikkommission unseres Berufsverbands hatte ich selbst solche Nachforschungen geführt. Ganz gleich, was letztlich dabei herauskam, waren sie für niemanden erfreulich. Charbonneau und ich saßen uns eine ganze Weile schweigend gegenüber, während draußen das Radio fröhlich weiterdudelte.

Laß deine Wut nicht am Überbringer der schlechten Nachrichten aus, sagte ich mir. Als ich den Blick senkte, fiel er auf die Akte auf meinem Schreibtisch, aus der mir auf einem Dutzend Hochglanzphotos eine Leiche mit milchweißer Haut entgegenleuchtete. Ich überflog die Bilder und sah dann wieder Charbonneau an. Ich hätte meine Gedanken zwar lieber noch eine Weile bei mir behalten, aber Claudel ließ mir keine andere Wahl. Was soll's? dachte ich. Was hatte ich noch zu verlieren?

»Monsieur Charbonneau, erinnern Sie sich an eine Frau namens Francine Morisette-Champoux?«

»Morisette-Champoux.« Er wiederholte den Namen etliche Male, als blättere er in einem inneren Adreßbuch. »Ist schon ein paar Jahre her, stimmt's?«

»Fast zwei. Januar 1993.« Ich reichte ihm die Photos.

Er sah sie rasch durch und nickte zustimmend. »Ja, ich erinnere mich an sie. Aber was soll das?«

»Denken Sie nach, Charbonneau. Was fällt Ihnen zu diesem Fall ein?«

»Das wir den Mistkerl, der sie so zugerichtet hat, nie erwischt haben.«

»Was sonst?«

»Jetzt sagen Sie bloß, daß Sie diesen Fall auch noch ihrem Serienmörder zuschreiben wollen, Brennan.«

Er sah sich die Photos noch einmal an, aber jetzt wich sein Nicken einem mißbilligenden Kopfschütteln.

»Auf keinen Fall. Sie wurde erschossen, und das paßt nun mal nicht ins Muster«, sagte er.

»Aber der Bastard hat sie aufgeschlitzt und ihr eine Hand abgeschnitten.«

»Außerdem war sie zu alt. Siebenundvierzig, wenn ich mich richtig erinnere.«

Ich warf ihm einen eiskalten Blick zu.

»Damit meine ich doch nur, daß sie älter als die anderen Opfer war«, murmelte er und wurde rot.

»Der Mörder hat ihr ein Messer in die Vagina gesteckt. Laut Polizeibericht hat sie stark geblutet.«

Ich gab meinen Worten etwas Zeit, damit sie auf ihn einwirken konnten.

»Sie war also noch immer am Leben.«

Charbonneau nickte. Ich mußte ihm nicht erklären, daß eine Wunde, die man jemandem nach dem Tod zufügt, nur sehr wenig

blutet, weil das Herz nicht mehr arbeitet und damit kein Blutdruck mehr vorhanden ist. Francine Morisette-Champoux hatte ausgesprochen heftig geblutet.

»Bei Margaret Adkins war es eine Statue aus Metall. Und sie war ebenfalls noch am Leben.«

Ohne ein weiteres Wort griff ich hinter mich und zog die Gagnon-Akte aus dem Regal. Ich nahm die Photos von dem Leichenfund heraus und breitete sie vor ihm auf dem Tisch aus. Sie zeigten den vom Laub befreiten Torso, der im durch das Blätterdach einfallenden Nachmittagslicht auf dem Müllsack lag. Der Gummisauger steckte noch immer zwischen den Beckenknochen, und sein Stiel ragte nach vorn, in Richtung auf den nicht vorhandenen Kopf des Opfers.

»Ich glaube, daß Gagnons Mörder ihr diesen Gummisauger mit soviel Kraft in den Unterleib gestoßen hat, daß der Stiel ihr das Zwerchfell zerrissen hat.«

»Bei allen drei Opfern ist es dasselbe Muster«, redete ich auf Charbonneau ein. »Gewaltsames Einführen eines Fremdkörpers in die Scheide, während das Opfer immer noch am Leben ist, gefolgt von einer Verstümmelung des toten Körpers. Sind das wirklich Zufälle, Mr. Charbonneau? Wieviele dieser Sadisten laufen denn Ihrer Meinung nach da draußen herum?«

Er fuhr sich mit den Fingern durch seine kurzgeschnittenen Haare und fing dann an, auf der Armlehne seines Stuhls herumzutrommeln.

»Warum haben Sie uns das nicht früher gesagt?«

»Weil ich erst heute auf die Verbindung mit dem Morisette-Champoux-Fall gestoßen bin. Mit Gagnon und Adkins allein wäre die Theorie ein bißchen dünn gewesen.«

»Und was sagt Ryan dazu?«

»Dem habe ich noch nichts davon gesagt.«

Unwillkürlich hatte ich angefangen, an dem Schorf an meiner Wange herumzufingern. Ich sah immer noch aus wie jemand, der in einen Boxkampf gegen George Foreman k.o. gegangen war.

»Mist«, sagte Charbonneau, ohne allzu große Heftigkeit.

»Wieso?«

»Weil mir Ihre Geschichte langsam einzuleuchten beginnt. Claudel wird mir den Schädel herunterreißen.« Er trommelte weiter auf der Armlehne. »Gibt es sonst noch was?«

»Die Spuren der Sägeblätter und die Art, wie die Leichen zerstückelt wurden, sind bei Gagnon und Trottier so gut wie identisch.«

»Ja. Das hat Ryan uns gesagt.«

»Und dann ist da noch das Skelett aus St. Lambert.«

»Das fünfte Opfer?«

»Sie haben eine rasche Auffassungsgabe.«

»Danke.« Das Trommeln wurde heftiger. »Wissen Sie schon, wer sie ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber Ryan arbeitet daran.«

Er fuhr sich mit einer seiner großen, fleischigen Hände übers Gesicht. Auf den Knöcheln wuchsen borstige, graue Haare, die eine verkleinerte Version des Gestrüppes auf seinem Kopf darstellten.

»Wie würden Sie also seine Auswahl der Opfer beschreiben?«

Ich hob die Handflächen. »Zunächst mal sind sie alle weiblich.«

»Gut. Und das Alter?«

»Zwischen sechzehn und siebenundvierzig.«

»Aussehen?«

»Gemischt.«

»Tatorte?«

»Über den ganzen Stadtplan verteilt.«

»Was also bringt den Kerl zum Morden? Das Aussehen der Frauen? Ihre Schuhe? Daß sie alle im selben Laden einkaufen?«

Ich antwortete mit Schweigen.

»Haben Sie denn *irgend etwas* gefunden, das bei allen fünf

Morden gleich ist?«

»Nur, daß der Mistkerl sie zuerst windelweich geschlagen und dann umgebracht hat.«

»Stimmt.« Charbonneau beugte sich vor, legte die Hände auf die Knie und stieß mit eingezogenen Schultern einen tiefen Seufzer aus. »Wenn ich das Claudel erzähle, geht er mir an die Gurgel.«

Als er fort war, rief ich Ryan an, weil aber weder er noch Bertrand da waren, hinterließ ich ihm eine Nachricht. Dann ging ich die anderen Akten durch, fand aber nichts Interessantes darin. Zwei Drogendealer waren von früheren Komplizen erschossen und dann zerstückelt worden. Ein Mann hatte seinen Neffen getötet, mit einer Motorsäge zerlegt und die Teile in der Gefriertruhe im Keller aufbewahrt. Erst durch einen Stromausfall war der Rest der Familie darauf aufmerksam geworden. Der letzte Fall war der eines weiblichen Torsos, der in einer Hockeytasche am Ufer des St. Lawrence-Stroms angespült worden war. Den Kopf und die Arme hatte man später weiter unten am Fluß gefunden. Der Ehemann der Toten war für den Mord verurteilt worden.

Erst nachdem ich diese Akte zugeklappt hatte, wurde mir bewußt, wie hungrig ich war. Kein Wunder, schließlich war es schon zehn vor zwei. Also kaufte ich mir in der Cafeteria im achten Stock ein Käsecroissant und eine Cola Light. Als ich damit wieder in meinem Büro war, verordnete ich mir eine Pause, aber ich mißachtete meinen eigenen Befehl sofort wieder, indem ich noch einmal Ryan zu erreichen versuchte. Er war noch immer nicht da. Also doch eine Pause. Ich biß in mein Croissant und überlegte mir, worüber ich nachdenken sollte. Gabby? Nein. Die will ja nichts mit mir zu tun haben. Claudel? Veto. St. Jacques? Nein danke.

Katy. Wie konnte ich mich ihr bloß verständlich machen? Im Moment war nicht daran zu denken. Weil mir nichts Besseres einfiel, dachte ich an Pete und verspürte sofort das altbekannte Kribbeln im Magen. Ich erinnerte mich an das Prickeln auf der

Haut, das Hämmern des Blutes, die warme Feuchtigkeit zwischen meinen Beinen. Was für eine Leidenschaft uns miteinander verbunden hatte. Ach was, du bist nur geil, Brennan, sagte ich mir und nahm einen Bissen von meinem Croissant.

Dann dachte ich an den anderen Pete. An seine Wutausbrüche, an unsere Auseinandersetzungen, die einsamen Abendessen. Und an die langsam wachsende Abneigung, die wie ein Leichentuch unsere Lust erstickt hatte. Ich trank von meiner Cola. Warum dachte ich in letzter Zeit nur so häufig an Pete? Wenn wir die Chance hätten, alles noch einmal von vorne zu beginnen… Nein, danke, Mrs. Streisand.

Mit Entspannung war wohl nichts. Also nahm ich Lucies Computerausdruck noch einmal zur Hand, wobei ich versuchte, möglichst keinen Senf darauf tropfen zu lassen. Ich ging die Liste auf Seite drei noch einmal durch und versuchte, die Namen zu entziffern, die Lucie durchgestrichen hatte. Als mir das nicht gelang, holte ich einen Radiergummi und radierte die Bleistiftstriche weg. Lucie hatte recht gehabt. In zweien der Fälle waren die Leichen in Fässer mit Säure gestopft worden – ein neuer Trick der Drogenmafia, unliebsame Konkurrenten verschwinden zu lassen.

Der dritte durchgestrichene Fall allerdings gab mir zu denken. Seiner LML-Nummer nach mußte er vor 1990 passiert sein, und Pelletier hatte die Obduktion vorgenommen. Leichenbeschauer war keiner eingetragen. Im Namensfeld stand *Singe*, also Affe. Die Felder für Geburtstag, Datum der Autopsie und Todesursache waren leer. Dann fand ich noch den Vermerk »*démembrement / post-mortem*«, der den Computer dazu gebracht hatte, den Fall mit in die Liste aufzunehmen.

Nachdem ich mein Croissant fertig gegessen hatte, ging ich ins Archiv und holte mir die zu dem Fall gehörende Akte. Sie enthielt nur drei Dinge: Einen Polizeibericht, eine etwa eine Seite lange Erklärung des Pathologen und einen Umschlag mit Photos. Nachdem ich die Bilder angesehen und die Berichte gelesen hatte, machte ich mich auf die Suche nach Pelletier.

»Hätten Sie mal eine Minute Zeit für mich?« fragte ich, als ich in der offenen Tür seines Büros stand.

Pelletier, der mit nach vorn gebeugten Schultern am Mikroskop saß, richtete sich auf. Er hatte seine Brille in der einen und einen Kugelschreiber in der anderen Hand. »Kommen Sie rein«, sagte er, während er die Brille aufsetzte.

Sein Büro hatte zwar kein Fenster wie meines, war dafür aber geräumig. Pelletier stand auf und deutete auf einen von zwei Stühlen, die vor einem niedrigen Tisch abseits von seinem Arbeitsplatz standen. Er griff in die Tasche seines Laborkittels, holte ein Päckchen duMaurier-Zigaretten hervor und bot mir eine an. Ich schüttelte den Kopf. Es war bestimmt schon das tausendste Mal, daß wir dieses Ritual wiederholten. Pelletier war in seinen Gewohnheiten mindestens genauso eingefahren wie Claudel.

»Wie kann ich Ihnen helfen?« fragte er, während er sich eine Zigarette anzündete.

»Ich interessiere mich für einen alten Fall, den Sie bearbeitet haben. Einen aus dem Jahr 1990.«

»*Ah, mon Dieu*, wie soll ich mich an etwas so weit zurückliegendes noch erinnern? Mir fällt ja manchmal nicht einmal mehr meine eigene Adresse ein.« Er beugte sich vor und flüsterte mir hinter vorgehaltener Hand verschwörerisch zu: »Ich schreibe sie mir immer auf meine Streichholzschachtel, für alle Fälle.«

Wir lachten beide. »Trotzdem glaube ich, daß Sie sich an alles erinnern können, an das Sie sich erinnern möchten, Dr. Pelletier.«

Er zuckte mit den Achseln und schüttelte mit Unschuldsmiene den Kopf.

»Ich habe die Akte übrigens mitgebracht«, sagte ich und zeigte sie ihm, bevor ich sie aufschlug. »Im Polizeibericht steht, daß die Überreste in einer Sporttasche hinter dem Voyageur Busbahnhof gefunden wurden. Ein Säufer hat sie aufgemacht, weil er sich einen Finderlohn erhoffte.«

»Ist ja rührend. Diese edlen Penner sollten vielleicht einen

Klub der Menschenfreunde gründen.«

»Wie dem auch sei, der Geruch, der aus der Tasche kam, war sogar dem Säufer zuviel. Er soll gesagt haben…« Ich überflog den Polizeibericht, um die genaue Formulierung zu finden. »…›der Gestank des Satans stieg auf und legte sich auf meine Seele‹. Zitatende.«

»Ein Dichter. So was mag ich«, sagte Pelletier. »Würde mich interessieren, was er über meine Unterhose sagen würde.« Ich ignorierte seine Bemerkung und las weiter. »Der Säufer hat die Tasche zum Hausmeister des Busbahnhofs gebracht, und der hat die Polizei verständigt. Die fand darin dann mehrere Körperteile, die in eine Art Tischtuch eingewickelt waren.«

»*Ah oui*, jetzt erinnere ich mich«, sagte Pelletier und deutete mit einem seiner nikotingelben Finger auf mich. »Grauenvoll. Abscheulich.« Sein Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck an.

»Inwiefern?«

»Sagen Sie bloß, Sie haben noch nichts vom ›Fall Endstation‹ gehört.«

»Nein, habe ich nicht.«

Er hob fragend die Augenbrauen.

»Handelte es sich tatsächlich um einen Affen?«

Pelletier nickte ernst. »Einen Kapuzineraffen.«

»Warum kam er hierher zu uns?«

»Nun, er war tot.«

»Das ist mir auch klar.« Pelletier war vielleicht ein Scherzkeks. »Aber damit ist er noch lange kein Fall für den Leichenbeschauer.«

Es mußte wohl mein Gesichtsausdruck gewesen sein, der ihn zu einer ernsthaften Antwort bewog. »Zunächst wußten wir ja nur, daß etwas Kleines, Abgehäutetes und Zerstückeltes in der Tasche lag. Es hätte alles mögliche sein können. Die Polizei tippte zunächst auf einen Fötus oder eine Frühgeburt, und so kam die Tasche zu uns.«

»Ist Ihnen an diesem Fall etwas Merkwürdiges aufgefallen?« fragte ich, war mir aber nicht sicher, worauf ich hinaus wollte.

»Nö. Nur einer von diesen zerstückelten Affen, die wir alle paar Tage hereinbekommen.« Pelletiers Mundwinkel zuckten kaum wahrnehmbar.

»Richtig.« Das war eine dumme Frage gewesen. »Aber ist Ihnen an der Art, wie man den Affen zerstückelt hatte, etwas aufgefallen?«

»Eigentlich nicht. Diese zerstückelten Affen sind doch einer wie der andere.«

Das führte zu nichts.

»Hat man eigentlich jemals den Besitzer des Affen ermittelt?«

»Doch, das hat man. Nachdem die Zeitung über den Fall berichtet hatte, rief ein Typ von der Universität bei uns an.«

»Von der UQAM?«

»Ja, ich glaube schon. Ein Biologe oder Zoologe oder so was ähnliches. Englischsprachig. Einen Augenblick –«

Er ging zu seinem Schreibtisch, wühlte in einer Schublade herum und brachte schließlich einen von einem Gummiring zusammengehaltenen Stapel Visitenkarten zum Vorschein. Er streifte den Ring ab und ging die Visitenkarten durch, bis er die gesuchte gefunden hatte.

»Das ist der Bursche«, sagte er und reichte mir die Karte. »Ich habe ihn bei der Identifizierung des Opfers kennengelernt.«

Auf der Karte stand »Dr. Parker T. Bailey, Professeur de Biologie, Université du Québec à Montréal«. Darunter waren die Adresse, die Telefon- und Faxnummer sowie die E-Mailadresse des Professors angegeben.

»Was hatte es mit dem Mann auf sich?« fragte ich.

»Dieser Herr macht an der Universität irgendwelche Experimente mit Affen. Als er eines Tages zur Arbeit kam, hatte er ein Versuchsobjekt weniger.«

»Gestohlen?«

»Gestohlen, befreit, geflohen? Wer weiß das schon. Auf jeden Fall wurde der Affe vermißt.«

»Und dann hat der Wissenschaftler von dem toten Affen in der Zeitung gelesen und hier angerufen.«

»C'est ça.«

»Was ist mit ihm dann weiter geschehen?«

»Mit wem? Mit dem Affen?«

Ich nickte.

»Wir gaben die Überreste an –« er deutete auf die Visitenkarte.

»An Dr. Bailey.«

»*Oui.* Schließlich hatte der Affe keine Angehörigen. Zumindest nicht hier in Quebec«, sagte Pelletier ohne das geringste Zucken im Gesicht.

»Verstehe.«

Ich besah mir noch einmal die Karte. Das führt doch zu nichts, sagte meine linke Gehirnhälfte, während meine Lippen sagten: »Dürfte ich die Karte vielleicht behalten?«

»Aber gerne.«

»Da wäre noch etwas. Warum nennt man den Fall ›Endstation‹?« Diese Frage hätte ich mir besser schenken sollen.

»Naja, das war es doch, oder etwa nicht?« antwortete Pelletier erstaunt.

»Was war was?«

»Für den Affen war Endstation.«

»Verstehe.«

»Und gleichzeitig war es auch der *Ort*, wo man ihn gefunden hat.«

»Wie meinen Sie das?«

»Die Endstation der Buslinie, der Busbahnhof.«

Warum mußte ich bloß in jede Falle tappen, die mir Pelletier mit seinem seltsamen Sinn für Humor stellte?

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich damit, daß ich

Einzelheiten aus den Akten in meine Tabelle eintrug. Haar-, Augen- und Hautfarben. Größen. Religionen. Namen. Daten. Orte. Sternzeichen. Alles, was mir nur einfiel nahm ich in die Tabelle auf, die ich später nach etwaigen Übereinstimmungen durchforsten wollte. Vielleicht glaubte ich, daß sich gewisse Muster von selbst bilden würden, daß die Informationen aneinander andocken würden wie Neuropeptide an ihre Rezeptoren, vielleicht brauchte ich aber auch nur eine Aufgabe, mit der ich mich beschäftigen konnte, ein geistiges Puzzlespiel, mit dem ich mir vorgaukelte, daß ich mit der Lösung des Falles weiterkäme.

Um viertel nach vier rief ich wieder bei Ryan an. Obwohl er nicht an seinem Schreibtisch war, erinnerte sich die Frau von der Vermittlung, ihn irgendwo gesehen zu haben und willigte schließlich ein wenig widerstrebend ein, ihn für mich ausfindig zu machen. Während ich wartete, fiel mein Blick noch einmal auf die Akte des Kapuzineraffen. Weil ich nichts besseres zu tun hatte, nahm ich noch einmal die Photos aus ihrem Umschlag. Sie bestanden je zur Hälfte aus Polaroids und 13x18 Zentimeter großen Farbabzügen. Dann teilte mir die Frau von der Vermittlung genervt seufzend mit, daß sie Ryan in keinem der Büros erreicht habe und es jetzt noch in der Cafeteria probieren würde. Inzwischen sah ich mir die Polaroids an, die man offenbar gleich nach Ankunft des Kadavers in der Leichenhalle gemacht hatte. Sie zeigten eine Sporttasche aus violettem und schwarzem Nylon, einmal mit geschlossenem und dann mit geöffnetem Reißverschluß. Bei der offenen Version sah man ein Stoffbündel im Inneren der Tasche. Auf den nächsten Aufnahmen lag das Bündel auf dem Autopsietisch und wurde immer mehr aufgerollt.

Das letzte halbe Dutzend Polaroids zeigte die einzelnen Teile des Affenkörpers. Der mitphotographierte Maßstab machte mir klar, daß sie wirklich sehr klein waren und von der Größe her höchstens einem weit entwickelten Fötus oder einem neugeborenen Baby entsprachen. Die Verwesung war schon so weit fortgeschritten, daß das Fleisch eine schwärzliche Farbe angenommen hatte und glänzte, als wäre es mit ranziger Tapioka

eingeschmiert worden. Ich erkannte den Kopf, den Rumpf und manche der Gliedmaßen, aber es gab auch Teile, die ich anhand der schlechten, aus viel zu großer Entfernung gemachten Bilder nicht identifizieren konnte. Obwohl ich einige davon nach allen Seiten herumdrehte, konnte ich darauf kaum etwas erkennen.

Die Frau von der Vermittlung meldete sich mit entschlossener Stimme. Ryan war nirgends aufzutreiben. Ich müsse es morgen wieder versuchen. Sie erwartete wohl, daß ich mich mit ihr herumstreiten würde, aber den Gefallen tat ich ihr nicht, sondern bat sie, Ryan mitzuteilen, er solle mich so bald wie möglich anrufen. Dann legte ich auf.

Die Farbabzüge waren viel schärfer und zeigten mehr Einzelheiten als die Polaroids. Der Photograph, vermutlich Denis, hatte die einzelnen Teile des abgehäuteten und zerstückelten Affen anatomisch richtig angeordnet und ein Übersichtsbild sowie Detailaufnahmen von jedem einzelnen Stück gemacht.

Die Bilder erinnerten mich irgendwie an ein bratfertig zerlegtes Kaninchen, nur daß auf manchen von ihnen kleine Arme mit winzigen, aus vier Fingern und einem Daumen bestehenden Händen zu sehen waren.

Die letzten beiden Photos zeigten den Kopf des Affen, der ohne Haut und Fell nackt und verwundbar wie der eines Embryos in der Gebärmutter aussah. Der Schädel hatte etwa die Ausmaße einer großen Kiwi. Obwohl das flache Gesicht irgendwie anthropoid wirkte, mußte man keine Jane Goodall sein, um zu wissen, daß es sich nicht um das eines Menschenaffen handelte. Auf einem der Photos waren die vollständig erhaltenen Zähne zu sehen. Ich sah drei vordere Backenzähne in jedem Quadranten und schloß daraus, daß der Affe vom Busbahnhof ursprünglich aus Südamerika stammen mußte.

Es ist nichts weiter als eines von den toten Tieren, mit denen wir es hier immer wieder mal zu tun haben, sagte ich mir, während ich die Bilder zurück in ihren Umschlag steckte. Jäger werfen Bärentatzen weg, Teile von geschlachteten Schweinen und Ziegen werden im Straßengraben gefunden und ertränkte Hunde

und Katzen im Fluß. Der Grad an Abstumpfung, mit der wir Menschen mit unseren Mitgeschöpfen umgehen, erstaunt mich immer wieder. Ich werde mich wohl nie daran gewöhnen.

Warum aber fesselte dieser Fall nach wie vor meine Aufmerksamkeit? Ich nahm die Farbabzüge noch einmal zur Hand. Okay. Ein zerstückelter Affe. Was ist schon groß dabei? Viele tote Tiere werden zerlegt. Vielleicht hat irgendein Arschloch seine Freude daran gehabt, den armen Affen zu quälen und umzubringen. Möglicherweise ein Biologiestudent, der sauer wegen einer schlechten Note war?

Beim fünften Photo hielt ich plötzlich inne. Wieder einmal krampfte sich mein Magen zusammen. Ich starrte eine Weile auf das Photo, dann griff ich zum Telefon.

23

Es gibt nichts Verlasseneres als ein Hörsaalgebäude nach den letzten Vorlesungen. So in etwa stelle ich mir die Welt nach der Explosion einer Neutronenbombe vor. Das Licht brennt, Uhren zeigen die Zeit an, Computerbildschirme flackern, aber es sind keine Menschen mehr da. Niemand eilt zu einer Vorlesung oder tippt auf einer Tastatur. Es ist still wie in einer Gruft.

Ich saß auf einem Klappstuhl vor Parker Baileys Büro in der Université du Québec à Montréal, kurz UQAM. Nachdem ich das Institut verlassen hatte, war ich in meinem Fitness-Center gewesen, hatte Lebensmittel eingekauft und Vermicelli mit Muschelsoße aus der Tiefkühltruhe in der Pfanne erhitzt. Nicht schlecht für ein Schnellgericht. Sogar Birdie hatte begeistert seine Portion gegessen. Jetzt wartete ich ungeduldig darauf, daß Parker Bailey Zeit für mich hatte.

In der biologischen Fakultät war es so still wie in einem Pharaonengrab. Alle Türen des Korridors waren geschlossen, und ich hatte bereits sämtliche Studentenzeitungen sowie die Anschläge am schwarzen Brett gelesen, von den Ankündigungen spezieller Gastvorlesungen bis hin zu den Kleinanzeigen, in denen Schreibarbeiten und Nachhilfe angeboten wurden. Und zwar zweimal.

Zum tausendsten Mal sah ich auf die Uhr. Es war zwölf Minuten nach neun. Verdammt. Bailey müßte längst hier sein, denn sein Seminar war um neun Uhr zu Ende gegangen. Zumindest hatte mir das seine Sekretärin gesagt. Ich stand auf und ging auf und ab. Wer wartet, muß sich bewegen. Neun Uhr vierzehn. Verdammt.

Um halb zehn gab ich auf. Gerade als ich meine Handtasche nahm und gehen wollte, hörte ich, wie irgendwo außer Sichtweite

eine Tür geöffnet wurde. Einen Augenblick später kam ein Mann um die Ecke, der einen großen Stapel Hefte trug. Seine Jacke sah aus, als wäre sie Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Irland gestrickt worden. Ich schätzte ihn auf Anfang vierzig.

Der Mann sah mich und blieb stehen. Als ich mich vorstellen wollte, glitt eines der Hefte vom Stapel und fiel zu Boden. Wir beide bückten uns gleichzeitig, was aber keine so gute Idee war, denn nun rutschten ihm auch die restlichen Hefte aus der Hand und lagen verstreut wie Konfetti auf dem Boden des Korridors. Es dauerte einige Zeit, bis wir sie alle eingesammelt und wieder auf einen Stapel getan hatten. Dann schloß Parker Bailey sein Büro auf und legte die Hefte auf den Schreibtisch.

»Tut mir leid«, sagte er mit starkem Akzent auf französisch. »Das war –«

»Kein Problem«, antwortete ich auf englisch. »Ich habe Sie wohl erschreckt.«

»Ja. Nein. Ich hätte zweimal gehen sollen. Aber so was passiert mir ziemlich oft.«

Sein Englisch klang nicht amerikanisch.

»Sind das die Hefte Ihrer Studenten?«

»Ja. Ich habe gerade ethologische Methodologie unterrichtet.«

Baileys Gesicht wies alle Schattierungen eines Sonnenuntergangs über den Oyster Banks auf. Seine Stirn war blaßrosa, die Wangen waren himbeerrot, die Haare gelb wie eine Vanillewaffel und Schnurrbart und Wimpern bernsteinfarben. Er sah aus wie ein Mann, der rasch einen Sonnenbrand bekommt.

»Klingt interessant.«

»Ich wünschte, meine Studenten würden Ihre Auffassung teilen. Kann ich Ihnen irgendwie –«

»Mein Name ist Tempe Brennan«, sagte ich, während ich eine Visitenkarte aus meiner Handtasche kramte. »Ihre Sekretärin hat mir gesagt, daß ich sie nach dem Seminar sprechen könnte.«

Während er meine Karte betrachtete, erklärte ich ihm, weshalb ich hier war.

»Ja, ich erinnere mich. Der Verlust dieses Affen hat mich damals wirklich geärgert. Ich war, ehrlich gesagt, stinksauer.« Er hielt inne und fragte unvermittelt: »Aber wollen Sie sich nicht setzen?«

Ohne meine Antwort abzuwarten, nahm er eine Reihe von Dingen von einem mit grünem Vinyl bezogenen Stuhl und legte sie daneben auf den Boden. Im Vergleich mit seinem winzigen Büro war das meine ein wahres Footballstadion.

Jeder Quadratzentimeter freie Wand zwischen den Bücherregalen war mit Bildern von Tieren zugepflastert. Stichlinge, Perlhühner, Seidenäffchen, Warzenschweine. Sogar ein Bild von einem Erdferkel war dabei. Alle Stufen des Linnéschen Natursystems waren berücksichtigt worden. Parker Baileys Büro erinnerte mich an das eines Theaterimpresarios, der Bilder von berühmten Schauspielern wie Trophäen aufgehängt hat. Der einzige Unterschied bestand darin, daß die Photos hier nicht signiert waren.

Nachdem ich in dem eben freigemachten Besucherstuhl Platz genommen hatte, setzte Bailey sich hinter seinen Schreibtisch und legte die Füße auf eine offenstehende Schublade.

»Ja, ich war wirklich sauer«, wiederholte er und wechselte dann abrupt das Thema. »Und Sie sind Anthropologin?«

»Ja.«

»Haben Sie viel mit Menschenaffen zu tun?«

»Nein, jetzt nicht mehr. Ich arbeite an der anthropologischen Fakultät der University of North Carolina in Charlotte. Ab und zu gebe ich noch einen Kurs über das Verhalten von Menschenaffen, aber ansonsten habe ich mit diesem Gebiet nichts mehr zu tun. Dazu bin ich viel zu sehr in meiner gerichtsmedizinischen Arbeit eingespannt.«

»Ach ja, hier steht's ja«, meinte er mit einem Blick auf meine Karte. »Und was haben Sie früher mit Affen zu tun gehabt?«

Ich fragte mich, wer hier von wem etwas wissen wollte. »Ich interessierte mich für Osteoporose, besonders dafür, ob soziale

Umstände Auswirkungen auf den Krankheitsverlauf haben. Wir arbeiteten mit Versuchstieren, hauptsächlich Rhesusaffen, die wir in Gruppen sozialem Streß aussetzten und an denen wir dann den Knochenschwund maßen.«

»Haben Sie jemals mit Wildtieren gearbeitet?«

»Nur mit Inselkolonien.«

»Tatsächlich?« Die bernsteinfarbenen Augenbrauen hoben sich interessiert.

»Auf Cayo Santiago in Puerto Rico. Und dann habe ich mehrere Jahre an einer Forschungsstation auf Morgen Island vor der Küste von South Carolina gelehrt.«

»Waren dort Rhesusaffen?«

»Ja, Dr. Bailey, aber ich bin eigentlich hier, um etwas über den Affen zu erfahren, der aus Ihrem Labor verschwunden ist.«

Bailey ignorierte meinen nicht allzu eleganten Übergang. »Wie sind Sie denn von Affen auf Leichen gekommen?«

»Über die Skelette. Affen haben ähnliche Knochen wie Menschen.«

»Stimmt, das haben sie.«

»Nun, wie war das mit dem Affen?«

»Dazu kann ich Ihnen nicht allzu viel sagen.« Er rieb seine Turnschuhe aneinander, beugte sich vor und wischte sich irgendetwas von seinem Hosenbein. »Eines Morgens war der Käfig einfach leer. Wir dachten, daß vielleicht jemand den Riegel nicht richtig eingehakt hat und daß Alsa – so hieß der Affe – deshalb die Tür aufmachen konnte. Diese Tiere sind blitzgescheit und verfügen mit ihren kleinen Händchen über eine phänomenale Fingerfertigkeit. Nun, jedenfalls suchten wir das ganze Gebäude nach Alsa ab und verständigten schließlich die Campuspolizei. Wir taten alles, was man in einem solchen Fall tun kann, aber Alsa blieb verschwunden, bis ich eines Tages den Artikel in der Zeitung las. Der Rest dürfte Ihnen bekannt sein.«

»Was für Experimente haben Sie mit Alsa durchgeführt?«

»Eigentlich gehörte sie nicht zu meinen Projekten. Eine meiner Studentinnen arbeitete mit ihr. Meine Forschungen befassen sich mit dem Kommunikationssystem der Tiere unter besonderer, aber nicht ausschließlicher Berücksichtigung der Pheromone und anderer olfaktorischer Signalstoffe.«

An der veränderten Tonlage und der Verwendung von Fachjargon erkannte ich, daß er diese Zusammenfassung schon etliche Male zuvor an den Mann oder die Frau gebracht hatte. Vermutlich war es seine übliche Standardformulierung, wenn er sich und seine Arbeit vorstellte. Solche Formulierungen richten sich alle nach dem M.e.m.e.-Prinzip: Möglichst einfach, möglichst eindrucksvoll. Sie werden bei Cocktailparties, Treffen mit Sponsoren und anderen gesellschaftlichen Ereignissen gerne verwendet. Wir alle haben eine solche Formulierung, und er hatte mich gerade mit seiner bekannt gemacht.

»Was war das für ein Projekt?« bremste ich seine Selbstdarstellung. Er hatte sich jetzt schon genügend in Szene gesetzt.

Bailey lächelte trocken und schüttelte den Kopf. »Es ging darum, inwieweit amerikanische Affen fähig sind, eine Sprache zu erlernen. Daher hat Alsa auch ihren Namen: *L'Apprentissage de La Langue du Singe Americain*. Kurz ALSA. Marie-Lise wollte Quebecs Antwort auf Penny Patterson werden, und aus Alsa hätte sie gerne die KoKo unter den südamerikanischen Affen gemacht.« Bailey fuchtelte mit einem Kugelschreiber in der Luft herum, schnaubte verächtlich und ließ den Arm wieder sinken und mit einem satten Geräusch auf den Schreibtisch fallen. Ich sah ihm ins Gesicht. Es sah entweder müde oder entmutigt aus. Was von beiden wirklich der Fall war, konnte ich nicht sagen.

»Wer ist Marie-Lise?«

»Die Studentin.«

»Und hatte sie Erfolg mit ihrer Arbeit?«

»Das kann niemand sagen, denn dazu hatte sie viel zu wenig Zeit. Das Projekt war noch keine fünf Monate alt, als der Affe verschwand.« Wieder ein trockenes Lächeln. »Und Marie-Lise tat

es ihm bald darauf nach.«

»Hat sie ihr Studium abgebrochen?«

Er nickte.

»Wissen Sie, weshalb?«

Bailey dachte lange nach, bevor er mir antwortete. »Marie-Lise war eine gute Studentin. Ich bin mir ziemlich sicher, daß sie einen guten Abschluß gemacht hätte. Das Studium hat ihr großen Spaß gemacht. Nach Alsas Tod war sie am Boden zerstört, aber ich glaube nicht, daß das der Auslöser war.«

»Was war es dann?«

Bailey kritzelte kleine Dreiecke auf eines der Hefte. Ich ließ ihm Zeit.

»Sie hatte einen Freund, der nicht damit einverstanden war, daß sie studierte. Er hat sie ziemlich unter Druck gesetzt. Marie-Lise hat nur ein oder zweimal mit mir darüber gesprochen, aber ich glaube, daß sie sehr darunter gelitten hat. Ich habe diesen Freund ein paarmal auf Studentenfesten getroffen und fand ihn ziemlich unheimlich.«

»Inwiefern?«

»Naja, ich weiß nicht recht… er war irgendwie asozial. Zynisch. Streitsüchtig. Grob. Als hätte er nie die einfachsten Umgangsformen gelernt. Irgendwie erinnerte er mich immer an den Harlow-Affen. Wissen Sie, was ich meine? Er kam mir vor, als wäre er völlig isoliert aufgewachsen und hätte nie gelernt, wie man mit anderen Menschen umgehen muß. Ganz gleich, was man zu diesem Burschen gesagt hat, er verdrehte bloß die Augen und grinste blöd. Meine Güte, wie ich das gehaßt habe.«

»Hatten Sie ihn jemals im Verdacht, daß er Alsa getötet haben könnte, um Marie-Lises Arbeit zu sabotieren und sie so zum Abbruch ihres Studiums zu zwingen?«

Sein Schweigen sagte mir, daß er daran gedacht hatte. »Er war angeblich in Toronto, als der Affe verschwand«, sagte er schließlich.

»Konnte er das beweisen?«

»Marie-Lise glaubte ihm, und wir haben die Angelegenheit nicht weiter verfolgt. Sie war einfach zu bestürzt, und was hätte es auch gebracht? Alsa machte es auch nicht wieder lebendig.«

Ich wußte nicht recht, wie ich meine nächste Frage formulieren sollte. »Haben Sie jemals Marie-Lises Aufzeichnungen des Projekts gelesen?«

Bailey hörte mit dem Gekritzel auf und sah mich scharf an. »Wie meinen Sie das?«

»Ist es möglich, daß sie etwas vertuschen wollte? Daß es einen Grund für sie gab, das Projekt sterben zu lassen?«

»Nein, überhaupt nicht.« Seine Stimme war voller Überzeugung, seine Augen weniger.

»Haben Sie noch Verbindung mit ihr?« ,

»Nein.«

»Ist das normal?«

»Bei manchen Studenten ja, bei anderen nicht.« Neue Dreiecke erschienen auf dem Heft.

Ich schlug eine andere Richtung ein. »Wer hatte sonst noch Zugang zu dem… ist es ein Labor oder was?«

»Es ist ein kleines Labor. Wir halten hier auf dem Campus nur wenige Tiere, weil uns ganz einfach der Platz dazu fehlt. Jede Spezies muß in einem eigenen Raum gehalten werden.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Außerdem hat das CCAC strenge Bestimmungen dafür erlassen, wieviel Raum ein einzelnes Tier haben muß, welche Temperatur im Käfig herrschen muß, wie seine Nahrung beschaffen sein soll und so weiter und so fort.«

»Was ist das CCAC?«

»Das Canadian Council of Animal Care, eine Organisation, die einen Leitfaden für das Halten und die Behandlung von Versuchstieren herausgegeben hat. An dem orientierten wir uns ebenso wie alle anderen Wissenschaftler, Züchter und Tierhändler. In den Bestimmungen werden übrigens auch alle

Belange geregelt, die mit der Gesundheit der Menschen zu tun haben, die mit diesen Versuchstieren arbeiten.«

»Gibt es auch Sicherheitsbestimmungen?«

»Natürlich. Sehr strenge sogar.«

»Und wie sehen die in Ihrem Fall aus?«

»Ich arbeite momentan mit Stichlingen. Das sind Fische.«

Er drehte seinen Stuhl und deutete mit dem Kugelschreiber auf ein Photo an seiner Wand.

»Bei denen sind die Bestimmungen ziemlich lax, ebenso wie bei den Ratten, mit denen einige meiner Kollegen arbeiten. Bei Fischen oder Nagetieren legen sich die Tierschützer nicht so ins Zeug.«

Sein Lächeln war jetzt so trocken wie der Sand in der Sahara.

»Bei Alsa waren die Sicherheitsbestimmungen ziemlich einfach zu erfüllen, denn sie war der einzige Affe auf dem Campus. Sie hatte ihr eigenes kleines Zimmer, das wir immer abschlossen, ebenso wie ihren Käfig und die Eingangstür zu den Laborräumen.«

Er hielt inne.

»Ich habe schon oft darüber nachgedacht, aber ich weiß nicht mehr, wer am Abend vor Alsas Verschwinden zuletzt im Labor war. Ich weiß nur, daß ich keine Abendvorlesung hatte und so vermutlich früher nach Hause gegangen bin. Wahrscheinlich hat einer der Studenten abgeschlossen, denn die Sekretärin macht das nur, wenn ich sie ausdrücklich darum bitte.«

Wieder machte er eine Pause.

»Ich schätze, daß es auch für einen Fremden nicht allzu schwierig gewesen wäre, ins Labor zu gelangen, denn gelegentlich bleiben die Türen offen. Manche Studenten sind nun mal weniger zuverlässig als andere.«

»Und was ist mit dem Käfig?«

»Der Käfig dürfte kein allzu großes Problem gewesen sein. Er war mit einem einfachen Vorhängeschloß abgesperrt, das

übrigens nie wieder aufgetaucht ist. Ich schätze, daß man es mit wenig Aufwand geknackt hat.«

Meine nächste Frage verlangte ein wenig Fingerspitzengefühl. »Hat man eigentlich jemals die fehlenden Teile gefunden?«

»Was für Teile.«

»Nun ja, Alsa wurde schließlich…« Jetzt war es an mir, mich möglichst einfach auszudrücken. »… zerstückelt. Manche Körperteile waren nicht in der Sporttasche, in der man das tote Tier gefunden hat. Ich frage mich, ob sie vielleicht hier aufgetaucht sind.«

»Was fehlte denn überhaupt?« Baileys rosafarbenes Gesicht sah mich fragend an.

»Ihre rechte Hand, zum Beispiel. Sie wurde direkt am Handgelenk abgetrennt.«

Es gab keinen Grund, ihm zu erzählen, daß mehrere Frauen auf dieselbe Weise verstümmelt worden waren und daß ich nur deshalb hier war.

Dr. Bailey schwieg eine Weile. Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und starrte an die Decke. Seine Wangen waren jetzt mehr rhabarber- als himbeerfarben. In dem Regal hinter ihm gab ein kleiner Radiowecker ein leises, summendes Geräusch von sich.

Nach einer kleinen Ewigkeit brach ich das Schweigen.

»Wie beurteilen Sie die ganze Sache eigentlich im nachhinein? Was, glauben Sie, ist wirklich passiert?«

Bailey antwortete mir nicht sofort. Als ich schon dachte, er würde mein Frage einfach ignorieren, sagte er doch noch: »Ich glaube, daß es einer von diesen Mutanten aus der Gosse war, von denen es in der Nähe der Universität leider viel zu viele gibt.«

Zunächst glaubte ich, daß das seine abschließenden Worte waren, denn er saß ganz ruhig da und atmete tief. Dann fügte er im Flüsterton etwas an, das ich nicht auf Anhieb verstand.

»Wie bitte?« fragte ich.

»Marie-Lise hatte etwas Besseres verdient.«

Das war eine etwas seltsame Bemerkung, fand ich, enthielt mich aber jeglichen Kommentars. Die Hauptleidtragende war schließlich Alsa gewesen. Auf einmal schrillte ohne Vorwarnung draußen auf dem Gang eine Glocke. Ich sah auf die Uhr. Es war genau zehn.

Nachdem ich Dr. Bailey eine belanglose Antwort auf seine Frage nach meinem Interesse für einen seit vier Jahren toten Affen gegeben hatte, bat ich ihn, mich anzurufen, falls ihm noch etwas zu der Sache einfiele. Dann dankte ich ihm für seine Geduld, verabschiedete mich und ging. Ais ich sein Büro verließ, starrte er wieder an die Decke, und ich vermutete, daß er in Gedanken wieder irgendwo in der Vergangenheit war.

Weil ich mit der Main noch immer nicht vertraut war, hatte ich meinen Wagen an derselben Stelle wie neulich geparkt. Keine Experimente, sage ich mir immer. Das letzte Mal war ich auf meiner großen Gabby-Suchexpedition hier gewesen. Obwohl erst zwei Tage vergangen waren, kam es mir wie eine halbe Ewigkeit vor.

Jetzt war es merklich kühler als damals, und es regnete immer noch ganz leicht. Als ich die Universität verließ, zog ich den Reißverschluß meiner Jacke zu und machte mich auf den Weg zu meinem Wagen. Ich ging auf der Rue St. Denis an einer ganzen Reihe von schicken Boutiquen und Bistros entlang nach Norden. Obwohl die beiden Straßen nur ein paar Blocks voneinander entfernt liegen, trennen Welten die Rue St. Denis vom Boulevard St. Laurent. Erstere wird eher von jüngeren Leuten mit viel Geld frequentiert, die hier Ausschau nach einem Kleid, silbernen Ohrringen, einem Partner fürs Leben oder einer Affäre für eine Nacht halten. Die Rue St. Denis ist eine Straße der Träume, wie es sie wohl in jeder größeren Stadt gibt. Montreal hat sogar zwei dieser Straßen: Die Crescent Street für die englischsprachigen und die Rue St. Denis für die französischsprachigen Einwohner.

Als ich an der Rue de Maisonneuve an der Fußgängerampel

stand, sah ich rechts von mir den Busbahnhof, hinter dem man die sterblichen Überreste des Affen Alsa gefunden hatte. Wer immer das Tier getötet hatte, er hatte sich nicht weit von der Universität seines Kadavers entledigt. Vermutlich hatte Bailey recht mit seiner Annahme, daß jemand aus der Umgebung den Affen auf dem Gewissen hatte.

Ich beobachtete ein junges Paar, das aus der U-Bahn kam. Die beiden rannten ganz nah aneinandergedrängt durch den Regen.

Es könnte natürlich auch ein Pendler getan haben, dachte ich. Genau, Brennan, der Typ klaut sich einen Affen, nimmt ihn in der U-Bahn mit nach Hause, tötet und zerlegt ihn und bringt ihn dann in der Metro wieder zurück zum Busbahnhof. Tolle Idee.

Als die Ampel grün zeigte, überquerte ich die Rue St. Denis und folgte dem Boulevard de Maisonneuve nach Westen. Noch immer dachte ich über mein Gespräch mit Dr. Bailey nach. Irgendetwas an dem Professor hatte mich beunruhigt. Aber was? War es, daß er zuviel Gefühl für seine Studentin gezeigt hatte und zu wenig für den Affen? Warum war er so – ja, was eigentlich? – negativ dem Alsa-Projekt gegenüber eingestellt gewesen? Warum hatte er nicht gewußt, daß die Hand des Affen gefehlt hatte? Pelletier hatte mir doch erzählt, daß Bailey den Kadaver gesehen hatte. Da hätte er doch bemerken müssen, daß eine Hand fehlte, oder nicht? Außerdem hatte man ihm die Überreste ausgehändigt, und er hatte sie mitgenommen.

»Mist«, sagte ich laut und schlug mir mit der Hand auf die Stirn.

Ein Mann in einer Latzhose drehte sich erstaunt nach mir um. Er trug weder Hemd noch Schuhe und hielt in beiden Händen eine Papiertüte, deren abgerissene Handgriffe in merkwürdigen Winkeln abstanden. Ich lächelte ihm beruhigend zu, woraufhin er weiterschlurfte und den Kopf über den Zustand der Menschheit und des Universums schüttelte.

Du bist ja schon so schusselig wie Columbo, schimpfte ich mich selbst. Du hast Bailey nicht einmal gefragt, was er mit dem toten Affen gemacht hat. Spitzenmäßig, wirklich!

Nachdem ich mich dergestalt ausgescholten hatte, schlug ich mir als eine Art Wiedergutmachung den Kauf eines Hotdogs vor.

Weil ich wußte, daß ich ohnehin nicht würde schlafen können, willigte ich ein. So konnte ich meine Schlaflosigkeit wenigstens auf das Essen schieben. Also ging ich in eine *Chien-Chaud*-Bude an der Rue St. Dominique und bestellte einen Hotdog mit allem, Pommes und eine Cola Light. »Cola gibt's nicht, nur Pepsi«, sagte der Mann hinter der Theke, der mich mit seinem dichten, schwarzen Haar und seinem breiten Akzent an John Belushi erinnerte. Manchmal kommt es mir so vor, als würde die Wirklichkeit das Kino imitieren.

Zum Essen setzte ich mich in eine Nische mit rot-weißen Plastikmöbeln, in der ein paar verblichene Plakate von Griechenland hingen. Genau da wäre ich jetzt gerne, dachte ich, während ich den blauen Himmel und die weißen Häuser von Paros, Santorin und Mykonos betrachtete. Das wäre genau das richtige für mich. Draußen fuhren immer mehr Autos vor und parkten auf dem nassen Gehsteig. Die Main kam langsam in die Gänge.

Ein Mann betrat das Lokal und verwickelte Belushi in eine laute Unterhaltung in einer Sprache, von der ich annahm, daß sie Griechisch war. Seine Kleidung war feucht vom Regen und roch nach Rauch und Fett und einem Gewürz, das ich nicht kannte. In seinen dunklen Haaren glänzten die Regentropfen. Als ich zu ihm hinübersah, lächelte er mich an, hob eine seiner buschigen Augenbrauen und fuhr sich langsam mit der Zunge über die Oberlippe. Er hätte mir ebensogut seine Hämorrhoiden zeigen können. Als Antwort auf seine Unverschämtheit zeigte ich ihm den Stinkefinger und schaute demonstrativ aus dem Fenster.

Durch die regennasse Scheibe konnte ich ein paar Geschäfte auf der gegenüberliegenden Straßenseite sehen, die jetzt, am Abend vor dem Feiertag, geschlossen waren. Eines davon hieß *La Cordonnerie La Fleur*. Wie kam ein Schuster nur auf den Gedanken, sein Geschäft »Die Blume« zu nennen?

Daneben befand sich *La Boulangerie Nan*. War das nun der

Name des Bäckers, oder stellte der Laden hauptsächlich indische Nan-Fladen her? Im Schaufenster konnte ich nur leere Regale erkennen. Durften Bäcker eigentlich am Nationalfeiertag arbeiten?

La Boucherie St. Dominique hatte das Schaufenster mit den Sonderangeboten der Woche vollgepflastert. *Lapin frais. Boeuf. Agneau. Poulet. Saucisse.* Frisches Kaninchen, Rindfleisch, Lamm, Hühnchen, Würste, Affe.

Das war's. Schluß jetzt. Höchste Zeit, das Lokal zu verlassen. Ich knüllte die Papierserviette zusammen und warf sie auf die Pappschale, in der mein Hotdog gewesen war. Für so was fällen wir ganze Wälder. Zusammen mit der Pepsidose warf ich das Zeug in den Abfalleimer und ging.

Mein Auto war noch immer dort, wo ich es abgestellt hatte. Ich stieg ein und fuhr los.

Während der Fahrt dachte ich wieder an die Morde. Mit jedem Klacken der Scheibenwischer sah ich neue Bilder vor mir. Alsas verstümmelten Arm. Klack. Morisette-Champoux' Hand, die auf dem Küchenboden lag. Klack. Chantale Trottiers Sehnen. Klack. Armknochen, die am unteren Ende sauber durchgesägt waren. Klack.

War es eigentlich bei allen dieselbe Hand, die abgeschnitten worden war? Ich konnte mich nicht richtig daran erinnern und nahm mir vor, es so bald wie möglich zu überprüfen. Bei den menschlichen Opfern hatte keine der abgeschnittenen Hände gefehlt. War das Zufall? Hatte Claudel am Ende recht, und es gab gar keine Verbindung zwischen den Morden? Litt ich langsam unter Wahnvorstellungen? Vielleicht war Alsas Mörder ein Sammler von Tierpfoten. Oder ein durchgeknallter Fan von Edgar Allan Poe. Klack. Und wieso ein er? Warum keine sie?

Als ich den Wagen um viertel nach elf in die Garage fuhr, fühlte ich mich bis ins Mark hinein erschöpft. Kein Wunder, denn schließlich war ich seit achtzehn Stunden auf den Beinen gewesen. Heute nacht würde mich nicht einmal ein Hotdog am Schlafen hindern.

Birdie hatte nicht auf mich gewartet, sondern lag, wie immer, wenn er alleine war, zusammengerollt in dem kleinen, hölzernen Schaukelstuhl neben dem Kamin. Als er mich hörte, blickte er auf und blinzelte mich mit seinen runden, gelben Augen an.

»Hallo Bird, wie war denn dein Katzentag heute?« schnurrte ich und kraulte ihn unter dem Kinn. »Machst du dir eigentlich auch manchmal so blöde Gedanken wie ich?«

Birdie schloß die Augen und streckte seinen Hals. Ich wußte nicht, ob er das tat, um meinen Liebkosungen zu entgehen oder um sie noch mehr zu genießen. Als ich meine Hand zurückzog, gähnte er herzhaft, legte den Kopf wieder auf die Pfoten zurück und sah mich mit halb gesenkten Augenlidern an. Ich ging ins Schlafzimmer und wußte, daß er mir irgendwann in der Nacht dorthin folgen würde. Ich löste die Spangen aus meinem Haar, schälte mich aus den Kleidern und ließ mich ins Bett fallen.

Es dauerte nicht lange, bis ich in tiefen und traumlosen Schlaf gesunken war. Weder Gespenster noch quälende Gedanken suchten mich heim. Irgendwann einmal spürte ich etwas Warmes und Schweres auf meinen Beinen und wußte, daß Birdie ins Bett gekommen war. Gleich darauf glitt ich wieder hinüber in die schwarze Leere des Schlafs.

Dann wachte ich auf einmal mit klopfendem Herzen und weit offenen Augen auf. Ich hatte schreckliche Angst und wußte nicht weshalb. Der Übergang war so abrupt, daß ich mich erst einmal orientieren mußte.

Im Zimmer war es stockdunkel, nur die Leuchtziffern des Radioweckers sagten mir, daß es ein Uhr siebenundzwanzig war. Birdie war verschwunden. Ich lag mit angehaltenem Atem in der Finsternis und lauschte in die Stille. Warum signalisierte mir mein Körper auf einmal höchste Alarmstufe? Hatte ich etwas gehört? Aber was? Hatte Birdie etwas bemerkt und war aus dem Bett gesprungen? Wo war er? Sonst schlich er doch auch nicht nachts in der Wohnung herum.

Ich versuchte, mich zu entspannen und lauschte noch angestrengter, aber das einzige Geräusch, das ich hörte, war mein

eigener Herzschlag. In der Wohnung war es unheimlich still.

Und dann hörte ich es. Es war ein leises Klicken, gefolgt von einem nicht viel lauteren metallischen Klacken. Ich lag da wie gelähmt und wagte nicht zu atmen. Ich zählte bis zehn, bis fünfzehn, bis zwanzig. Eine der Leuchtzahlen auf dem Radiowecker sprang um. Gerade dachte ich, ich hätte mir das Geräusch bloß eingebildet, als ich es wieder hörte. Klick. Klack. Ich preßte die Backenzähne wie einen Schraubstock aufeinander und ballte die Hände zu Fäusten.

War jemand in meiner Wohnung? Im Lauf der Zeit waren mir die normalen nächtlichen Geräusche hier vertraut geworden. Dieses Klicken und Klacken war etwas anderes. Es war ein akustischer Eindringling. Es gehörte nicht hierher.

So leise wie möglich schlug ich die Decke zur Seite und schlüpfte aus meinem Bett. Ich war froh, daß ich meine Kleider einfach vor dem Bett auf den Boden hatte fallen lassen, denn nun fand ich rasch meine Jeans und mein T-Shirt und konnte sie mir überziehen, bevor ich auf Zehenspitzen zur Tür schlich.

Dort blieb ich kurz stehen und suchte nach irgendeiner Waffe, aber ich fand keine. Der Mond verbarg sich hinter den Wolken, aber das Licht einer Straßenlaterne drang durch das Fenster des zweiten Schlafzimmers herein und tauchte den Gang in ein schwaches Dämmerlicht. Ich tastete mich an den Badezimmern vorbei in Richtung auf die Tür zum Innenhof. Alle paar Schritte blieb ich stehen und lauschte mit angehaltenem Atem und weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit. Als ich an der Küchentür war, hörte ich es wieder. Klick. Klack. Es kam aus der Nähe der Glastür, die nach draußen führt.

Ich ging nach rechts in die Küche und schaute durchs Fenster hinaus auf die Terrasse. Dort bewegte sich nichts. Ich verfluchte meine Abneigung gegen Schußwaffen und suchte in der Küche nach etwas, womit ich mich gegebenenfalls verteidigen könnte. Groß war die Auswahl nicht. So leise wie möglich tastete ich an der Wand entlang nach dem Messerhalter. Als ich ihn gefunden hatte, nahm ich ein großes Brotmesser heraus. Ich schloß die

Finger um den Griff und ließ den Arm sinken.

Ganz langsam, auf Zehenspitzen, schlich ich barfuß bis zu dem Punkt, von dem aus ich ins Wohnzimmer spähen konnte. Es war ebenso dunkel wie mein Schlafzimmer und die Küche.

Nach einer Weile entdeckte ich Birdie, der direkt vor der Glastür hockte und etwas draußen im Garten betrachtete. Dabei wedelte er in nervösen, kleinen Bögen mit dem Schwanz. Sein Körper war bis zum Äußersten angespannt.

Ein weiteres Klicken und Klacken gefror mir das Blut in meinen Adern. Jetzt hörte ich deutlich, daß die Geräusche von draußen kamen. Birdie brachte die Ohren in die Horizontale.

Mit fünf zittrigen Schritten war ich neben Birdie. Unwillkürlich griff ich nach unten und streichelte ihm über den Kopf. Der Kater zuckte bei der unerwarteten Berührung zusammen und rannte so ungestüm aus dem Zimmer, daß er mit seinen Krallen kleine Furchen in den Teppichboden riß. Im Halbdunkel sahen sie wie kurze, schwarze Kommas aus. Dabei gab er ein lautes Miauen von sich, das fast wie ein Schrei klang.

Seine Flucht kostete mich den letzten Nerv, und ich stand einen Augenblick so starr da wie eine Statue auf den Osterinseln.

Mach dasselbe wie die Katze! schrie meine Angst mir zu. Nichts wie weg hier!

Ich machte einen Schritt rückwärts. Klick. Klack. Ich blieb stehen und krallte meine Hand um das Messer wie eine Ertrinkende um einen Rettungsring. Stille. Dunkelheit. Da-dum, Da-dum, Da-dum. Ich lauschte meinem Herzschlag und suchte in meinem Gehirn nach einem Sektor, der vielleicht noch zu einem logischen Gedanken fähig war.

Wenn jemand in der Wohnung ist, sagte ich mir, dann ist er hinter dir. Dein Fluchtweg ist also nach vorn, nicht nach hinten. Aber wenn jemand draußen im Garten ist, dann darfst du ihn nicht hereinlassen.

Da-dum. Da-dum.

Das Geräusch ist draußen, sagte ich mir. Was Birdie gehört

hat, war draußen.

Da-dum. Da-dum.

Dann schau nach. Preß dich ganz dicht an die Wand neben den Glastüren und bewege die Vorhänge so weit, daß du hinaussehen kannst.

Das klang ziemlich einleuchtend.

Bewaffnet mit meinem treuen Brotmesser hob ich einen meiner Füße vom Teppich und machte einen Schritt hinüber zur Wand. Dort holte ich tief Luft und schob die Vorhänge ein paar Zentimeter auseinander. Nur mit Mühe konnte ich die dunklen Formen im Garten auseinanderhalten. Den Baum, die Bank, die Büsche. Nichts bewegte sich außer ein paar vom Wind geschüttelten Zweigen. Ich blieb eine ganze Weile am Fenster stehen, aber nichts veränderte sich draußen. Dann schlich ich ein paar Schritte weiter und drückte den Griff, der die Glastüren öffnete. Er war fest verriegelt.

Mit erhobenem Messer tastete ich mich verteidigungsbereit an der Wand entlang zur Wohnungstür, wo sich die Alarmanlage befand. Das Lämpchen leuchtete rot und zeigte damit an, daß an Türen und Fenstern nicht manipuliert worden war. Einem Impuls folgend drückte ich den Testknopf der Anlage.

Obwohl ich auf das Summen vorbereitet war, zuckte ich zusammen und hob den Arm mit dem Messer noch höher.

Du Idiotin! sagte der noch funktionierende Teil meines Gehirns. Dieser Ton sagt dir doch nur, daß die Alarmanlage funktioniert und daß nicht eingebrochen worden ist! Kein Fenster und keine Tür wurden geöffnet! Es kann also niemand in der Wohnung sein.

Dann ist er da draußen, sagte ich mir, noch immer zitternd.

Kann sein, sagte mein Gehirn, aber das ist nicht so schlimm. Mach Licht an, zeig ihm, daß jemand in der Wohnung ist, dann wird sich jeder Einbrecher, der auch nur ein Fünkchen Verstand hat, aus dem Staub machen.

Ich versuchte zu schlucken, aber mein Mund war zu trocken.

Mit dem Mut der Verzweiflung knipste ich das Licht im Gang und danach alle Lichter in den Schlafzimmern an. Nirgendwo war ein Eindringling zu entdecken. Als ich mich, das Messer noch immer in der Hand, auf der Bettkante niederließ, hörte ich das gedämpfte Klicken und Klacken wieder. Ich zuckte so stark zusammen, daß ich mich um ein Haar mit dem Messer verletzt hätte.

Ermutigt durch die Helligkeit und durch das Wissen, daß niemand in meiner Wohnung war, ging ich wieder zu der doppelten Glastür, die hinaus in meinen Garten führt, nur diesmal tat ich es so rasch ich konnte. Im Wohnzimmer brannte noch kein Licht, und so konnte mich von draußen niemand sehen, als ich an den Vorhang trat und mutiger als zuvor hinausblickte.

Draußen sah alles noch genauso aus wie vorher. Ich sah nichts als die mir einigermaßen vertrauten Umrisse der Büsche und Bäume, von denen einige sich im Wind bewegten. Klick, Klack. Ohne es zu wollen, zuckte ich zusammen, aber dann dachte ich nach. Das Geräusch kam von weiter hinten, aus dem Teil des Gartens, der nicht direkt vor der Tür lag.

Ich tastete mich an der Wand entlang zum Schalter für die Gartenbeleuchtung und knipste sie an. Jetzt war nicht die Zeit, sich Gedanken wegen der Nachbarn zu machen. Dann ging ich wieder an den Vorhangspalt und spähte hinaus. Das Licht war nicht besonders stark, aber es beleuchtete den Garten dennoch ziemlich gut.

Der Regen hatte aufgehört, aber dafür ging ein frischer Wind, der blassen Dunst durch den Lichtkreis der Lampe wehte. Ich blieb stehen und lauschte eine Weile in die Nacht hinaus. Nichts. Dann suchte ich mit Blicken alles in meinem Gesichtskreis ab. Nichts. Das machte mich wagemutig. Ich schaltete die Alarmanlage aus, öffnete einen Flügel der Glastür und streckte den Kopf hinaus. An der Hauswand links von mir stand ein schwarzer Johannisbeerstrauch, der seinem Namen alle Ehre machte. Auch bei näherem Hinsehen konnte ich an seinen Umrissen nichts Ungewöhnliches erkennen. Nur eine etwas

stärkere Windbö bewegte seine Zweige. Klick. Klack. Wieder das Geräusch, wieder die Angst.

Das Tor. Das Geräusch kam vom Gartentor. Ich drehte meinen Kopf und sah gerade noch, wie es sich im Wind ein klein wenig bewegte. Irgendwie schien der Riegel nicht richtig eingerastet zu sein. Klick. Klack.

Als ich quer durch den Garten zu dem Tor ging, war ich von meiner Angst peinlich berührt. Warum hatte ich dieses Geräusch nicht schon früher gehört? Und dann zuckte ich abermals zusammen. Das Vorhängeschloß, das normalerweise verhinderte, daß das Tor am Riegel Spiel hatte, war nicht mehr da. Winston mußte wohl vergessen haben, es nach dem letzten Rasenmähen wieder hinzuhängen.

Ich drückte das Tor fest ins Schloß und machte mich auf den Rückweg zu meiner Wohnung. Da erst hörte ich das andere, sehr viel leisere Geräusch. Es kam aus meinem Kräutergarten. Und dann entdeckte ich etwas, das ich dort noch nie zuvor gesehen hatte. Es sah aus wie ein Kürbis, den jemand auf eine aus dem Boden ragende Stange gesteckt hatte. Das leise Geräusch stammte von der Plastikfolie, die darübergestülpt war und im Wind flatterte.

Auf einmal kam mir ein grauenhafter Gedanke. Ohne zu wissen warum, spürte ich sofort, was sich unter dem Plastik befand. Mit zitternden Beinen ging ich hinüber und zog den Müllsack weg.

Was ich sah, drehte mir den Magen um. Ich mußte mich zur Seite drehen und mich übergeben. Danach wischte ich mir mit den Händen über den Mund, rannte ins Haus, verriegelte die Tür und schaltete die Alarmanlage wieder ein.

Mit flatternden Fingern suchte ich eine Telephonnummer heraus und gab mir große Mühe, die richtigen Zahlen zu drücken. Beim vierten Klingeln wurde abgehoben.

»Bitte, kommen Sie zu mir. So schnell wie möglich.«

»Brennan?« Die Stimme klang verschlafen. »Was ist denn –«

»Jetzt gleich, Ryan! Sofort!«

24

Drei Kannen Tee später saß ich zusammengesunken auf Birdies Schaukelstuhl und sah Ryan beim Telefonieren zu. Es war sein drittes Gespräch, ganz offensichtlich ein privates, in dem er jemandem mitteilte, daß er noch eine Weile weg sein werde. Aus seiner Reaktion schloß ich, daß diese Nachricht die Person am anderen Ende der Leitung nicht gerade glücklich machte. Böse Geschichte.

Manchmal zahlt es sich aus, wenn man hysterisch ist. Nach meinem panischen Anruf hatte es keine zwanzig Minuten gedauert, bis Ryan bei mir gewesen war. Er hatte die Wohnung und den Garten abgesucht und dann die CUM angerufen, damit diese einen Streifenwagen zur Bewachung des Gebäudes schickte. Dann hatte er den Sack mit seinem grausigen Inhalt in einen größeren Sack gesteckt, den er versiegelt und in eine Ecke meines Eßzimmer gestellt hatte. Auf der Rückfahrt würde er ihn in der Leichenhalle abliefern. Das Team der Spurensicherung hatte er für den nächsten Morgen bestellt. Jetzt, nachdem er alles organisiert hatte, saßen wir im Wohnzimmer. Ich kauerte im Schaukelstuhl und trank Tee, während Ryan hin und her tigerte und ständig auf mich einredete.

Ich weiß nicht, was auf mich beruhigender wirkte, Ryans Anwesenheit oder der Tee. Je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger glaube ich, daß Letzteres der Fall war. Denn eigentlich wollte ich etwas stärkeres zu Trinken haben als Tee. Allerdings beschreibt das Wort »wollen« diesen Zustand bei weitem nicht hinlänglich. »Danach gieren« käme dem wahren Sachverhalt schon näher. Und außerdem wollte ich nicht etwas, sondern *viel*. Eine ganze Flasche, die ich ganz allein austrinken durfte. Vergiß es, Brennan, sagte ich mir. Der Korken bleibt drin und damit basta.

Ich schlürfte meinen Tee und betrachtete Ryan. Er trug Jeans und ein Jeanshemd. Eine gute Kombination, denn das verwaschene Blau seiner Kleidung ließ die Farbe seiner Augen aufleuchten wie einen alten Film, der gerade frisch koloriert wurde. Kaum hatte er mit dem Telefonieren aufgehört, fing er auch schon wieder mit dem Herumtigern an.

»Das war's dann wohl«, sagte er und warf das schnurlose Telefon auf das Sofa. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, das unter seinen ungekämmten Haaren übernächtigt und müde wirkte. Na und, dachte ich. Ich sah vermutlich auch nicht gerade wie Claudia Schiffer aus.

Was war's dann wohl? fragte ich mich.

»Ich bin froh, daß Sie gekommen sind«, sagte ich, obwohl ich mich schon mehrmals bei ihm entschuldigt hatte. »Tut mir leid, daß ich durchgedreht bin.«

»Das sind Sie doch gar nicht.«

»Normalerweise schreie ich nichts ins Telefon und –«

»Ist schon in Ordnung. Wir werden diesen Irren fassen, verlassen Sie sich drauf.«

»Ich hätte ja ganz einfach –«

Ryan blieb stehen, beugte sich zu mir herunter und stützte die Hände auf seine Knie. Die blauen Laserstrahlen aus seinen Augen blickten direkt in meine Pupillen. An einer seiner Wimpern hing ein gelbliches Körnchen, das mich an Blütenpollen erinnerte.

»Das ist eine verdammt ernste Sache, Brennan. Da draußen läuft ein hochgradig geistesgestörter, psychisch deformierter Kerl herum. Er ist wie die Ratten, die sich unter den Müllhaufen durchfressen oder in den Abwasserkanälen dieser Stadt herumwimmeln. Und er ist ein Killer, bei dem im Oberstübchen etwas mächtig durcheinandergeraten ist. Jetzt hat er auch noch Sie in seinen degenerierten Alptraum mit hineingenommen. Aber das war sein entscheidender Fehler. Wie Ungeziefer werden wir ihn ausräuchern und vernichten.«

Die Vehemenz seiner Antwort erstaunte mich so sehr, daß ich

einen Augenblick sprachlos war. Aber es wäre ohnehin nicht der richtige Moment gewesen, um mit ihm über seine nicht ganz hasenreinen Metaphern zu debattieren.

Ryan faßte mein Schweigen offenbar als Skepsis auf.

»Ich meine es wirklich ernst, Brennan. Dieses Arschloch hat anscheinend nichts als Hundefutter im Hirn, und er hat es auf Sie abgesehen. Und deshalb müssen Ihre einsamen Eskapaden jetzt ein Ende haben.«

Es hätte weitaus weniger als dieser Bemerkung bedurft, um meine Stimmung in Gereiztheit umschlagen zu lassen. So ließ ich meinen ganzen Frust über meine Verletzbarkeit und Abhängigkeit an Ryan aus.

»Dann sind das also Eskapaden, was ich mache?« fauchte ich.

»Mist, Brennan, Sie wissen genau, daß ich damit nicht heute nacht gemeint habe.«

Wir wußten beide, was er gemeint hatte. Und er hatte auch noch recht damit, was wiederum meinen Ärger und meine Gereiztheit nur vergrößerte. Ich schwenkte den inzwischen kalten Tee in der Tasse herum und schwieg.

»Dieses Raubtier hat Ihre Fährte aufgenommen«, redete er weiter auf mich ein. »Er weiß, wo Sie wohnen. Und er weiß, wie er hineinkommt.«

»Er ist nicht hereingekommen.«

»Aber er hat Ihnen einen gottverdammten Schädel in den Garten gepflanzt!«

»Ich weiß!« schrie ich. Jetzt war es mit meiner Fassung endgültig vorbei.

Meine Blicke glitten hinüber zu der Ecke des Eßzimmers, in der still und reglos das Ding aus dem Garten lag. Es kam mir vor wie ein ausgegrabenes Objekt, das auf seine Säuberung und Katalogisierung wartet. Es hätte alles mögliche sein können. Ein Volleyball. Ein Globus. Eine Melone. In seinem braunen Müllsack, der wiederum in Ryans durchsichtigem Plastikbeutel steckte, sah es ganz harmlos aus.

Als ich den Sack so ansah, stiegen in mir die Erinnerungen an seinen grausigen Inhalt auf. Ich sah den Schädel wieder, wie er auf seinem dünnen, aus einem Holzpflock bestehenden Hals thronte. Ich sah die leeren Augenhöhlen, die streng geradeaus starrten und das leicht rötliche Blinken der Zähne in seinem weit geöffneten Mund. Und ich stellte mir vor, wie der Eindringling das Schloß am Gartentor aufgebrochen hatte und einfach quer über den Rasen spaziert war, um dieses grauenhafte Memento in mein Blumenbeet zu pflanzen.

»Ich weiß, daß Sie recht haben«, sagte ich noch einmal. »Ich muß in Zukunft vorsichtiger sein.«

Wieder schwenkte ich meine Teetasse, als könnten mir die herumwirbelnden Blätter eine Antwort auf meine Fragen geben.

»Wollen Sie auch noch etwas Tee?« fragte ich Ryan.

»Nein, danke.« Er richtete sich wieder auf. »Ich werde mal sehen, ob der Streifenwagen schon da ist.«

Ryan verschwand in den hinteren Teil der Wohnung, und ich goß mir noch eine Tasse Tee ein. Ich war noch immer in der Küche, als er wiederkam.

»Ein Streifenwagen steht in der kleinen Seitenstraße gegenüber von Ihrer Wohnungstür, und ein zweiter müßte jeden Augenblick am Hinterausgang eintreffen. Wenn ich gehe, schaue ich nach, ob er auch wirklich da ist. Damit dürfte sich eigentlich niemand mehr unbemerkt diesem Gebäude nähern können.«

»Danke.« Ich trank einen Schluck aus meiner Tasse und lehnte mich an die Küchentheke.

Ryan nahm ein Päckchen duMauriers aus der Tasche und sah mich fragend an.

»Nur zu.«

Eigentlich schätzte ich es überhaupt nicht, wenn in meiner Wohnung geraucht wurde, aber Ryan schätzte es bestimmt ebensowenig, mitten in der Nacht aus dem Bett geworfen zu werden. Im Leben muß man nun einmal Kompromisse machen. Ich überlegte mir, ob ich ihm einen Aschenbecher suchen sollte,

aber dann sparte ich mir die Mühe. Eine Weile rauchte Ryan schweigend, während ich ebenso schweigend meinen Tee trank. In unsere eigenen Gedanken versunken, lehnten wir nebeneinander an der Küchentheke und lauschten dem Brummen des Kühlschranks an der Wand gegenüber.

»Wissen Sie, es war nicht wirklich der Totenschädel, der mir solche Angst gemacht hat«, sagte ich. »Schließlich habe ich damit in meiner Arbeit täglich zu tun. Aber hier in meinem Garten kam er mir so aus dem Zusammenhang gerissen vor.«

»Verstehe.«

»Es klingt zwar wie ein Klischee, aber ich fühle mich, als hätte mir jemand Gewalt angetan. Als wäre ein Fremder in meine Privatsphäre eingedrungen, hätte alles durchgewühlt und angeglotzt und wäre dann wieder verschwunden.«

Ich schloß meine Hände um die Teetasse und ärgerte mich darüber, daß ich mich so verletzlich fühlte. Verletzlich und albern zugleich. Ryan hatte so etwas zweifellos schon unzählige Male gehört, aber er sagte nichts.

»Meinen Sie, daß es St. Jacques war?«

Er sah mich an, während er seine Zigarette im Ausguß abaschte. Dann lehnte er sich zurück und nahm einen tiefen Zug. Seine ausgestreckten Beine reichten fast bis zum Kühlschrank.

»Keine Ahnung. Wir kommen mit dem Kerl einfach nicht weiter. Wir wissen ja nicht einmal, wessen Wohnung wir wirklich durchsucht haben. Wir haben sie eine Woche lang beobachtet, aber niemand ist rein oder raus.«

Der Kühlschrank brummte. Ryan rauchte. Ich wirbelte Teeblätter.

»Er hatte ein Bild von mir in seiner Sammlung. Ausgeschnitten und mit einem X markiert.«

»Ich weiß.«

»Sagen Sie mir, was Sie wirklich denken, Ryan.«

Er ließ sich eine Weile Zeit, dann sagte er: »Ich glaube schon, daß er es war. Alles andere wäre viel zu unwahrscheinlich.«

Ich wußte, daß er recht hatte, aber gerne hörte ich es nicht gerade. Und noch viel weniger wollte ich darüber nachdenken, was die Aktion mit dem Totenschädel wohl bedeuten sollte. Ich deutete auf den Sack in der Ecke.

»Meinen Sie, daß das der Schädel zu dem Skelett ist, das wir in St. Lambert gefunden haben?«

»Woher soll ich das wissen? Das ist doch eher Ihr Gebiet.«

Er nahm einen letzten Zug, ließ Wasser über den Stummel laufen und suchte nach einem Ort, wo er ihn entsorgen konnte. Ich stieß mich von der Theke ab und machte ihm die Tür mit dem Abfalleimer auf. Als Ryan sich aufrichtete, legte ich ihm eine Hand auf den Arm.

»Ryan, halten Sie mich für verrückt? Glauben Sie, daß dieser Serienmörder nur in meinem Kopf existiert?«

Er blickte mich lange nachdenklich an.

»Ganz ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Kann schon sein, daß Sie recht haben. Immerhin wurden innerhalb von zwei Jahren vier tote Frauen gefunden, alle aufgeschlitzt oder zerstückelt oder beides. Und vielleicht haben wir jetzt sogar eine fünfte Tote. Auf den ersten Blick sind sich die Verstümmelungen ja auch wirklich sehr ähnlich, und dann wurden einigen Opfern auch noch Gegenstände in die Scheide gesteckt. Aber damit hat es sich auch schon. Darüber hinaus haben wir nichts, was die Fälle miteinander verbindet. Vielleicht ist ein und dieselbe Person dafür verantwortlich, vielleicht aber auch nicht. Es könnte ja immerhin sein, daß da draußen eine Handvoll unabhängig voneinander mordender Irrer ihr Unwesen treibt. Vielleicht ist St. Jacques lediglich jemand, der sich brennend für die Verbrechen anderer Leute interessiert. Und dann gibt es natürlich noch die Möglichkeit, daß die Morde wirklich alle von einem Täter begangen wurden, der aber nicht St. Jacques ist. Vielleicht sucht dieser Täter in diesem Augenblick schon sein nächstes Opfer.

Vielleicht war er es, der Ihnen den Schädel zwischen Ihre Petunien gepflanzt hat, vielleicht aber auch nicht. Ich weiß es nicht. Aber irgendein krankes Arschloch muß es gewesen sein.

Wichtig ist jetzt nur eines: Sie dürfen keine Risiken mehr eingehen. Sie müssen mir versprechen, daß Sie besser auf sich aufpassen und keine eigenmächtigen Ausflüge mehr machen.«

Da war sie wieder, seine väterliche Fürsorge. »Es war übrigens Petersilie.«

»Wie bitte?« Seine Stimme klang so scharf, daß ich mir jede weitere schnippische Bemerkung verkniff.

»Und was soll ich jetzt tun?«

»Zuallererst einmal dürfen Sie keine heimlichen Erkundungstouren mehr unternehmen.« Er nahm den Sack mit dem Schädel und hob ihn hoch. »Und dann möchte ich, daß Sie herausfinden, wer in diesem Müllsack steckt.«

Er sah auf seine Uhr.

»Großer Gott, es ist schon viertel nach drei. Glauben Sie, daß ich Sie jetzt alleine lassen kann?«

»Ja. Und vielen Dank nochmal, daß Sie gekommen sind.«

»Gern geschehen.«

Er überprüfte noch einmal mein Telefon und die Alarmanlage, dann machte er sich mit dem Plastiksack in der Hand auf den Weg zur Tür. Als ich ihn weggehen sah, bemerkte ich, daß seine Jeans nicht nur die Farbe seiner Augen betonte. Jetzt krieg dich wieder ein, Brennan! Du hast wohl zuviel Tee getrunken. Oder zu wenig andere Sachen.

Genau um siebenundzwanzig Minuten nach vier begann der Alptraum erneut. Zuerst dachte ich, es wäre wirklich ein Traum, der auf das vorhin Erlebte zurückging, aber ich war nie richtig eingeschlafen. Ich war einfach dagelegen und hatte versucht, mich zu entspannen, indem ich meine Gedanken wie in einem Kaleidoskop durcheinandergeschüttet und zu neuen Mustern kombiniert hatte. Aber das Geräusch, das ich jetzt hörte, war nicht in meinen Gedanken. Es war ganz eindeutig Realität. Ich erkannte auch sofort, was es war. Das Piepsen meiner Alarmanlage. Es sagte mir, daß eine Tür oder ein Fenster in meiner Wohnung

geöffnet worden war. Der Eindringling war zurückgekommen.

Die Frequenz meines Herzschlags erreichte noch nie gekannte Höhen, und ich spürte, wie die Angst mich zuerst lähmte und fast erstickte und dann einen Adrenalinstoß auslöste, der mich hellwach, aber unsicher machte. Was sollte ich tun? Kämpfen? Fliehen? Meine Finger krallten sich in die Decke, und meine Gedanken flogen in tausend verschiedene Richtungen. Wie war er an den Streifenwagen vorbeikommen? In welchem Zimmer war er jetzt? Das Messer! Lag es noch auf der Küchentheke? Ich lag starr im Bett und ging die Möglichkeiten durch. Ryan hatte die Telefone überprüft, aber ich hatte den Apparat im Schlafzimmer ausgesteckt, weil ich ungestört schlafen wollte. Konnte ich die Telefonschnur finden, den kleinen Stecker in die Dose fummeln und die Polizei anrufen, bevor mich der Eindringling überwältigte? Wo hatte Ryan gesagt, daß die Streifenwagen standen? Würde mich einer von ihnen hören, wenn ich das Schlafzimmerfenster öffnete und um Hilfe schrie?

Ich lauschte angestrengt in die Dunkelheit. Da! Ein leises Klicken. War es draußen im Flur? Ich hörte auf zu atmen und biß mir auf die Unterlippe.

Etwas kratzte über den Marmorboden im Gang. War das Birdie? Nein, dieses Geräusch konnte nur etwas Schwereres machen. Da war es schon wieder! Ein ganz leises Kratzen. Und nicht am Boden, eher an der Wand. Jedenfalls viel zu hoch für eine Katze.

Auf einmal schoß mir eine Erinnerung an Afrika durch den Kopf. Eine nächtliche Fahrt durch den Aboseli-Nationalpark. Ein Leopard kauerte im blendenden Scheinwerferlicht unseres Jeeps. Er hatte jeden Muskel seines Körpers angespannt und sog geräuschlos die Nachtluft in seine Nüstern, während er einer ahnungslosen Gazelle nachstellte. Schlich sich auf ähnliche Weise auch der Eindringling in der Dunkelheit an mein Schlafzimmer heran? Wollte er mir den Fluchtweg abschneiden? Oder was hatte er sonst vor? Warum war er zurückgekommen? Was sollte ich tun? Keine Ahnung! Aber bleib nicht einfach liegen und warte,

bis er kommt. Tu was!

Das Telefon! Ich würde versuchen, das Telefon einzustecken. Direkt vor meinem Haus waren zwei Streifenwagen. Die Zentrale konnte sie alarmieren. Aber konnte ich telefonieren, ohne mich zu verraten? Und machte es überhaupt einen Unterschied, ob ich mich verriet oder nicht?

Langsam zog ich die Decke zur Seite und rollte mich auf den Rücken. Das Knistern des Bettzeugs kam mir laut wie Donner vor.

Wieder rieb etwas an der Mauer. Lauter und näher als das letzte Mal. So, als würde der Eindringling sich jetzt schon sicherer fühlen und müsse nicht mehr soviel Vorsicht walten lassen.

Zentimeter um Zentimeter schob ich mich langsam auf die linke Seite des Bettes. Im Zimmer war es so stockdunkel, daß ich Mühe hatte, mich zurechtzufinden. Warum nur hatte ich die Jalousie heruntergelassen? Warum hatte ich den Stecker des Telefons herausgezogen? Bloß für ein paar Stunden ungestörten Schlafs! Dumm war das gewesen, furchtbar dumm. Jetzt mußte ich im Dunkeln das Kabel finden und die Notrufnummer wählen. Ich überlegte mir, was alles auf meinem Nachtkästchen stand, so daß ich nichts umwarf, wenn ich nach dem Telefon tastete und seine Schnur bis zum Stecker verfolgte.

Ich war jetzt an der linken Seite des Bettes angekommen und stützte mich auf meinen Ellenbogen. Angestrengt starrte ich in die Dunkelheit, aber sie war viel zu tief, um etwas anderes zu sehen als das Rechteck des Türrahmens, das von einem phosphoreszierenden Lichtschalter im Gang ganz schwach erhellt wurde. Noch zeichnete sich dort keine Silhouette ab.

Diese Erkenntnis ermutigte mich dazu, mit dem linken Bein nach dem Fußboden zu tasten. Aber dann blieb es mit katatonisch erstarrten Muskeln in der Luft hängen. Ein dunkler Schatten schob sich vor die offene Tür.

Jetzt werde ich sterben, dachte ich. In meinem eigenen Bett, ganz allein, mit vier Polizisten draußen vor meinem Haus, die nicht die geringste Ahnung von dem haben, was hier drinnen

vorgeht. Ich stellte mir die anderen Frauen vor, ihre Knochen, ihre entstellten Gesichter, ihre ausgeweideten Körper. Ich dachte an den Gummisauger und die Statue. Nein! schrie eine Stimme in meinem Kopf. Nicht mit mir. Bitte, nicht mit mir. Wieviele Schreie würde ich wohl herausbringen, bevor er sich auf mich stürzte? Bevor er mir mit dem Messer die Kehle durchschnitt und mich zum Schweigen brachte? Würde es mir noch gelingen, die Polizisten draußen auf mich aufmerksam zu machen?

Wie ein Kaninchen auf die Schlange starrte ich auf den Türrahmen, in dem sich ein dunkler Umriß abzeichnete. Der Umriß eines Menschen. Ich lag bewegungslos in meinem Bett und war nicht einmal zu einem letzten Schrei fähig.

Der Umriß schien zu zögern, als sei er sich nicht sicher, was er als nächstes tun solle. Ich konnte keinerlei Gesichtszüge erkennen, nur eine dunkle Silhouette an der einzigen Tür zu meinem Schlafzimmer. Mein Gott, warum hatte ich mir nie eine Pistole besorgt?

Sekunden verrannen, ohne daß sich die Gestalt bewegte. Vielleicht konnte sie nicht erkennen, daß ich im Bett lag. Hatte sie eine Taschenlampe dabei? Oder würde sie das Deckenlicht anschalten?

Dann befreite sich mein Gehirn endlich aus seiner Lähmung. Was hatte man mir im Selbstverteidigungskurs beigebracht? Lauf weg, wann immer du kannst. Aber jetzt konnte ich nicht. Wenn man dich in die Ecke treibt, dann kämpfe. Tritt. Beiß. Zwick. Tu ihm weh! Regel Nummer eins: Laß ihn nicht die Oberhand gewinnen. Regel Nummer zwei: Laß dich nie von ihm festnageln! Genau! Ich mußte den Eindringling überraschen. Wenn ich es schaffte, ins Freie zu gelangen, konnten mir die Polizisten draußen vermutlich das Leben retten.

Mein linker Fuß war praktisch schon am Boden, also brauchte ich nur noch mein Becken zu drehen, damit auch mein rechtes Bein aus dem Bett kam. Als ich mit beiden Füßen auf dem Teppich stand, machte die Gestalt eine abrupte Bewegung, und auf einmal war das Zimmer in gleißend helles Licht getaucht.

Ich hielt mir die Hand vor die Augen und sprang gleichzeitig nach vorn, um den Eindringling zur Seite zu stoßen und durch die Tür zu entkommen. Leider aber verfing sich mein Fuß in der auf den Boden hängenden Bettdecke, und ich schlug der Länge nach hin. Sofort rollte ich mich nach links und rappelte mich auf die Knie, wobei ich das Gesicht dem Angreifer zuwandte. Denn das war Regel Nummer drei: Drehe ihm niemals den Rücken zu.

Die Gestalt stand noch immer mit der Hand am Lichtschalter in der Tür. Nur jetzt hatte sie ein Gesicht. Ein von Aufregung verzerrtes Gesicht. Ein Gesicht, das ich kannte. Ich fragte mich, welche Gefühle wohl mein eigenes Gesicht jetzt widerspiegelten. Angst? Erkennen? Verwirrung? Wir sahen uns eine Zeitlang bewegungslos und ohne ein Wort zu sagen an.

Und dann schrie ich los.

»Gabby! Verdammt noch mal! Du blöde Kuh! Was tust du hier? Was habe ich dir getan, daß du mich so erschreckst, du dumme Kuh? Du dumme, dumme Kuh!«

Ich kauerte noch immer am Boden, stemmte die Hände in die Hüften und versuchte erst gar nicht, die Tränen zurückzuhalten, die mir übers Gesicht liefen, während lautes Schluchzen meinen ganzen Körper erschütterte.

25

Ich wippte weinend und laut schreiend auf Fersen und Knien. Meine Worte ergaben nur wenig Sinn und wurden so häufig von Schluchzen unterbrochen, daß sie zusammenhanglos und unverständlich waren. Ich wußte zwar, daß es meine Stimme war, die da brabbelte und kreischte, aber ich war nicht in der Lage, sie zum Schweigen zu bringen.

Nach kurzer Zeit gewann das Schluchzen die Oberhand und wurde schließlich immer leiser, bis es nur noch ein gedämpftes, saugendes Geräusch war. Ich erschauderte noch einmal, dann hörte ich mit dem Hin-und-her-Wippen auf und konzentrierte mich auf Gabby, die ebenfalls weinte.

Sie stand noch immer an der Tür, die eine Hand am Lichtschalter, die andere fest auf die Brust gepreßt. Während sich ihr Brustkorb tief atmend hob und senkte, krampften sich ihre Finger in den Stoff ihres T-Shirts, Sie weinte lautlos, aber so stark, daß ihr die Tränen übers Gesicht strömten. Dabei rührte sie sich nicht von der Stelle.

»Gabby?« fragte ich, aber meine Stimme überschlug sich dabei, so daß ich nur ein leises »-by?« herausbrachte.

Sie nickte knapp, wobei ihr die Locken in die aschfahle Stirn fielen. Dann gab sie leise, glucksende Geräusche von sich, als bemühe sie sich, ihre Tränen zurückzuhalten. Sprechen konnte sie noch nicht.

»Mein Gott, Gabby! Bist du denn verrückt?« flüsterte ich halbwegs kontrolliert. »Was tust du hier? Wieso hast du nicht angerufen?«

Die zweite Frage schien ihr Kopfzerbrechen zu bereiten, aber zunächst versuchte sie, die erste zu beantworten.

»Ich mußte einfach… mit dir reden.«

Das machte mich sprachlos. Da war ich der Frau drei Wochen lang hinterhergelaufen, und sie war mir ständig aus dem Weg gegangen. Und jetzt, um halb fünf Uhr früh, brach sie in meine Wohnung ein und verpaßte mir einen Schrecken, der mich mindestens um ein Jahrzehnt hatte altern lassen.

»Wie bist du denn hereingekommen?«

»Ich habe immer noch einen Schlüssel«, antwortete sie und gab wieder diese glucksenden Geräusche von sich, aber jetzt kamen sie schon ruhiger und langsamer. »Vom letzten Sommer noch.«

Sie nahm die Hand vom Lichtschalter und zeigte mir zitternd den Schlüssel, der an einer kleinen Kette hing.

Ich spürte, wie Wut in mir hochstieg, aber ich war viel zu erschöpft, um sie zum Ausbruch gelangen zu lassen.

»Nicht jetzt, Gabby.«

»Tempe, ich…«

Ein Blick von mir brachte sie zum Schweigen. Sie starrte mich wehleidig an und begriff nicht, daß ich mit meiner Kraft am Ende war.

»Tempe, ich kann nicht nach Hause.«

Gabby hatte dunkle Ringe unter den Augen, und ihr Körper war ganz steif. Sie erinnerte mich an eine Antilope, die ein Raubtier von ihrer Herde getrennt und in die Enge getrieben hat. Eine sehr große und sehr verängstigte Antilope.

Ohne ein Wort zu sagen, stand ich auf, holte Bettwäsche und ein Handtuch aus dem Schrank im Gang und warf sie auf das Bett im Gästezimmer.

»Morgen reden wir über alles, Gabby.«

»Tempe, ich…«

»Morgen früh.«

Als ich einschlief, glaubte ich noch zu hören, wie Gabby telefonierte. Sollte sie doch machen, was sie wollte. Aber morgen würde sie mir alles erzählen müssen.

Und das tat sie dann auch. Wir redeten stundenlang, tranken unzählige Tassen Cappuccino und aßen erst Cornflakes und dann Spaghetti. Wir redeten auf der Couch in meinem Wohnzimmer und auf langen Spaziergängen die Rue Ste. Catherine hinauf und hinunter. Es war ein Wochenende der Worte, und die meisten dieser Worte sprudelten aus Gabbys Mund. Zuerst glaubte ich, daß sie nun total übergeschnappt war, aber am Sonntag abend war ich mir dessen nicht mehr so sicher.

Das Team von der Spurensicherung war am späten Samstag vormittag gekommen. Es hatte rasch, aber gründlich seine Arbeit getan und Gabbys Anwesenheit als die natürlichste Sache der Welt angesehen. Eine Freundin leistete der anderen Beistand nach einer schlimmen Nacht. Erst dann erzählte ich Gabby von dem Eindringling in meinem Garten, erwähnte dabei aber nicht, was er hinterlassen hatte. Sie hatte schließlich genügend eigene Probleme. Als die Leute von der Spurensicherung wieder gingen, verabschiedeten sie sich mit aufmunternden Worten. »Machen Sie sich keine Sorgen, Dr. Brennan. Wir kriegen den Bastard schon. Darauf können Sie sich verlassen.«

Gabbys Situation war genauso schlimm wie meine. Ihr früherer Informant war zu ihrem Verfolger geworden, der ihr jetzt überall auflauerte. Manchmal sah sie ihn auf einer Bank im Park, manchmal ging er ihr auf der Straße hinterher, und nachts hing er auf dem Boulevard St. Laurent herum. Er blieb zwar immer auf Distanz, aber er ließ sie nie aus den Augen. Gabby glaubte sogar, daß er in ihrer Abwesenheit schon zweimal in ihrer Wohnung gewesen war.

»Bist du sicher, Gabby?« fragte ich. Irgendwie kam mir das schon ziemlich unwahrscheinlich vor. »Hat er denn etwas gestohlen?«

»Nicht daß ich wüßte. Aber er hat in meinen Sachen herumgeschnüffelt. Es fehlte zwar nichts, aber vieles lag nicht mehr da, wo ich es hingetan hatte.«

»Warum hast du meine Anrufe nicht beantwortet?«

»Ich bin einfach nicht mehr ans Telefon gegangen. Es klingelte jeden Tag mindestens ein Dutzend mal, und dann war niemand dran. Dasselbe war mit dem Anrufbeantworter. Fast nur Anrufe, bei denen gleich wieder aufgelegt wurde. Nach einer Weile wollte ich ihn schon gar nicht mehr abhören.«

»Und wieso hast du nicht bei mir angerufen?«

»Was hätte ich dir denn erzählen sollen? Daß ich verfolgt werde? Daß ich mich selbst zum Opfer gemacht habe? Daß ich mein Leben nicht im Griff habe? Ich dachte, daß der Kerl mit der Zeit das Interesse an mir verlieren würde.«

Ihre Augen hatten einen gequälten Ausdruck.

»Und außerdem wußte ich genau, was du sagen würdest. Du drehst langsam durch, Gabby. Jetzt hat dein Verfolgungswahn endgültig die Oberhand gewonnen. Du brauchst Hilfe, Gabby.«

Gabby hatte recht. Ich verspürte Schuldgefühle, weil ich bei unserem letzten Gespräch einfach aufgelegt hatte.

»Du hättest die Polizei anrufen können. Die hätte etwas unternommen.« Ich glaubte es eigentlich selber nicht.

»Vielleicht«, sagte Gabby, und dann erzählte sie mir, was Freitag nacht geschehen war.

»Ich kam so gegen halb vier Uhr früh nach Hause und sah sofort, daß jemand in meiner Wohnung gewesen war, denn ich hatte den alten Trick mit dem vor dem Schloß gespannten Faden angewendet. Ich war guter Stimmung, weil ich den Kerl den ganzen Tag nicht gesehen hatte, aber als der Faden nicht mehr da war, wurde ich ganz schön nervös. Ich hatte nämlich die Schlösser auswechseln lassen und mich seither in meiner Wohnung wieder einigermaßen sicher gefühlt. Und dann lag der Faden auf dem Boden: Ich konnte es einfach nicht glauben, daß der Kerl es schon wieder geschafft hatte, in die Wohnung zu kommen. Außerdem wußte ich nicht, ob er noch immer drinnen war, und ich wollte es auch gar nicht wissen. Also machte ich kehrt und fuhr zu dir.«

In kurzen Episoden schilderte Gabby, was sie in den vergangenen drei Wochen erlebt hatte. Ihr Bericht zog sich über

das ganze Wochenende hin, und weil Gabby die Ereignisse so erzählte, wie sie ihr in den Sinn kamen, mußte ich des öfteren aus dem Zusammenhang gerissene Geschehnisse in einen chronologischen Ablauf einordnen, bis mir schließlich die Vorgehensweise des Mannes klar wurde. Obwohl er nie offen aggressiv geworden war, hatte er Gabby in zunehmendem Maße unter Druck gesetzt. Am Sonntag, als Gabby mit ihrer Erzählung fertig war, hatte ich fast ebensoviel Angst vor ihm wie sie.

Wir beschlossen, daß Gabby erst einmal bei mir bleiben sollte, obwohl ich ihr nicht garantieren konnte, daß meine Wohnung bei einem Sicherheitstest besser abschneiden würde als die ihre. Am Samstag abend rief Ryan an und sagte mir, daß die Streifenwagen bis zum Montag vor meinem Haus bleiben würden. Wenn wir spazieren gingen, nickte ich den Beamten in ihren Wagen zu. Gabby glaubte, daß sie wegen des Eindringlings in meinem Garten da seien. Von dem Kopf hatte ich ihr noch immer nichts erzählt, denn ich wollte sie nicht noch mehr beunruhigen. Sie sollte sich bei mir sicher fühlen.

Als ich ihr vorschlug, wegen ihres Verfolgers zur Polizei zu gehen, lehnte Gabby das wegen ihrer Mädchen hartnäckig ab. Vermutlich fürchtete sie, mit diesem Schritt ihr Vertrauen zu verlieren. Und damit, das mußte ich widerstrebend zugeben, hatte sie vermutlich sogar recht.

Am Montag ließ ich Gabby in meiner Wohnung und ging zur Arbeit. Sie hatte vor, ihren Laptop und einige Unterlagen aus ihrer eigenen Wohnung zu holen, denn wir hielten es beide für das beste, daß sie sich eine Weile von der Main fernhielt und sich mehr dem schriftlichen Teil ihrer Forschungen widmete.

Als ich in mein Büro kam, war es schon nach neun, und auf meinem Schreibtisch lag eine Telefonnotiz, auf der stand: »A. Ryan hat einen Namen. Bittet um Rückruf.« Ich griff sofort zum Telefon, aber Ryan war bereits unterwegs. Also ging ich hinunter ins histologische Labor, um mir meine Gartenfrucht von Freitag nacht anzusehen.

Sie stand auf der Arbeitsfläche und trocknete gerade. Denis

hatte den Schädel gereinigt und markiert. Weil kein weiches Gewebe mehr daran gewesen war, hatte er ihn nicht extra auskochen müssen. Der Totenkopf sah mit seinen leeren Augenhöhlen und der säuberlich auf die Stirn geschriebenen LML-Nummer aus wie tausend andere auch. Ich starrte ihn an und erinnerte mich an den Schrecken, den er mir vor drei Nächten eingejagt hatte.

»Wo kommst du her?« fragte ich in das leere Labor hinein.

»Wie bitte?«

Ich hatte Denis gar nicht kommen hören.

»Ich meine nicht Sie, sondern den Schädel.«

»Ach so.«

»Haben Sie eigentlich Bodenproben genommen?«

»Oui.« Denis zeigte mir zwei kleine Plastikbehälter.

»Dann sollten wir sie mal untersuchen lassen.«

Denis nickte.

»Sind die Röntgenaufnahmen schon gemacht?«

»Oui. Eben habe ich die Aufnahmen von den Zähnen zu Dr. Bergeron gebracht.«

»Ist er denn hier? Heute ist doch Montag?«

»Stimmt, aber er geht zwei Wochen in Urlaub, und da muß er noch einige Berichte fertig schreiben.«

»Was für ein Glück«, sagte ich und legte den Schädel in eine Plastikwanne. »Ryan glaubt, daß er einen Namen hat.«

»Ah, oui?« fragte Denis und hob die Augenbrauen.

»Er muß heute schon in aller Frühe aufgestanden sein. Seine Nachricht wurde noch von der Nachtschicht aufgenommen.«

»Und für wen hat er einen Namen? Für das Skelett aus St. Lambert oder für diesen Burschen hier?«

»Vielleicht für beide. Aber ich halte Sie auf dem laufenden.«

Ich nahm den Schädel und machte mich auf den Weg in mein Büro. Bevor ich es betrat, schaute ich noch rasch bei Bergeron

vorbei. Der Zahnarzt erzählte mir, daß Ryan eine ziemlich vielversprechende Vermißtenakte gefunden habe und auf dem Weg zu uns sei.

»Hat er gesagt, wie die vermißte Person heißt?«

»*Non*.«

»Ich denke, daß ich bis zum Mittagessen mit dem Schädel fertig sein werde. Wenn Sie ihn brauchen, können Sie ihn dann gerne haben.«

Die folgenden beiden Stunden verbrachte ich damit, das Geschlecht, die Hautfarbe und das Alter zu bestimmen. Ich vermaß die Gesichtsknochen und die Hirnschale und fütterte die Daten in meinen Computer. Er kam zu demselben Schluß wie ich: Der Schädel war der einer weißen Frau und paßte damit zu dem Skelett aus St. Lambert.

Mit der Bestimmung des Alters taten wir uns sehr viel schwerer. Alles, woran ich mich halten konnte, war das Schließen der Schädelnaht, was aber keine allzu zuverlässige Methode war. Auch der Computer konnte mir hier nicht weiterhelfen. So schätzte ich das Alter der Frau auf Ende zwanzig bis Mitte dreißig, aber sie hätte genausogut auch vierzig sein können. Wenigstens paßte der Schädel auch in dieser Hinsicht zu den Knochen aus St. Lambert.

Ich suchte nach weiteren Übereinstimmungen wie Größe des Skeletts, Ausbildung der Muskelansätze, Knochenabnützung. Alles paßte. Ziemlich rasch war ich davon überzeugt, daß der Schädel zu dem Skelett aus dem Kloster St. Bernard gehörte, aber ich brauchte mehr Beweise. Ich drehte den Schädel um und untersuchte seine Unterseite.

Dort entdeckte ich nahe der Stelle, an der der Schädel auf der Wirbelsäule saß, eine Reihe von vertikalen, der Form des Knochens folgenden Einschnitten, die quer übers Hinterhauptbein liefen. Sie waren V-förmig und überkreuzten sich. Sie ähnelten den Einschnitten, die ich an den Knochen des Skeletts gefunden hatte. Aber ich mußte sicher sein.

Ich ging mit dem Schädel zurück ins histologische Labor, stellte ihn unter ein Mikroskop und holte mir zum Vergleich die Knochen des kopflosen Skeletts. Davon nahm ich den sechsten Halswirbel, den ich unter ein zweites Mikroskop legte und es auf die Schnittmarken scharf stellte, die ich letzte Woche untersucht hatte. Sie stimmten sowohl in ihren Konturen als auch in ihren Querschnitten haargenau mit denen am Schädel überein.

»Grace Damas.«

Ich schaltete die Mikroskopbeleuchtung aus und drehte mich um.

»Grace Damas«, wiederholte Bergeron. »Zweiunddreißig Jahre alt. Wird seit Februar 92 vermißt.«

Ich rechnete rasch nach. Das war vor zwei Jahren und vier Monaten. »Könnte passen. Sonst noch was?«

»Ich habe Ryan nicht weiter gefragt. Er hat gesagt, daß er nach dem Mittagessen vorbei schauen will. Er muß vorher noch etwas anderes abklären.«

»Weiß er, daß Sie die Frau anhand des Zahnbildes identifiziert haben?«

»Noch nicht. Ich bin ja eben erst damit fertig geworden.« Er blickte auf die Knochen. »Und was haben Sie herausgefunden?«

»Der Schädel gehört zu dem Skelett von St. Lambert. Aber ich möchte noch abwarten, was bei den Untersuchungen der Bodenproben herauskommt. Vielleicht kann man ein Pollenprofil erstellen. Aber ich bin mir eigentlich schon jetzt ziemlich sicher. Die Schnittmarken stimmen hundertprozentig überein. Ich wünschte, ich hätte den obersten Halswirbel, aber so wichtig ist er auch wieder nicht.«

Grace Damas. Während des ganzen Mittagessens ging mir der Name nicht mehr aus dem Kopf. Grace Damas. Nummer fünf. Wirklich? Wieviele Opfer würden wir noch finden? Die Namen der bisherigen konnte ich nicht mehr vergessen. Morisette-Champoux. Trottier. Gagnon. Adkins. Und jetzt noch einer. Damas.

Um halb zwei kam Ryan zu mir ins Büro. Bergeron hatte ihm bereits gesagt, daß er den Schädel der Toten identifiziert hatte. Jetzt erzählte ich ihm, daß auch das Skelett zu ihr gehörte.

»Was wissen Sie von ihr?« fragte ich.

»Sie war zweiunddreißig Jahre alt. Mutter von drei Kindern.«

»Großer Gott.«

»Eine gute Mutter und treue Ehefrau. Sie war ein aktives Mitglied in ihrer Pfarrgemeinde.« Er warf einen Blick auf seinen Notizblock. »Wohnte in St. Demetrius, in der Hutchinson Street. Das ist in der Nähe der Kreuzung Avenue du Parc und Fairmont Street. Eines Tages hat sie die Kinder zur Schule geschickt und wurde danach nie wieder gesehen.«

»Was ist mit ihrem Ehemann?«

»Scheint sauber zu sein.«

»Liebhaber?«

Ryan zuckte mit den Achseln. »Sie kommt aus einer sehr traditionsbewußten griechischen Familie. Da hat man eigentlich keinen Liebhaber, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Grace Damas war eine gute Frau, die nur für ihren Mann und die Kinder da war. Im Wohnzimmer hatte sie sogar einen von diesen Marienschreinen stehen.« Wieder ein Schulterzucken. »Vielleicht war sie eine Heilige, vielleicht auch nicht. Wer kann das schon sagen?«

Ich erzählte Ryan von den Schnittmarken.

»Es sind dieselben wie bei Trottier und Gagnon.«

»Hm.«

»Und ihre Hände waren abgesägt. Und zwar beide, wie bei Gagnon. Bei Morisette-Champoux und Trottier hat der Täter nur eine Hand abgetrennt.«

»Hm.«

Als er fort war, setzte ich mich an den Computer und holte mir meine Tabelle auf den Bildschirm. Nachdem ich in der Namensspalte »*Inconnue*« mit »Grace Damas« ersetzt hatte, trug

ich die spärlichen Informationen ein, die Ryan mir gegeben hatte. In einer eigenen Datei faßte ich, nach Todesdatum geordnet, alles zusammen, was ich über die einzelnen Frauen wußte.

Grace Damas war im Februar 1992 spurlos verschwunden. Sie war zweiunddreißig Jahre alt, verheiratet und Mutter von drei Kindern. Sie wohnte in der Parc Extension, dem nördlichen Teil von Montreal. Ihre zerstückelte Leiche wurde 1994 auf einem Kirchengrundstück in St. Lambert gefunden, ihr Kopf ein paar Tage später in meinem Garten. Todesursache unbekannt.

Francine Morisette-Champoux wurde im Januar 1993 brutal geschlagen und dann erschossen. Sie war siebenundvierzig Jahre alt. Ihre Leiche fand man nur Stunden nach der Tat in dem Haus südlich des Stadtzentrums, das sie zusammen mit ihrem Mann bewohnt hatte. Ihr Mörder hatte ihr den Bauch aufgeschlitzt, ihr die rechte Hand abgeschnitten und ihr ein Messer in die Scheide gesteckt.

Chantal Trottier verschwand im Oktober 1993 im Alter von sechzehn Jahren. Sie hatte bei ihrer Mutter in Sainte Anne-de-Bellevue gewohnt, einem an einem See gelegenen Ort außerhalb von Montreal. Sie wurde geschlagen, erwürgt und zerstückelt. Ihre rechte Hand war teilweise, ihre linke vollkommen vom Körper abgetrennt. Ihre Leiche wurde zwei Tage später in St. Jerome gefunden.

Isabelle Gagnon verschwand im April 1994. Sie hatte bei ihrem Bruder in St. Edouard gelebt. Im Juni desselben Jahres fand man ihre zerstückelte Leiche auf dem Gebiet des Grand Seminaire mitten in Montreal. Die Todesursache war nicht mehr feststellbar, aber die Spuren an ihren Knochen deuteten darauf hin, daß sie zerstückelt und am Bauch aufgeschlitzt worden war. Ihr Mörder hatte ihr die Hände abgetrennt und ihr einen Gummisauger in die Vagina gesteckt. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt geworden.

Margaret Adkins wurde am 23. Juni 1994, also vor genau einer Woche umgebracht. Sie war vierundzwanzig und lebte mit ihrem Mann und ihrem Sohn zusammen. Der Mörder hatte sie erschlagen und ihr den Bauch aufgeschlitzt. Darüber hinaus hatte

er ihr eine Brust abgeschnitten und sie ihr in den Mund gestopft und ihr eine metallene Madonnenfigur in die Scheide gerammt.

Claudel hatte recht. Diese Morde folgten keinem erkennbaren Muster. Zwar waren alle Opfer schlimm verprügelt worden, aber Morisette-Champoux war erschossen, Trottier erdrosselt und Adkins mit einem stumpfen Gegenstand erschlagen worden. Bei Damas und Gagnon kannten wir nicht einmal die Todesursache.

Wieder und wieder las ich, was der Mörder den Frauen angetan hatte. Obwohl er nicht mit jeder dasselbe gemacht hatte, zog sich ein Motiv wie ein roter Faden durch alle seine Taten: Sadistische Grausamkeit und Verstümmelung. Und daher mußte es sich um ein und denselben Täter handeln, um ein Monstrum in Menschengestalt, das Damas, Gagnon und Trottier zerstückelt, in Müllsäcke gesteckt und verbuddelt hatte. Er hatte ihnen die Bäuche aufgeschlitzt und die Hände abgeschnitten. Morisette-Champoux hatte er zwar auch aufgeschlitzt und ihr die Hand abgehackt, ansonsten aber hatte er ihren Körper nicht weiter zerlegt. Adkins, Gagnon und Morisette-Champoux hatte er einen Gegenstand in die Scheide geschoben, den anderen nicht, und Adkins hatte er als einziger die Brust abgeschnitten. Allerdings konnte ich nicht sagen, was er mit den Frauen gemacht hatte, die wir nur als Skelett gefunden hatten.

Ich starrte auf den Bildschirm meines Computers und sagte mir, daß es einfach eine Verbindung zwischen all diesen Morden geben *mußte*. Aber was war sie? Warum konnte ich sie nicht erkennen? Und warum hatte er gerade diese Frauen umgebracht? Bestimmt nicht wegen ihres Alters, denn darin unterschieden sie sich beträchtlich. Alle waren weiß, aber das bedeutete hier in Kanada nicht viel. Bei der Sprache hingegen fingen die Unterschiede schon wieder an. Er hatte französisch sprechende Frauen ebenso getötet wie englisch sprechende. Verheiratete wie Ledige. Aber es mußte etwas geben, das die Opfer miteinander verband. War es möglicherweise doch etwas Geographisches?

Ich holte einen Stadtplan aus dem Schreibtisch und suchte mir darauf die Stellen heraus, an denen die Leichen gefunden worden

waren. Die fünf Punkte waren vollkommen willkürlich über die Stadt verteilt und ergaben jetzt noch weniger ein sinnvolles Muster als die vier, die ich auf der Karte im Büro der Mordkommission mit kleinen Fähnchen markiert hatte. Also versuchte ich es mit den Wohnorten, aber da war es dasselbe: ein abstrakter Maler hätte seine Farbtupfer nicht willkürlicher auf einer Leinwand verteilen können.

Was hast du anderes erwartet, Brennan? Einen Pfeil, der direkt auf die Rue Sherbrooke deutet? Vergiß den Stadtplan und schau lieber, wie es sich mit der Zeit verhält.

Ich sah mir also die Tage genauer an, an denen die Opfer gestorben beziehungsweise verschwunden waren. Grace Damas war die erste, Anfang 1992. Zwischen ihrem Verschwinden und dem Mord an Morisette-Champoux lagen elf Monate. Neun Monate später wurde Trottier ermordet. Nach sechs weiteren Monaten verschwand Gagnon und bereits zwei Monate später wurde Margaret Adkins ermordet.

Die Intervalle wurden kürzer. Entweder wurde der Täter immer kühner, oder der Drang zu morden wurde immer übermächtiger. Mein Herz schlug schneller, als ich mir die Konsequenz aus dieser Erkenntnis klarmachte. Der Mord an Margaret Adkins war jetzt schon wieder über eine Woche her.

26

Ich hatte das Gefühl, in meiner Haut gefangen zu sein. Verspannt und frustriert saß ich am Fenster und ärgerte mich über die Bilder, die mir ständig durch den Kopf gingen und die ich nicht abschalten konnte. Draußen wurde ein Bonbonpapier vom böigen Wind durch die Luft gewirbelt.

Dieses Stück Papier bist du, Brennan, sagte ich mir voller Bitterkeit. Auch du taumelst ziellos durch dein Leben, und da willst du dich auch noch in das anderer Leute einmischen. Du hast nicht das geringste über St. Jacques herausgefunden. Hast keine Ahnung, wer dir den Schädel in den Garten plaziert hat. Gabbys Irrer läuft noch immer frei herum, deine Tochter macht ihren Abschluß nicht und Claudel wird sich höchstwahrscheinlich offiziell über dich beschweren. Und dann spuken dir noch fünf tote Frauen im Kopf herum, denen bei der Geschwindigkeit, mit der du deine Nachforschungen betreibst, bestimmt bald Nummer sechs und sieben folgen werden.

Ich sah auf die Uhr. Es war viertel nach zwei. Ich hielt es einfach nicht mehr im Büro aus. Ich mußte unbedingt etwas tun.

Aber was?

Als ich einen Blick auf Ryans Bericht warf, kam mir eine Idee.

Die werden stinksauer auf dich sein, sagte ich mir.

Stimmt.

Ich sah noch einmal auf den Bericht. Da stand die Adresse. Dann holte ich die im Computer abgespeicherte Tabelle auf den Bildschirm. Da waren sie alle, zusammen mit ihren Telefonnummern.

Geh lieber ins Fitness-Studio und strample dir den Frust von der Seele.

Ja.

Eigenwilliges Detektivspielen wird dich bei Claudel bestimmt nicht beliebter machen.

Nein.

Und außerdem wirst du vielleicht Ryans Unterstützung verlieren.

Kann sein.

Böse Sache.

Ich machte einen Ausdruck von meiner Tabelle, wählte eine der Nummern aus und griff zum Telefon. Nach dem dritten Klingeln hob ein Mann ab, der zwar erstaunt über meinen Anruf war, aber schließlich einwilligte, mich zu empfangen. Ich schnappte mir meine Handtasche und flüchtete aus dem Büro hinaus in die Sommersonne.

Es war wieder heiß und feucht. Der Dunst brach das Sonnenlicht und zerstreute es wie eine weiße Wolke. Ich fuhr zu dem Haus, in dem Francine Morisette-Champoux zusammen mit ihrem Mann gewohnt hatte. Der Grund, weshalb ich mich dafür entschieden hatte, war einzig und allein der, daß es nicht weit von meiner eigenen Wohnung entfernt lag. Wenn sich dieses Treffen als ein Reinfall herausstellen sollte, dann war ich wenigstens schon auf dem Weg nach Hause.

Ich fand die Straße ohne Mühe und parkte meinen Wagen vor einem der Ziegelhäuser, die alle eiserne Balkone, Kellergaragen und bunt lackierte Eingangstüren hatten. Das Stadtviertel hatte, im Gegensatz zu allen anderen in Montreal, keinen eigenen Namen.

Im Rahmen der Stadterneuerung hatte man hier ein ehemaliges Gelände der kanadischen Eisenbahn in ein Wohngebiet umgewandelt. Es war der Stadtmitte zu nahe, um eine Vorstadt zu sein, aber zu weit von ihr entfernt, um als eines der schicken Innenstadtviertel zu gelten. Bei allen Annehmlichkeiten des Wohnens fehlte ihm irgendwie das eigene Flair.

Ich klingelte und wartete. Vor dem Haus roch es nach frisch gemähtem Gras und schon länger nicht mehr geleerten

Mülltonnen. Zwei Häuser weiter spritzte ein Rasensprenger mit klickenden Geräuschen Wasser über einen handtuchgroßen Garten. Irgendwo sprang ein Kompressor an, dessen Geräusch das des Rasensprengers übertönte.

Ein blonder Mann mit Geheimratsecken öffnete mir die Tür. Er hatte ein rundliches Gesicht und eine Stupsnase und war auf dem besten Weg, dick zu werden. Irgendwie kam er mir so vor wie das Kind von der Zwiebackpackung, das erwachsen geworden war. Obwohl es über 30 Grad hatte, trug er Jeans und ein Sweatshirt, auf dem *Calgary Stampede 1985* stand.

»Monsieur Champoux, ich bin…«

Er ignorierte meinen Dienstausweis und trat einen Schritt zurück, um mich eintreten zu lassen. Ich folgte ihm einen engen Gang entlang in ein nicht allzu geräumiges Wohnzimmer. An einer Wand befanden sich mehrere Aquarien, die den Raum in ein unheimliches, bläuliches Licht tauchten. Am anderen Ende des Raumes konnte ich eine Arbeitsfläche mit kleinen Netzen, Fischfutter und Gegenständen zur Pflege der Aquarien erkennen. Durch die offenen Jalousietüren konnte ich hinaus in die Küche sehen, die mir von den Tatortphotos her vertraut war. Rasch sah ich woanders hin.

Monsieur Champoux machte einen Platz auf dem Sofa frei und bedeutete mir, daß ich mich setzen sollte. Er selbst ließ sich in einen Sessel sinken.

»Monsieur Champoux«, begann ich noch einmal. »Ich bin Dr. Brennan vom Laboratoire de Médecine Légale.«

Ich ließ es dabei bewenden und hoffte, daß er mich nicht nach meiner genauen Rolle bei der Untersuchung des Mordes an seiner Frau fragen würde.

»Haben Sie etwas herausgefunden? Ich… es ist nun schon so lange her, daß ich manchmal nicht mehr darüber nachdenken will.« Während er sprach, starrte er hinunter auf den Parkettboden. »Francine ist jetzt schon eineinhalb Jahre tot, und ich habe von Ihnen allen ein Jahr lang nichts mehr gehört.«

Ich fragte mich, wen er wohl mit »Ihnen allen« meinte.

»Ich habe so viele Fragen beantwortet und mit so vielen Leuten geredet. Mit dem Leichenbeschauer. Der Polizei. Der Presse. Ich habe sogar einen eigenen Detektiv angeheuert. Gott weiß, daß ich diesen Kerl zur Strecke bringen wollte. Aber es war alles umsonst. Niemand hat auch nur die geringste Spur gefunden. Dabei hat man die Zeit, in der er sie getötet hat, auf eine Stunde genau bestimmt. Der Leichenbeschauer sagte, sie sei noch warm gewesen. Da kommt ein Wahnsinniger in mein Haus, tötet meine Frau, und verschwindet spurlos.« Monsieur Champoux schüttelte ungläubig den Kopf. »Haben Sie nun etwas Neues herausgefunden oder nicht?«

In seinen Augen sah ich eine Mischung aus Schmerz und Hoffnung, und ein starkes Schuldgefühl machte sich in mir breit.

»Nein, Monsieur Champoux, eigentlich nicht.« Nur daß der Schlächter vier weitere Frauen auf dem Gewissen hat. »Ich wollte Ihnen nur ein paar Fragen stellen, um sicher zu gehen, daß wir auch nichts übersehen haben.«

Die Hoffnung in seinem Gesicht verschwand und machte tiefer Resignation Platz. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und wartete darauf, daß ich ihm meine Fragen stellte.

»Ihre Frau war Ernährungsberaterin?«

Champoux nickte.

»Und wo hat sie gearbeitet?«

»An vielen verschiedenen Orten. Sie wurde vom MAS bezahlt, und die haben sie dort hingeschickt, wo sie sie gerade brauchten.«

»Was ist das MAS?«

»Das Ministère des Affaires Sociales.« Das Sozialministerium.

»Sie war dann wohl viel unterwegs?«

»Ihr Job bestand in der Beratung von Lebensmittelkooperativen, die meistens von Einwanderern betrieben werden. Sie half ihnen bei der Einrichtung von Gemeinschaftsküchen und zeigte ihnen, wie sie preiswertes, aber gutes Essen kochen und wo sie Fleisch und andere Lebensmittel

möglichst kostengünstig einkaufen konnten. Deshalb ist sie in regelmäßigen Abständen in diese Küchen gefahren.«

»Und wo befanden die sich.«

»Überall in der Stadt. In der Parc Extension, an der Côte des Neiges, in St. Henri und Little Burgundy.«

»Wie lange hat Ihre Frau denn für das MAS gearbeitet?«

»So etwa sechs, sieben Jahre. Davor war sie beim Montreal General Hospital. Da hatte sie wenigstens noch geregelte Arbeitszeiten.«

»Hat ihr die Arbeit Spaß gemacht?«

»Oh ja. Und wie.« Die Worte schienen ihm fast im Hals stecken zu bleiben.

»Und beim MAS hatte sie keine geregelten Arbeitszeiten mehr?«

»Sie arbeitete praktisch rund um die Uhr. Am Morgen, am Abend, am Wochenende. Wann immer irgendwo ein Problem auftauchte, fuhr Francine hin, um es zu beheben.« Seine Kiefermuskeln spannten sich an.

»Hatten Sie und Ihre Frau Meinungsverschiedenheiten, was ihre Arbeit betraf?«

Es dauerte eine Weile, bis er antwortete. »Ich hätte gerne mehr von ihr gehabt. Ich wünschte, sie hätte die Arbeit am Krankenhaus nie aufgegeben.«

»Was arbeiten Sie, Monsieur Champoux?«

»Ich bin Bauingenieur. Nur leider wird hier momentan nicht allzu viel gebaut.« Er lächelte mich müde an und legte den Kopf auf die Seite. »Ich bin arbeitslos«, sagte er dann, wobei er das englische Wort verwendete.

»Das tut mir leid.«

Ich wartete einen Augenblick, bevor ich ihm die nächste Frage stellte. »Wissen Sie, wo Ihre Frau an dem Tag war, an dem sie getötet wurde?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir haben uns in jener Woche so gut

wie überhaupt nicht gesehen. In einer ihrer Küchen hatte es gebrannt, und deshalb hielt sie sich ständig dort auf. Vielleicht wollte sie an ihrem Todestag auch wieder zu dieser Küche fahren, vielleicht auch zu einer anderen. Soviel ich weiß, führte sie keine Aufzeichnungen über ihre Arbeit. Zumindest hat man keine gefunden, weder in ihrem Büro noch hier. Außerdem hatte sie vor, zum Friseur zu gehen.«

Er sah mich mit gequälten Augen an.

»Können Sie sich vorstellen, wie sich das anfühlt? Ich weiß nicht einmal, was meine Frau am letzten Tag ihres Lebens vorgehabt hat.«

Im Hintergrund war das leise Plätschern der Aquarien zu hören.

»Hat sie Ihnen vielleicht etwas Ungewöhnliches erzählt? Hat sie seltsame Telefonanrufe bekommen? War ein Fremder an der Tür?« Ich dachte an Gabby. »Oder ist ihr vielleicht auf der Straße jemand gefolgt?«

Monsieur Champoux schüttelte abermals den Kopf.

»Hätte sie Ihnen so etwas erzählt?«

»Wenn wir miteinander gesprochen hätten, vermutlich schon. Aber wir hatten damals kaum Zeit dafür.«

Ich versuchte es auf eine andere Weise.

»Als sie getötet wurde, war es Januar. Es war kalt, so daß wohl kaum ein Fenster offengestanden war. Hat Ihre Frau denn die Tür abgesperrt, wenn sie im Haus war?«

»Ja. Sie hat sich hier nicht sonderlich sicher gefühlt. Ich war es, der sie zum Kauf dieses Hauses überredete, sie selber hätte lieber in einem Hochhaus mit Alarmanlage und Sicherheitsdienst gewohnt.

Hier in der Gegend laufen ein paar ziemlich wilde Gestalten herum, die meiner Frau nicht geheuer waren. Obwohl ihr das Haus an sich und der kleine Garten eigentlich gefielen, hat sie sich hier nie so richtig eingelebt. Deshalb hatten wir auch vor, von hier wegzuziehen. Bei ihrer Arbeit hatte Francine häufig in

ziemlich rauhen Gegenden zu tun, und da wollte sie wenigstens zu Hause das Gefühl von Sicherheit haben. Geborgenheit, so hat sie es genannt. Sie wollte geborgen sein. Verstehen Sie das?«

Ja. Und *wie* ich das verstand.

»Wann haben Sie Ihre Frau zum letzten Mal gesehen, Monsieur Champoux?«

Er atmete tief ein und danach geräuschvoll aus. »Sie wurde an einem Donnerstag getötet. Am Abend zuvor hatte sie bis spät in die Nacht hinein gearbeitet. Wegen des Brandes, wissen Sie. Ich war schon im Bett, als sie heimkam.«

Er ließ den Kopf sinken und starrte wieder hinunter aufs Parkett. Ich sah, daß seine Wangen von kleinen, geplatzten Blutgefäßen gerötet waren.

»Als sie ins Bett kam, wollte sie mir noch erzählen, wo sie gewesen war und was sie alles getan hatte. Aber ich wollte es nicht hören.«

Ich sah, wie sich seine Brust unter dem Sweatshirt hob und senkte.

»Am nächsten Tag stand ich früh auf und fuhr in die Stadt. Ich habe mich nicht einmal von ihr verabschiedet.«

Wir saßen eine Weile schweigend da.

»Heute bereue ich es, aber ich kann es nicht wieder rückgängig machen.« Er hob den Kopf und blickte hinüber zu den Aquarien. »Ich war neidisch auf sie, weil sie Arbeit hatte und ich keine. Das habe ich sie häufig spüren lassen. Und jetzt muß ich mit dieser Erinnerung leben.«

Noch bevor ich ein paar tröstende Worte überlegen konnte, sah er mir direkt in die Augen. Sein Gesicht war angespannt, und seine Stimme härter als vorher.

»Als Francine aus dem Haus war, fuhr ich zu meinem Schwager, der mir einen Job vermitteln wollte. Ich war den ganzen Vormittag über dort und dann… dann kam ich gegen Mittag hierher, und meine Frau war schon tot. Die Polizei hat alle meine Angaben überprüft.«

»Monsieur Champoux, ich wollte keinesfalls andeuten, daß Sie…«

»Ich kann mir nicht vorstellen, wozu dieses Gespräch gut sein soll. Wir kauen das Ganze doch bloß zum hundertsten Mal durch, sonst nichts.«

Er stand auf und bedeutete mir damit, daß ich gehen sollte.

»Es tut mir leid, wenn ich schmerzliche Erinnerungen in Ihnen wachgerufen habe.«

Er sah mich einen Augenblick wortlos an, dann drehte er sich um und ging zur Tür. Ich folgte ihm.

»Vielen Dank, daß Sie mir Ihre Zeit geopfert haben, Monsieur Champoux«, sagte ich und gab ihm meine Karte. »Wenn Ihnen sonst noch etwas einfällt, können Sie mich jederzeit anrufen.«

Er nickte. Sein Gesicht hatte den stumpfen Ausdruck eines Mannes, der es sich nicht verzeihen konnte, daß seine letzten Worte zu seiner geliebten Frau von kleinlichem Neid diktiert gewesen waren. Er machte es sich zum Vorwurf, daß er sich nicht richtig von ihr verabschiedet hatte. Aber kann man das denn überhaupt? Sich von einem Menschen richtig verabschieden?

Als ich zu meinem Auto zurückging, fühlte ich seine Blicke auf meinem Rücken. Trotz der Hitze fröstelte ich innerlich und stieg so rasch ich konnte ein.

Das Gespräch mit Champoux hatte mich ziemlich mitgenommen, und auf der Heimfahrt stellte ich mir eine Menge Fragen.

Woher nahm ich das Recht, die Wunden dieses Mannes wieder aufzureißen?

Ich mußte an seine Augen denken, in denen so viel Leid gewesen war. Aber war ich wirklich dafür verantwortlich?

Nein. Champoux quälte sich auch ohne mein Zutun. Es kam mir so vor, als würde er im nachhinein etwas bereuen.

Aber was? Hatte er seine Frau vielleicht geschlagen?

Nein, dazu war er nicht der Typ.

Er bereute, daß er sie ignoriert hatte, daß er ihr das Gefühl gegeben hatte, sie sei nicht wichtig für ihn. So einfach war das. Am Vorabend ihres Todes hatte er nicht mit ihr sprechen wollen. Er hatte sich umgedreht und war eingeschlafen, und am nächsten Morgen hatte er sich nicht von ihr verabschiedet. Das würde er nun nie mehr nachholen können.

Ich fuhr die Rue St. Marc nach Norden in eine dunkle Unterführung hinein. Würden meine Nachforschungen überhaupt zu etwas anderem gut sein als dazu, schlimme Erinnerungen wieder wachzurufen und Menschen damit wehzutun?

Konnte ich denn wirklich mehr herausfinden als ein Heer von Kriminalbeamten? Waren meine Bemühungen am Ende nur eine Art persönlicher Kreuzzug, um Claudel zu beweisen, daß er unrecht hatte?

»Nein!«

Ich schlug mit den Handballen aufs Lenkrad. Nein, verdammt noch mal, dachte ich. Darum geht es mir nicht. Aber niemand außer mir ist nun einmal davon überzeugt, daß ein und derselbe Täter alle diese Frauen auf dem Gewissen hat. Er wird noch mehr töten, wenn ich ihn nicht daran hindere. Und das kann ich nur tun, wenn ich weiteres Material gegen ihn zusammentrage.

Ich fuhr aus dem Tunnel wieder ins Sonnenlicht, aber anstatt nach Osten abzubiegen und nach Hause zu fahren, überquerte ich die Rue Ste. Catherine, drehte an der Avenue du Fort um und fuhr nach Westen auf den Highway 20, den die Einheimischen »Zwanzig und zwei« nennen. Woher der Zweier kommt, konnte mir bisher noch niemand erklären.

Es war halb vier, und am Turcot-Autobahnkreuz war bereits ein Stau. Schlechtes Timing. Ungeduldig trommelte ich mit den Händen auf dem Lenkrad herum.

Eine Dreiviertelstunde später war ich bei Geneviève Trottier, die im Garten des Hauses, das sie mit ihrer Tochter bewohnt hatte, gerade beim Unkrautjäten war. Als ich in die Einfahrt fuhr, blickte sie auf und sah mir zu, wie ich quer über den Rasen auf sie zukam.

»Oui?« fragte sie freundlich, während sie immer noch neben den Tomaten kauerte.

Sie trug leuchtend gelbe Shorts und ein Bikinioberteil, das für ihren kleinen Busen viel zu groß war. Ihr Körper glänzte vom Schweiß, und die Haare klebten ihr feucht an der Stirn. Sie war jünger, als ich erwartet hatte.

Nachdem ich ihr erklärt hatte, wer ich war und weshalb ich hier war, verwandelte sich ihre Freundlichkeit in Bedrücktheit.

Sie zögerte einen Augenblick, dann legte sie ihre Harke beiseite, erhob sich und wischte sich die Erde von den Händen.

»Wir gehen besser hinein«, sagte sie und senkte den Blick. Wie Champoux auch, zweifelte sie keinen Augenblick an meiner Berechtigung, ihr Fragen zu stellen.

Während ich ihr quer durch den Garten hinüber zum Haus folgte, grauste mir vor dem Gespräch, das ich gleich mit ihr fuhren würde. Ich sah, daß sie das Bikinioberteil hinten nur lose zusammengeknotet hatte. An ihren Unterschenkeln und Füßen klebten kleine, grüne Grashalme.

In der Küche glänzte die Nachmittagssonne auf dem blitzsauberen Porzellan und dem liebevoll polierten Holz der Möbel, deren Griffe an Schubladen und Türen gelb lackiert waren. Vor den Fenstern mit ihren gelben Baumwollvorhängen standen Blumen in gelben Übertöpfen.

»Ich habe gerade etwas Limonade gemacht. Wollen sie auch welche?« Ohne die Antwort auf ihre Frage abzuwarten, nahm Geneviève Trottier zwei Gläser aus dem Schrank und stellte sie vor sich auf die Spüle. Offenbar vermittelte ihr diese vertraute Tätigkeit ein Gefühl von Sicherheit.

»Sehr gerne. Vielen Dank.«

Ich setzte mich an einen sauber gescheuerten Holztisch und sah ihr zu, wie sie Eiswürfel aus einer Plastikschale drückte und in unsere Gläser tat, die sie dann mit Limonade füllte. Als sie sich mir gegenüber an den Tisch setzte, vermied sie Blickkontakt.

»Es fällt mir schwer, über Chantale zu sprechen«, sagte sie und

starrte auf ihre Limonade.

»Das verstehe ich sehr gut. Und es tut mir schrecklich leid, daß Sie sie verloren haben. Wie kommen Sie damit zurecht?«

»Mal besser und mal weniger gut.«

Sie faltete die Hände und setzte sich gerade hin, wobei ihre schmalen Schultern das Bikinioberteil ein wenig anhoben.

»Sind Sie hier, um mir etwas mitzuteilen? Gibt es etwas Neues über Chantales Tod?«

»Nein, Madame Trottier. Ich habe Ihnen nicht einmal bestimmte Fragen zu stellen. Aber ich dachte, daß Sie sich vielleicht an etwas erinnern, das Ihnen früher nicht so wichtig schien.«

Ihre Augen waren immer noch an das Glas mit der Limonade geheftet. Draußen bellte ein Hund.

»Ist Ihnen vielleicht nach Ihrem letzten Gespräch mit der Polizei etwas eingefallen? Etwas, das mit Chantales Verschwinden in Zusammenhang stehen könnte?«

Keine Antwort. Die Luft in der Küche war heiß und stickig und roch ein wenig nach einem Haushaltsreiniger mit Citrusduft.

»Ich weiß, wie schrecklich das alles für Sie ist, aber wenn wir den Mörder Ihrer Tochter fassen wollen, dann brauchen wir noch immer Ihre Hilfe. Gibt es etwas, was Sie noch auf der Seele haben? Worüber Sie nachgedacht und noch mit niemandem gesprochen haben?«

»Chantale und ich haben uns oft gestritten.«

Da waren sie schon wieder. Das Schuldgefühl und der Wunsch, im nachhinein etwas zurückzunehmen.

»Sie wollte nichts essen. Sie hatte Angst davor, dick zu werden.«

Das wußte ich alles bereits aus den Vernehmungsprotokollen.

»Aber sie war nicht dick. Sie hätten sie sehen sollen. Sie war ein schönes Mädchen. Ganze sechzehn Jahre alt.« Jetzt sah sie mir endlich in die Augen. Zwei dicke Tränen liefen ihr über die

Wangen.

»Es tut mir so leid«, sagte ich so sanft ich konnte. Durch das Fliegengitter vor dem offenen Fenster drang der Geruch von den sonnenbeschienenen Geranien herein. »War Chantale vielleicht wegen irgend etwas unglücklich?«

»Das ist es ja gerade, was mir ihren Tod so unerträglich macht. Sie war so ein unkompliziertes Kind. Immer glücklich, lebenslustig und voller Pläne. Selbst meine Scheidung hat sie tapfer ertragen. Sie hat mir deshalb nie Vorwürfe gemacht.«

War das die Wahrheit oder eine geschönte Erinnerung? In der Akte hatte ich gelesen, daß Chantale bei der Scheidung ihrer Eltern neun Jahre alt gewesen war. Ihr Vater lebte irgendwo in Montreal.

»Haben sie in den letzten Wochen vor Chantales Tod vielleicht etwas Ungewöhnliches an ihr bemerkt? Hat sie sich anders verhalten als sonst? Hat sie merkwürdige Anrufe bekommen? Sind irgendwelche neue Freunde bei ihr aufgetaucht?«

Madame Trottier schüttelte langsam den Kopf. Nein. Nein.

»War Chantale kontaktscheu? Hatte sie vielleicht Schwierigkeiten, Freunde zu finden?«

Nein.

»Hatte sie Freunde, die Ihnen nicht ganz geheuer waren?«

Nein.

»Hatte sie einen festen Freund?«

Nein.

»Ging sie mit Jungen aus?«

Nein.

»Hatte sie Probleme mit der Schule?«

Nein.

Das war nicht die richtige Art, ein Gespräch zu fuhren, bei dem die Befragte reden sollte, nicht ich.

»Was geschah an dem Tag, an dem Chantale verschwand?«

Geneviève Trottier sah mich mit undurchdringlicher Miene an.

»Können Sie mir sagen, was an diesem Tag passiert ist?«

Sie nahm einen Schluck Limonade, als müsse sie damit eine große Tablette hinunterspülen und stellte das Glas wieder auf den Tisch. Auch das schien ihr Mühe zu bereiten.

»Wir standen so gegen sechs Uhr auf. Ich machte das Frühstück.« Sie nahm ihr Glas wieder in die Hand und drückte es so fest, daß ich Angst hatte, es könnte zerspringen. »Dann fuhr Chantale zur Schule. Sie und Ihre Freundinnen nahmen immer den Zug, denn ihre Schule ist in der Stadtmitte. Die Freundinnen sagten später, daß sie in allen Stunden anwesend war. Und dann…«

Ein Windstoß bewegte die Vorhänge, und Geneviève Trottier schwieg eine Weile.

»Sie kam nicht mehr nach Hause«, sagte sie dann.

»Hatte sie an diesem Tag etwas Besonderes vor?«

»Nein.«

»Und ist sie sonst immer gleich nach der Schule heimgekommen?«

»Normalerweise schon.«

»Aber an diesem Tag haben Sie sie nicht erwartet?«

»Nein. Sie wollte zu ihrem Vater.«

»Tat sie das oft?«

»Ja. Aber warum stellen Sie mir all diese Fragen? Die bringen doch nichts. Ich habe genau dasselbe schon der Polizei erzählt. Warum muß ich es wieder und wieder tun? Das führt zu nichts. Damals nicht, und heute schon gleich gar nicht.«

Sie sah mir direkt in die Augen, und ihr Schmerz ließ sich fast mit Händen greifen.

»Wissen sie was? Als ich bei der Polizei die Vermißtenformulare ausgefüllt habe, war Chantale schon tot. Sie lag zerstückelt auf einer Müllkippe. Sie war schon längst tot.«

Die Frau ließ den Kopf sinken, und ihre schmalen Schultern bebten. Sie hatte recht. Diese Fragerei brachte nichts. Ich fischte

im Trüben, das war alles. Geneviève Trottier hatte langsam gelernt, mit ihrem Schmerz umzugehen, Tomaten zu pflanzen und ihr Leben zu leben, und dann kam ich daher, überfiel sie mit meinen Fragen und zerrte ihre Gefühle wieder ans Tageslicht.

Hab Mitleid, sagte ich mir, und verschwinde.

»Alles in Ordnung, Madame Trottier. Wenn Sie sich an keine Einzelheiten mehr erinnern, dann waren diese vermutlich auch nicht wichtig.« Ich gab ihr meine Karte und sagte mein übliches Sprüchlein dazu auf. Rufen Sie mich an, wenn Ihnen noch etwas einfällt. Es schien mir nicht allzu wahrscheinlich, daß sie es tun würde.

Als ich nach Hause kam, war Gabbys Tür zu, und in ihrem Zimmer war es still. Ich dachte kurz daran, anzuklopfen, verkniff es mir aber. Gabby mochte es nicht, wenn man in ihre Privatsphäre eindrang. Also ging ich ins Bett und versuchte, noch etwas zu lesen. Aber es ging nicht. Geneviève Trottiers Worte geisterten mir noch immer durch den Kopf. *Déjà mort,* hatte sie gesagt. Schon tot. Auch Monsieur Champoux hatte diesen Ausdruck benützt. Ja. Fünf Frauen waren schon tot. Das war die brutale Wahrheit. Ebenso wie Champoux und Trottier gingen auch mir jetzt Gedanken durch den Kopf, die mir keine Ruhe mehr ließen.

27

Die Morgennachrichten aus dem Radiowecker rissen mich aus dem Schlaf. Es war der fünfte Juli. Der amerikanische Unabhängigkeitstag am Tag zuvor war an mir vorbeigegangen, ohne daß ich auch nur einmal daran gedacht hätte. Kein Apfelkuchen. Keine Sternenbanner. Nicht eine einzige Wunderkerze. Irgendwie deprimierte mich das. Eigentlich sollte jeder Bürger der Vereinigten Staaten am vierten Juli stolz durch die Straßen marschieren, ganz gleich wo auf dem Erdball er oder sie sich auch befanden. Seit ich hier in Kanada war, bekam ich US-amerikanische Sitten und Gebräuche nur noch aus der Ferne mit. Ich nahm mir vor, zum nächsten Spiel einer amerikanischen Mannschaft ins Baseballstadion zu gehen und mir für die Jungs die Seele aus dem Leib zu schreien.

Ich ging unter die Dusche, machte mir Kaffee und Toast und überflog die Meldungen in der *Gazette*. Das Blatt war wieder einmal voller Artikel über die beabsichtigte Trennung Quebecs von Kanada. Was würde in diesem Fall mit der Wirtschaft passieren? Was mit den Ureinwohnern? Mit den englischsprachigen Bewohnern der Provinz? In den Kleinanzeigen spiegelten sich diese Befürchtungen wider. Viele Verkäufe, wenige Kaufgesuche. Vielleicht sollte auch ich nach Hause gehen. Was konnte ich hier schon erreichen?

Hör auf, Brennan. Du bist doch bloß sauer, weil heute der Wagen in die Inspektion muß.

Stimmt. Ich hasse es, all die Dinge zu erledigen, ohne die man kein vollwertiges Mitglied einer hochtechnisierten Nation am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ist. Ich hasse es, Paß, Führerschein oder Arbeitserlaubnis zu verlängern, meine Einkommen-Steuererklärung zu machen oder mich gegen Tetanus

impfen zu lassen. Ich hasse es, meine Kleider zur Reinigung zu bringen, zum Zahnarzt oder zur Krebsvorsorgeuntersuchung zu gehen. Meine Verhaltensweise ist in all diesen Fällen dieselbe: Ich schiebe es auf, bis es sich nicht mehr vermeiden läßt. Heute war es mal wieder so weit: Der Wagen mußte in die Werkstatt.

Was mein Verhältnis zu Autos betrifft, so bin ich eine waschechte Amerikanerin. Wenn ich einmal einen Tag lang keines habe, fühle ich mich wie ein halber Mensch, abgeschnitten von allem und extrem verletzbar. Womit soll ich denn fliehen, wenn es ausgerechnet jetzt einer fremden Macht in den Sinn kommen sollte, uns zu überfallen? Was soll ich tun, wenn ich länger auf einer Party bleibe als die U-Bahn fährt? Und wie soll ich aufs Land fahren oder eine Kommode transportieren? Ohne Auto läuft überhaupt nichts, aber das heißt noch lange nicht, daß ich die Blechkiste anbete. Ich will einen fahrbaren Untersatz, der anspringt, wenn ich den Zündschlüssel umdrehe und der mich dorthin bringt, wo ich hin will. Und das soll er gefälligst mindestens zehn Jahre lang problemlos tun, ohne daß man sich ständig um ihn kümmern muß.

Ich hörte immer noch keine Geräusche aus Gabbys Zimmer. Wahrscheinlich schlief sie noch. Also packte ich meine Sachen und ging.

Um neun Uhr stand der Wagen in der Werkstatt, und ich saß in der U-Bahn. Jetzt, nach dem morgendlichen Berufsverkehr, war der Zug fast leer. Gelangweilt betrachtete ich die Plakate, die ein Stück am Théàtre St. Denis, einen Kurs am Collège O'Sullivan, Jeans von Guess, Parfüm von Chanel und die United Colors von Benetton bewarben.

Von den Plakaten wanderten meine Blicke auf die Karte des Metronetzes, auf der sich viele farbige Linien kreuzten wie die elektrischen Leitungen auf einem Schaltplan. Die Bahnhöfe waren als weiße Kreise eingezeichnet. Mit den Augen folgte ich meiner Fahrtstrecke von der Station Guy-Concordia bis Papineau. Die orange Linie führte in einem Bogen um den Berg herum und fuhr dann in Nord-Süd-Richtung an seinem östlichen Abhang entlang.

Dann lief sie kurze Zeit nach Westen, kreuzte sich mit der grünen Linie und bog schließlich wieder in Nord-Süd-Richtung ab. Die gelbe Linie führte unter dem Fluß hindurch und hielt an der Île Sainte Hélène und in Longueuil am südlichen Ufer. An der Station Berri-UQAM, die als wichtiger Umsteigebahnhof durch einen großen weißen Punkt markiert wurde, kreuzten sich alle drei Linien.

Der Zug rauschte durch die unterirdische Röhre. Ich zählte immer wieder die Stationen, die ich noch fahren mußte. Jetzt waren es noch sieben. Dann sechs.

Zählen kann zur Manie werden, Brennan. Wie Waschzwang.

Mit den Augen fuhr ich auf dem Plan die orange Linie in Richtung Norden entlang und stellte mir vor, wie es an den Stationen über der Erde aussah. Berri-UQAM. Sherbrooke. Mount Royal und schließlich Jean-Talon. Dort in der Nähe hatte Isabelle Gagnon gelebt.

Tatsächlich?

Ich suchte auf dem Plan die Gegend, in der Margaret Adkins gewohnt hatte. Es war die grüne Linie. Welche Station? Pie IX. Und wieviele Stationen war die von Berri-UQAM entfernt? Sechs in östlicher Richtung.

Ich zählte die Stationen, die Isabelle Gagnons Metro-Bahnhof von Berri-UQAM trennten. Auch sechs. Auf der orangen Linie.

Meine Nackenhaare begannen sich zu sträuben.

Morisette-Champoux. Bahnhof Georges-Vanier. Auf der orangen Linie. Sechs Stationen westlich von Berri-UQAM.

Großer Gott.

Was war mit Trottier? Nein, die U-Bahn ging nicht nach Sainte Anne-de-Bellevue hinaus.

Wie stand es mit Grace Damas? In der Parkvorstadt gab es zwei Bahnhöfe. Laurier und Rosement. Drei, beziehungsweise vier Stationen von Berri-UQAM entfernt.

Ich starrte auf den Plan. Drei der Opfer wohnten genau sechs Metrostationen vom Bahnhof Berri-UQAM entfernt. War das ein Zufall?

»Papineau«, sagte eine Stimme aus dem Lautsprecher. Ich nahm meine Sachen und stieg aus.

Als ich zehn Minuten später meine Bürotür aufschloß, klingelte das Telefon.

»Dr. Brennan.«

»Was, zum Teufel, haben Sie jetzt schon wieder gemacht, Brennan?«

»Guten Morgen, Ryan, kann ich Ihnen vielleicht irgendwie behilflich sein?«

»Claudel macht mir Ihretwegen die Hölle heiß. Er behauptet, Sie hätten die Familien der Opfer belästigt.«

Er wartete auf eine Antwort von mir, die ich ihm aber nicht gab.

»Ich habe Sie bisher immer in Schutz genommen, Brennan. Und zwar, weil ich Sie respektiere. Aber langsam gehen mir Ihre Eigenmächtigkeiten zu weit. Sie bringen mir meine gesamte Untersuchung durcheinander.«

»Ich habe nur ein paar Fragen gestellt. Das ist doch nicht verboten.«

»Aber Sie haben niemanden davon unterrichtet. Sie haben sich nicht mit uns abgestimmt, sondern sind einfach losgefahren und haben bei den Leuten an die Tür geklopft.« Ich konnte hören, wie Ryan durch die Nase ein- und ausatmete. Es war ein angespannt klingendes Geräusch.

»Ich habe immerhin vorher angerufen«, sagte ich, auch wenn das im Fall von Geneviève Trottier nicht der Wahrheit entsprach.

»Sie sind keine Polizeibeamtin.«

»Aber die Leute hatten nichts dagegen, daß ich mit ihnen rede.«

»Halten Sie sich eigentlich für Mickey Spillane oder was? Zeugen zu befragen ist nicht Ihr Job.«

»Sie sind ja richtiggehend belesen, Ryan.«

»Wissen Sie was, Brennan? Sie kotzen mich an!«

Im Hintergrund hörte ich die Geräusche von Ryans Büro.

»Hören Sie«, sagte Ryan mit sehr viel kontrollierterer Stimme als vorhin. »Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich halte nach wie vor große Stücke auf Sie. Aber das hier ist kein Spiel. Diese Leute haben etwas besseres verdient.« Seine Stimme klang hart wie Granit.

»Ja.«

»Trottier ist mein Fall.«

»Und was tun Sie bitteschön in *Ihrem* Fall?«

»Bren –«

»Und was geschieht in den anderen? Wie kommt man da voran?«

Langsam kam ich richtig in Fahrt.

»Diese Fälle haben nicht gerade oberste Priorität, Ryan. Francine Morisette-Champoux wurde vor achtzehn Monaten getötet, Chantale Trottier vor acht. Ich habe nun mal die bizarre Vorstellung, daß ihr Mörder hinter Gitter gehört. Also kümmere ich mich um die Fälle. Ich stelle ein paar Fragen. Und was geschieht? Man sagt mir, ich solle mich gefälligst um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Und nur weil ich Monsieur Claudel alles andere als sympathisch bin, läßt er die Fälle einfach links liegen, bis sie völlig in Vergessenheit geraten.«

»Ich habe Ihnen nicht gesagt, Sie sollten sich um Ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.«

»Und was *haben* Sie gesagt, Ryan?«

»Ich weiß, daß Claudel Sie ans Messer liefern will und daß Sie ihm dafür am liebsten die Eier abschneiden würden. Das kann ich verstehen, denn ich würde es vermutlich nicht anders machen, wenn er mich so in die Enge treiben würde. Aber deshalb lasse

ich mir von Ihnen und Claudel noch lange nicht meinen Fall versauen.«

»Und was soll denn das jetzt wieder heißen?«

Er brauchte lange, bis er mir antwortete.

»Ich will damit nicht sagen, daß ich Ihre Mitarbeit nicht zu schätzen wüßte. Aber ich möchte, daß die Prioritäten in dieser Untersuchung vollkommen klar sind.«

Eine ganze Weile schwiegen Ryan und ich wütend vor uns hin.

»Ich glaube, ich habe etwas herausgefunden«, sagte ich schließlich.

»Und was?« Das hatte er offenbar nicht erwartet.

»Ich habe möglicherweise eine Verbindung zwischen den Fällen gefunden.«

»Und was für eine?« Irgendwie klang seine Stimme jetzt nicht mehr ganz so gereizt.

»Das würde ich Ihnen lieber beim Mittagessen erzählen.«

»Hoffentlich hat die Sache Hand und Fuß, Brennan.« Er hielt inne. »Treffen wir uns um zwölf Uhr bei Antoine.«

Zum Glück hatte ich heute keine neuen Fälle zugeteilt bekommen, so daß ich mich gleich an die Arbeit machen konnte. Bisher hatte bei den Morden nichts zusammengepaßt. Vielleicht war ja die Metro wirklich das Bindeglied.

Ich fuhr den Computer hoch und lud meine Tabelle, um die Adressen zu überprüfen. Es stimmte. Die Opfer wohnten tatsächlich in der Nähe der Metrostationen, die ich vorhin in der U-Bahn herausgesucht hatte. Als nächstes nahm ich einen Stadtplan zur Hand und markierte die U-Bahnhöfe mit bunten Nadeln, so wie ich in Ryans Büro die Wohnorte der Opfer gekennzeichnet hatte. Die drei Nadeln bildeten ein Dreieck mit dem Bahnhof Berri-UQAM in der Mitte. Morisette-Champoux, Gagnon und Adkins hatten genau sechs Stationen vom Bahnhof Berri-UQAM entfernt gelebt, der nur ein paar Gehminuten von St.

Jacques Wohnung entfernt war.

Konnte es sich so zugetragen haben? War der Mörder in die U-Bahn gestiegen und hatte sich ein Opfer gesucht, das sechs Stationen nach Berri-UQAM ausgestiegen war? Solche Fixierungen gab es, ich hatte schon davon gelesen. Es gab Killer, die sich auf eine Farbe oder eine Zahl festlegten und sie bei allen ihren Taten berücksichtigten. Aber war sorgfältige Planung nicht ein Merkmal so gut wie aller Serienmörder? Stimmt, aber dieser Kerl ging möglicherweise noch etwas weiter. Vielleicht mordete er nach einem streng fixierten Muster, das haarklein eingehalten werden mußte.

Nun gut, aber was war dann mit Trottier und Damas? Die paßten in mein U-Bahn-Schema nicht hinein. So einfach konnte es also doch nicht sein. Ich starrte wieder auf den Stadtplan, als könne aus ihm die Erleuchtung kommen. Dabei hatte ich das Gefühl, daß irgendwo in meinem Unterbewußtsein bereits die Lösung meines Problems gefunden war. Irgend etwas hatte ich bei meinen Überlegungen vergessen. Aber was? Vor lauter Grübeln hätte ich fast das Klopfen an meiner Tür überhört.

»Dr. Brennan?« fragte Lucie Dumont und streckte den Kopf in mein Büro.

Das war's. Der Bann war gebrochen.

»Alsa!«

Ich hatte den kleinen Affen vergessen!

Mein Aufschrei schien Lucie zu erschrecken. Sie zuckte zusammen und ließ fast den Computerausdruck fallen, den sie in der Hand hielt.

»Soll ich später wiederkommen?«

Ich suchte bereits fieberhaft nach Lucies erstem Ausdruck. Ja, natürlich! Der Busbahnhof! Er war praktisch neben der Berri-UQAM-Station. Ich steckte am Fundort des toten Affen eine Nadel in den Stadtplan. Sie war genau in der Mitte des Dreiecks.

War es das? Der Affe? Gehörte er auch ins Muster? Und wenn ja, als was? Als Opfer? Als Experiment? Alsa wurde zwei Jahre

vor Grace Damas getötet. Hatte ich nicht in der einschlägigen Literatur gelesen, daß sadistische Triebtäter sich erst ausgiebigen Phantasien hingeben, dann Tiere quälen und schließlich Frauen vergewaltigen und töten? War das nicht auch bei Jeffrey Dahmer der Fall gewesen?

Ich lehnte mich seufzend zurück. Wenn das wirklich alles war, was mein Unterbewußtsein mir zu sagen hatte, dann würde ich damit auf Ryan keinen großen Eindruck machen.

Ich ging zur Tür und machte mich auf den Weg ins Archiv. Lucie war schon wieder gegangen. Bei ihr würde ich mich später entschuldigen. Ich hatte im Moment einfach zuviel zu tun. Mit einem Stoß Akten kehrte ich an meinen Schreibtisch zurück.

In der Damas-Akte befand sich so gut wie nichts außer meinem eigenen Bericht. Als nächstes öffnete ich den Hefter, auf dem »Margaret Adkins« stand und blätterte seinen Inhalt durch, aber ich hatte das alles schon so oft gesehen, daß ich nichts Neues mehr darin entdecken konnte. Also weiter zur Akte von Gagnon. Von Morisette-Champoux. Von Trottier.

Eine ganze Stunde lang brütete ich über den Papieren, bis sie mir wie die Puzzlesteine meiner Großmutter vorkamen. Schau sie dir genauer an, sagte ich mir. Dreh sie in deinem Geist und prüfe, ob sie dann vielleicht zueinander passen. Aber so sehr ich es auch versuchte, es wollte mir nicht gelingen. Also machte ich erst einmal eine Pause.

Nachdem ich mir eine Tasse Kaffee und die neueste Ausgabe des *Journal* geholt hatte, lehnte ich mich zurück und las, um mich zu entspannen. Die Meldungen waren in etwa dieselben wie die in der englischsprachigen *Gazette*, aber die Kommentare der beiden Blätter unterschieden sich gewaltig. Wie hatte Hugh MacLennan diesen Umstand genannt? Die beiden Einsamkeiten.

Ich legte die Zeitung beiseite. Da war sie schon wieder, diese unterbewußte Unruhe, die mir sagte, daß ich bereits alle Puzzlesteine besaß und sie nur richtig anordnen mußte.

Okay, Brennan. Dann geh mal systematisch vor. Dieses Gefühl hast du doch erst seit heute. Und was hast du heute getan? Nicht

viel. Du hast die Zeitung gelesen, du hast den Wagen in die Werkstatt gebracht. Dann bist du mit der U-Bahn gefahren und hast Dir die Akten nochmal angeschaut.

Und was war mit Alsa? Wichtige Erkenntnis, aber nicht genug. Da mußte es noch etwas anderes geben.

Das Auto?

Nein.

Die Zeitung?

Vielleicht.

Ich blätterte sie noch einmal durch. Dieselben alten Artikel, Kommentare, Kleinanzeigen.

Moment mal.

Kleinanzeigen. Wo hatte ich Kleinanzeigen gesehen? Stapelweise Kleinanzeigen?

In der Wohnung von St. Jacques.

Aufmerksam sah ich mir die Anzeigen im *Journal* durch. Stellenanzeigen. Verlorene Gegenstände. Flohmärkte. Haustiere. Immobilien.

Immobilien? Ja, Immobilien!

Ich nahm die Adkins-Akte zur Hand und holte die Bilder heraus. Genau. Da war es, das schief stehende, verrostete *À vendre*-Schild im schlecht gepflegten Vorgarten. Jemand hatte im Haus von Margaret Adkins eine Eigentumswohnung verkauft.

Na und?

Denk weiter.

Was hatte Monsieur Champoux gesagt? Daß seiner Frau es in dem Haus nicht gefallen habe. Daß sie deshalb habe wegziehen wollen. Ich rief bei Champoux an, aber es hob niemand ab.

Wie war das mit Gagnon? Wohnte deren Bruder nicht zur Miete? Aber vielleicht wollte ja der Vermieter das Haus verkaufen.

Ich sah mir die Photos in der Gagnon-Akte an, konnte aber kein Zu-Verkaufen-Schild entdecken. Mist.

Dann versuchte ich es erneut bei Champoux. Immer noch niemand zu Hause.

Also rief ich Geneviève Trottier an. Sie hob nach dem zweiten Klingeln ab.

»Bonjour«. Die Stimme klang fröhlich.

»Madame Trottier?«

»Am Apparat.« Jetzt klang sie neugierig.

»Hier spricht Dr. Brennan. Ich war gestern bei Ihnen.«

»*Oui*.« Ängstlich.

»Dürfte ich Ihnen noch eine Frage stellen?«

»*Oui.*« Resigniert.

»Stand Ihr Haus zum Verkauf, als Chantale verschwand?«

»*Pardonnez-moi*?«

»Haben Sie im Oktober letzten Jahres versucht, Ihr Haus zu verkaufen?«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Niemand. Ich wollte es nur wissen.«

»Nein, nein. Ich lebe hier seit der Trennung von meinem Mann. Ich habe keinen Grund, auszuziehen. Für… für Chantale und mich war es unser Zuhause.«

»Vielen Dank, Madame Trottier. Entschuldigen Sie bitte die Störung.« Schon wieder hatte ich schmerzliche Erinnerungen in ihr aufgewühlt.

Das alles führte zu nichts. Vielleicht war es ja auch bloß eine dumme Idee.

Ich probierte es noch einmal bei Champoux. Als ich gerade wieder auflegen wollte, wurde abgehoben.

»*Oui*«, sagte eine Männerstimme.

»Monsieur Champoux?«

»*Un instant*.«

»*Oui*«, sagte eine zweite Männerstimme.

»Monsieur Champoux?«

»*Oui*.«

Ich nannte meinen Namen und stellte ihm meine Frage. Er und seine Frau hatten tatsächlich versucht, ihr Haus zu verkaufen. Das Maklerbüro ReMax war mit dem Verkauf beauftragt worden, aber nach dem Tod seiner Frau hatte Champoux den Auftrag storniert. Er konnte mir nicht sagen, ob der Makler bereits Anzeigen in die Zeitung gesetzt hatte, hielt es aber durchaus für möglich. Ich dankte ihm und legte auf.

Zwei von fünf. Das war eine Möglichkeit. Vielleicht hatte St. Jacques seine Opfer ja wirklich über die Kleinanzeigen gefunden.

Ich rief bei der Spurensicherung an und erfuhr, daß sich die Sachen aus St. Jacques' Wohnung in der Asservatenkammer befanden.

Ich sah auf die Uhr. Es war viertel vor zwölf. Bald mußte ich mich mit Ryan treffen. Aber er würde nicht anbeißen, wenn ich nicht mehr zu bieten hatte.

Ich nahm die Akte von Isabelle Gagnon zur Hand und sah mir noch einmal die Photos an. Neben den Bildern des Leichenfundes im Grand Seminaire enthielt sie auch eine Serie von Aufnahmen, die die Polizei nach Gagnons Verschwinden in der Wohnung ihres Bruders gemacht hatte. Diese breitete ich auf meinem Schreibtisch aus und sah sie mir eine nach der anderen an. War da nicht was? Ich nahm mein Vergrößerungsglas zur Hand und betrachtete eingehend eines der Bilder.

»Das ist ja irre!«

Ich steckte die Photos in ihren Umschlag und packte ihn in meine Aktentasche. Dann begab ich mich im Laufschritt zu dem Restaurant, in dem ich mit Ryan verabredet war.

Das Paradis Tropique befindet sich direkt gegenüber dem Gebäude der Sûreté du Québec. Obwohl das Essen lausig und die Bedienung oft quälend langsam ist, findet man zur Mittagszeit dort nur schwer einen freien Platz. Daß dafür hauptsächlich das überschäumende Temperament von Antoine Janvier verantwortlich war, wurde mir bei der überschwenglichen

Begrüßung des Restaurantbesitzers wieder einmal überdeutlich.

»Ah, Madame, wie geht es Ihnen? Ich bin ja so froh, Sie wieder einmal bei uns begrüßen zu dürfen. Sie haben uns schon lange nicht mehr mit Ihrer Anwesenheit beehrt. Das war aber nicht nett von Ihnen. Wir alle haben Sie vermißt.« Antoines ebenholzschwarzes Gesicht verzog sich zu einer Grimasse gespielten Mißfallens.

»Tut mir leid, Antoine, aber ich hatte sehr viel zu tun.« Das stimmte zwar, aber es stimmte auch, daß die karibische Küche nicht unbedingt mein Fall war.

»Ah, Sie arbeiten zu viel, Madame, viel zu viel. Aber heute habe ich wunderbaren Fisch für Sie. Frischen Fisch, der fast noch lebt. Hat noch Meerwasser in den Kiemen. Wenn Sie den essen, fühlen Sie sich gleich besser. Und Sie kommen an den schönsten Tisch im ganzen Lokal. Ihre Freunde warten schon auf Sie.«

Freunde? Wer war denn außer Ryan sonst noch da?

»Kommen Sie, Madame. Kommen Sie. Kommen Sie.«

In dem mit knallbunten Sonnenschirmen dekorierten Lokal saßen etwa hundert schwitzende Menschen beim Essen. Ich folgte Antoine durch das Labyrinth von Tischen zu einer erhöhten Plattform am hintersten Ende des Lokals. Dort saß Ryan vor einem falschen Fenster, hinter dessen lavendelfarbenen Vorhängen ein karibischer Sonnenuntergang an die Wand gepinselt war. Über seinem Kopf drehte sich langsam ein Deckenventilator. Ryan sprach gerade mit einem Mann, der mir den Rücken zudrehte. Ich erkannte ihn sofort an den perfekten Bügelfalten seines beigefarbenen Leinenjacketts und seinem exakten Haarschnitt.

»Hallo Brennan«, begrüßte mich Ryan und erhob sich halb aus seinem Stuhl. Als er meinen Gesichtsausdruck bemerkte, verengten sich seine Augen zu einem warnenden Zwinkern. Vertrauen Sie mir, schien dieser Blick sagen zu wollen.

»Hallo Detective Lieutenant Ryan.« Hoffentlich gab es einen vernünftigen Grund für Claudels Anwesenheit.

Claudel blieb sitzen und nickte mir zu.

Ich setzte mich neben Ryan. Antoines Frau kam an den Tisch und plauderte kurz mit uns. Dann bestellten die Detectives Bier und ich eine Cola light.

»Also. Was hat es nun mit Ihrem sogenannten Durchbruch auf sich?« fragte Claudel, der herablassend wie kein zweiter sein konnte.

»Laßt uns doch erst etwas zu essen bestellen«, schlug Ryan vor und klang dabei wie ein Vermittler zwischen zwei verfeindeten Parteien.

Ryan und ich unterhielten uns eine Weile übers Wetter. Wir waren uns einig, daß es sehr heiß war. Als Janine die Getränke brachte, bestellte ich den Fisch des Tages, während die beiden Detectives den jamaikanischen Grillteller nahmen. Irgendwie kam ich mir wie eine Außenseiterin vor.

»Okay. Was haben Sie herausgefunden, Brennan?« wollte Ryan mit verbindlicher Stimme wissen, nachdem Janine wieder gegangen war.

»Das verbindende Glied ist die Metro.«

»Die Metro?«

»Na klar, die Metro«, höhnte Claude. »Damit fahren jeden Tag vier Millionen Verdächtige. Zwei, wenn wir unsere Suche auf Personen männlichen Geschlechts beschränken.«

»Laß sie doch erst einmal ausreden, Luc.«

»Also, was ist mit der Metro?«

»Francine Morisette-Champoux wohnte sechs Haltestellen von der Station Berri-UQAM entfernt.«

»Ist denn das die Möglichkeit?«

Ryan warf Claudel einen schneidenden Blick zu.

»Dasselbe trifft auf Isabelle Gagnon und Margaret Adkins zu.«

»Hmm.«

Claudel sagte nichts.

»Trottier wohnte zu weit draußen.«

»Stimmt. Und Damas zu nahe an Berri-UQAM.«

»Aber St. Jacques' Unterschlupf ist nur ein paar Blocks von der Station entfernt.«

Janine brachte den Fisch und die beiden Grillteller, und wir aßen eine Weile schweigend vor uns hin. Der Fisch war zu trocken, dafür waren die Pommes und der Reis viel zu fettig.

»Möglicherweise ist es komplizierter als ein simples Abzählen von Metrostationen.«

»Inwiefern?«

»Zwischen Francine Morisette-Champoux und Margaret Adkins gibt es eine andere Übereinstimmung. Morisette-Champoux und ihr Mann wollten ihr Haus verkaufen. Über das Maklerbüro ReMax.«

Keiner der beiden sagte etwas.

»Und vor dem Haus von Margaret Adkins war ein Zu-Verkaufen-Schild. Auch von ReMax.«

Sie warteten darauf, daß ich fortfuhr, aber ich schwieg. Statt dessen griff ich in meine Tasche, holte die Photos von Isabelle Gagnon hervor und legte eines davon auf den Tisch. Claudel spießte ein Stück gebratene Banane auf seine Gabel.

Ryan griff nach dem Photo und sah mich, nachdem er es begutachtet hatte, fragend an. Ich gab ihm das Vergrößerungsglas und deutete auf einen Gegenstand am äußersten linken Rand des Photos. Er besah ihn sich lange, dann reichte er Photo und Vergrößerungsglas kommentarlos quer über den Tisch zu Claudel.

Der Detective wischte sich die Hände ab und warf die zusammengeknüllte Papierserviette auf seinen Teller. Dann nahm er das Photo. Als er den Gegenstand erkannte, spannten sich seine Kiefernmuskeln an. Lange starrte er schweigend darauf.

»Ein Zu-Verkaufen-Schild draußen vor dem Fenster«, sagte er schließlich.

»Das Nachbarhaus?« fragte Ryan.

»Sieht so aus.«

»ReMax?«

»Ich glaube schon, aber man kann nur das R und einen Teil des E lesen. Wir können uns das Photo ja vergrößern lassen.«

»Das läßt sich auch anders nachprüfen. Das Verkaufsangebot dürfte gerade mal vier Monate alt sein. Bei der momentanen Marktlage ist es vielleicht noch immer gültig.« Ryan fing schon an, sich Notizen zu machen.

»Und was ist mit Damas?«

»Das weiß ich nicht.« Ich wollte nicht noch einmal die Familie eines Opfers belästigen. Aber das sagte ich den beiden nicht.

»Und Trottier?«

»Nichts. Ich habe mit Chantales Mutter gesprochen. Sie hatte nie vor, ihr Haus zu verkaufen.«

»Aber vielleicht ihr Vater seine Wohnung.«

Wir wandten uns beide Claudel zu, der mich unverwandt ansah. In seiner Stimme war keine Spur mehr von Herablassung.

»Wie bitte?« fragte Ryan.

»Chantale war häufig bei ihrem Vater. Vielleicht hat ja der seine Wohnung verkauft.«

»Ich werde das nachprüfen.« Ryan schrieb etwas auf seinen Block.

»An dem Tag, an dem sie ermordet wurde, wollte sie zu ihrem Vater«, sagte ich.

»Sie war dort mehrmals pro Woche.« Claudel klang gönnerhaft, aber nicht verächtlich. Das war ja direkt ein Fortschritt.

»Wo wohnt der Vater?«

»In Westmount. In einer sündteuren Eigentumswohnung an der Rue Barrat, in der Nähe der Rue Sherbrooke.«

Ich versuchte, mir vorzustellen, wo das war. Es mußte am Rand der Innenstadt liegen. Nicht weit von meiner eigenen Wohnung entfernt.

»Ist das gleich beim Forum?«

»Genau.«

»Welche Metrostation?«

»Müßte Atwater sein.«

Ryan sah auf die Uhr und bedeutet Janine mit einer Geste, daß wir zahlen wollten. Als wir gingen, steckte uns Antoine noch jede Menge Süßigkeiten zu.

Kaum war ich in meinem Büro, holte ich den Stadtplan hervor und suchte die Metrostation Atwater. Dann zählte ich die Haltestellen bis zu Berri-UQAM ab. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Gerade als ich auf den Bahnhof tippte, klingelte das Telefon.

28

Es war Ryan. Robert Trottiers Wohnung hatte eineinhalb Jahre lang zum Verkauf gestanden.

»In diesem Preissegment wird man sie so schnell nicht los.«

»Das kann ich nicht beurteilen, Ryan. Ich habe noch nie so was Teures besessen.«

»Ich weiß es auch nur aus dem Fernsehen.«

»Und wer war der Makler? ReMax?«

»Nein. Royal LePage.«

»Wurden Anzeigen geschaltet?«

»Trottier meint ja. Wir prüfen es gerade nach.«

»War ein Schild vor dem Haus?«

»Ja.«

»Und Damas?« fragte ich.

Grace Damas hatte zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern bei ihren Schwiegereltern gewohnt. Die Eltern besaßen ihr Haus schon seit Urzeiten und hatten auch vor, darin zu sterben.

Ich dachte eine Weile darüber nach.

»Was hat Grace Damas eigentlich gemacht?«

»Sie war eine brave Hausfrau, hat ihre Kinder erzogen und Deckchen für die Kirche gehäkelt. Ab und zu hatte sie einen Halbtagsjob. Und wissen Sie, wo sie mal gearbeitet hat? In einer *Boucherie.«*

»In einer Metzgerei?« Das hatte uns gerade noch gefehlt. Eine abgeschlachtete Schlachterin.

»Was ist mit dem Ehemann?«

»Der ist sauber. Lastwagenfahrer.« Kurze Pause. »Wie auch

sein Vater vor ihm.«

Wir schwiegen.

»Was halten Sie eigentlich von dem, was ich herausgefunden habe?«

»Meinen Sie die U-Bahn oder die Immobilienanzeigen?«

»Beides.«

»Ich weiß nicht so recht, Brennan.« Wieder Schweigen. »Haben Sie denn eine Theorie?«

Ich hatte lange darüber nachgedacht.

»Also gut. St. Jacques liest die Immobilienanzeigen und sucht sich eine Adresse heraus. Dann beobachtet er das Haus, bis er ein passendes Opfer entdeckt. Das verfolgt er dann und wartet auf eine Gelegenheit, um zuzuschlagen.«

»Und was hat die Metro damit zu tun?«

Denk schneller Brennan. »Es ist eine Art Spiel für ihn. Er ist der Jäger, die Frau die Beute. Die Wohnung in der Rue Berger ist sein Jagdversteck, von dem aus er die Frauen über die Anzeigen herausfindet, sich an sie anschleicht und schließlich tötet. Aber er jagt nur in einem bestimmten Gebiet.«

»Im Umkreis von sechs U-Bahnstationen.«

»Haben Sie eine bessere Idee?«

»Warum ausgerechnet Immobilienanzeigen?«

»Warum? Weil eine Frau, die allein zu Hause ist, ein gutes Opfer abgibt. Und wenn das Haus zum Verkauf steht, dann ist sie darauf vorbereitet, daß Leute kommen und es sich ansehen. Vielleicht ruft er an, bezieht sich auf die Anzeige, und schon öffnen sich ihm alle Türen.«

»Und weshalb gerade sechs U-Bahnstationen?«

»Keine Ahnung. Der Kerl ist eben wahnsinnig.«

Brillante Antwort, Brennan.

»Er muß sich in der Stadt verdammt gut auskennen.«

Darüber dachten wir beide eine Weile nach.

»Ein U-Bahn-Angestellter?«

»Taxifahrer?«

»Jemand von den Stadtwerken?«

»Oder von der Polizei?«

Gespanntes Schweigen.

»Brennan, ich kann mir nicht –«

»Nein, ich auch nicht.«

»Und was ist mit Trottier und Damas? Die passen nicht ins Schema.«

»Stimmt.«

Schweigen.

»Gagnon wurde in der Innenstadt gefunden. Damas in St. Lambert, Trottier in St. Jerome. Wie macht der Kerl das?«

»Keine Ahnung, Ryan. Aber beide Theorien, sowohl die mit den Metrostationen als auch die mit den Immobilienanzeigen, treffen auf jeweils drei der fünf Opfer zu. Und St. Jacques, oder wie die Ratte auch heißen mag, paßt zu beiden. Sein Unterschlupf ist in der Nähe der Berri-UQAM-Station, und er sammelt Kleinanzeigen. Da sollte man doch weiter ermitteln.«

»Ja.«

»Vielleicht sollten Sie sich die Anzeigen, die St. Jacques aufgehoben hat, einmal genauer ansehen.«

»Ja.«

Plötzlich kam mir noch ein anderer Gedanke.

»Wie wäre es mit einem Persönlichkeitsprofil? Jetzt haben wir doch genügend Einzelheiten, um eines erstellen zu lassen.«

»Liegt voll im Trend.«

»Aber es könnte hilfreich sein.«

Ich glaubte, seine Gedanken am anderen Ende der Leitung lesen zu können.

»Claudel muß ja nichts davon erfahren«, sagte ich. »Ich könnte mich inoffiziell noch ein wenig umhören und nachsehen, ob es

sich lohnt. Bei den Morden an Morisette-Champoux und Adkins haben wir einen Tatort, und bei den anderen Toten wissen wir, wie der Täter sie zerstückelt und wo er die Leichen versteckt hat. Ich glaube, damit könnten sie schon etwas anfangen.«

»Wer? Das amerikanische FBI?«

»Ja.«

Ryan schnaubte verächtlich. »Die haben doch soviel zu tun, daß sie sich um eine Anfrage aus Kanada erst nach dem Jahr Zweitausend kümmern werden.«

»Ich kenne jemanden in Quantico.«

»Das hatte ich auch nicht anders erwartet.« Er seufzte. »Na schön. Warum nicht? Aber fragen Sie nur ganz unverbindlich an, und veranlassen Sie noch nichts. Das offizielle Amtshilfeersuchen muß von Claudel oder mir kommen.«

Eine Minute später wählte ich eine Nummer in Virginia, fragte nach Samuel Dobzhansky und wartete. Kurze Zeit später sagte man mir, daß Mr. Dobzhansky leider nicht im Haus sei. Ich hinterließ eine Nachricht.

Dann versuchte ich es bei Parker Bailey. Auch er war nicht da. Ich hinterließ wieder eine Nachricht.

Ich rief bei mir zu Hause an, um zu erfahren, wie Gabbys Pläne für das Abendessen aussahen. Diesmal sagte mir meine eigene Stimme, daß ich eine Nachricht hinterlassen solle.

Als Nächstes kam Katy an die Reihe. Wieder ein Anrufbeantworter.

War denn heute überhaupt niemand da?

Den Rest des Nachmittags über erledigte ich meine Korrespondenz und schrieb ein paar Bewertungen meiner Studenten. Dabei wartete ich die ganze Zeit darauf, daß das Telefon klingelte. Ich wollte unbedingt mit Dobzhansky oder Bailey sprechen. Die Uhr, die ich in meinem Kopf glaubte ticken zu hören, verhinderte jegliche Konzentration. Es war wie ein Countdown. Wie lange noch, bis die nächste Frau umgebracht wird? Um fünf Uhr hatte ich das Warten satt und fuhr heim.

Die Wohnung war still. Keine Spur von Birdie oder Gabby.

»Gab?« rief ich. Vielleicht machte sie ja gerade ein Nickerchen.

Die Tür zum Gästezimmer war immer noch zu, und Birdie schlief auf meinem Bett.

»Ihr beide habt es wirklich schwer mit mir«, sagte ich und streichelte seinen Kopf »Puh. Wird Zeit, dein Katzenklo zu leeren.« Der Geruch war ziemlich stark.

»Entschuldige Bird, aber ich habe zur Zeit einfach zuviel um die Ohren.«

Keine Reaktion.

»Wo ist Gabby?«

Ein leerer Blick. Ein genüßliches Strecken.

Ich leerte die Toilette aus, was Birdie dadurch honorierte, daß er sich sofort aufs frisch aufgefüllte Katzenstreu setzte und etwas davon mit den Pfoten auf den Boden schaufelte.

»Jetzt hör aber auf, Birdie. Sieh zu, daß das Zeug in der Schüssel bleibt. Ich weiß, daß Gabby nicht gerade die Ordentlichste ist, was das Badezimmer anbelangt, aber deswegen mußt du es ihr ja nicht gleich nachmachen.« Ich warf einen Blick auf das Chaos aus Kosmetiktuben und Parfümfläschchen. »Da, schau, ich glaube, sie hat sogar ein bißchen aufgeräumt.«

Ich holte eine Cola Light aus dem Kühlschrank und zog mir eine abgeschnittene Jeans an. Ich hatte keine Lust, etwas zu kochen. Gabby und ich würden zum Essen gehen.

Das Licht am Anrufbeantworter blinkte. Es war eine Nachricht da. Meine. Ich hatte so gegen eins angerufen. Hatte Gabby den Anruf nicht gehört? Hatte sie ihn ignoriert? Vielleicht hatte sie ja das Telefon ausgesteckt. Vielleicht war sie krank. Oder gar nicht da. Ich ging zu ihrem Zimmer.

»Gab?«

Ich klopfte leise.

»Gabby?«

Ich klopfte fester.

Dann öffnete ich die Tür. Drinnen war die für Gabby typische Unordnung. Schmuck, Papiere, Bücher und Kleidungsstücke lagen überall verstreut herum. Ein Büstenhalter hing über der Lehne eines Stuhls. Ich sah in den Schrank, in dem Sandalen und Schuhe kreuz und quer durcheinander lagen. Inmitten des ganzen Chaos stand ein sauber gemachtes Bett, das mir in dieser Umgebung völlig unpassend erschien.

»Paß doch auf, Birdie!«

Der Kater wischte zwischen meinen Beinen durchs Zimmer.

»War sie letzte Nacht überhaupt hier?«

Birdie sah mich an, sprang aufs Bett, wo er sich zweimal im Kreis drehte und dann hinlegte. Ich warf mich neben ihn, während mein Magen den gewohnten Knoten bildete.

»Sie hat es schon wieder getan, Bird.«

Er streckte eine Hinterpfote nach vorn und leckte daran.

»Und sie hat es nicht einmal nötig, mir einen Zettel hinzulegen.«

Birdie konzentrierte sich auf seine Pfote.

»Reg dich nicht auf«, sagte ich mir und ging in die Küche, um die Spülmaschine auszuräumen.

Zehn Minuten später hatte ich mich so weit beruhigt, daß ich Gabbys Nummer wählen konnte. Keine Antwort. Natürlich nicht. Ich rief in der Universität an, aber auch dort hob niemand ab.

Ich ging wieder in die Küche, öffnete den Kühlschrank und schloß ihn gleich wieder. Und was ist mit Abendessen? Also öffnete ich ihn wieder und holte eine Cola heraus. Dann ging ich ins Wohnzimmer, stellte die neue Dose neben die alte, schaltete den Fernseher ein und zappte mich durch die Kanäle, bis ich eine Comedy-Serie fand, die mich aber nicht ablenken konnte. Meine Gedanken rasten zwischen den Morden, Gabby und dem Totenschädel in meinem Garten hin und her. Die Dialoge und das künstliche Gelächter aus dem Fernseher bildeten lediglich die Geräuschkulisse.

Ich war sauer auf Gabby und wütend auf mich selbst, weil ich mich von ihr ausnützen ließ. Ich war verletzt, weil sie so mit mir umsprang, und besorgt um ihre Sicherheit. Ich verspürte Wut auf meine eigene Hilflosigkeit und Angst vor einem weiteren Mord. Obwohl es mir weh tat, konnte ich nicht aufhören, immer wieder in dieselben Kerben zu schlagen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich so dasaß. Jedenfalls klingelte irgendwann einmal das Telefon, und das Geräusch jagte mir einen gewaltigen Adrenalinstoß in die Adern.

Das mußte Gabby sein!

»Hallo.«

»Kann ich bitte mit Tempe Brennan sprechen?« fragte eine männliche Stimme, die mir so vertraut wie meine Jugend im mittleren Westen war.

»J. S.! Bin ich froh, daß du anrufst!«

Es war John Samuel Dobzhansky. Meine erste große Liebe. Wir hatten uns in Camp Northwoods kennengelernt. Die Romanze dauerte zwei Sommer, bis wir beide aufs College gingen. Ich in den Süden, J. S. in den Norden. Ich studierte Anthropologie und traf Pete; er machte seinen Abschluß in Psychologie, heiratete zweimal und wurde beide Male wieder geschieden. Jahre später hatten wir uns auf der Akademie wiedergetroffen. J. S. war inzwischen Spezialist für Sexualmorde.

»Kennst du das echte Camp Northwoods Gefühl?« zitierte J. S. ein altes Lied.

»Ich habe es ständig in meinem Herzen«, konterte ich mit der zweiten Zeile, woraufhin wir beide lachen mußten.

»Ich war mir nicht sicher, ob ich dich zu Hause anrufen sollte, aber da du die Nummer hinterlassen hast, dachte ich, ich probier's einfach mal.«

»Ich bin froh, daß du es getan hast. Vielen Dank.« Danke. Danke. »Ich hätte gerne deinen fachmännischen Rat zu einer Reihe von Verbrechen, die wir hier oben gerade untersuchen. Ist das in Ordnung?«

»Tempe, wann wirst du endlich damit aufhören, mich zu enttäuschen?« fragte er und mimte den Verletzten.

Bei den Akademietreffen hatten wir des öfteren zusammen zu Abend gegessen, wobei anfangs der Gedanke an ein sexuelles Abenteuer in der Luft gehangen war. Sollten wir wirklich alte Gefühle aus Teenager-Zeiten wieder aufleben lassen? War denn die Leidenschaft noch vorhanden? Obwohl wir nie darüber gesprochen hatten, ließen wir beide die Idee rasch wieder fallen.

»Was ist denn mit deiner neuen Flamme, von der du mir im vergangenen Jahr erzählt hast?« fragte ich.

»Vorbei.«

»Das tut mir leid, J. S. Aber um auf mein Anliegen zurückzukommen, wir haben hier einige Morde, von denen ich glaube, daß zwischen ihnen ein Zusammenhang besteht. Wenn ich dir erzähle, was wir wissen, könntest du mir dann deine Meinung dazu sagen? Ich wüßte gerne, ob wir es mit einem Serienmörder zu tun haben.«

»Meine Meinung kannst du zu allem haben.« Das war einer unserer Lieblingssprüche von früher.

Ich beschrieb ihm die Tatorte der Fälle Adkins und Morisette-Champoux und den Zustand der Toten. Dann erzählte ich ihm, wie und wo wir die anderen Leichen gefunden hatten und wie der Mörder sie zerstückelt hatte. Zum Schluß machte ich ihn mit meinen eigenen Theorien über die U-Bahn und die Immobilienanzeigen vertraut.

»Die Polizei will mir noch immer nicht glauben, daß diese Morde etwas miteinander zu tun haben. Die Detectives sagen immer wieder, daß sie kein durchgehendes Muster erkennen können, und in gewisser Weise haben sie damit sogar recht. Die Opfer sind alle ziemlich unterschiedlich, außerdem wurde eines erschossen, die anderen nicht. Und sie wohnten über die ganze Stadt verstreut. Nichts paßt so richtig zusammen.«

»Moment, Moment. Mach mal langsam. Das stimmt doch so nicht. Das meiste, was du mir erzählt hast, betrifft doch den

modus operandi, die Vorgehensweise des Mörders.«

»Stimmt.«

»Natürlich sind Ähnlichkeiten im modus operandi wichtige Anhaltspunkte, versteh mich da bitte nicht falsch, aber es kommt sehr häufig vor, daß der m. o. eines Täters von Mord zu Mord beträchtlich variiert. Ein Mörder, der ein Opfer geknebelt und mit einer Telefonschnur erdrosselt hat, bringt zum nächsten Mord vielleicht seine eigene Schnur mit. Und daß jemand ein Opfer erstochen hat, heißt noch lange nicht, daß er das nächste nicht erschießt oder erwürgt. Das eine bestiehlt er, das andere nicht. Ich habe schon einmal das Profil eines Täters erstellt, der bei jedem Mord eine andere Tatwaffe verwendet hat. Bist du noch dran?«

»Ja.«

»Der m. o. eines Mörders bleibt niemals gleich. Wie sollte er auch? Jeder Mensch lernt durch Erfahrung hinzu, und Serienmörder bilden da keine Ausnahme. Sie lernen, was funktioniert und was nicht, und verfeinern ihre Technik von Tat zu Tat. Der eine mehr, der andere weniger.«

»Wie beruhigend.«

»Außerdem gibt es viele Zufälle, die das Verhalten eines Täters beeinflussen und alle seine Pläne zunichte machen können. Ein Telefon klingelt. Ein Nachbar schaut vorbei. Ein Seil reißt. Und schon muß er improvisieren.«

»Verstehe.«

»Muster, die sich im modus operandi erkennen lassen, sind äußerst nützlich für die Bestimmung des Täters. Trotzdem kommen Abweichungen immer wieder vor.«

»Was meinst du mit Bestimmung? Wie geht das?«

»Indem wir auf Rituale achten.«

»Auf Rituale?«

»Manche meiner Kollegen nennen sie auch die Handschrift oder die Visitenkarte des Täters. Auf wirkliche Rituale trifft man allerdings nicht häufig. Die meisten Täter entwickeln bestimmte Verhaltensweisen, weil sie von bewährten Mustern nicht

abweichen wollen. Sie glauben, daß sie dadurch das Risiko, gefaßt zu werden, verringern können. Bei manchen Serienmördern verhält es sich allerdings anders. Diese Menschen werden zumeist von einer inneren Wut getrieben, die sie zunächst dazu bringt, sich Gewalttaten auszumalen. Irgendwann einmal reicht ihnen das nicht mehr, und sie fangen an, ihre Phantasien in die Tat umzusetzen. Dabei begnügen sie sich meistens nicht mit einfachen Gewalttaten, sondern entwickeln Rituale, die ihrer inneren Wut angemessen sind. Diese Rituale sind es dann übrigens auch, mit denen sie sich verraten.«

»Wie sehen solche Rituale aus?«

»Normalerweise haben sie viel mit der Beherrschung und Erniedrigung des Opfers zu tun. Dabei ist es meist nicht wichtig, wer das Opfer ist. Alter oder Aussehen können völlig irrelevant sein. Was wirklich zählt, ist die Tatsache, daß der Täter seine Wut an dem Opfer auslassen kann. Ich hatte es zum Beispiel einmal mit einem Mörder zu tun, dessen Opfer zwischen sieben und einundachtzig Jahren alt waren.«

»Worauf würdest du denn besonders achten?«

»Darauf, wie er sich seinen Opfern nähert, zum Beispiel. Macht er sich sofort über sie her, oder spricht er zuerst mit ihnen? Wie bekommt er eine Frau unter seine Kontrolle, wenn er sich ihr genähert hat? Wie vergreift er sich sexuell an ihr? Tut er das, bevor er sie tötet oder danach? Quält er sie? Verstümmelt er sie? Läßt er am Tatort oder an der Leiche etwas zurück? Was nimmt er mit?«

»Aber können diese Dinge nicht auch von Zufällen abhängen?«

»Natürlich. Deshalb ist es ja so wichtig, daß man herausfindet, ob ein Mörder mit solchen Dingen wirklich seine ritualisierten Phantasien auslebt oder ob er damit bloß seine Entdeckung zu verhindern versucht.«

»Und was hältst du nun von den Fällen, die ich dir geschildert habe? Gibt es hier ein Ritual? Eine Handschrift?«

»Bleibt das unter uns?«

»Natürlich.«

»Ohne Zweifel.«

»Wirklich?« Ich fing an, mir Notizen zu machen.

»Darauf verwette ich meinen Arsch.«

»Paß auf, daß ich die Wette nicht annehme. Du glaubst also, daß wir es mit einem sadistischen Sexualtäter zu tun haben?«

Ich hörte es knacken, als J. S. an einen anderen Apparat ging. »Sadistische Sexualtäter beziehen ihre Befriedigung aus den Schmerzen ihrer Opfer. Sie töten nicht einfach so, sondern sie wollen ihre Opfer leiden sehen. Und, was das wichtigste ist, sie werden dadurch sexuell erregt.«

»Und?«

»Was du mir geschildert hast, trifft teilweise auf einen solchen Täter zu. Zum Beispiel das Einführen von Gegenständen in die Scheide. Waren die Opfer am Leben, als das geschah?«

»Zumindest zwei davon. Bei der dritten Frau ist es schwer zu sagen, weil ihr Körper praktisch vollständig verwest war.«

»Möglicherweise kommt sexueller Sadismus tatsächlich in Frage. Um es sicher sagen zu können, müßte man natürlich die wichtigste Frage klären: Wurde der Mörder durch seine Taten sexuell erregt?«

Das konnte ich ihm nicht beantworten. Bei keinem der Opfer waren Samenspuren gefunden worden. Das sagte ich J. S.

»Samen wäre natürlich schön gewesen, aber sein Nichtvorhandensein schließt noch lange nicht aus, daß wir es mit einem sexuellen Sadisten zu tun haben. Ich hatte mal einen Fall, bei dem der Täter in die Hand seiner Opfer masturbierte, sie dann abschnitt und durch den Fleischwolf drückte. An den Tatorten hat man nie eine Spur von Samen gefunden.«

»Wie habt ihr ihn erwischt?«

»Weil er einmal nicht richtig gezielt hat.«

»Drei von meinen Frauen wurden zerstückelt. Das wissen wir

ganz genau.«

»Das könnte auf ein Verhaltensmuster hinweisen, aber es ist kein Beweis für sexuellen Sadismus. Außer natürlich, die Zerstückelung wäre vor dem Tod der Opfer erfolgt. Serienmörder, ob sie nun sexuelle Sadisten sind oder nicht, sind ausgesprochen durchtrieben. Sie planen ihre Verbrechen aufs genaueste. Wenn ein Opfer nach dem Tod zerstückelt wird, läßt das allein noch nicht auf eine sexuelle oder sadistische Komponente schließen. Manche Mörder zerlegen ihre Opfer, weil sie sich so besser verstecken lassen.«

»Und was ist mit den abgesägten Händen?«

»Dasselbe. Es ist ein Muster und eine zusätzliche Verletzung des Opfers, aber das muß noch lange nicht auf einen sexuellen Hintergrund hinweisen. Das geschieht oft, um das Opfer wehrlos zu machen. Trotzdem gibt es ein paar Anzeichen für sexuellen Sadismus. Zum Beispiel, daß der Mörder seine Opfer nicht gekannt hat. Daß er sie brutal geschlagen hat. Daß dreien von ihnen ein Objekt in die Scheide geschoben wurde, möglicherweise sogar vor Eintritt des Todes. Diese Kombination ist ziemlich charakteristisch.«

Inzwischen machte ich mir eifrig Notizen.

»Du mußt herausfinden, ob die Objekte, die er seinen Opfern in die Scheide geschoben hat, an den Tatorten bereits vorhanden waren oder ob er sie mitgebracht hat. Das könnte dann die Handschrift dieses Kerls sein. Geplante Grausamkeit im Gegensatz zu spontaner Grausamkeit.«

Ich schrieb fieberhaft mit.

»Kannst du mir noch ein paar andere Merkmale für sexuellen Sadismus nennen?«

»Ein nach festgelegten Mustern ablaufender modus operandi. Daß sich der Täter unter einem Vorwand seinen Opfern nähert. Das starke Bedürfnis, sein Opfer zu dominieren und zu erniedrigen. Exzessive Grausamkeit. Daß die Angst und die Schmerzen seiner Opfer ihn sexuell stimulieren. Daß er sich

Souvenirs von den Opfern aufhebt. Daß er …«

»Was war das eben?«

»Daß er sich Souvenirs von den Opfern aufhebt?«

»Was für Souvenirs?«

»Gegenstände vom Tatort, Kleidungsstücke oder Schmuck der Opfer.«

»Wie steht es mit Zeitungsausschnitten?«

»Sexuelle Sadisten lieben es, wenn die Journalisten über sie schreiben.«

»Führen sie Buch über ihre Taten? Halten sie sie irgendwie fest?«

»In Tagebüchern, Kalendern, Zeichnungen, Landkarten, allem, was du dir vorstellen kannst. Manche lassen bei ihren Morden sogar Tonbänder mitlaufen. Ihre Phantasie entzündet sich nicht nur an der Tat selbst. Auch die Vorbereitung und das Nacherleben des Verbrechens können sie ziemlich stark erregen.«

»Aber warum heben sie das Zeug auf? Ist das nicht gefährlich für sie, wenn sie erwischt werden?«

»Die meisten glauben, daß sie der Polizei haushoch überlegen sind. Daß sie viel zu intelligent sind, um gefaßt zu werden.«

»Was ist mit Leichenteilen?«

»Wie meinst du das?«

»Bewahren sie die auch auf?«

J. S. überlegte kurz. »Ist nicht sehr verbreitet, kommt aber vor.«

»Und was hältst du von meinen Theorien von der U-Bahn und den Immobilienanzeigen?«

»Die Phantasien, die diese Kerle ausleben, können unglaublich detailliert und spezifisch sein. Manche brauchen ganz bestimmte Orte für ihre Taten, andere eine genaue Abfolge von Ereignissen. Es gibt sadistische Sexualtäter, die auf bestimmte Reaktionen ihrer Opfer abfahren. Also schreiben sie sich eine Art Drehbuch und zwingen die Opfer dazu, genau festgelegte Dinge zu sagen

oder zu tun oder bestimmte Kleider zu tragen. Aber diese Sachen sind nicht nur für Sadisten charakteristisch, sondern für eine ganze Menge anderer Persönlichkeitsstörungen. Deshalb solltest du dich nicht auf einen sadistischen Sexualverbrecher versteifen. Konzentriere dich lieber auf die Handschrift, auf die Visitenkarte, die dein Mörder hinterläßt. Nur so kannst du ihn zur Strecke bringen, ganz egal, wie die Psychiater ihn einstufen würden. Und in diesem Zusammenhang könnten die U-Bahnstationen und die Immobilienanzeigen durchaus einen Hinweis auf die Phantasien deines Mörders geben.«

»Wenn du dir alles, was ich dir gesagt habe, nochmal durch den Kopf gehen läßt, J. S. was ist dein genereller Eindruck von der ganzen Sache?«

Es folgte eine lange Pause, in der J. S. langsam und hörbar ausatmete.

»Ich glaube, daß du es mit einem wirklich üblen Burschen zu tun hast, Tempe. Einem, der von einer enormen Wut getrieben wird. Der zu extremer Gewalt fähig ist. Wenn es wirklich dieser St. Jacques sein sollte, dann stört mich, daß er die Bankkarte seines Opfers verwendet hat. Entweder ist er unglaublich dumm – und diesen Eindruck macht er eigentlich nicht auf mich – oder er ist aus irgendeinem Grund extrem nachlässig geworden. Vielleicht ist er in plötzliche finanzielle Schwierigkeiten geraten, vielleicht wird er aber auch einfach immer frecher. Darauf würde auch der Schädel in deinem Garten hinweisen. Mit dem wollte er dir eine Botschaft zukommen lassen oder sich über dich lustig machen. Es wäre sogar möglich, daß er es darauf anlegt, gefaßt zu werden. Was mir an der Sache ganz und gar nicht gefällt, ist die Tatsache, daß es dabei um dich persönlich geht. Dein Bild in seinem Versteck, der Schädel in deinem Garten. Das alles sagt mir, daß er es nicht dabei belassen wird, sich über dich lustig zu machen.«

Ich erzählte ihm von der Nacht auf dem Klostergelände und dem Wagen, der mich verfolgt hatte.

»Gott im Himmel, Tempe, wenn dieser Kerl wirklich hinter dir

her ist, darfst du keine Spiele mit ihm spielen. Er ist verdammt gefährlich. Denk daran, was ich dir vorhin erzählt habe. Vermutlich hast du ihn dort draußen überrascht, so daß er nicht darauf vorbereitet war, auf seine ganz spezielle Art zu töten. Er war nicht Herr der Lage. Vielleicht hatte er die Sachen nicht dabei, die er zum Töten braucht. Vielleicht hat ihn der Umstand, daß du bewußtlos warst, um das Gefühl gebracht, das er beim Anblick seiner verängstigten Opfer bekommt.«

»Du meinst, er hatte keine Gelegenheit, um sein Todesritual durchzuführen.«

»Genau.«

Wir plauderten noch eine Weile über alte Freunde und alte Zeiten, in denen wir uns noch nicht mit Morden befaßt hatten. Als wir schließlich auflegten, war es schon nach acht.

Ich lehnte mich auf dem Sofa zurück, streckte alle Viere von mir und entspannte mich. Eine ganze Weile lag ich so da wie eine Stoffpuppe und dachte an vergangene Zeiten. Schließlich war es mein Hunger, der mich aufstehen ließ. Ich ging in die Küche, wärmte mir eine gefrorene Lasagne auf und zwang mich dazu, sie zu essen. Danach setzte ich mich hin und arbeitete eine Stunde lang daran, aus meinen Notizen das zu rekonstruieren, was J. S. mir gesagt hatte.

Besonders seine Abschiedsworte wollten mir nicht mehr aus dem Gedächtnis.

»Die Abstände zwischen den Morden werden immer kürzer.«

Das war mir bewußt.

»Er erhöht seinen Einsatz.«

Das wußte ich ebenfalls.

»Möglicherweise hat er jetzt dich im Visier.«

Um zehn Uhr ging ich ins Bett. Ich lag in der Dunkelheit und starrte an die Decke. Ich fühlte mich allein und bemitleidete mich selbst. Warum mußte ich die Bürde all dieser toten Frauen tragen? Warum hatte mich ein Psychopath zum Mittelpunkt seiner perversen Phantasien gemacht? Warum nahm mich bei der Polizei

niemand ernst? Und warum wurde ich immer älter, während ich aufgetaute Lasagne vor dem Fernseher aß, ohne die Sendungen richtig anzusehen? Als Birdie sich auf meine Knie legte, trieb mir diese sanfte Berührung die Tränen in die Augen, die ich seit meinem Gespräch mit J. S. zurückgehalten hatte. Ich weinte in das Kissen hinein, das Pete und ich in Charlotte gekauft hatten. Genauer gesagt, das ich gekauft hatte, während er ungeduldig von einem Fuß auf den anderen getreten war.

Warum war unsere Ehe gescheitert? Warum lag ich jetzt allein im Bett? Warum war Katy so unzufrieden? Warum hatte sich meine beste Freundin schon wieder so unfair verhalten? Wo war sie? Nein, daran wollte ich nicht denken. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich wach lag, an die Leere in meinem Leben dachte und hoffte, daß Gabby endlich nach Hause kommen würde.

29

Am nächsten Morgen erzählte ich Ryan, was bei meinem Telefongespräch mit J. S. herausgekommen war. Danach verging eine ganze Woche, in der nichts geschah.

Das Wetter blieb heiß. Tagsüber untersuchte ich Knochen. Die Überreste eines seit neun Jahren vermißten Touristen zum Beispiel, die man in einem Komposthaufen in Cancún gefunden hatte. Oder die von Hunden ausgegrabenen Überreste eines mit einem stumpfen Gegenstand erschlagenen Mädchens und einen Kadaver in einer Kiste, dem man die Hände abgeschnitten und das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert hatte. Ich konnte lediglich feststellen, daß es sich um einen männlichen Weißen handelte, der zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre alt gewesen war.

An den Abenden besuchte ich öfters das Jazzfestival, das gerade in der Innenstadt stattfand. Ich stand zwischen der Rue Ste. Catherine und der Rue Jeanne Mance in einer verschwitzten Menge und hörte das Konzert einer peruanischen Band, deren Holzinstrumente wie Geräusche aus dem Regenwald klangen. Ich wanderte vom Place des Arts zum Complèxe Desjardins und genoß den Klang von Saxophonen und Gitarren und die warme Sommernacht. Dixieland. Fusion. Rhythm and Blues. Calypso. Ich zwang mich dazu, nicht nach Gabby zu suchen und keine Angst um die Frauen zu haben, die ich auf den Straßen sah. Ich hörte Musik aus dem Senegal, von den Kapverdischen Inseln, aus Rio und New York und konnte dabei, zumindest für eine Weile, die fünf Frauen vergessen, die einem grausamen Mörder zum Opfer gefallen waren.

Am Donnerstag erhielt ich einen Anruf von LaManche, der mir mitteilte, daß am nächsten Dienstag ein wichtiges Treffen

anberaumt sei, an dem ich unbedingt teilnehmen müsse.

Als es so weit war und ich den Sitzungssaal betrat, wußte ich nicht, wer oder was mich dort erwarten würde. Neben LaManche saßen Ryan, Bertrand, Claudel, Charbonneau und zwei Detectives aus St. Lambert. Stefan Patineau, der Direktor des Labors, saß zusammen mit einem Staatsanwalt am Kopfende des langen Tisches. Die Männer nickten mir mit ernsten Gesichtern zu. Ich blickte hinüber zu Ryan, der es jedoch vermied, mich anzusehen. Als ich mich auf den einzigen noch freien Stuhl setzte, hatte ich schweißnasse Hände und den gewohnten Knoten im Magen. Hatte man dieses Treffen einberufen, um über die Vorwürfe zu sprechen, die Claudel gegen mich erhoben hatte?

Patineau verlor keine Zeit. Er erklärte uns, daß man eine Sonderkommission zur Aufklärung einer Reihe von Morden gebildet habe, die möglicherweise miteinander in Zusammenhang stünden. Die Verbrechen sollten nun von allen Seiten beleuchtet und jede Spur mit Nachdruck untersucht werden. Die sechs Detectives sollten sich unter Ryans Aufsicht ausschließlich darum kümmern und unter anderem sämtliche polizeibekannten Sexualtäter vernehmen. Ich sollte meine normale Arbeit weitermachen, dem Team aber als inoffizielles Mitglied angehören. Unten bei der SQ war der Sonderkommission bereits ein Raum zur Verfügung gestellt worden, in dem gerade sämtliche Akten und Berichte zu dem Fall zusammengeführt wurden. Noch heute Nachmittag sollte die Kommission mit der Arbeit an sieben bisher unaufgeklärten Mordfällen beginnen. Monsieur Gauvreau vom Büro des Staatsanwalts wollte über sämtliche Fortschritte auf dem laufenden gehalten werden.

So einfach war das also. Als ich zurück in mein Büro ging, war ich mehr verblüfft als erleichtert. Warum jetzt auf einmal? Wer hatte das veranlaßt? Seit fast einem Monat redete ich mir nun schon den Mund fusselig, um die anderen von meiner Serienmördertheorie zu überzeugen. Was war geschehen, daß man auf einmal daran glaubte?

Spar dir die Fragen, Brennan. Das wirst du noch früh genug

erfahren.

Und das tat ich dann auch, als ich um halb zwei den großen Raum im ersten Stock betrat, den man der Sonderkommission zur Verfügung gestellt hatte. In der Mitte standen vier zusammengeschobene Tische, und an die Wände hatte man Schiefertafeln und Pinnwände gehängt. Die sechs Detectives standen in der hinteren Ecke und betrachteten wie Interessenten auf einem Messestand eine große Pinnwand, an der die Stadt- und U-Bahnpläne von Montreal hingen. Jemand hatte bereits farbige Nadeln in die Karten gesteckt. Daneben standen sieben weitere Pinnwände mit den Namen und Bildern der einzelnen Opfer. Fünf davon waren mir so vertraut, als gehörten sie zu meiner eigenen Familie. Die anderen beiden kannte ich nicht.

Claudel beehrte mich mit einem etwa eine halbe Sekunde dauernden Blickkontakt, die anderen begrüßten mich herzlich. Nachdem wir Kommentare übers Wetter ausgetauscht hatten, traten wir an die Tische, die in der Mitte des Raumes eine Art Insel bildeten. Ryan verteilte Notizblöcke und kam gleich zur Sache.

»Sie wissen ja alle, warum wir hier sind, und als alte Hasen verstehen Sie auch Ihr Handwerk. Deshalb brauche ich Sie jetzt auch nur auf ein paar Punkte aufmerksam zu machen.«

Er blickte allen von uns ins Gesicht und deutete dann auf einen Stapel von Aktenheftern.

»Ich möchte, daß Sie alle diese Akten genauestens durchsehen. Machen Sie sich mit jedem Detail darin vertraut. Wir geben zwar alle Informationen in den Computer ein, aber das kann noch eine Weile dauern. Bis dahin arbeiten wir noch nach unseren altbewährten Methoden. Wenn Sie irgend etwas finden, das Sie für wichtig halten, ganz egal, was es ist, schreiben Sie es auf einen Zettel und heften Sie ihn an die Pinnwand des jeweiligen Opfers.«

Wir nickten.

»Noch im Laufe des Tages werden wir die aktuelle Liste aller in Frage kommenden Perverslinge bekommen. Die teilen wir

dann unter uns auf, schnappen uns die Burschen und nehmen sie ins Gebet. Mal sehen, wo sie sich in letzter Zeit vergnügt haben.«

»Na, in ihren Unterhosen, wie üblich«, ulkte Charbonneau.

»Könnte ja sein, daß einer von ihnen einen Schritt zu weit gegangen ist und jetzt seine Unterhosen nicht mehr findet.«

Ryan sah uns alle nacheinander an.

»Es ist wichtig, daß wir in diesem Fall eng zusammenarbeiten. Keine Alleingänge, keine einsamen Heldentaten. Wir besprechen alles miteinander. Tauschen sämtliche Informationen untereinander aus. Teilen uns unsere Ideen mit. Nur so können wir den Bastard schnappen.«

»Wenn es ihn überhaupt gibt«, warf Claudel ein.

»Wenn nicht, dann schnappen wir eben mehrere Bastarde. Das kann der Stadt ja wohl nicht schaden.«

Claudel ließ die Mundwinkel nach unten sinken und kritzelte rasch eine Reihe von Linien auf seinen Block.

»Wird Patineau unsere hübsche kleine Gruppe der Presse vorstellen?« fragte Charbonneau.

»Nein. In gewisser Weise arbeiten wir als verdeckte Ermittler.«

»Wenn die Presse Wind von einem Serienmörder bekommt, dreht sie durch. Wundert mich direkt, daß sie es bisher noch nicht getan hat«, entgegnete Charbonneau.

»Offenbar ist der Presse die Verbindung zwischen den einzelnen Morden bis jetzt entgangen. Fragen Sie mich nicht, weshalb. Momentan will Patineau, daß das auch so bleibt, aber das kann sich ziemlich rasch ändern.«

»Die Presse hat ein Gedächtnis wie eine Ameise«, meinte Bertrand.

»Das verwechselst du mit der Größe ihres Gehirns.«

»Okay, okay. Lassen Sie uns mit der Arbeit anfangen. Ich werde Ihnen jetzt sagen, was wir bis jetzt alles wissen.«

Ryan gab eine kurze Zusammenfassung jedes einzelnen Falles.

Ich hörte schweigend zu, wie meine Ideen, ja sogar meine Worte den Raum erfüllten und auf die Notizblöcke gekritzelt wurden. Gut, es waren auch Dobzhanskys Ideen dabei, aber ich hatte sie an Ryan weitergegeben.

Verstümmelung. Genitale Penetration. Immobilienanzeigen. Metrostationen. Da hatte jemand wirklich auf mich gehört. Und, was noch viel wichtiger war, darüber hinaus eigene Nachforschungen angestellt. Die Metzgerei, in der Grace Damas gearbeitet hatte, befand sich einen Block vom Boulevard St. Laurent entfernt und lag ganz in der Nähe von St. Jacques' Unterschlupf und der Metrostation Berri-UQAM. Das paßte in mein Muster, und damit waren es schon vier von fünf Fällen, auf die meine Theorie zutraf. Das hatte offenbar den Ausschlag zur Bildung der Sonderkommission gegeben. Und natürlich J. S.

Nachdem ich Ryan von meinem Gespräch mit J. S. erzählt hatte, hatte dieser Patineau davon überzeugt, das FBI in Quantico offiziell um Amtshilfe zu ersuchen. J. S. hatte den Fällen aus Montreal oberste Priorität eingeräumt und sich sofort sämtliche Informationen faxen lassen. Drei Tage später hatte Patineau sein Täterprofil und entschloß sich, zu handeln und die Sonderkommission ins Leben zu rufen.

Ich fühlte mich zwar erleichtert, aber irgendwie auch übergangen. Ich hatte mir die Arbeit gemacht, und die anderen hatten sich einfach bedient. Auf dem Weg zur Sitzung am Vormittag hatte ich noch Angst vor Claudels Beschwerde gehabt und alles andere als schweigende Anerkennung meiner Arbeit erwartet. Im nachhinein fand ich, daß auch ein paar lobende Worte durchaus angebracht gewesen wären. Jetzt mußte ich mich beherrschen, damit meine Stimme nicht wütend klang.

»Und wie sieht unser Täter nach Ansicht des FBI aus?«

Ryan nahm einen dünnen Hefter von dem Stapel vor ihm, öffnete ihn und las vor.

»Männlich. Weiß. Französischsprechend. Vermutlich keine höhere Schulbildung. Möglicherweise hat er schon mehrere MS-SVs begangen…«

»*C'est quoi, ça*?« fragte Bertrand.

»Minder schwere sexuelle Vergehen. So was wie Spannen, obszöne Telefonanrufe, Exhibitionismus.«

»Lauter nette Sachen«, bemerkte Claudel.

»Fällt da mein Freund Dummy Man auch darunter?« fragte Bertrand.

Claudel und Charbonneau kicherten.

»Mein absoluter Liebling«, prustete Charbonneau.

»Wer, um alles in der Welt, ist denn Dummy Man?« fragte Detective Ketterling aus St. Lambert.

»Die kleine Ratte bricht in Wohnungen ein, stopft die Unterwäsche der Hausfrau aus und sticht dann mit dem Messer auf sie ein. Das macht er nun schon seit fünf Jahren.«

Ryan fuhr fort, aus dem Bericht von J. S. zu zitieren.

»Er plant sorgfältig. Möglicherweise wendet er eine List an, um sich seinen Opfern zu nähern. Möglicherweise gibt er sich als Interessent für Immobilien aus. Möglicherweise ist er verheiratet…«

»*Pourquoi*?« Die Frage kam von Detective Rousseau aus St. Lambert.

»Wegen des Unterschlupfs. Er kann seine Opfer schlecht mit nach Hause nehmen und seiner Frau vorstellen.«

»Oder seiner Mama.« Claudel.

Ryan las weiter.

»Möglicherweise tötet er seine Opfer an einem bestimmten, abgelegenen Ort.«

»In einem Keller?« Ketterling aus St. Lambert.

»Kaum. Gilbert hat den Keller mit Luminol ausgesprüht. Wenn da Blut gewesen wäre, hätte er geleuchtet wie ein Weihnachtsbaum.« Charbonneau.

Zurück zum Bericht. »Die übermäßige Gewaltanwendung und die Grausamkeiten legen eine extreme Wut des Täters nahe. Möglicherweise spielen Rachegelüste oder sadistische Phantasien

eine Rolle, die sich um Beherrschung, Erniedrigung und das Zufügen von Schmerzen drehen. Eventuell mit religiösem Hintergrund.«

»*Pourquoi, ça*?« Rousseau.

»Wegen der Statue und den Orten, an denen die Leichen beseitigt wurden. Gagnon wurde auf dem Gelände des ehemaligen Priesterseminars, Damas in einem aufgelassenen Kloster gefunden.«

Eine Zeitlang sagte niemand ein Wort, nur die Uhr an der Wand summte leise. Draußen auf dem Korridor ging jemand auf Stöckelschuhen an unserer Tür vorbei. Claudels Kugelschreiber zeichnete kurze, eng beieinanderliegende Striche auf seinen Block.

»*Beaucoup de ›possibles‹ et ›probables‹*.« Claudel.

Daß Claudel immer noch gegen die Serienmörder-Theorie polemisierte, machte mich wütend.

»Aber es ist ebenso *möglich* und *wahrscheinlich,* daß wir es bald mit einem weiteren Mord zu tun haben«, fauchte ich.

Claudels Gesicht verwandelte sich in die übliche Maske und wandte sich seinem Notizbuch zu. Er hatte einen angespannten Zug um den Mund, sagte aber nichts mehr.

Du kannst mich mal.

»Hat Dr. Dobzhansky eine Langzeitprognose gestellt?« fragte ich, schon ein wenig ruhiger.

»Nein. Aber eine Kurzzeitprognose«, antwortete Ryan finster. »Es gibt Anzeichen, daß unser Mann immer mehr die Kontrolle über sich verliert. Er wird in immer kürzer werdenden Abständen immer wagemutiger.« Dann klappte er den Aktendeckel zu und legte ihn in die Mitte des Tisches. »Und er wird wieder töten.«

Schweigen.

Schließlich sah Ryan auf die Uhr. Wir folgten seinem Beispiel wie Roboter an einem Fließband.

»Dann lassen Sie uns mal an die Akten gehen. Hängen Sie

alles an die Bretter, was nicht schon dranhängt. Der Gautier-Fall gehörte in die Zuständigkeit der CUM, also vielleicht kümmern Sie sich zuerst einmal darum, Luc und Michel.«

Charbonneau und Claudel nickten.

»Den Mord an Constance Pitre hat die SQ untersucht, deshalb werde ich ihn mir noch einmal vornehmen. Die anderen Fälle sind alle jüngeren Datums und dürften ziemlich vollständig sein.«

Da ich mich mit den fünf mir bekannten Morden schon ausgiebig beschäftigt hatte, machte ich mich an die beiden Fälle, die mir unbekannt waren. Die Opfer hießen Constance Pitre und Marie-Claude Gautier und waren 1988 beziehungsweise 1989 tot gefunden worden.

Constance Pitres halbnackte und stark verweste Leiche hatte in einem verlassenen Haus in Khanawake gelegen, einem Indianerreservat flußaufwärts von Montreal. Marie-Claude Gautier fand man hinter der Vendome-Metrostation, einem Umsteigebahnhof zu den westlichen Vororten. Beide Frauen hatte man brutal zusammengeschlagen und die Kehle aufgeschlitzt. Gautier war 28, Pitre 32 Jahre alt geworden. Keine von beiden war verheiratet gewesen, und beide hatten allein gelebt. Man hatte die üblichen Verdächtigen befragt und die üblichen Spuren verfolgt. Danach waren beide Fälle im Sand verlaufen.

Ich brauchte drei Stunden, um die Akten durchzugehen, die ziemlich dünn waren im Vergleich zu denen, die ich die vergangenen sechs Wochen über studiert hatte. Hatte man deshalb so dürftig recherchiert, weil die beiden Frauen Prostituierte waren? Ausgebeutet im Leben, mißachtet im Tod? Ich erlaubte mir nicht, weiter darüber nachzudenken.

Ich sah mir die Bilder an, auf denen die beiden Frauen noch am Leben waren. Obwohl sie unterschiedliche Gesichter hatten, ähnelten sie sich doch auf eine beunruhigende Art und Weise. Beide waren teigig bleich und übertrieben geschminkt und hatten harte, kalte Augen. Ihr Anblick rief in mir Erinnerungen an die Nacht in der Main wach, als ich die Prostituierten bei ihrer Arbeit beobachtet hatte. Dort hatte ich die Resignation und Verzweiflung

hautnah erlebt, die auch aus diesen Bildern sprach.

Als nächstes breitete ich die Tatortphotos aus, obwohl ich schon wußte, was ich auf ihnen sehen würde. Bei Pitre waren es der Garten, das Schlafzimmer, die Leiche; bei Gautier die U-Bahnstation, ein Gebüsch, die Leiche. Pitre war fast der Kopf abgeschnitten worden, und Gautier hatte der Täter nicht nur die Kehle aufgeschlitzt, sondern auch das rechte Auge zu einem glibbrigen Brei zerstochen. Die Brutalität der Verstümmelungen war es, weshalb die beiden Fälle in unsere Untersuchung mit einbezogen worden waren.

Ich las die Autopsie- und Polizeiberichte, die toxikologischen Befunde und die Zusammenfassung des ermittelnden Beamten. Die relevanten Einzelheiten notierte ich mir in eine einfache Tabelle. Es waren nicht viele.

Während ich arbeitete, hörte ich, wie die anderen im Raum herumgingen, mit Stühlen rückten und miteinander sprachen, aber ich schenkte ihnen keine Beachtung. Als ich die Akten wieder schloß, war es schon nach fünf, und alle bis auf Ryan waren gegangen. Ich blickte auf und bemerkte, daß er mich beobachtet hatte.

»Wollen Sie mit mir zu den Zigeunern gehen?«

»Wie bitte?«

»Ich dachte, Sie mögen Jazz.«

»Stimmt, aber das Festival ist schon vorbei, Ryan.« Wer hatte ihm das wohl erzählt? Und sollte ich seine Frage als private Einladung verstehen?

»Trotzdem gibt es hier in der Stadt immer guten Jazz. Heute spielen Les Gitanes im Old Port. Eine tolle Gruppe.«

»Ich glaube eher nicht, Ryan.« Ich hatte es mir schon früher überlegt, wie ich in einer solchen Situation reagieren sollte. Deshalb lehnte ich ab. Jetzt war nicht die richtige Zeit für sowas. Erst mußte der Fall abgeschlossen, mußte das Monstrum gefaßt sein.

»Verstehe.« Da war er wieder, dieser elektrisierende Blick.

»Aber Sie müssen etwas essen.«

Das stimmte. Und zwar würde ich mir daheim alleine irgend etwas auftauen. Keine allzu verlockende Aussicht. Und trotzdem. Ich mußte Ryans Angebot ausschlagen. Sonst würde Claudel gleich wieder irgendeine Inkorrektheit meinerseits wittern.

»Das ist, glaube ich, keine so gute Id…«

»Wir könnten ja irgendwo eine Pizza essen und die Fälle in Ruhe besprechen.«

»Streng beruflich natürlich.«

»*Certainement*.«

Wenn er meinte…

Aber wollte ich eigentlich die Fälle mit ihm durchgehen? Natürlich. Irgend etwas war mit den beiden neuen, die ich mir eben angesehen hatte, nicht in Ordnung. Außerdem war ich neugierig, was es mit der Sonderkommission wirklich auf sich hatte. Vorhin hatte Ryan uns die offizielle Version mitgeteilt, aber was steckte tatsächlich dahinter? Gab es da gewisse Aspekte, die ich wissen, gab es Personen, denen ich besser aus dem Weg gehen sollte? Würden die anderen so eine Gelegenheit ausschlagen? Bestimmt nicht.

»Okay, Ryan. Wo wollen wir hingehen?«

»Zu Angela's?«

Das war in der Nähe meiner Wohnung. Ich dachte an meinen frühmorgendlichen Anruf bei Ryan und an die »Freundin«, bei der er gewesen war. Sei nicht paranoid, Brennan. Der Mann hat Lust auf Pizza und weiß, daß du deinen Wagen zu Hause abstellen kannst.

»Ist das für Sie denn okay?«

»Liegt auf dem Weg.«

Auf dem Weg zu was? Ich fragte ihn nicht.

»Schön. Dann treffen wir uns…«, ich sah auf meine Uhr, »… in dreißig Minuten im Lokal. In Ordnung?«

Ich fuhr kurz noch zu Hause vorbei, gab Birdie sein Fressen

und vermied es, in den Spiegel zu schauen. Kein Frisieren, kein Make-up. Das war ein Geschäftsessen.

Um viertel nach sechs saßen Ryan und ich vor Bier und Cola Light und warteten auf eine Gemüsepizza deluxe, die auf Ryans Hälfte keinen Ziegenkäse hatte.

»Sie machen einen Fehler«, sagte ich.

»Ich mag das Zeug nicht.«

»Harte Worte.«

»Ich weiß, was mir gut tut.«

Nachdem wir noch eine Weile über belanglose Dinge geplaudert hatten, wechselte ich das Thema. »Erzählen Sie mir doch von den beiden neuen Fällen. Warum haben Sie sie ausgewählt?«

»Patineau wollte, daß ich mir alle ungelösten Mordfälle der SQ seit dem Jahr 85 vornehme, die einem bestimmten Profil entsprechen. Dieses Profil ist in etwa das, das Sie erarbeitet haben. Weibliche Opfer, extreme Brutalität. Verstümmelung. Claudel hat die Fälle der CUM durchgesehen, und die Polizeipräsidien der Umlandgemeinden haben dasselbe gemacht. Bisher haben wir nur diese beiden Fälle gefunden.«

»Hat sich die Suche auf die Provinz Quebec beschränkt?«

»Nicht ganz.«

Wir schwiegen, während die Kellnerin die Pizza brachte, zerteilte und uns auf die Teller legte. Ryan bestellte sich noch ein *Belle Bueule,* was ich neidisch zur Kenntnis nahm. Ist deine eigene Schuld, Brennan, daß du nicht trinken darfst.

»Wehe, Sie nehmen etwas von meiner Hälfte.«

»Ich mag doch diesen Käse sowieso nicht.« Ryan trank sein Bier aus. »Wissen Sie eigentlich, was eine Ziege so alles in sich hineinfrißt?«

Ich konnte es mir vorstellen, ging aber nicht näher darauf ein.

»Was meinten Sie vorhin mit ›nicht ganz‹?«

»Zuerst wollte Patineau nur Fälle aus Montreal und Umgebung

haben, aber als dann das FBI das Täterprofil schickte, hat er es zusammen mit dem, was wir hatten, an die Royal Canadian Mounted Police geschickt, um zu sehen, ob die Mounties ähnliche Fälle in ihren Akten haben.«

»Und? Haben sie welche?«

»Negativ. Sieht ganz so aus, als bliebe unser Bursche seinem angestammten Viertel treu.«

Eine Weile aßen wir schweigend unsere Pizza.

Schließlich fragte Ryan: »Was ist Ihr Eindruck von den beiden neuen Fällen?«

»Ich habe mich erst drei Stunden damit befaßt, aber irgendwie scheinen sie mir nicht zu den anderen zu passen.«

»Weil es Nutten sind?«

»Das auch. Aber da ist noch was. Die Morde waren ohne Zweifel brutal, aber sie sind mir irgendwie zu…«

Ich hatte schon den ganzen Nachmittag über nach dem richtigen Wort gesucht, hatte aber kein wirklich passendes gefunden. Ich nahm mir noch ein Stück Pizza und sah zu, wie Tomaten- und Artischockenstücke auf dem durchweichten Teig verrutschten.

»… zu schlampig.«

»Zu schlampig?«

»Genau.«

»Du meine Güte, Brennan, was meinen Sie damit? Haben Sie die Adkins-Wohnung gesehen? Oder die Küche von Morisette-Champoux? Das sah doch aus wie die Schlacht von Wounded Tree.«

»Knee.«

»Was?«

»Knee. Es war die Schlacht von Wounded Knee.«

»Wo die vielen Indianer getötet wurden?«

Ich nickte.

»Mit ›schlampig‹ meine ich nicht das Blut. Die Tatorte dieser

neuen Fälle sind irgendwie…« Wieder rang ich um das richtige Wort. »Unorganisiert. Als würde kein Plan dahinterstecken. Bei den anderen Verbrechen hatte ich immer das Gefühl, als ob der Bursche genau gewußt hätte, was er tat. Er kam in die Wohnung der Opfer und hatte eine Waffe dabei, die er auch wieder mitnahm. Wir haben an keinem der Tatorte eine Waffe gefunden, stimmt's?«

Ryan nickte.

»Aber am Gautier-Tatort lag ein Messer.«

»Aber ohne Fingerabdrücke. Was wiederum auf ein geplantes Verbrechen schließen läßt.«

»Der Mord geschah im Winter. Der Täter hat vermutlich Handschuhe getragen.«

Ich schwenkte meine Cola im Glas herum.

»Die Leichen sahen aus, als hätte sich der Täter rasch aus dem Staub gemacht und sie einfach liegengelassen. Gautier lag mit dem Gesicht nach unten und Pitre auf der Seite. Ihre Kleider waren zerrissen, und ihre Strumpfhose war bis zu den Knöcheln heruntergestreift. Wenn Sie sich dagegen noch einmal die Morisette-Champoux und Adkins-Photos ansehen, werden Sie bemerken, daß die Leichen richtiggehend hindrapiert wurden. Sie lagen beide auf dem Rücken, die Beine abgespreizt und die Arme in seltsame Stellungen gebracht. Morisette-Champoux sah aus wie eine Puppe, und Adkins erinnerte mich sogar an eine Ballerina, die gerade eine Pirouette dreht. Außerdem waren bei beiden Frauen die Kleider nicht zerrissen, sondern sauber aufgeschnitten. Als wollte der Mörder zur Schau stellen, was er mit ihnen gemacht hat.«

Ryan sagte nichts. Die Kellnerin kam und fragte, ob uns die Pizza geschmeckt habe und ob sie uns noch etwas anderes bringen dürfe. Nein danke. Nur die Rechnung.

»Bei den beiden neuen Fällen habe ich ein ganz anderes Gefühl. Aber ich kann mich natürlich täuschen.«

»Das werden wir schon noch herausfinden. Dazu haben wir ja

schließlich die Kommission gebildet.«

Ryan nahm die Rechnung und weigerte sich, sie mit mir zu teilen. »Diesmal zahle ich. Das nächste Mal sind dann Sie dran.«

Ich wollte protestieren, aber er legte einen Zeigefinger auf meine Lippen und brachte mich so zum Schweigen. Langsam fuhr er mir dann an einem Mundwinkel entlang und zeigte mir die Fingerkuppe.

»Ziegenkäse«, sagte er.

Mein Gesicht brannte, als hätten mich Feuerameisen gebissen.

Zu Hause begrüßten mich weder Birdie noch Gabby. Langsam machte ich mir Sorgen. Ich hoffte, daß sie bald wieder auftauchen würde, und sei es nur, damit ich ihr sagen konnte, sie solle ihre Sachen packen.

Ich legte mich auf die Couch und sah mir ein Spiel der Montreal Expos im Fernsehen an. Als Martinez einen Ball auf einer bananenförmigen Kurve am Schläger der gegnerischen Mannschaft vorbeiwarf, schnappte der Reporter fast über.

Allzu lange konnte ich dem Spiel allerdings nicht folgen, denn bald trat die Stimme des Reporters in den Hintergrund und machte meinen eigenen Gedanken Platz. Paßten die Morde an Pitre und Gautier vielleicht doch zu den anderen? Hatte das Indianerreservat irgendeine Bedeutung? Pitre war eine Mohawk-Indianerin, während alle anderen Opfer Weiße waren. Vor vier Jahren hatten die Indianer an der Mercier Bridge eine Straßensperre errichtet und sich damit bei den Pendlern nicht gerade Freunde gemacht. Seither war das Verhältnis zwischen dem Reservat und ihren Nachbarn alles andere als herzlich. Ob das vielleicht etwas zu bedeuten hatte?

Gautier und Pitre waren Prostituierte. Pitre hatte dafür schon mehrmals im Gefängnis gesessen, wohingegen alle anderen Opfer keine Vorstrafen hatten. War das wichtig? Wenn der Mörder seine Opfer aufs Geratewohl heraussuchte, wie groß war dann die Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei zwei von sieben Frauen um Prostituierte handelte?

Hatte es bei den Verbrechen an Morisette-Champoux und Adkins wirklich Anzeichen für eine Inszenierung gegeben, oder bildete ich mir das nur ein? Waren die Leichen einfach zufällig so dagelegen?

Gab es vielleicht ein religiöses Motiv für die Morde? Über diese Möglichkeit hatte ich überhaupt noch nicht richtig nachgedacht. Und wenn es eines gab, dann welches?

Irgendwann döste ich ein. Ich träumte von der Main. Gabby winkte mir aus dem oberen Stockwerk eines heruntergekommenen Hotels zu. Das Zimmer hinter ihr war schwach erleuchtet, und ich konnte sehen, wie Leute darin hin und her gingen. Ich versuchte, über die Straße zu dem Hotel zu gehen, aber die Frauen, die davor auf dem Gehsteig standen, warfen mit Steinen nach mir. Sie waren wütend. Dann erschien neben dem Gesicht von Gabby das einer Frau. Obwohl es nur von hinten beleuchtet war, erkannte ich Constance Pitre. Sie versuchte, Gabby etwas über den Kopf zu ziehen, das aussah wie ein Kleid oder eine Robe. Gabby wehrte sich dagegen und wirkte immer verzweifelter.

Einer der Steine landete direkt auf meinem Bauch und riß mich unsanft aus meinem Traum. Birdie stand mit hoch erhobenem Schwanz auf meinem Unterleib und starrte mir ins Gesicht.

»Danke, daß du mich aufgeweckt hast.«

Ich schob ihn zur Seite und setzte mich auf.

»Was soll denn das, Birdie?«

Meine Träume sind manchmal recht hilfreich. In ihnen verarbeitet mein Unterbewußtsein das, was ich kürzlich erlebt habe und teilt mir in Rätselform die Lösung für meine Probleme mit. Oft fühle ich mich dann ebenso frustriert wie König Arthur angesichts einer kryptischen Antwort seines Zauberers Merlin. Sag doch, was du damit meinst, Merlin! Denk nach, Arthur, denk nach!

Na schön. Das Steinewerfen bezog sich ganz offensichtlich auf den Wurf von Martinez in dem Baseballspiel. Daß Gabby in dem

Traum auftauchte, war auch kein Wunder. Schließlich machte ich mir Sorgen um sie. Aber was sollten die Main, Pitre und die Nutten? Warum wollte Pitre Gabby etwas überziehen? Und warum winkte Gabby mir dabei hilfesuchend zu? Ich spürte, wie eine unbestimmte Angst in mir hochstieg.

Nutten. Pitre und Gautier waren Nutten, und beide waren sie tot. Gabby arbeitete mit Nutten. Gabby wurde belästigt. Gabby war verschwunden. War Gabby in Gefahr?

Nein. Sie hat dich ausgenutzt, Brennan, wie sie das schon so oft getan hat. Und du fällst jedesmal wieder darauf herein.

Aber die Angst wollte nicht verschwinden.

Was war mit dem Kerl, der Gabby verfolgt hat? Sie schien wirklich Angst vor ihm gehabt zu haben.

Aber sie ist aus meiner Wohnung verschwunden, ohne mir auch nur einen Zettel dazulassen. Danke für alles, aber ich muß gehen. Nichts dergleichen.

War das nicht ein bißchen krass, selbst für Gabbys Verhältnisse? Die Angst wurde stärker.

»Okay, Dr. Macaulay. Dann wollen wir der Sache mal auf den Grund gehen.«

Ich stand auf und ging ins Gästezimmer. Wo sollte ich mit dem Suchen anfangen? Ich haßte es, in Gabbys Sachen herumzuschnüffeln.

Ich entschied mich für den Abfall, denn da kam ich mir noch am wenigsten so vor, als würde ich ihre Privatsphäre verletzen. Ich nahm den Papierkorb und leerte ihn auf dem Tisch aus. Papiertaschentücher. Bonbonpapier. Aluminiumfolie. Ein Kassenzettel. Eine Quittung von einem Geldautomaten. Drei zusammengeknüllte Blätter Papier.

Ich faltete das erste Blatt auseinander. Es war eine Seite von einem gelben Block, auf der ich Gabbys Handschrift erkennen konnte.

»Es tut mir leid, aber ich komme damit nicht mehr zurecht. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich…« Die Schrift brach mitten

im Satz ab. Hätte das eine Nachricht an mich werden sollen?

Ich entfaltete das zweite Blatt.

»Ich werde deinen Belästigungen nicht nachgeben. Du bist ein Ärgernis, das…«

Wieder hatte sie aufgehört, ohne den Satz zu vollenden. Oder war sie gestört worden? Was hatte Gabby sagen wollen? Und wem?

Das dritte Blatt war größer und nicht gelb, sondern weiß. Als ich es auseinanderfaltete, fuhr mir die Angst in alle Glieder und löste die unfreundlichen Gefühle, die ich gegenüber Gabby gehegt hatte, sofort in Luft auf. Mit zitternden Händen strich ich das Papier auf der Tischplatte glatt und starrte darauf.

Was ich sah, war eine Bleistiftzeichnung, in deren Mitte ich ganz klar eine weibliche Gestalt erkannte. Ihre Brüste und Genitalien waren bis ins kleinste Detail genau ausgeführt, während der Leib und die Gliedmaßen nur flüchtig hinskizziert waren. Der Kopf war ein längliches Oval mit angedeuteten Gesichtszügen. Der Unterleib der Frau war geöffnet, und die herausgezogenen Gedärme wanden sich in einem Kreis um die gesamte Figur. In der linken unteren Ecke des Blattes stand in einer Handschrift, die nicht von Gabby war:

»*Every move you make, every step you take…*

Wage es nicht, mich zu schneiden.«

30

Ich zitterte am ganzen Körper. Mein Gott, Gabby, auf was hast du dich da eingelassen? Und wo bist du? Ich betrachtete das Durcheinander im Gästezimmer. War es das normale Gabby-Chaos oder ein Anzeichen für eine überstürzte Flucht?

Ich las die beiden ersten Zettel noch einmal. Wen hatte sie damit gemeint? Mich? Ihren Verfolger? Was würde sie sich nicht verzeihen? Und wer war das Ärgernis? Ich sah mir abermals die Zeichnung an und hatte dasselbe Gefühl, das ich beim Anblick der Röntgenaufnahmen von Margaret Adkins gehabt hatte. Dunkle Vorahnungen. Nein! Nicht Gabby!

Beruhige dich, Brennan. Und denk nach!

Ich rannte zum Telefon und rief in Gabbys Wohnung und bei der Universität an. Einmal Anrufbeantworter, einmal Voice Mail. Das war es, was ich am elektronischen Zeitalter so liebte.

Denk nach!

Wo wohnten Gabbys Eltern? In Trois Rivières? Ich rief die Auskunft an. Es gab dort nur einen Macaulay. Vorname Neal. Als ich anrief, war eine alte Frau dran, die Französisch sprach. Gabbys Mutter. Schön, von Ihnen zu hören, Tempe. Wie geht es Ihnen? Nein, ich habe schon seit einigen Wochen nicht mehr mit Gabriella gesprochen, aber das ist bei ihr nichts Ungewöhnliches. Die jungen Leute haben alle immer so viel zu tun. Stimmt denn etwas nicht? Nein, nein, alles in Ordnung, Mrs. Macaulay. Und ja, ich schaue bald mal vorbei.

Was jetzt? Gabbys momentane Freunde kannte ich nicht.

Sollte ich Ryan anrufen?

Nein. Der Mann ist doch nicht dein persönlicher Schutzengel. Und was solltest du ihm auch erzählen?

Langsam. Beruhige dich. Und denk nach. Ich holte mir eine Cola light aus dem Kühlschrank. Reagierte ich zu heftig? Ich ging zurück ins Gästezimmer und sah mir noch einmal die Zeichnung an. Konnte man auf so etwas überhaupt zu heftig reagieren? Ich suchte mir in meinem Adreßbuch eine Telefonnummer heraus und wählte sie.

»Hallo?«

»Hi, J. S. Tempe am Apparat.« Ich hatte Mühe, meine Stimme gleichmäßig klingen zu lassen.

»Gott im Himmel! Zwei Anrufe in einer Woche! Gib's zu, du verzehrst dich nach mir.«

»Mein letzter Anruf ist länger als eine Woche her.«

»Egal. Alles unter einem Monat interpretiere ich als unstillbares Verlangen deinerseits. Was gibt's?«

»J. S. ich…«

Er bemerkte, daß meine Stimme zitterte, und seine Frotzelei verwandelte sich sofort in echte Anteilnahme.

»Bist du in Ordnung, Tempe? Was ist los?«

»Es geht um die Fälle, von denen ich dir letzte Woche erzählt habe.«

»Was ist passiert? Ich habe das Profil angefertigt, so schnell ich konnte. Ich hoffe, du weißt, daß ich das dir zuliebe getan habe. Ist es denn noch nicht angekommen?«

»Doch. Und es hat mir sehr geholfen. Aufgrund deines Profils haben sie sogar eine Sonderkommission eingesetzt. So weit ist alles in Ordnung.«

Ich war mir nicht sicher, wie ich ihm von meinen Sorgen wegen Gabby erzählen sollte. Ich wollte seine Freundschaft nicht über Gebühr strapazieren.

»Dürfte ich dir vielleicht noch ein paar Fragen stellen, J. S.? Ich mache mir Sorgen wegen einer anderen Geschichte, und ich weiß nicht, was ich –«

»Warum fragst du überhaupt noch, Brennan? Schieß los.«

Wo sollte ich anfangen? Ich hätte mir eine Liste machen sollen. Mein Kopf kam mir auf einmal so unaufgeräumt vor wie Gabbys Zimmer. Gedanken und Bilder waren in ihm kunterbunt durcheinandergewürfelt.

»Es geht um etwas anderes.«

»Das sagtest du schon.«

»Ich will etwas über Männer wissen, die Frauen sexuell belästigen.«

»Schieß los.«

»Darunter versteht man doch auch Männer, die Frauen auf der Straße verfolgen oder sie ständig anrufen, aber sie niemals offen bedrohen, oder.«

»Ja.«

Komm zu der Skizze, Brennan.

»Du hast mir doch bei unserem letzten Gespräch erzählt, daß sexuelle Gewalttäter sich oft Aufzeichnungen wie Tonbandmitschnitte oder Zeichnungen anfertigen.«

»Richtig.«

»Machen das die harmlosen Belästiger auch?«

»Was?«

»Daß sie Zeichnungen anfertigen.«

»Möglicherweise.«

»Kann man eigentlich vom Inhalt einer Zeichnung auf das Maß an Brutalität schließen, zu der der Zeichner fähig ist?«

»Nicht unbedingt. Für manche Leute ist das Zeichnen eine Art Überdruckventil, womit sie ihre Aggressionen loswerden, ohne sie tatsächlich in die Tat umsetzen zu müssen. Anderen wiederum dient eine Zeichnung als Vorspiel zu einem Verbrechen, und dann gibt es natürlich noch diejenigen, die etwas zeichnen, was sie bereits getan haben.«

Wie beruhigend.

»Ich habe eine Zeichnung gefunden, auf der eine Frau mit aufgeschlitztem Bauch zu sehen ist, deren Gedärme in einem

Kreis um sie herumgewunden sind. Was könnte das bedeuten?«

»Die Venus von Milo hat keine Arme. G.I. Joe hat keinen Schwanz. Was bedeutet das? Zensur? Oder sexuelle Abartigkeit? Schwer zu sagen, wenn man das Umfeld nicht kennt.«

Ich schwieg. Was sollte ich ihm sagen?

»Stammt diese Zeichnung aus der Galerie von St. Jacques?« fragte J. S.

»Nein.« Ich habe sie beim Herumschnüffeln in meinem Gästezimmer gefunden. »Du hast doch gesagt, daß die Brutalität von Sexualverbrechern von Tat zu Tat zunimmt, oder?«

»Ja. Es fängt oft mit Voyeurismus oder obszönen Telefonanrufen an, und manche bleiben auch dabei. Andere aber gehen einen Schritt weiter. Sie schleichen Frauen hinterher oder zeigen sich nackt im Park. Manche brechen sogar nachts in Schlafzimmer ein. Einigen ist auch das noch nicht genug. Die werden dann zu Vergewaltigern oder sogar zu Mördern.«

»Heißt das, daß Sadisten nicht unbedingt gewalttätig sein müssen?«

»Jetzt fängst du schon wieder mit deinen Sadisten an. Aber im engeren Sinn muß ich deine Frage mit ja beantworten. Einige dieser Burschen können ihre Phantasien auf andere Weise ausleben. Manche vergreifen sich an Gegenständen oder Tieren, manche finden willige Partner.«

»Was ist ein williger Partner?«

»Ein Partner, der mitmacht, der sich dem unterzieht, was die Phantasie des anderen verlangt. Der sich unterwirft, sich erniedrigen und wehtun läßt. Es könnte eine Ehefrau oder Freundin sein oder jemand, den der Täter dafür bezahlt.«

»Eine Prostituierte?«

»Sicher. Die meisten Prostituierten machen solche Rollenspiele. Allerdings in gewissen Grenzen.«

»Dann können sie tatsächlich dazu beitragen, Aggressionen abzubauen?«

»Ja, solange sie das tun, was der Mann von ihnen verlangt. Dasselbe gilt auch für die Ehefrau oder die Freundin. Aber wenn so ein williger Partner dann irgendwann einmal die Schnauze voll hat, kann es wirklich schlimm werden. Jahrelang war eine solche Frau der Punching-Ball des Mannes, und auf einmal läßt sie sich das nicht mehr gefallen und droht vielleicht sogar damit, ihn bloßzustellen. Einige Männer werden dann so wütend, daß sie die Frauen töten. Manche von ihnen stellen dabei sogar fest, daß es ihnen Spaß macht. Und dann muß irgendwann das nächste Opfer her.«

Etwas an dem, was er gesagt hatte, beunruhigte mich besonders.

»Können wir noch einmal zu den Gegenständen zurückkehren? Um was für Gegenstände handelt es sich in der Regel?«

»Bilder, Puppen. Eigentlich so gut wie alles. Ich habe einmal einen Burschen gehabt, der wie wahnsinnig auf ein lebensgroßes Bild von Flip Wilson in Frauenkleidern einprügelte.«

»Welcher Teufel hat denn den geritten?«

»Ein tief verwurzelter Haß auf Schwarze, Schwule und Frauen. Aller guten Dinge sind drei.«

»Du sagst es.«

Ich konnte hören, wie bei J. S. im Hintergrund die Musik aus *Phantom der Oper* lief.

»Wenn so ein Mann sich Bilder zeichnet oder eine Puppe anfertigt, bedeutet das dann, daß er nicht töten wird, J. S.?«

»Möglich, aber auch da kann man nicht sicher sein, daß sich sein Verhalten nicht aus irgendeinem Grund urplötzlich verändert und er die Grenze zur Gewalt überschreitet. An einem Tag reicht ihm noch ein schmutziges Bild, am nächsten will er mehr.«

»Wäre es möglich, daß ein Mann beides tut?«

»Was meinst du damit?«

»Daß er zwischen beiden Verhaltensweisen hin und her pendelt? Daß er eine Frau tötet und dann eine andere bloß verfolgt und belästigt?«

»Klar. Zum Beispiel kann das Verhalten des Opfers das des Täters entscheidend beeinflussen. Wenn die Frau ihn zurückweist oder ihn beleidigt oder etwas Falsches sagt, schlägt er möglicherweise eine vollkommen andere Richtung ein. Die Frau weiß oft gar nicht, daß sie der Auslöser dafür war. Du darfst nicht vergessen, daß die meisten Serienmörder ihre Opfer bis kurz vor dem Mord gar nicht gekannt haben. Trotzdem haben sie in ihren Phantasien bereits eine wichtige Rolle gespielt. Viele Täter weisen Frauen auch unterschiedliche Rollen zu. Sie lieben ihre Ehefrau, andere Frauen aber töten sie. Die eine Fremde wird als Opfer, die andere als Freundin angesehen.«

»Wenn also jemand zu töten anfängt, kann es sein, daß er bei einer anderen Gelegenheit zu seinen früheren, weniger gewalttätigen Praktiken zurückkehrt?«

»Durchaus.«

»Und andersherum kann jemand, der Frauen vermeintlich harmlos belästigt, in Wirklichkeit sehr viel gefährlicher sein.«

»Unbedingt.«

»Jemand, der eine Frau ständig anruft, sie verfolgt und ihr grausame Zeichnungen schickt, ist also nicht zwangsläufig harmlos, auch wenn er normalerweise auf Distanz bleibt?«

»Sprichst du von St. Jacques?«

Tat ich das?

»Klingt es denn nach ihm?«

»Ich dachte bloß, daß wir die ganze Zeit über den Burschen sprechen, dessen hübsche, kleine Hochzeitssuite ihr da geknackt habt. Ganz gleich, wie er auch heißen mag.«

Sag ihm, was du auf dem Herzen hast, Brennan.

Open up your mind, let the fantasy unwind… hörte ich im Hintergrund.

»J. S. ich… Diese Geschichte geht mich persönlich an.«

»Wie meinst du das?«

Ich erzählte ihm alles. Von Gabby, ihrer Angst, ihrem

Verschwinden. Und von meiner Wut auf sie und den Sorgen, die ich mir jetzt um sie machte.

»Verdammt, Brennan, wie konntest du denn nur in so etwas hineinschlittern? Was du da erzählst, klingt gar nicht gut. Der Kerl, der Gabby verfolgt, könnte gut und gerne St. Jacques sein, muß es aber nicht. Er verfolgt Frauen. St. Jacques tut das auch. Er zeichnet Bilder von ausgeweideten Frauen, hat kein normales Sexualleben und besitzt ein Messer. St. Jacques, oder wie immer dieser Irre heißt, bringt Frauen um, schlitzt sie auf und verstümmelt sie. Wie würdest du das beurteilen?«

Turn your face away from the garish light of day…

»Wann ist ihr dieser Typ zum ersten Mal aufgefallen?« fragte J. S.

»Das weiß ich nicht.«

»Bevor du diese Morde untersucht hast oder danach?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Was weißt du denn überhaupt von ihm?«

»Nicht viel. Er treibt sich mit Nutten herum, die er dafür bezahlt, daß sie sich von ihm mitgebrachte Unterwäsche anziehen und hat immer ein Messer dabei. Die meisten Prostituierten wollen nichts mit ihm zu tun haben.«

»Klingt das beruhigend?«

»Nein.«

»Tempe, ich möchte, daß du diese Sache den Polizisten erzählst, mit denen du zusammenarbeitest. Die sollen ihr nachgehen. Vielleicht ist ja auch gar nichts dran, du sagst ja selbst, daß Gabby völlig unzuverlässig ist. Vielleicht ist sie einfach weggegangen. Aber sie ist deine Freundin. Und du wurdest bedroht. Denk an den Totenschädel. Und an den Wagen, der dir gefolgt ist.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Gabby hat bei dir gewohnt, und jetzt ist sie verschwunden. Das wäre für mich als Polizist Grund genug, die Angelegenheit zu

untersuchen.«

»Okay. Claudel ist der Spezialist für solche Fälle. Er ist auch Dummy Man auf der Spur.«

»Wer ist Dummy Man?«

»Ein Verrückter, der hier seit Jahren sein Unwesen treibt. Er bricht nachts in Wohnungen ein, stopft Unterwäsche mit Kleidung aus und sticht dann darauf ein.«

»Wenn er das seit Jahren macht, kann er so dumm nicht sein.«

»Das hast du falsch verstanden. Er heißt nicht deshalb Dummy Man, weil er dumm ist, sondern weil er aus der Unterwäsche kleine Dummies macht.«

Oder Puppen, fiel mir plötzlich ein.

See me, feel me, touch me…

J. S. sagte etwas, aber meine Gedanken entfernten sich mit Lichtgeschwindigkeit von unserem Gespräch. Puppen. Unterwäsche. Messer. Eine Nutte namens Julie, die dafür bezahlt wird, daß sie sich ein Nachthemd anzieht. Die Zeichnung einer aufgeschlitzten Frau mit den Worten »Wage es nicht, mich zu schneiden«. Zeitungsartikel in einem Zimmer in der Rue Berger. Darunter einer, der von einem Einbrecher handelt, der aus Unterwäsche Puppen formt. Ein anderer mit meinem Bild, auf das ein X gemalt ist. Ein abgeschnittener Kopf, der mich zwischen der Petersilie angrinst. Gabbys angstverzerrtes Gesicht um vier Uhr in der Früh. Das Chaos in meinem Gästezimmer.

Help me make the music of the night…

»Ich muß jetzt Schluß machen, J. S.«

»Aber erst mußt du mir versprechen, daß du das tust, was ich dir gesagt habe. Es klingt zwar ziemlich weit hergeholt, aber möglicherweise ist der Kerl, der Gabby belästigt hat, auch der Mieter der Wohnung in der Rue Berger. Vielleicht ist er sogar euer Mörder. Und wenn er das ist, dann bist du in Gefahr. Du stehst ihm im Weg, bist eine Gefahr für ihn. Er hat bereits dein Bild. Er war es vielleicht auch, der dir den Schädel von Grace Damas in den Garten gestellt hat. Er weiß, wer du bist. Und er

weiß, *wo* du bist.«

Ich hörte J. S. nicht mehr richtig zu, denn in Gedanken war ich bereits ganz woanders.

Es dauerte dreißig Minuten, um quer durch die Innenstadt zur Main zu fahren und dort an der gewohnten Stelle zu parken. Auf dem Trottoir wäre ich fast über die ausgestreckten Beine eines Säufers gestolpert, der mit dem Rücken an der Wand einer Bar saß und seinen Kopf im Takt der gedämpften Country & Western-Musik nickte, die durch ein Fenster auf die Straße drang. Er grinste mich an, winkte mich mit dem Zeigefinger herbei und streckte mir seine Handfläche hin.

Ich suchte in meinen Taschen Kleingeld und gab ihm einen Vierteldollar. Vielleicht paßte er dafür ja auf meinen Wagen auf.

Auf der Main tummelte sich ein gemischtes Völkchen, durch das ich mir vorsichtig meinen Weg bahnte. Bettler, Nutten und Junkies mischten sich mit Nachtschwärmern und Touristen. Kleine Gruppen angetrunkener Geschäftsleute zogen von einer Bar in die nächste. Für sie war eine Nacht in der Main ein Abenteuer, für die, die sich hier ihr Geld verdienen mußten, war sie freudlose Realität. *Welcome to the Hotel St. Laurent.*

Anders als bei meinem letzten Besuch hatte ich jetzt einen Plan. Langsam arbeitete ich mich die Rue Ste. Catherine entlang und suchte nach Jewel Tambeaux. Sie zu finden war alles andere als einfach. Zwar standen die üblichen Nutten vor dem Hotel Granada, aber Jewel war nicht unter ihnen.

Als ich die Frauen sah, mußte ich an meinen Traum denken. Keine von ihnen machte allerdings Anstalten, einen Stein aufzuheben. Ich nahm das als gutes Zeichen. Aber was sollte ich jetzt tun?

Ich habe eine Regel, mit der ich bisher eigentlich immer recht gut gefahren bin. Wenn du nicht weißt, was du tun willst, dann tu nichts. Wenn du dir nicht sicher bist, dann kaufe nichts, gib zu nichts einen Kommentar ab und verpflichte dich zu nichts. Bleib, wo du bist. Immer, wenn ich von dieser Regel abgewichen war, hatte ich es irgendwann bereut. Den Kauf des roten Kleids mit

dem Rüschenkragen. Das Versprechen, über die Schöpfungslehre zu debattieren. Den bösen Brief, den ich dem stellvertretenden Rektor der Universität geschrieben habe. Diesmal war ich entschlossen, mich an meine Maxime zu halten.

Ich suchte mir einen Betonblock, entfernte die Glasscherben, die darauf lagen, und setzte mich. Ich zog die Knie an die Brust und betrachtete das Granada. Ich wartete. Und wartete. Und wartete.

Eine Zeitlang faszinierte mich die Seifenopfer, die sich rings um mich abspielte. Mitternacht ging vorbei, es wurde ein Uhr früh, dann zwei Uhr, und das Drama von Verführung und Ausbeutung rings um mich entfaltete sich. Erlaubte Liebe. Die Main frißt ihre Kinder. Jung und hoffnungslos. Während ich so dahockte, dachte ich mir die absurdesten Titel für Vorabendserien aus.

Gegen drei Uhr früh machte mir auch das keinen Spaß mehr. Ich war müde, entmutigt und gelangweilt. Von Polizisten wußte ich, daß das Überwachen von Menschen und Gebäuden nicht gerade zu den aufregendsten Tätigkeiten gehört, die es gibt, aber daß es so nervtötend langweilig war, hatte ich mir nicht gedacht. Ich hatte genügend Kaffee getrunken, um ein ganzes Aquarium zu füllen, hatte in meinem Kopf endlose Listen aufgestellt und unzählige Briefe verfaßt, die ich nie wirklich zu Papier bringen würde und hatte mir zu vielen der Passanten die irrwitzigsten Lebensgeschichten einfallen lassen. Unzählige Nutten und Freier waren im Hotel verschwunden und wieder herausgekommen, aber von Jewel Tambeaux fehlte noch immer jede Spur.

Ich stand auf, streckte meine Glieder und überlegte mir kurzzeitig, ob ich meinen vom vielen Sitzen eingeschlafenen Po massieren sollte, was ich dann aber doch besser sein ließ. Ich schwor mir, nie wieder eine halbe Nacht auf einem Betonklotz zu sitzen und auf eine Nutte zu warten, die weiß Gott wo sein konnte.

Gerade als ich wieder zu meinem Wagen gehen wollte, hielt ein weißer Pontiac-Kombi auf der gegenüberliegenden

Straßenseite und ließ eine Frau aussteigen, deren orangerote Haare ich sofort erkannte. Es war Jewel, die dasselbe enge Top trug wie bei unserer letzten Begegnung.

Sie schlug die Beifahrertür zu und beugte sich ans offene Fenster, um dem Fahrer etwas zu sagen. Kurz darauf fuhr der Wagen los, und Jewel setzte sich neben zwei Frauen, die auf den Eingangsstufen zum Hotel hockten. Im flackernden Neonlicht sahen sie aus wie drei Hausfrauen, die vor einem Hauseingang irgendwo in der Vorstadt ein Schwätzchen hielten. Der leichte Nachtwind trug ihr Lachen zu mir herüber. Nach einer Weile stand Jewel auf, zog ihren Minirock straff und ging den Gehsteig entlang.

Jetzt, wo die abenteuerlustigen Normalbürger auf dem Nachhauseweg waren und die Aasgeier erst langsam aus ihren Schlupflöchern kamen, war hier merklich weniger los. Jewel schlenderte langsam dahin und schwang ihre Hüften in ihrem ganz eigenen Rhythmus. Ich eilte über die Straße und rannte ihr hinterher.

»Jewel?«

Sie drehte sich um, ihr Gesicht ein lächelndes Fragezeichen. Mich hatte sie offenbar am allerwenigsten erwartet. Sie musterte mich mit einem verwirrten und ein wenig enttäuschten Blick, und ich wartete darauf, daß sie mich erkannte.

»Margaret Mead«, sagte sie schließlich.

Ich lächelte. »Tempe Brennan.«

»Machst du hier Recherchen für ein neues Buch?« fragte sie und hob Zeige- und Mittelfinger ihrer beiden Hände wie Anführungszeichen in die Luft. »Die mit dem Hintern wackeln. Mein Leben mit den Frauen vom Strich.« Wieder fiel mir ihr weicher Südstaatenakzent mit einem Hauch von Louisiana-Slang auf.

»Toller Titel«, lachte ich. »Verkauft sich bestimmt gut. Darf ich Sie ein Stück begleiten?«

Sie zuckte die Achseln und atmete hörbar aus. Dann drehte sie

sich um und setzte sich hüftschwingend wieder in Bewegung. Ich ging neben ihr her.

»Suchst du noch immer deine Freundin, chère?«

»Nein, heute abend habe ich Sie gesucht. Ich habe allerdings nicht gedacht, daß Sie erst so spät kommen würden.«

»Dieser Kindergarten hat rund um die Uhr geöffnet, Süße. Ich muß mich ja schließlich um mein Geschäft kümmern.«

»Natürlich.«

Ein paar Schritte lang gingen wir schweigend nebeneinander her, sie in ihren Stöckel- und ich in meinen Turnschuhen.

»Ich habe die Suche nach Gabby aufgegeben. Sie will nicht, daß ich sie finde. Vor etwa einer Woche kam sie zu mir, aber inzwischen ist sie schon wieder verschwunden. Sie kommt und geht, wann sie will.«

Ich hatte auf eine Reaktion von Jewel gehofft, aber sie zuckte einfach mit den Schultern und sagte nichts. Ihre Haare leuchteten orange im Licht der Straßenlaternen. Eine nach der anderen wurden die Neonreklamen abgeschaltet, und die letzten Kneipen schlossen ihre Türen, hinter denen sie den Geruch nach Zigarettenrauch und abgestandenem Bier bis zum nächsten Abend konservierten.

»Ich würde gerne mit Julie reden«, sagte ich.

Jewel blieb stehen und sah mich an. Ihr Gesicht sah müde aus, als hätte die Nacht ihr alle Kraft ausgesaugt. Aus dem Ausschnitt ihres Tops holte sie ein Päckchen Players und zündete sich eine an.

»Du solltest besser heimgehen, Kleine.«

»Warum sagen Sie das?«

»Weil du immer noch auf Killerjagd bist.«

Jewel Tambeaux war nicht dumm.

»Ich glaube, daß einer von diesen Killern sich hier herumtreibt, Jewel.«

»Und du glaubst, daß es der Cowboy ist, der Julie das

Nachthemd anziehen läßt.«

»Zumindest würde ich mich gerne mal mit ihm unterhalten.«

Sie nahm einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette, klopfte mit einem ihrer langen Fingernägel dagegen und sah zu, wie kleine, glühende Krümel auf den Gehsteig fielen.

»Ich habe dir doch schon letztes Mal gesagt, daß der Kerl die Intelligenz eines Leberwurstbrotes und soviel Persönlichkeit wie ein plattgefahrener Igel hat. Aber ich glaube nicht, daß er jemanden umgebracht hat.«

»Wissen Sie, wo er jetzt ist?« fragte ich.

»Nein. Solche Cretins gibt es wie Sand am Meer. An diese Typen verschwende ich keinen einzigen Gedanken.«

»Aber Sie haben gesagt, daß der Kerl nichts Gutes bedeutet.«

»Wer bedeutet hier schon etwas Gutes?«

»Haben Sie ihn vielleicht in letzter Zeit gesehen?«

Sie sah mich prüfend an und blickte dann ins Leere, als suche sie in ihrem Inneren nach einem Bild oder einem Gedanken, dessen Inhalt ich nur raten konnte. Um etwas Erfreuliches schien es sich offenbar nicht zu handeln.

»Ja. Ich habe ihn gesehen.«

Ich wartete. Sie nahm einen Zug und sah einem Wagen hinterher, der langsam die Straße entlang fuhr.

»Aber Julie habe ich nicht gesehen.«

Sie nahm noch einen Zug, schloß die Augen und behielt den Rauch lange in ihrer Lunge, bevor sie ihn hinaus in die Nachtluft blies.

»Und deine Freundin Gabby auch nicht.«

Das war ein Angebot. Sollte ich sie drängen, mir etwas zu sagen?

»Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?«

»Ehrlich gesagt, Süße, für mich siehst du so aus wie eine, die ohne Stadtplan nicht mal ihren eigenen Hintern findet.«

Es tat mir immer gut, wenn andere Menschen eine hohe

Meinung von mir hatten.

Jewel nahm einen letzten Zug, dann warf sie den Stummel auf das Pflaster und trat ihn aus.

»Nun komm schon, Margaret Mead, dann laß uns mal sehen, ob wir uns einen plattgefahrenen Igel von der Straße kratzen können.«

31

Mit klappernden Absätzen schritt Jewel zielstrebig voran. Ich hatte keine Ahnung, wohin sie mich bringen würde, aber unbequemer als mein Betonblock konnte es wohl kaum sein. Wir gingen zwei Blocks weiter nach Osten, dann verließen wir die Rue Ste. Catherine und überquerten ein leeres Grundstück. Ich stolperte Jewel hinterher, die trotz der Dunkelheit mit traumwandlerischer Sicherheit ihren Weg durch aufgerissenen Asphalt, Getränkedosen und Glasscherben fand. Wie schaffte sie das bloß in ihren Stöckelschuhen? Auf der anderen Seite des Grundstücks bogen wir in eine schmale Gasse ein und betraten ein hölzernes Gebäude, an dem weder ein Schild noch eine Aufschrift verkündeten, was sich darin verbarg. Selbst die Fensterscheiben waren schwarz gestrichen. Im Inneren verbreiteten rote Lichterketten ein schummriges Licht, bei dem ich an die Beleuchtung eines Käfigs für Nachtraubtiere denken mußte. Ich fragte mich, ob die rote Farbe auf die Besucher der Kneipe wohl stimulierend wirken sollte.

Unauffällig sah ich mich um, wobei sich meine Augen nicht allzu sehr auf den Lichtwechsel einstellen mußten. Hier war es schließlich kaum heller als draußen auf der Straße. Über den mit dunklen Holztischen versehenen Nischen hingen Bierreklamen, und an der Wand neben der Tür waren leere Bierträger aufeinandergestapelt. Obwohl fast keine Menschen mehr in der Bar waren, stank sie nach Zigarettenrauch, billigem Fusel, Erbrochenem, Schweiß und Marihuana. Auf einmal kam mir mein Betonklotz gar nicht mehr so unwirtlich vor.

Jewel und der Barkeeper nickten sich gegenseitig zu. Die Haut des Mannes hatte eine Farbe wie abgestandener Kaffee. Er sah uns unter dichten Augenbrauen an und folgte jeder unserer Bewegungen.

Jewel ging langsam durch die Bar und sah jeden der wenigen Gäste mit offen zur Schau gestelltem Desinteresse an. Ein alter Mann, der am Ende des Tresen saß, winkte ihr mit einem Bierglas zu und bedeutete ihr, sie solle sich zu ihm setzen. Sie warf ihm einen Kuß zu, und er zeigte ihr den Stinkefinger.

Als wir an der ersten Nische vorbeigingen, schoß daraus eine Hand hervor und packte Jewel am Handgelenk. Sie blieb stehen, löste die Finger mit ihrer anderen Hand und legte den Arm des Mannes vor ihn auf den Tisch.

»Der Spielplatz ist heute zu, Kleiner.«

Ich steckte die Hände in die Taschen und fixierte meine Blicke auf Jewels aprikosenfarbene Frisur.

Jewel ging zur dritten Nische, verschränkte die Arme vor der Brust und schüttelte langsam den Kopf.

»*Mon Dieu*«, sagte sie und schnalzte mit der Zunge. In der Nische saß eine Frau, die die Ellenbogen auf den Tisch gestützt hatte und in ein Glas voll brauner Flüssigkeit starrte. Alles, was ich von ihr sehen konnte, war ihr Hinterkopf. Ich sah fettige schwarze Haare, die schlaff zu beiden Seiten des Gesichts herunterhingen, kleine weiße Schuppen und einen unregelmäßig gezogenen Scheitel.

»Hallo Julie«, sagte Jewel.

Das Gesicht blickte nicht auf.

Jewel schnalzte abermals mit der Zunge und setzte sich an den Tisch. Ich tat dasselbe und war froh, damit den Blicken der Männer an der Bar zu entkommen. Die Tischplatte war feucht und klebrig. Von was, wollte ich gar nicht erst wissen. Jewel stützte einen Ellbogen auf den Rand und zuckte mit einer angeekelten Geste zurück. Sie kramte eine Zigarette aus ihrem Päckchen, zündete sie an und blies den Rauch nach oben.

»Julie.« Ihre Stimme klang schärfer.

Julie holte Luft und hob den Kopf.

»Julie?« wiederholte sie fragend ihren eigenen Namen und klang dabei wie jemand, der aus einem tiefen Schlaf geweckt

wurde.

Mein Herz hörte für einen Sekundenbruchteil auf zu schlagen, und ich biß mir auf die Unterlippe.

Großer Gott!

Ich sah in das Gesicht eines Mädchens, das nicht älter als fünfzehn Jahre sein konnte. Die Haut war blaß und die Lippen aufgesprungen, und die tief in ihren Höhlen liegenden Augen mit den dunklen Ringen darunter blickten an uns vorbei ins Leere.

Julie schien eine ganze Weile zu brauchen, bis sie uns wahrnahm. Sie machte den Eindruck, als wäre das Erkennen von Jewel ein äußerst komplizierter und langwieriger Prozeß.

»Kann ich auch eine haben, Jewel?« fragte sie schließlich auf Englisch und streckte eine zitternde Hand aus. Sogar in dem gedämpften Licht der Bar konnte ich in der Beuge ihres Ellenbogens blaue Flecken erkennen, und die Venen an ihren Handgelenken sahen aus, als kröchen dünne, graue Würmer darüber hinweg.

Jewel zündete eine Zigarette an und gab sie Julie, die den Rauch tief in die Lungen sog und dann nach oben ausblies, als wolle sie damit Jewel imitieren.

»Ja. Oh ja«, sagte sie. An ihrer Unterlippe klebte ein kleines Stückchen Zigarettenpapier.

Mit geschlossenen Augen nahm sie noch einen Zug und schien völlig im Ritual des Rauchens aufzugehen. Wir warteten geduldig. Zwei Dinge auf einmal zu tun war offenbar keine von Julies Stärken.

Jewel sah mich an, aber ihre Augen verrieten nicht, was in ihr vorging. Ich überließ Jewel die Führung des Gesprächs.

»Hast du gearbeitet, chère?« fragte sie Julie.

»Ein bißchen.« Das Mädchen nahm einen weiteren, tiefen Zug und blies zwei Rauchstränge durch die Nase aus, die sich sofort in silbrige, vom rötlichen Licht beschienene Wolken auflösten.

Jewel und ich warteten schweigend, bis Julie fertig geraucht hatte. Sie schien sich überhaupt nicht zu fragen, weshalb wir hier

waren. Vermutlich fragte sie sich überhaupt nur selten etwas.

Nachdem sie schließlich den Stummel im Aschenbecher ausgedrückt hatte, sah Julie uns wieder an. Offenbar überlegte sie, ob sie unserer Anwesenheit vielleicht etwas Gutes abgewinnen könnte.

»Ich habe heute noch nichts gegessen«, sagte sie mit einer Stimme, die ebenso leer war wie ihre Augen.

Ich sah hinüber zu Jewel. Sie zuckte mit den Achseln und steckte sich noch eine Zigarette an. Ich blickte mich um, konnte aber weder Speisekarten noch eine Tafel entdecken, auf der etwas zu essen angeschrieben stand.

»Es gibt Hamburger«, sagte Julie.

»Möchten Sie vielleicht einen Hamburger haben?« fragte ich sie und überlegte mir, wieviel Geld ich dabei hatte.

»Banco macht sie.«

»Okay.«

Julie beugte sich aus der Nische und rief, an den Barkeeper gewandt: »Banco, kannst du mir einen Burger machen? Einen mit Käse?« Sie klang wie eine Sechsjährige.

»Du hast keinen Kredit mehr, Julie.«

»Ich zahle«, sagte ich und streckte den Kopf aus der Nische.

Banco lehnte an der Spüle und hatte die Arme vor der Brust gekreuzt. Sie sahen aus wie die Zweige eines Affenbrotbaums.

»Einen?« fragte er und stieß sich ab.

Ich sah hinüber zu Jewel, die den Kopf schüttelte.

»Ja, einen.«

Ich drehte mich wieder zurück in die Nische. Julie hockte zusammengesunken auf der Bank und hielt ihr Glas mit beiden Händen. Ihr Unterkiefer hing nach unten, so daß ihr Mund halb offen stand. Das Stück Zigarettenpapier klebte noch immer an ihrer Unterlippe. Am liebsten hätte ich es weggepickt. Am Tresen fing eine Mikrowelle zu summen an.

Es dauerte nicht lange, bis sie viermal piepste und Banco den

Cheeseburger brachte, der dampfend in einer Verpackung aus durchsichtigem Plastik lag. Er stellte ihn Julie hin und sah dann Jewel und mich fragend an. Ich bestellte ein Sodawasser. Jewel schüttelte den Kopf.

Julie riß die Zellophanhülle auf und hob die obere Hälfte des Burgers hoch, um seinen Belag zu inspizieren. Offenbar zufrieden mit dem, was sie sah, klappte sie den Burger wieder zu und biß hinein. Als Banco mir mein Wasser brachte, sah ich verstohlen auf die Uhr. Es war zwanzig nach drei. Langsam hatte ich das Gefühl, als würden wir Julie niemals zum Sprechen bringen.

»Wo hast du gearbeitet, Süße?« fragte Jewel.

»Ach, hier und da«, antwortete Julie mit vollem Mund.

»Ich habe dich in letzter Zeit gar nicht gesehen.«

»Ich war krank.«

»Und geht es dir jetzt besser?«

»Mmm.«

»Hast du in der Main gearbeitet?«

»Auch.«

»Hast du eigentlich immer noch diesen komischen Kerl mit dem Nachthemd?« fragte Jewel in beiläufigem Ton.

»Wen?« Julie fuhr mit der Zunge an dem Burger entlang wie ein Kind, das eine Eistüte schleckt.

»Den Kerl mit dem Messer.«

»Was für ein Messer?« Julie klang geistesabwesend.

»Du weiß schon, Chérie, dieser kleine Mann, der sich einen runterholt, während du Mamas Nachthemd trägst.«

Julies Kauen wurde langsamer und hörte schließlich ganz auf, aber sie gab keine Antwort. Ihr Gesicht sah aus wie das eines grauen Puttos. Jung, glatt und ausdruckslos.

Jewel trommelte mit den Fingernägeln auf der Tischplatte herum. »Nun mach schon, Süße, heraus mit der Sprache. Du weißt doch, von wem ich rede, oder?«

Julie schluckte den Bissen hinunter, blickte kurz auf und

wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Cheeseburger zu.

»Was ist mit ihm?« fragte sie und nahm noch einen Bissen.

»Wir wollten bloß wissen, ob es ihn noch gibt.«

»Wer ist sie?« fragte Julie und deutete mit dem halbgegessenen Burger auf mich.

»Sie heißt Tempe Brennan. Ist eine Freundin von Dr. Macaulay. Du kennst doch Dr. Macaulay, nicht wahr, chère?«

»Ist was nicht in Ordnung mit dem Typen, Jewel? Hat er Tripper oder Aids oder sowas? Warum fragst du nach ihm?«

Das Mädchen kam mir vor wie die Kristallkugel einer Wahrsagerin. Wenn überhaupt Antworten an die Oberfläche kamen, dann völlig zufällig und nicht auf die Fragen bezogen, die man gerade gestellt hatte.

»Nein, Süße. Ich wollte nur wissen, ob er sich immer noch sehen läßt.«

Julies Augen suchten die meinen. Sie sahen aus, als ob dahinter niemand mehr wohnen würde.

»Arbeiten Sie mit ihr?« fragte sie mich. Ihr Kinn glänzte vor Fett.

»Ja«, antwortete Jewel für mich. »Sie würde gerne ein paar Worte mit diesem Nachthemd-Typ reden.«

»Worüber denn?«

»Naja, das übliche eben«, sagte Jewel.

»Ist sie taubstumm oder was? Kann sie mir das denn nicht selber sagen?«

Ich wollte gerade den Mund aufmachen, als Jewel mir bedeutete zu schweigen.

Julie erwartete gar keine Antwort auf ihre Frage. Sie aß den Burger zu Ende und leckte sich einen nach dem anderen die Finger ab. Es dauerte endlos, bis sie damit fertig war.

»Was ist bloß los mit dem Kerl? Ist es, weil er auch über sie geredet hat?«

Eiskalte Angst drang in sämtliche Nervenbahnen meines

Körpers.

»Über wen hat er geredet?« platzte ich heraus.

Julie sah mich mit herabhängendem Unterkiefer an. Ihr Mund stand halb offen wie zuvor. Wenn sie nicht sprach oder aß, schien sie entweder nicht in der Lage oder nicht willens zu sein, ihn zu schließen. Ich konnte sehen, daß noch Teile des Cheeseburgers an ihren Zähnen klebten.

»Warum wollen Sie den Kerl verhaften?«

»Wer spricht denn von verhaften?«

»Er ist mein einziger regelmäßiger Kunde.«

»Sie will gar niemanden verhaften«, sagte Jewel. »Sie will nur mit ihm reden.«

Julie nahm einen Schluck. Ich machte einen neuerlichen Versuch.

»Was haben Sie vorher gemeint, als sie sagten, er rede auch über sie. Über wen redet er, Julie?«

»Nun sag schon, Julie«, meinte Jewel. Ihre Stimme klang müde.

»Naja, über die Alte, die immer so schlampig herumläuft. Die mit dem Nasenring und den verrückten Haaren.« Julie schob sich eine ihrer eigenen dünnen Strähnen hinters Ohr. »Aber die ist schon okay. Hat mir öfter mal einen Doghnut gekauft. Von der redet ihr doch, oder?«

Ich ignorierte Jewels warnendes Zwinkern und fragte: »Was hat er über sie gesagt?«

»Irgendwie war er sauer auf sie. Ich weiß nicht so recht. Mich interessiert es nicht, was ein Freier sagt. Ich lasse mich von ihm ficken, aber das ist alles. Ich höre nichts und sage nichts. Das ist gesünder.«

»Aber der Mann ist einer Ihrer Stammkunden, oder?«

»Kann man so sagen.«

»Kommt er zu bestimmten Zeiten?« Ich konnte nicht anders, ich mußte weiterfragen. Jewel warf mir einen Blick zu, der wohl

besagen sollte, »okay, jetzt ist es dein Spiel«.

»Was soll das, Jewel?« fragte Julie. »Warum stellt sie mir all diese Fragen?« Dabei klang sie wieder wie ein kleines Mädchen.

»Tempe will mit ihm reden. Das ist alles.«

»Aber ich möchte nicht, daß er verhaftet wird. Er ist zwar ein Irrer, aber ich kriege regelmäßig Kohle von ihm, und die brauche ich dringend.«

»Ich weiß, Süße.«

Julie schwenkte den Rest ihres Drinks im Glas und trank ihn dann mit einem Zug aus. Sie vermied es, mir in die Augen zu sehen.

»Und ich werde ihn auch nicht wegschicken. Ganz gleich, was ihr sagt. Er ist verrückt, okay, aber er wird mich schon nicht umbringen. Verdammt noch mal, ich muß mich von ihm ja nicht mal ficken lassen. Und was soll ich denn am Donnerstag tun, wenn er nicht mehr kommt? Eine Abendschule besuchen? In die Oper gehen? Wenn ich es ihm nicht besorge, sucht er sich eine andere.«

Es war das erste Mal, daß sie so etwas wie Gefühle zeigte. Der pubertäre Trotz stand in merkwürdigem Kontrast zu ihrer vorher zur Schau gestellten Lustlosigkeit. Sie tat mir unendlich leid, aber ich machte mir Sorgen um Gabby, und deshalb ließ ich nicht locker.

»Haben Sie Gabby in letzter Zeit gesehen?« fragte ich und versuchte, möglichst sanft zu klingen.

»Wen?«

»Dr. Macaulay. Ist sie Ihnen vielleicht kürzlich über den Weg gelaufen?«

Wenn Julie nachdachte, legte sie ihre Stirn in Falten, die mich an Margot, den deutschen Schäferhund erinnerten. Wahrscheinlich hatte das Tier ein besseres Kurzzeitgedächtnis als sie.

»Die Alte mit dem Nasenring«, sagte Jewel. Es klang, als wäre Gabby bereits Großmutter.

»Ach die.« Julie schloß den Mund, ließ ihn aber gleich wieder offenstehen. »Nein, die hab ich nicht gesehen. Aber ich war ja auch krank.«

Bleib ganz ruhig, Brennan.

»Und geht es Ihnen jetzt besser?« fragte ich.

Julie zuckte mit den Schultern.

»Kommen Sie zurecht?«

Sie nickte.

»Kann ich Ihnen vielleicht noch irgendwas bestellen?«

Kopfschütteln.

»Wohnen Sie hier in der Nähe?« Ich haßte es, sie so auszufragen, aber ich brauchte die Informationen.

»Im Marcella's. Du weißt schon, Jewel, die Pension in der Rue St. Dominique. Da pennen noch ein paar andere Mädchen.«

Okay. Ich hatte, was ich brauchte. Oder ich würde es zumindest ziemlich bald haben.

Der Cheeseburger und der Alkohol oder was auch immer Julie sonst zu sich genommen hatte, zeigten ihre Wirkung. Julies Trotz war verebbt und die Apathie kehrte zurück. Sie sank wieder auf der Bank zusammen und blickte mich mit ihren müden Augen an. Dann schloß sie sie und atmete so tief ein, daß sich ihre magere Brust unter dem dünnen Baumwolltop merklich hob.

Auf einmal war es mit dem rötlichen Dämmerdunkel rings um uns vorbei. Grelles Neonlicht erhellte die Bar, und Banco verkündete ruppig, daß er in fünf Minuten schließen werde. Die wenigen verbliebenen Gäste gingen unzufrieden maulend zur Tür. Jewel steckte die Zigarettenschachtel in ihren Ausschnitt und bedeutete uns, ihr zu folgen. Ich sah auf die Uhr. Es war vier Uhr früh. Als ich Julie in dem gnadenlos hellen Licht sah, überfiel mich das Schuldgefühl, das ich die ganze Zeit unterdrückt hatte, mit voller Wucht.

Sie war so blaß und eingefallen, daß sie mir wie eine lebende Leiche vorkam. Am liebsten hätte ich sie in den Arm genommen

und fest an mich gedrückt. Und dann hätte ich sie nach Hause zu ihren Eltern nach Beaconsfield, Dorval oder North Hatley gebracht, damit sie Fastfood essen, zum Abschlußball der Highschool gehen und sich ihre Jeans aus dem Versandhauskatalog bestellen konnte. Aber ich wußte, daß das nicht möglich war. Ich wußte genau, daß Julie über kurz oder lang bei uns in der Leichenhalle landen würde. Ich bezahlte, und wir gingen. Die Morgenluft war feucht und kühl und roch nach Fluß und Brauereien.

»Gute Nacht, die Damen«, sagte Jewel. »Und geht jetzt bloß nicht noch in die Disco.«

Sie winkte uns zu, drehte sich um und ging mit klackernden Pfennigabsätzen davon. Ohne ein Wort des Abschieds setzte sich Julie in die entgegengesetzte Richtung in Bewegung. Die Aussicht auf meine Wohnung und mein Bett übten zwar eine magnetische Anziehungskraft auf mich aus, aber eine Information mußte ich unbedingt noch haben.

Ich wartete ein paar Augenblicke und sah Julie hinterher, wie sie die kleine Gasse entlangschlurfte. Es würde wohl nicht allzu schwer sein, ihr zu folgen, dachte ich. Falsch. Viel schneller als ich dachte, war sie um die nächste Ecke gebogen, und ich mußte mich sputen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Auf verschlungenen Wegen, die über leere Grundstücke und durch winzige Hintergäßchen führten, steuerte Julie ein heruntergekommenes Haus in der Rue St. Dominique an, wo sie die Treppe hinauf ging, einen Schüssel aus ihrer Tasche fischte und hinter einer Tür mit abgeblättertem Lack verschwand. Ich notierte mir die Hausnummer und ging.

Okay, Brennan. Zeit, ins Bett zu gehen. Zwanzig Minuten später war ich daheim.

Als ich, mit Birdie auf meinen Knien, unter der Bettdecke lag, legte ich mir einen Plan zurecht. Dabei wußte ich genau, was ich nicht tun durfte: Ryan anrufen, Julie verschrecken oder den Irren mit dem Messer und dem Nachthemd warnen. Ich mußte herausfinden, ob er St. Jacques war, und wo er wohnte oder

seinen Unterschlupf hatte. Ich brauchte etwas Konkretes, bevor ich ihm ein Sondereinsatzkommando der Polizei auf den Hals hetzte. Geht rein und schnappt ihn euch, Jungs.

Es klang so einfach.

32

Den ganzen Mittwoch über befand ich mich wie in einem Nebel der Erschöpfung. Eigentlich hatte ich nicht ins Labor gehen wollen, aber LaManche hatte angerufen und mich gebeten, einen dringend benötigten Bericht zu erstellen. Da ich schon mal in meinem Büro war, blieb ich auch dort. Zögernd und gereizt schloß ich ein paar alte Fälle endgültig ab, damit Denis die Beweisstücke vernichten konnte. Ich haßte diese Arbeit und hatte sie deshalb seit Monaten vor mich her geschoben. Bis vier Uhr hielt ich aus, dann fuhr ich heim, aß früh zu Abend und lag nach einem ausgiebigen Vollbad noch vor acht Uhr im Bett.

Als ich am Donnerstagmorgen erwachte, erkannte ich an dem ins Schlafzimmer strömenden Sonnenlicht, daß es schon spät war. Ich streckte mich, rollte auf die andere Seite und sah auf den Wecker. Es war fünf vor halb elf. Gut. Nun hatte ich wenigstens etwas Schlaf wieder aufgeholt. Das war Stufe eins meines Plans. Stufe zwei war, daß ich nicht zur Arbeit gehen würde.

Während ich langsam aufstand, ging ich im Kopf die Dinge durch, die ich tun wollte. Seit ich die Augen aufgeschlagen hatte, fühlte ich mich unter Strom wie eine Marathonläuferin vor dem Start. Langsam, Brennan. Geh die Sache ruhig und überlegt an.

Ich ging in die Küche, machte mir Kaffee und las die *Gazette*. Tausende flüchteten aus Ruanda. In Meinungsumfragen lag Parizeaus Parti Québecois zehn Punkte vor Premierminister Johnsons Liberalen. Die Expos hatten den ersten Tabellenplatz eingebüßt, und die nationalen Bauarbeiterferien hatten begonnen. Kein Witz. Ich frage mich immer, was für ein Genie sich wohl diesen Schildbürgerstreich hat einfallen lassen. In einem Land, dessen Klima gerade mal vier bis fünf Monate Zeit zum Bauen läßt, bleiben zwei Wochen im Juli alle Baustellen geschlossen,

weil die Arbeiter alle auf einmal in Ferien gehen.

Ich trank noch eine zweite Tasse Kaffee und las die Zeitung zu Ende. So weit, so gut. Auf zu Phase drei. Hirnlose Aktivität. Ich zog Turnhose und T-Shirt an und fuhr ins Fitness-Studio, wo ich eine halbe Stunde Treppen stieg und eine Runde mit den Gewichten absolvierte. Auf dem Heimweg schaute ich beim Supermarkt vorbei und kaufte genügend Lebensmittel, um eine mittlere Kleinstadt abzufüttern. Zu Hause verbrachte ich dann den Nachmittag mit Bodenwischen, Abstauben, Spüle scheuern und Staubsaugen. Ich dachte sogar daran, den Kühlschrank zu reinigen, entschied mich aber doch dagegen. Das hätte dann doch zu weit geführt.

Um sieben Uhr abends erlahmte mein Putzfimmel. Die Wohnung roch nach Reinigungsmittel und Möbelpolitur, und auf dem Eßtisch lagen eine Reihe von Pullovern zum Trocknen. Außerdem hatte ich jetzt genügend saubere Unterhosen, um einen Monat damit auszukommen. Ich selbst jedoch sah aus und roch, als käme ich gerade von einem vierwöchigen Trekkingurlaub zurück. Langsam mußte ich mich fertig machen.

Den ganzen Tag über war es schwülwarm gewesen, und der Abend versprach wenig Besserung. Also zog ich ein Paar Shorts, ein T-Shirt und abgetragene Nike-Turnschuhe an. Damit sah ich nicht wie ein Profi aus, aber wie eine Frau, die auf der Suche nach irgendwelchen Drogen oder einem Gefährten für die Nacht oder beidem durch die Straßen der Main streift. Als ich Richtung Boulevard St. Laurent fuhr, ging ich im Kopf noch einmal meinen Plan durch. Julie finden. Julie folgen. Nachthemd-Freak finden. Nachthemd-Freak folgen. Und dabei nicht gesehen werden. Einfacher ging's nicht.

Ich fuhr die Rue Ste. Catherine entlang und ließ den Blick über die Gehsteige auf beiden Seiten streifen. Ein paar Frauen warteten vor dem Granada auf Kunden, aber Julie war nicht dabei. So früh hatte ich sie auch nicht erwartet, aber ich war absichtlich schon jetzt gekommen, um mich noch ein wenig umzusehen.

Das erste Problem tat sich auf, als ich meinen gewohnten

Parkplatz ansteuerte. Kaum hatte ich angehalten, tauchte wie ein Geist aus der Flasche eine dicke Frau neben meinem Wagenfenster auf, die sofort auf mich einschimpfte. Sie hatte millimeterdickes Make-up auf dem Gesicht und ein Genick wie ein Bullterrier. Obwohl ich nicht einmal die Hälfte ihrer Worte verstand, war mir sofort klar, was sie von mir wollte. Ich legte den Rückwärtsgang ein und fuhr los, um mir einen anderen Parkplatz zu suchen.

Ich fand ihn sechs Blocks weiter entfernt in nördlicher Richtung, in einer schmalen Seitenstraße mit dreistöckigen Wohnhäusern. Hier funktionierte die soziale Kontrolle noch, was ich daran erkannte, daß mich mehrere Augenpaare genauestens beobachteten: Ein Mann schaute vom Balkon herunter, zwei andere hockten auf den Eingangsstufen vor einem Haus. Als sie mich sahen, unterbrachen sie ihre Unterhaltung und ließen die Hände mit den Bierdosen auf ihre verschwitzten Knie sinken. Waren diese Blicke feindselig? Neugierig? Desinteressiert? Oder das genaue Gegenteil? Ich würde es nie herausfinden, denn ich hielt mich nicht lange genug auf, um einem von ihnen die Gelegenheit zu geben, mich anzusprechen. Ich schloß den Wagen ab und ging raschen Schrittes die Straße entlang. Vielleicht war ich übernervös, aber ich wollte kein Risiko eingehen, das den Verlauf meiner Mission ungünstig beeinflußt hätte.

Als ich um die Ecke bog und mich in den Strom der Passanten auf dem Boulevard St. Laurent einreihte, war mir schon bedeutend wohler zumute. Die Uhr am *Le Bon Deli* zeigte viertel nach acht. Verdammt. Jetzt hätte ich eigentlich schon in Position sein sollen.

An der Kreuzung mit der Rue Ste. Catherine überquerte ich den Boulevard St. Laurent und sah mir die Frauen vor dem Granada noch einmal genau an. Keine Julie. Würde sie heute überhaupt hierher kommen? Und auf welchem Weg? Warum war ich nicht früher von Zuhause weggefahren? Jetzt war keine Zeit, um lange zu überlegen.

Ich eilte nach Osten und sah mir dabei die Gesichter auf beiden

Seiten der Straße an. Inzwischen war der Strom der Passanten dichter geworden, deshalb bestand die Gefahr, daß Julie unbemerkt an mir vorbeischlüpfte. Ich überquerte das leere Grundstück, über das mich Jewel zwei Nächte zuvor geführt hatte. Vor der Bar, in der wir Julie getroffen hatten, blieb ich kurz stehen und überlegte, ob ich hineinschauen sollte. Dann aber ging ich weiter. Ich glaubte nicht, daß Julie schon so früh dort sein würde.

Ein paar Minuten später war ich in der Rue St. Dominique und lehnte an einem Laternenmast vor dem Haus, in dem Julie wohnte. Die Straße war leer und still, und auch das Haus sah verlassen aus. Dunkle Fenster, kein Licht auf der Veranda, nur verwitterte Holzwände, an denen der Lack abblätterte. Der Anblick ließ mich an die Photos denken, die ich einmal von den Türmen des Schweigens gesehen hatte, auf denen die indische Parsi-Sekte ihre Toten ablegte, bis ihre Knochen von den Geiern blitzblank abgefressen waren. Mich fröstelte trotz der Hitze der Nacht.

Quälend langsam verging die Zeit. Ich beobachtete das Haus. Eine alte Frau, die einen mit Lumpen beladenen Einkaufswagen vor sich herschob, humpelte schwer schnaufend den Gehsteig entlang. Mit Mühe navigierte sie ihre Schätze über das unebene Pflaster und brauchte eine halbe Ewigkeit, bis sie um die nächste Ecke gebogen war. Das Rattern und Quietschen ihres Wagens wurde immer leiser und hörte schließlich ganz auf. Danach störte nichts mehr die triste Stimmung in dieser Straße.

Ich blickte auf meine Uhr. Es war zehn Minuten nach halb neun. Wie lange sollte ich noch warten? Was war, wenn Julie schon gegangen war? Sollte ich bei ihr klingeln? Verdammt, warum hatte ich sie nicht nach der Zeit gefragt? Warum war ich nicht früher hiergewesen? Mein schöner Plan zeigte erste, gravierende Fehler.

Wieder vergingen ein paar Minuten. Ich überlegte mir gerade, ob ich gehen sollte, als in einem Fenster im ersten Stock ein Licht anging. Nicht lange danach kam Julie in Bustier, Minirock und bis

über die Knie reichenden Stiefeln aus dem Haus. Ihr Gesicht, ihr Bauch und ihre Oberschenkel leuchteten weiß im Licht der Straßenbeleuchtung. Ich versteckte mich, so gut es ging, hinter meinem Laternenpfahl.

Julie blieb einen Augenblick lang mit um den Bauch geschlungenen Armen stehen und hob das Kinn, als schnuppere sie hinaus in die Nacht. Dann eilte sie die Stufen der Veranda hinab und entfernte sich rasch in Richtung Rue Ste. Catherine. Ich folgte ihr und versuchte, sie im Blickfeld zu behalten und gleichzeitig nicht von ihr bemerkt zu werden.

An der Ecke überraschte sie mich damit, daß sie nach links abbog und sich damit von der Main entfernte. Gut, daß ich nicht am Granada auf sie gewartet hatte. Aber wo wollte sie hin?

Raschen Schrittes schlängelte sie sich mit wippenden Stiefelschäften durch die Menge und scherte sich nicht um die aufdringlichen Zurufe und Pfiffe der Männer. Sie war ziemlich gut im Durchschlängeln, so daß ich einige Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten.

Dann wurden die Straßen langsam leerer, und die Gegend veränderte ihr Gesicht. Jetzt kamen uns gestylte Männer mit gefärbten Haaren entgegen und andere, die ihre durchtrainierten Körper in Muskelshirts und knallengen Jeans zur Schau stellten. Männerpaare schlenderten Arm in Arm die Gehsteige entlang, und ab und zu sah ich einen grell geschminkten Transvestiten. Wir waren im Schwulenviertel.

Julies Weg – und damit auch meiner – führte an Cafés, Buchhandlungen und kleinen Restaurants vorbei. Zuerst ging sie nach Norden, dann bog sie nach Osten ab und schließlich nach Süden, bis sie in eine Sackgasse mit alten Lagerhäusern und verfallenden Holzgebäuden kam. Viele Fenster waren mit Wellblech vernagelt. Einigen Häusern sah man es noch an, daß sie im Erdgeschoß einmal kleine Läden beherbergt hatten. Jetzt allerdings hatte sich bestimmt seit Jahren kein Kunde mehr in diese Straße verirrt. Mit ihren zugemüllten Rinnsteinen hätte sie ein gutes Bühnenbild für den Bandenkrieg der Jets und der Sharks

im Musical West Side Story abgegeben.

Julie ging zielsicher auf einen Hauseingang zu. Sie öffnete eine schmiedeeiserne Tür mit verschmutzten Glasscheiben, sprach einen Moment mit jemandem und verschwand im Haus. Durch ein Fenster rechts daneben, das ebenfalls vergittert war, konnte ich eine Bierreklame sehen, und über der Tür hing ein Schild mit der schlichten Aufschrift: *Bière et Vin*.

Was nun? Gab es über dieser Kneipe vielleicht ein Zimmer, in dem Julie dem Nachthemd-Freak ihre Dienste erwies? Oder war hier der Ort, an dem sie sich trafen, um dann gemeinsam woanders hinzugehen? Sollte mein Plan erfolgreich sein, dann mußte letzteres zutreffen. Wenn die beiden diese Bar getrennt verließen, war er gescheitert, denn dann wüßte ich ja nicht, welchem Mann ich folgen sollte.

Weil ich mich nicht einfach vor die Kneipe stellen und warten konnte, bis Julie und ihr Freier wieder herauskamen, schaute ich mich um und entdeckte eine dunkle Lücke zwischen den Häusern auf der anderen Straßenseite. War das eine kleine Gasse? Ich überquerte die Straße und sah, daß es ein Durchgang zwischen einem aufgelassenen Friseurgeschäft und einem Lagerhaus war. Er war nicht viel breiter als einen halben Meter und dunkel wie eine Gruft.

Mit klopfendem Herzen trat ich in den Durchgang und drückte mich mit dem Rücken an die Wand. Ich nahm Deckung hinter der gesprungenen, rotweißen Reklamesäule des Friseurladens, die noch immer aus der Hauswand in den Durchgang ragte. Etliche Minuten vergingen. Die einzige Bewegung war das Heben und Senken meiner Brust. Auf einmal aber schreckte mich ein Rascheln auf. Ich war nicht allein in dem Durchgang. Ich wollte gerade losrennen, als sich ein dunkler Fleck aus dem Unrat zu meinen Füßen löste und weiter in den Durchgang hineinrannte. Mir schnürte sich der Brustkorb zusammen, und abermals lief mir trotz der Wärme ein kalter Schauder den Rücken hinunter.

Ruhig bleiben, Brennan, das war doch nur eine Ratte. Nun komm schon, Julie!

Als hätte sie meine Aufforderung gehört, erschien Julie in der Kneipentür. Bei ihr war ein Mann in einem dunklen Sweatshirt, auf dessen Brust *L'Université de Montréal* stand. Er trug eine Papiertüte unter dem Arm.

Mein Herz schlug noch schneller. Ist er das? Ist es der Mann von dem Geldautomatenphoto? Der Mann, der aus der Wohnung in der Rue Berger geflüchtet war? Ich strengte die Augen an, um das Gesicht des Mannes zu sehen, aber die Entfernung war zu groß.

Hätte ich St. Jacques überhaupt wiedererkannt? Ich bezweifelte es. Das Photo war zu unscharf, und der Mann in der Wohnung war viel zu rasch an mir vorbeigerannt.

Julie und ihr Begleiter berührten sich nicht und sprachen auch nicht miteinander. Sie sahen sich nicht um und schlugen zunächst denselben Weg ein, auf dem Julie und ich hergekommen waren. An der Rue Ste. Catherine gingen sie allerdings nicht nach Westen, sondern weiter nach Süden. Ich folgte ihnen im Abstand von einem halben Block, horchte bei jedem noch so leisen Geräusch auf und hatte ständig Angst davor, daß die beiden sich umdrehten und mich entdeckten. Hier gab es nichts, wohinter ich mich hätte verstecken oder womit ich mich hätte tarnen können. Kein Schaufenster, um interessiert hineinzusehen, keine Hauseingänge, um rasch darin zu verschwinden. Ich hätte eigentlich nur weitergehen und hoffen können, daß ich in eine Seitengasse abbiegen konnte, bevor Julie mich erkannte. Zum Glück drehten sich die beiden nicht um.

Immer tiefer drangen wir ins Labyrinth der Straßen und Gassen ein, die immer leerer und dunkler wurden. Nur einmal kamen uns zwei Männer entgegen, die sich mit lauten Stimmen stritten. Ich hoffte inständig, daß Julie und ihr Freier den Männern nicht hinterhersehen würden. Sie taten es nicht, sondern gingen um eine weitere Ecke. Ich beschleunigte meine Schritte, denn ich fürchtete, sie zu verlieren.

Meine Befürchtung war berechtigt gewesen, denn als ich um die Ecke gebogen war, sah ich nichts als die leere, stille Straße.

Mist!

Ich besah mir die Gebäude auf beiden Seiten, suchte jede eiserne Treppe, jeden Eingang ab. Nichts. Keine Spur von Julie oder dem Mann.

Verdammt!

Wütend lief ich den Gehsteig entlang und war schon fast an der nächsten Ecke, als sich im Hochparterre eines Hauses rechts von mir eine Balkontür öffnete und Julies Stammkunde ans rostige Eisengeländer trat. Der Mann stand nur etwas mehr als fünf Meter von mir entfernt und drehte mir den Rücken zu, aber ich erkannte ihn an seinem Sweatshirt. Ich blieb wie angewurzelt stehen und war weder zu einem klaren Gedanken noch zu irgendeiner Reaktion fähig.

Der Mann zog geräuschvoll einen Klumpen Rotz hoch und spuckte ihn in hohem Bogen auf das Pflaster. Dann fuhr er sich mit dem Handrücken über den Mund, trat wieder ins Zimmer und schloß die Balkontür, ohne mich gesehen zu haben.

Ich stand mit weichen Knien da und war noch immer unfähig, mich zu bewegen.

Dieses Weglaufen vorhin war echt eine tolle Leistung, Brennan. Wirklich unauffällig. Vielleicht solltest du das nächste Mal noch zusätzlich eine Leuchtkugel abfeuern und eine Sirene heulen lassen.

Das Gebäude, in das der Mann verschwunden war, stand in einer windschiefen Reihe, die so aussah, als würden sich die Häuser gegenseitig aneinander festhalten. Nahm man eines davon heraus, würden die anderen vermutlich zusammenbrechen. Ein Schild verkündete, daß das Haus *Le Saint Vitus* hieß, und daß man dort *Chambres* mieten könne. Fremdenzimmer. Na toll.

War das sein Zuhause oder lediglich eine Absteige?

Wieder einmal suchte ich nach einem Ort, an dem ich mich verstecken konnte, und wieder einmal fand ich eine dunkle Lücke zwischen zwei Häusern. Vielleicht hatte ich ja Glück und lernte aus meinen Fehlern.

Ich atmete tief durch und begab mich in die Dunkelheit dieses Durchgangs. Es war ein Gefühl, als müßte ich in einen Müllcontainer kriechen. Es war eng und warm und stank fürchterlich nach Urin und verrotteten Dingen.

Die Zeit verging schleppend langsam. Meine Augen blieben ständig auf das St. Vitus geheftet, aber meine Gedanken streiften hinauf bis zur Milchstraße. Ich dachte an Katy. Ich dachte an Gabby. Ich dachte an den Heiligen Vitus, wer immer das auch sein mochte. Was würde er wohl dazu sagen, daß dieses Rattenloch da drüben seinen Namen trug? Nannte man ihn nicht auch St. Veit? Gab es nicht eine St.-Veits-Krankheit? Oder ein St.-Veits-Feuer?

Bei St. Veit fiel mir St. Jacques ein. Das Photo von dem Geldautomaten war so schlecht, daß man das Gesicht darauf wirklich nicht erkennen konnte. Der alte Mann vor dem Laden hatte recht gehabt. Nicht einmal die eigene Mutter würde einen auf einem solchen Bild erkennen. Außerdem hätte er sich inzwischen längst die Haare anders schneiden oder sich einen Bart wachsen lassen können. Vielleicht trug er ja auch eine Brille.

Ich dachte an die Inkas, die ein beeindruckendes Straßensystem gebaut hatten; an Pharao Seti, der seinen Nachkommen den Thron nicht überlassen wollte; an Hannibals Alpenüberquerung – alles nur, um mir nicht vorstellen zu müssen, was jetzt wohl in einem Zimmer da drüben im Hotel St. Vitus geschah. Hoffentlich war der Bursche wenigstens einer von der schnellen Truppe.

Kein Lüftchen wehte durch meine Gasse, und die Ziegelwände strahlten die Hitze aus, die sie den ganzen Tag über in sich aufgesogen hatten. Der Schweiß klebte mir das T-Shirt an die Haut und die Haare an den Kopf. Ab und zu löste sich ein Tropfen davon und lief mir über die Stirn oder den Nacken hinunter.

Die Hitze, der Gestank und die Enge begannen, mir Probleme zu bereiten. Ich spürte einen dumpfen Schmerz zwischen meinen Augen, und mein Mageninhalt fing an, nach oben zu drängen. Ich ging in die Hocke und überlegte mir, wie lange ich es hier wohl

noch aushalten würde.

Als ich aufsah, stand ein dunkler Schatten vor mir. Ein Mann! Meine Gedanken rasten in verschiedene Richtungen. War der Durchgang hinter mir frei? Ich hatte mir nicht einmal einen Fluchtweg überlegt! Wie idiotisch!

Der Mann kam auf mich zu und fummelte dabei an seiner Hose herum. Ich blickte mich um und sah nichts außer pechschwarzer Finsternis. Ich saß in der Falle!

Was dann folgte, war ein gutes Beispiel für Aktion und Reaktion. Ich fuhr hoch und stolperte auf halb eingeschlafenen Beinen ein paar Schritte zurück. Der Mann tat es mir sofort nach. Im schwachen Licht von der Straße her konnte ich ein Pferdegebiß und weit aufgerissene Augen erkennen. Der Mann hatte ein asiatisches Gesicht und schien mindestens genauso erschrocken zu sein wie ich.

Ich drückte mich mit dem Rücken an die Wand und suchte gleichermaßen nach einem Halt wie nach Deckung. Der Mann glotzte mich eine Weile verdattert an und schüttelte schließlich benommen den Kopf. Dann steckte er die Hemdzipfel in den Gürtel, machte den Hosenschlitz zu und ging.

Eine ganze Weile stand ich schwer atmend an der Hauswand und wartete darauf, daß sich mein Herzschlag wieder halbwegs normalisierte.

Es war ein Penner, der in den Durchgang pinkeln wollte, sagte ich mir.

Was aber, wenn es nun St. Jacques gewesen wäre?

Aber er war es nicht.

Du hast dich nicht um einen Fluchtweg gekümmert. Das war wirklich dumm von dir. Die nächste Dummheit bezahlst du vielleicht mit dem Leben.

Aber es war doch nur ein Penner.

Trotzdem. Fahr heim. J. S. hatte ganz recht. Überlaß die Sache der Polizei.

Aber die kümmert sich nicht drum.

Das ist nicht dein Problem.

Aber Gabbys.

Vielleicht ist sie ja irgendwohin in Ferien gefahren.

Das glaubst du doch selber nicht.

Langsam beruhigte ich mich wieder so weit, daß ich meine Beobachtung des Hauses fortsetzen konnte. Als ich weiter über St. Veit nachdachte, fiel mir endlich ein, welche Krankheit nach ihm benannt worden war. Es war der Veitstanz, der im 16. Jahrhundert ziemlich weit verbreitet war. Dabei wurden die Menschen immer nervöser und gereizter, bis schließlich ihre Glieder unkontrolliert zu zucken anfingen. Man dachte damals, es sei eine Art Hysterie und machte eine Wallfahrt zum Heiligen Veit, um von diesem Genesung zu erflehen. In Wirklichkeit wurde die Krankheit vom Mutterkorn im Getreide verursacht. Und was war das mit dem St.-Veit-Feuer? Aber halt, das hieß ja St.-Elms-Feuer und hatte irgendwas mit magnetischen Entladungen zu tun. Ob man davon vielleicht auch Anfälle bekam?

Um mir die Zeit zu vertreiben, dachte ich mir Städte aus, die ich gerne einmal besuchen würde. Und zwar in alphabetischer Reihenfolge. Abilene. Bangkok. Chittagong. Dieser Name hatte es mir besonders angetan. Chittagong. Vielleicht würde ich ja wirklich eines Tages nach Bangladesh fliegen und mir die Stadt ansehen. Ich überlegte mir gerade einen Ort mit D, als Julie aus dem St. Vitus kam und ruhigen Schrittes den Gehsteig entlang ging. Ich blieb in meinem Durchgang und folgte ihr nicht. Meine Zielperson war jetzt eine andere.

Ich mußte nicht lange warten, denn auch der Mann im Sweatshirt kam bald nach Julie aus dem Haus.

Ich gab ihm einen halben Block Vorsprung und nahm dann die Verfolgung auf. Der Mann huschte mit eingezogenen Schultern, gesenktem Kopf und an die Brust gepreßter Papiertüte die Straße entlang und erinnerte mich mit seinen Bewegungen an die Ratte, die auf meinem letzten Beobachtungsposten aus dem Müll gekrochen war. Während ich ihn verfolgte, verglich ich seine

Gestalt mit der, die an mir vorbei aus der Wohnung in der Rue Berger gerannt war. Soweit ich es beurteilen konnte, ähnelten sich die beiden nicht allzu sehr, aber St. Jacques war damals viel zu unvermittelt aufgetaucht und viel zu schnell wieder verschwunden. Ganz ausschließen wollte ich es freilich nicht, daß es sich um ein und denselben Mann handelte. Nur eines konnte ich mit Sicherheit sagen: Der Mann vor mir bewegte sich nicht so rasch wie St. Jacques damals.

Zum dritten Mal innerhalb von drei Stunden bewegte ich mich durch den Irrgarten aus unbeleuchteten Seitenstraßen und blieb dabei dem Mann so dicht wie möglich auf den Fersen. Ich hoffte nur, daß er nicht wieder in irgendeine Kneipe gehen würde, denn vom Herumlungern in dunklen Durchgängen hatte ich die Schnauze gestrichen voll.

Ich hätte mir keine Sorgen machen müssen, denn nachdem er sich durch eine Reihe von kleinen Gassen geschlängelt hatte, bog der Mann noch einmal um die Ecke und ging direkt auf ein graues Haus zu. Es sah aus wie Hunderte solcher Häuser, an denen ich heute nacht vorbeigegangen war. Allerdings war es nicht ganz so heruntergekommen wie die anderen; seine Mauern waren nicht ganz so schmutzig und seine Eingangstüren nicht ganz so verwittert.

Der Mann stieg rasch die Stufen der rostigen Eisentreppe hinauf, wobei seine Tritte metallisch hart durch die leere Straße hallten. Dann verschwand er in einer mit Schnitzwerk verzierten Tür im ersten Stock, neben der kurz darauf das Licht in einem Fenster anging. Hinter den schlaff herunterhängenden Gardinen sah ich, wie sich ein Schatten durchs Zimmer bewegte.

Ich ging auf die andere Straßenseite und wartete. Diesmal gab es keinen Durchgang, in dem ich mich hätte verstecken können.

Die Gestalt bewegte sich noch eine Weile durchs Zimmer, dann verschwand sie.

Da wohnt er, Brennan. Und jetzt nichts wie weg hier.

Aber er könnte auch jemanden besuchen oder etwas abliefern.

Nein. Du hast ihn. Jetzt geh nach Hause.

Ich sah auf meine Uhr. Es war zwanzig Minuten nach elf, also noch immer ziemlich früh. Ich beschloß, noch zehn Minuten zu warten.

Noch vor Ablauf dieser Zeit tat sich etwas oben in der Wohnung. Die Gestalt erschien am Fenster und schob es nach oben. Kurz drauf ging das Licht aus. Der Mann war ins Bett gegangen!

Ich wartete noch fünf Minuten, ob er nicht doch noch einmal ausging, aber dann war ich mir meiner Sache sicher. Jetzt konnten Ryan und die anderen den Fall übernehmen.

Ich notierte mir die Adresse und machte mich auf den Rückweg zu meinem Wagen, wobei ich mich fragte, ob ich ihn wohl jemals wieder finden würde. Die Luft war noch immer bleischwer und die Hitze fast so stark wie am Nachmittag. Über den Dächern der dunklen Häuser, an denen ich vorbeieilte, leuchtete der Himmel vom Neonlicht des Boulevard St. Laurent.

Ich fand meinen Wagen und fuhr heim. Als ich das Garagentor öffnete, verkündete die Uhr am Armaturenbrett, daß es genau Mitternacht war. Da sage mal einer, daß ich keine Fortschritte machte. Heute war ich sogar schon vor Anbruch der Morgendämmerung zu Hause.

Zunächst bekam ich das Geräusch nicht mit. Erst als ich an der Haustür war und nach meinem Schlüssel suchte, drang es langsam in mein Bewußtsein. Es war ein hohes Piepen, das vom Garagentor kam.

Ich ging in die Richtung des rhythmisch pulsierenden Geräusches, das immer lauter und aufdringlicher wurde, je mehr ich mich ihm näherte. Schließlich sah ich, daß es von einer Tür neben der Tiefgarageneinfahrt kam. Obwohl die Tür aussah, als wäre sie zu, war offenbar das Schloß nicht richtig eingeschnappt und hatte den Alarm ausgelöst. Als ich es fest zudrückte, hörte das Geräusch abrupt auf, und die Garage war auf einmal totenstill. Ich nahm mir vor, am nächsten Tag Winston darauf hinzuweisen.

Nach all den Stunden voller Hitze und Schmutz kam mir meine Wohnung wie eine kühle Oase der Sauberkeit vor. Eine Weile blieb ich im Gang stehen und ließ die von der Klimaanlage gekühlte Luft über meine heiße Haut streichen. Birdie rieb sich an meinen Füßen, machte einen Buckel und begrüßte mich mit lautem Schnurren. Ich sah hinunter zu ihm. Seine weichen, weißen Haare klebten an meinen verschwitzten Waden. Ich streichelte ihn, gab ihm etwas zu essen und hörte den Anrufbeantworter ab. Ein Anrufer hatte eingehängt, ansonsten war nichts drauf.

Als ich unter der Dusche stand und mich immer wieder einseifte, ließ ich die Ereignisse dieser Nacht in Gedanken noch einmal Revue passieren. Was hatte ich tatsächlich erreicht? Ich wußte jetzt, wo Julies Unterwäsche-Freak wohnte. Zumindest vermutete ich, daß er es war, denn heute war Donnerstag. Aber was brachte mir das? Es konnte gut sein, daß er nicht das geringste mit den Morden zu tun hatte.

Irgendwie kam mir das jedoch nicht sehr wahrscheinlich vor. Aber warum nicht? Warum glaubte ich, daß dieser Kerl Dreck am Stecken hatte? Warum glaubte ich, daß es meine Aufgabe war, ihn zur Strecke zu bringen? War es, weil ich Angst um Gabby hatte? Julie hatte er immerhin nichts angetan.

Nach der Dusche war ich noch viel zu aufgekratzt, um einschlafen zu können. Also holte ich ein Stück Brie und eine Ecke *Tomme de chèvre de Savoie* aus dem Kühlschrank und goß mir ein Glas Ginger Ale ein. Dann legte ich mich in eine Decke gewickelt aufs Sofa und schälte eine Orange, die ich zusammen mit dem Käse verspeiste. Im Fernsehen quasselte David Letterman, aber mein Interesse an der Show war nur mäßig. Bald war ich wieder in meine eigenen Gedanken verstrickt.

Warum, so fragte ich mich, hatte ich vier Stunden zwischen Spinnen und Ratten verbracht, nur um einem Mann hinterherzuspionieren, der gerne Nutten im Nachthemd sah? Warum hatte ich diese Arbeit nicht der Polizei überlassen?

Immer wieder kam ich auf diese Frage zurück: Warum hatte

ich nicht einfach Ryan erzählt, was ich wußte, und es ihm überlassen, den Burschen dingfest zu machen?

Vielleicht deshalb, weil es mich persönlich etwas anging. Aber nicht auf die Art und Weise, wie ich mir einzureden versuchte. Es ging nicht nur um einen Schädel in meinem Garten, um einen Angriff auf meine oder Gabbys Sicherheit. Es war etwas anderes, etwas sehr viel Tiefergehendes und Besorgniserregenderes, was mich wie eine Besessene diese Fälle untersuchen ließ. Ich brauchte eine Stunde, bis ich es eingesehen hatte.

Ich machte mir in letzter Zeit zunehmend selber Angst: Immer wieder wurden Frauen von Männern umgebracht und in den Fluß, den Wald oder auf eine Müllkippe geworfen. Kinder wurden mit gebrochenen Knochen in Schachteln, Plastiktüten oder Abflußrohren gefunden. Tag für Tag säuberte, sortierte und untersuchte ich ihre Knochen. Ich schrieb Berichte. Sagte vor Gericht aus. Und meistens fühlte ich nicht viel dabei. Ohne eine gewisse Distanz war dieser Beruf nicht zu schaffen. Ich hatte so oft und so nahe mit dem Tod zu tun, daß ich Angst hatte, seine wahre Bedeutung zu vergessen. Ich wußte, daß ich nicht um jeden Menschen trauern konnte, dessen Knochen ich gerade sortierte. Wenn ich das täte, wäre mein Reservoir an Emotionen in kürzester Zeit aufgebraucht. Es war notwendig, einen bestimmten professionellen Abstand zu wahren, aber der durfte nicht so groß sein, daß man überhaupt nichts mehr fühlte.

Die ermordeten Frauen hatten in mir etwas ausgelöst. Immer wieder durchlebte ich ihre Angst, ihre Schmerzen und ihre Hilflosigkeit einem wahnsinnigen Mörder gegenüber. Und immer wieder fühlte ich Wut und Empörung und ein starkes Verlangen, das Monstrum zur Strecke zu bringen, das diese Frauen abgeschlachtet hatte. Vielleicht waren mir diese Opfer deshalb nicht egal, weil meine Reaktion auf ihr Sterben eine Art Rettungsring für meine eigenen Gefühle, für meine Menschlichkeit und für meine Lebenslust darstellte. Ich fühlte, und ich war dankbar dafür, daß ich noch fühlen konnte.

Auf diese Weise gingen mich die Fälle persönlich an. Und

deshalb konnte ich auch nicht aufgeben. Deshalb hatte ich nachts das alte Klostergelände und die Bars und Nebengassen der Main durchstreift. Jetzt würde ich Ryan davon überzeugen, daß er der Sache nachging. Ich mußte wissen, wer Julies Freier war. Und ich mußte Gabby finden. Vielleicht war das alles ja wirklich miteinander verknüpft. Vielleicht auch nicht, aber das war egal. Ich würde den mordlustigen Bastard finden, auf welchem Wege auch immer. Und dann würde ich dafür sorgen, daß er nie wieder einer Frau etwas zuleide tun konnte.

33

Die Fahndung in die Gänge zu bringen war dann doch schwieriger, als ich gedacht hatte. Teilweise lag das an mir selbst.

Gegen halb sechs Uhr am Freitag nachmittag litt ich unter hämmernden Kopfschmerzen und einem Magen, der nach ungezählten Tassen Kaffee aus dem Automaten völlig durcheinander war. Stundenlang hatten wir über die Mordfälle diskutiert. Weil niemand etwas Neues herausgefunden hatte, gingen wir dieselben Dinge wieder und immer wieder durch und schaufelten uns durch Berge von Informationen auf der verzweifelten Suche nach einem Detail, das uns bisher entgangen war. Die Ergebnisse waren ernüchternd.

Bertrand teilte uns mit, was er bei seiner Untersuchung der Immobilienmakler herausgefunden hatte. Morisette-Champoux und Adkins hatten ihr Haus und ihre Wohnung über die Agentur ReMax angeboten, ebenso der Nachbar von Isabelle Gagnons Bruder. ReMax war eine große Firma, die drei verschiedene Büros betrieb. Niemand dort hatte sich an die ermordeten Frauen erinnert, ja nicht einmal an die Immobilien, die zum Verkauf gestanden hatten. Chantale Trottiers Vater hatte die Agentur Royal Lepage eingeschaltet.

Claudel hatte sich um Pitres früheren Freund gekümmert und herausgefunden, daß er ein Junkie war, der eine Prostituierte in Winnepeg umgebracht hatte. Das könnte möglicherweise eine vielversprechende Spur sein. Oder auch gar nichts.

Die Vernehmungen polizeilich registrierter Sexualtäter dauerten an, hatten aber bisher noch kein Ergebnis gebracht. Das überraschte mich nicht.

Uniformierte Beamte hatten sich in der Nachbarschaft von Adkins und Morisette-Champoux umgehört. Ohne Erfolg.

Weil wir mit der Untersuchung nicht weiterkamen, waren wir alle ziemlich geladen und gingen beim kleinsten Anlaß aufeinander los. Die Stimmung war so schlecht und die Gemüter so gereizt, daß ich mich mit meinem Vorschlag zunächst zurückhielt und auf den richtigen Moment dafür wartete. Als es dann soweit war, hörte man mir höflich zu. Ich erklärte ihnen, wer Gabby war, und erzählte von der Zeichnung, die ich gefunden hatte, meinem Gespräch mit J. S. und meiner nächtlichen Observation.

Als ich fertig war, sagte keiner ein Wort. Sieben tote Frauen sahen mich von den schwarzen Brettern schweigend an, und Claudels Kugelschreiber kritzelte verschlungene Netze und Gitter auf seinen Notizblock. Er war den ganzen Nachmittag über still gewesen, als hätte er mit uns nichts zu tun. Das Surren einer elektrischen Uhr an der Wand war lange Zeit das einzige Geräusch im Raum.

Surrr.

»Und Sie haben nicht erkennen können, ob es derselbe Scheißkerl war, den wir in der Rue Berger aufgestöbert haben?« Bertrand.

Surrr.

Ich schüttelte den Kopf.

Surrr.

»Ich bin dafür, daß wir uns das Schwein schnappen.« Ketterling.

»Und wegen was?« Ryan.

Surrr.

»Wir könnten ihn ja mal unter Druck setzen und sehen, was dabei herauskommt.« Charbonneau.

»Wenn er wirklich unser Mann ist, dann bringen wir ihn damit nur in Zugzwang. Daß der uns Amok läuft, ist das letzte, was wir jetzt gebrauchen können.« Rousseau.

»Immer noch besser, als daß er der nächsten Frau eine Jesusfigur zwischen die Beine schiebt.« Bertrand.

»Der Kerl ist wahrscheinlich bloß ein abgedrehter Wichser.«

»Oder ein Massenmörder mit einem Unterwäschekomplex.«

Surrr.

So ging es noch eine ganze Weile weiter, Französisch und Englisch wild durcheinander. Am Schluß kritzelten alle auf ihren Blöcken herum.

Surrr.

Dann: »Wie unzuverlässig *ist* diese Gabby eigentlich?« Charbonneau.

Ich zögerte. Irgendwie erschienen mir viele Dinge bei Tageslicht betrachtet anders als in der Dunkelheit der Nacht. Ich hatte diese Männer schon einmal losgeschickt, und wir wußten immer noch nicht, ob diese Suche vergeblich gewesen war oder nicht.

Claudel sah mich mit Augen an, die so kalt waren wie die eines Reptils. Ich spürte, wie sich unter seinem Blick mein Magen zusammenschnürte. Dieser Mann verachtete mich und würde mich am liebsten fertigmachen. Was tat er hinter meinem Rücken? Wie weit war seine Beschwerde gediehen? Was würde er tun, wenn meine Vermutungen über den Nachthemd-Freak sich als falsch herausstellen würden?

Und dann traf ich eine Entscheidung, die ich nie wieder zurücknehmen konnte. Vermutlich war ich tief in meinem Inneren davon überzeugt, daß Gabby nichts wirklich Schlimmes zustoßen könne. Vielleicht aber war ich auch bloß um mein eigenes Wohlergehen besorgt und wollte Claudel keine Angriffsfläche bieten. Wer weiß das schon? Jedenfalls räumte ich meiner Besorgtheit um Gabby nicht die höchste Dringlichkeitsstufe ein. Mit anderen Worten, ich machte einen Rückzieher.

»Sie ist schon öfters verschwunden.«

Surrr.

Ryan war der erste, der darauf etwas sagte.

»Einfach so? Ohne ein Wort zu sagen?«

Ich nickte.

Surrr.

Ryan machte ein grimmiges Gesicht. »Okay. Wir werden dem Burschen mal auf den Zahn fühlen. Wir werden ihn überwachen und seinen Namen herausfinden. Ansonsten halten wir uns bedeckt. Wenn wir nicht mehr gegen ihn in der Hand haben, können wir ihn ohnehin nicht festnehmen«, sagte er und wandte sich an Charbonneau. »Michel?«

Charbonneau nickte. Wir besprachen noch ein paar andere Punkte, dann löste sich die Runde auf.

Oft habe ich seither an diese Besprechung zurückgedacht und mich immer wieder gefragt, ob ich durch mein Verhalten damals den Lauf der Dinge falsch beeinflußt hatte. Warum hatte ich nicht Zeter und Mordio geschrien wegen Gabby? Hatte Claudels eiskalter Blick meinen Entschluß rückgängig gemacht? Hatte ich den Impetus der Nacht zuvor auf dem Altar der professionellen Vorsicht geopfert? Hatte ich Gabbys Leben aufs Spiel gesetzt, nur um vor Claudel nicht als unprofessionell dazustehen? Hätte eine noch an diesem Tag eingeleitete Großfahndung irgendeinen Unterschied gemacht?

An diesem Abend fuhr ich nach Hause und taute ein Hacksteack auf. Als die Mikrowelle piepste, holte ich das Tablett heraus und entfernte die Folie.

Ich blieb einen Augenblick stehen, betrachtete die Soße auf dem Kartoffelbrei und spürte, wie meine Einsamkeit und meine Frustration ihre Instrumente stimmten. Ich konnte dieses Zeug jetzt essen und mich mit meiner Katze einen weiteren Abend lang vor den Fernseher hocken, öde Talkshows anglotzen und dabei mit den Dämonen in meinem Inneren kämpfen. Ich konnte den Abend aber auch selbst gestalten, mich zu seiner Dirigentin machen.

»Scheiß auf das Fernsehen. Maestra…?«

Ich warf das Fertiggericht in den Müll und ging zu Chez Katsura in der Rue de la Montagne, wo ich mir einen Teller Sushi

gönnte und mich von einem Glückwunschkartenvertreter aus Sudbury in ein belangloses Gespräch verwickeln ließ. Nachdem ich seine Einladung auf einen Drink ausgeschlagen hatte, ging ich ins Le Faubourg-Einkaufszentrum, wo ich mir die Spätvorstellung von *König der Löwen* ansah.

Es war zwanzig vor elf, als ich das Kino verließ und mit der Rolltreppe wieder zur Hauptebene hinauffuhr. Das kleine Einkaufszentrum war größtenteils verlassen, und die meisten Geschäfte und Stände hatten geschlossen. Ich ging an der Beigelbäckerei, am Stand mit dem gefrorenen Joghurt und dem japanischen Takeaway vorbei, deren Regale und Verkaufstheken leergeräumt und mit abschließbaren Gittern gesichert waren. Im Metzgerladen hingen Messer und Sägen in Reih und Glied an der Wand.

Der Film war genau das gewesen, was ich gebraucht hatte. Singende Hyänen, afrikanische Rhythmen und ein süßes Löwenbaby hatten mich zwei Stunden lang die Morde vergessen lassen.

Gut dirigiert, Brennan. *Hakuna Matata*.

Es war immer noch heiß, und es herrschte eine hohe Luftfeuchtigkeit. Die Straßenlaternen hatten einen Hof aus Dunst, und Dampf stieg vom Gehsteig auf wie aus einer heißen Badewanne in einer kalten Winternacht.

Als ich auf meine Wohnungstür zuging, sah ich, daß ein Briefumschlag zwischen Türstock und Messingknopf steckte. Zuerst dachte ich, daß es eine Mitteilung von Winston sei. Vielleicht wollte er etwas reparieren und mußte dafür den Strom oder das Wasser abstellen. Aber das konnte nicht sein. Winston würde einen Anschlag am Schwarzen Brett machen, damit alle Mieter ihn lesen konnten. Aber was war es dann? Eine Beschwerde über Birdie? Eine Nachricht von Gabby?

Es war keines von beiden. Genaugenommen war es nicht einmal eine Nachricht. Der Umschlag enthielt zwei Gegenstände, die eine Minute später stumm und grauenerregend vor mir auf dem Tisch lagen. Ich starrte sie mit klopfendem Herzen und

zitternden Händen an, und obwohl ich genau wußte, was sie zu bedeuten hatten, wollte ich es nicht wahrhaben.

In dem Umschlag war ein scheckkartengroßer, in Plastik eingeschweißter Personalausweis, auf dessen linker Seite unterhalb eines roten Sonnenuntergangs in erhabenen, weißen Buchstaben Gabbys Name, Geburtsdatum und *numéro d'assurance maladie* standen. Rechts davon war Gabbys Gesicht mit den Rastalocken und silbernen Ringen an beiden Ohren zu sehen.

Der zweite Gegenstand war ein Quadrat mit fünf Zentimetern Seitenlänge, das jemand aus einem Stadtplan geschnitten hatte. Es war ein französischsprachiger Stadtplan und zeigte Straßen und Grünflächen in den mir nur allzu bekannten Farben. Ich suchte nach markanten Punkten und Straßennamen, um mich orientieren zu können. Rue Ste. Hélène. Rue Beazchamp. Rue Champlain. Die Straßen kannte ich alle nicht. Sie hätten in Montreal, aber ebensogut in einem Dutzend anderer Städte sein können. Ich lebte noch nicht lange genug in Quebec, um sagen zu können, in welcher. Der Kartenausschnitt enthielt keine Highways oder andere Dinge, die ich wiedererkannt hätte. Bis auf eines. Es war ein großes, schwarzes X, das direkt in seiner Mitte prangte.

Ich starrte wie betäubt auf das Kreuz. Gräßliche Bilder begannen sich in meinem Kopf zu formen, aber ich schob sie beiseite und wollte den einzig logischen Schluß, der sich aus den beiden Gegenständen ergab, nicht wahrhaben. Das mußte ein Bluff sein, so wie der Schädel in meinem Garten. Dieser Irre spielte ein Spiel mit mir.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich auf Gabbys Gesicht starrte und daran dachte, wie es an anderen Orten und zu anderen Zeiten ausgesehen hatte. Ich sah es als glückliches Gesicht unter einem Clownhut an Katys drittem Geburtstag und tränenüberströmt, nachdem Gabby mir vom Selbstmord ihres Bruders erzählt hatte.

Kein Laut war in der Wohnung und im Haus zu hören, und das Universum schien einen Augenblick lang stillzustehen. Und dann machte sich in mir eine schreckliche Gewißheit breit.

Das war kein Bluff. Lieber Gott, großer Gott, liebe, liebe Gabby. Es tut mir leid, so schrecklich leid.

Ryan hob nach dem dritten Klingeln ab.

»Er hat Gabby«, flüsterte ich und krampfte die Hand so sehr um den Hörer, daß meine Knöchel ganz weiß wurden. Nur mit äußerster Willensanstrengung gelang es mir, meine Stimme neutral zu halten.

Ryan ließ sich davon nicht hinters Licht fuhren.

»Wer?« fragte er. Er spürte das Grauen, das mich gepackt hatte und kam sofort zum Wesentlichen.

»Das weiß ich nicht.«

»Und wo sind sie?«

»Ich – ich weiß es nicht.«

Ich hörte, wie Ryan sich mit der Hand übers Gesicht fuhr.

»Was haben Sie?«

Er hörte sich an, was ich zu sagen hatte, ohne mich einmal zu unterbrechen.

»Mist.«

Wir schwiegen.

»Okay«, sagte Ryan dann. »Ich hole mir den Kartenausschnitt und lasse von der Spurensicherung herausfinden, wo das Kreuz ist. Dann schicken wir einen Streifenwagen dorthin.«

»Ich kann Ihnen den Ausschnitt auch bringen«, sagte ich.

»Sie sollten besser in Ihrer Wohnung bleiben. Ich werde Ihnen wieder Personenschutz schicken.«

»*Ich* bin doch nicht in Gefahr!« fauchte ich. »Der Drecksack hat Gabby in seiner Gewalt! Vielleicht hat er sie schon getötet!«

Meine Fassade bröckelte zusehends. Ich mußte mich zusammennehmen, um das Zittern meiner Hände unter Kontrolle zu halten.

»Brennan, das mit Ihrer Freundin macht mich krank«, sagte Ryan. »Und wenn ich ihr helfen kann, dann werde ich das tun. Das müssen Sie mir glauben. Aber Sie müssen Ihr Gehirn

benützen. Es könnte immerhin sein, daß dieser Psychopath nur die Handtasche Ihrer Freundin hat und nicht sie selbst. Vielleicht ist sie in Sicherheit, wo immer sie auch sein mag. Aber wenn er sie hat und uns mit dem Kartenausschnitt mitteilt, wo sie ist, dann hat er sie dort so zurückgelassen, wie er will, daß wir sie finden. Daran können wir nichts ändern. Andererseits müssen wir bedenken, daß er ihnen den Umschlag an die Wohnungstür gesteckt hat, Brennan. Das heißt, daß der Mistkerl in Ihrem Haus war. Zudem kennt er Ihren Wagen.

Wenn dieser Bursche wirklich ein Mörder ist, dann wird er Sie ohne mit der Wimper zu zucken in die Liste seiner Opfer aufnehmen. Respekt vor dem Leben anderer scheint nicht gerade einer seiner herausragenden Charakterzüge zu sein, und mir kommt es so vor, als hätte er es im Augenblick auf Ihr Leben abgesehen.«

Damit hatte Ryan nicht unrecht.

»Außerdem schicke ich jemanden zu dem Kerl, dem sie gefolgt sind.«

Ich sprach langsam und leise. »Ich möchte, daß mich die Spurensicherung anruft, sobald sie den Ort gefunden hat.«

»Bren…«

»Ist das ein Problem?« fragte ich nicht mehr ganz so leise.

Das war irrational, und ich wußte es. Auch Ryan spürte meine wachsende Hysterie – oder war es Wut? Vielleicht scheute er auch nur die Auseinandersetzung mit mir.

»Nein.«

Ryan holte den Umschlag gegen Mitternacht, und eine Stunde später rief mich die Spurensicherung an. Sie hatten einen Fingerabdruck von dem Personalausweis abgenommen – meinen eigenen. Das X markierte ein leeres Grundstück in St. Lambert, auf der anderen Seite des Flusses. Eine Stunde später bekam ich einen zweiten Anruf von Ryan. Ein Streifenwagen hatte das Grundstück und die Gebäude in der Nähe überprüft und nichts Auffälliges bemerkt. Für den Morgen hatte Ryan ein großes

Aufgebot an Spurensicherungsteams dorthin bestellt, darunter auch Spürhunde.

»Um wieviel Uhr?« fragte ich mit zitternder Stimme. Meine Trauer um Gabby war schon jetzt unerträglich.

»Ich dachte um sieben.«

»Machen Sie sechs Uhr draus.«

»Gut, um sechs. Soll ich Sie abholen?«

»Ja, bitte.«

Ryan zögerte einen Augenblick. »Es kann ja sein, daß ihr nichts passiert ist«, sagte er dann.

»Ja.«

Ich machte mich wie üblich zum Zubettgehen fertig, obwohl ich genau wußte, daß ich nicht würde schlafen können. Zähne putzen. Gesicht waschen. Hände eincremen. Nachthemd anziehen. Dann lief ich ruhelos von einem Zimmer ins andere und versuchte, nicht an die Frauen an den Pinwänden zu denken. Nicht an die Tatortphotos, nicht an die Autopsieberichte. Und nicht an Gabby.

Ich rückte hier ein Bild gerade, dort eine Vase zurecht und pickte Fusseln vom Teppich auf. Dann war mir kalt, und ich machte mir eine Tasse Tee und schaltete die Klimaanlage eine Stufe zurück. Ein paar Minuten später drehte ich sie wieder voll auf. Birdie, dem mein zielloser Aktionismus auf die Nerven ging, zog sich ins Schlafzimmer zurück. Aber ich konnte nicht anders. Das Gefühl der Hilflosigkeit angesichts des nahenden Grauens war einfach unerträglich.

Gegen zwei Uhr früh legte ich mich auf die Couch, schloß die Augen und versuchte, mich zu entspannen. Ich konzentrierte mich auf die Geräusche der Nacht. Den Kompressor der Klimaanlage. Einen Krankenwagen draußen auf der Straße. Leise Schritte in der Wohnung über mir. Wasser, das durch die Leitungen gurgelte. Knarzendes Holz.

Mein Gehirn schaltete in den visuellen Modus um. Bilder stiegen auf, schwebende Bilder wie in einer Traumszene aus

Hollywood. Ich sah Chantale Trottiers karierten Pullover. Morisette-Champouxs aufgeschlitzten Unterleib. Den verwesenden Kopf, der einmal Isabelle Gagnon gehört hatte. Eine abgetrennte Hand. Eine abgeschnittene Brust zwischen leichenbleichen Lippen. Einen toten Affen. Eine Statue. Einen Gummisauger. Ein Messer.

Ich konnte nicht anders, ich erschuf einen Film des Todes und quälte mich mit dem Gedanken, daß Gabby darin möglicherweise auch eine Rolle spielte. Als es draußen langsam hell wurde, stand ich auf.

34

Die Sonne war kaum aufgegangen, als wir Gabbys Leiche fanden. Margot hatte uns ohne Zögern direkt zu ihr hingeführt. Als sie hinter dem Sperrholzzaun von der Leine gelassen wurde, schnupperte sie kurz und rannte dann quer über das mit Bäumen überwucherte Grundstück. Die gelbliche Morgensonne glänzte auf ihrem Fell und dem feuchten Sand unter ihren Pfoten.

Das Grab lag innerhalb der Grundmauern eines abgerissenen Hauses. Es war flach, rasch ausgehoben und hastig zugeschüttet. So wie die anderen auch. Aber diesmal hatte der Mörder dem Grab einen persönlichen Touch gegeben, indem er es mit einem Oval von Ziegelsteinen umgeben hatte.

Eine Stunde nach Entdeckung des Grabes lagen Gabbys sterbliche Überreste in einem Leichensack. Wir hatten den Fundort mit Sägeböcken und dazwischen gespanntem gelbem Absperrband gesichert, was aber eigentlich nicht nötig war. Die frühe Stunde und der Sperrholzzaun waren Sicherung genug, und so war nicht ein einziger Schaulustiger zugegen, als die Spurensicherung die Leiche ausgrub und ihr makabres Handwerk ausübte.

Ich saß dabei in einem Streifenwagen und trank kalten Kaffee aus einem Styroporbecher. Das Funkgerät krächzte, und um mich herum wirbelte der ganz normale Tatortzirkus. Eigentlich war ich hergekommen, um meine Arbeit zu tun, aber ich konnte einfach nicht. Die anderen würden ohne mich auskommen müssen. Vielleicht würde mein Gehirn später die Botschaften verarbeiten, die es jetzt nicht aufzunehmen bereit war. Im Augenblick jedoch war es wie betäubt. Am liebsten hätte ich das Bild von Gabbys mit blauen Flecken übersäter und aufgedunsener Leiche verdrängt, die unter der dünnen Schicht sandigen Bodens zum

Vorschein gekommen war, aber es gelang mir nicht. Ich hatte sofort die silbernen Ohrringe erkannt, die den indischen Gott Ganesch zeigten. Jetzt sah ich Gabby vor mir, die mir erzählte, was es mit dem kleinen Elefanten auf sich hatte. Es war ein freundlicher Gott. Ein glücklicher Gott.

Kein Gott für Schmerzen und Tod. Wo warst du, Ganesch? Warum hast du deine Freundin nicht beschütz? Warum hatte *keiner* von ihren Göttern Gabby beschützt? Das tat weh. Verdrängen.

Nachdem ich die Leiche identifiziert hatte, war Ryan mit der Untersuchung fortgefahren. Jetzt sah ich aus meinem Streifenwagen heraus, wie er mit Pierre Gilbert sprach. Nach einer Weile drehte er sich um und kam zu mir.

Er zog die Hosenbeine hoch, ging vor der offenen Wagentür in die Hocke und legte eine Hand auf die Armstütze. Obwohl es noch nicht einmal elf Uhr war, hatte es schon siebenundzwanzig Grad, und Ryan schwitzte am Kopf und unter den Achseln.

»Das tut mir so leid«, sagte er.

Ich nickte.

»Ich weiß, wie schwer das für Sie ist.«

Nein. Das weißt du nicht. »Der Zustand der Leiche war gar nicht so schlimm. Ziemlich überraschend, bei diesem Wetter.«

»Wir wissen noch nicht, wie lange sie hier gelegen hat.«

»Stimmt.«

Ryan nahm meine Hand in die seine, die auf dem Vinyl der Armlehne einen kleinen, feuchten Fleck hinterließ. »Sie hätten überhaupt nichts tun können, um –«

»Haben Sie etwas gefunden?«

»Nicht viel.«

»Keine Fußabdrücke, Reifenspuren, überhaupt nichts?«

Ryan schüttelte den Kopf.

»Keine Fingerabdrücke auf den Ziegelsteinen?« Noch während ich sie aussprach, wußte ich, wie dumm die Frage war.

Ryan sah mir in die Augen.

»Und in dem Grab war auch nichts?«

»Doch. Etwas haben wir gefunden, Tempe. Es lag auf ihrer Brust.« Er zögerte einen Augenblick, bevor er weitersprach. »Einen Latexhandschuh, wie man ihn in der Medizin verwendet.«

»Wie das? Der Kerl war doch sonst nie so schlampig. Vielleicht finden sich ja Fingerabdrücke an der Innenseite.« Ich hatte Mühe, meine Fassung zu bewahren. »Sonst noch was?«

»Ich glaube nicht, daß sie hier getötet wurde, Tempe. Vermutlich hat sie der Täter hierher transportiert.«

»Was ist das überhaupt für ein Grundstück?«

»Vor vielen Jahren war hier mal eine Gastwirtschaft, aber die mußte schließen, und das Grundstück wurde verkauft. Der neue Besitzer ließ das Haus abreißen und ging dann bankrott. Vor sechs Jahren hat man den Zaun errichtet, und seither ist hier nichts mehr geschehen.«

»Wem gehört es?«

»Wollen Sie den Namen wissen?«

»Ja, verdammt noch mal.«

Ryan sah in seinem Notizbuch nach. »Der Mann heißt Connolly.«

Hinter ihm konnte ich sehen, wie zwei Helfer den Sack mit Gabbys Überresten auf eine Bahre legten und sie hinüber zum Wagen des Leichenbeschauers rollten.

Mein Gott, Gabby, das tut mir so leid!

»Soll ich Ihnen noch etwas bringen?« Ryans eisblaue Augen sahen mich besorgt an.

»Was?«

»Wollen sie noch etwas trinken? Oder essen? Wollen Sie nach Hause?«

Ja. Und ich will nie wieder zurückkommen.

»Nein. Vielen Dank.«

Jetzt erst bemerkte ich seine Hand, die immer noch über der

meinen lag. Ihre Finger waren lang und schmal, aber die Handfläche breit und kantig. An seinem Daumenknöchel entdeckte ich eine halbkreisförmige Narbe.

»Sie wurde nicht verstümmelt«, sagte ich.

»Nein.«

»Was haben die Ziegelsteine zu bedeuten?«

»Keine Ahnung. Ich werde nie begreifen, was diese Wahnsinnigen denken.«

»Er macht sich über uns lustig, nicht wahr? Er wollte, daß wir sie finden, und er wollte uns damit etwas beweisen. Jetzt bin ich mir ganz sicher, daß wir in dem Handschuh keine Fingerabdrücke finden werden.«

Ryan sagte nichts.

»Das hier ist anders als die anderen Morde, nicht wahr, Ryan?«

»Ja.«

Die Hitze in dem Wagen kam mir so dick wie Sirup vor. Ich stieg aus und hob meine Haare, um mir den Wind an den Nacken blasen zu lassen. Aber es wehte kein Wind. Ich sah zu, wie der Leichensack mit zwei Stoffriemen an der Bahre festgeschnallt wurde. Ein Schluchzen stieg in meiner Kehle hoch, aber ich hielt es zurück.

»Hätte ich sie retten können, Ryan?«

»Hätte irgendjemand von uns sie retten können? Ich weiß es nicht.« Er atmete tief und hörbar aus und blinzelte ins Sonnenlicht. »Vor ein paar Wochen wäre das vielleicht noch möglich gewesen. Aber bestimmt nicht gestern oder vorgestern.« Er drehte sich wieder mir zu und sah mich an. »Aber eines weiß ich: Wir werden diesen Dreckskerl erwischen.«

Ich sah, wie Claudel mit einem Plastikbeutel von der Spurensicherung auf uns zukam. Wenn er jetzt eine blöde Bemerkung macht, dachte ich, werde ich ihm das Maul für immer stopfen. So wahr ich hier stehe.

»Tut mir wirklich leid«, murmelte Claudel und vermied es,

mich dabei anzusehen. Dann sagte er zu Ryan: »Wir sind hier jetzt soweit fertig.«

Ryan hob die Augenbrauen, und Claudel bedeutete ihn mit einer Kopfbewegung, er solle mit ihm kommen.

Mein Herzschlag beschleunigte sich: »Was ist? Was haben Sie gefunden?« Ryan legte mir beruhigend seine Hände auf die Schultern.

Ich sah in den durchsichtigen Plastikbeutel, den Claudel in der Hand hielt. Darin waren ein blaßgelber Latexhandschuh mit dunkelbraunen Flecken und etwas Flaches, das wie eine Photographie mit weißem Rand und schwarzem Hintergrund aussah. Ryans Hände drückten meine Schultern fester. Ich starrte ihn fragend an und hatte bereits Angst vor der Antwort, die er mir geben würde.

»Wir kümmern uns später darum«, meinte er.

»Nein, ich will es jetzt sehen«, sagte ich und streckte eine zitternde Hand nach dem Plastikbeutel aus.

Claudel zögerte einen Augenblick, gab ihn mir dann aber. Ich nahm ihn, packte durch die Folie einen Finger des Handschuhs und schüttelte ihn so lange, bis sich das Photo davon löste. Dann drehte ich den Beutel so, daß ich das Bild sehen konnte.

Es zeigte zwei Frauen, die Arm in Arm am Meer standen. Der Wind blies ihnen die Haare aus dem Gesicht, und im Hintergrund brachen sich die Wellen. Mein Atem beschleunigte sich. Bleib ruhig, Brennan. Bleib ruhig.

Der Strand von Myrtle Beach – 1992. Ich. Katy. Der Bastard hatte ein Bild von meiner Tochter meiner ermordeten Freundin mit ins Grab gegeben.

Niemand sagte ein Wort. Ich sah, wie Charbonneau auf uns zukam. Er stellte sich neben Claudel und sah Ryan an. Der nickte. Dann standen die drei Männer eine Weile schweigend da. Keiner wußte, was er sagen oder tun sollte, und ich hatte nicht das Gefühl, ihnen helfen zu müssen. Schließlich brach Charbonneau das Schweigen.

»Na los, schnappen wir uns den Hurensohn.«

»Haben Sie einen Haftbefehl?«

»Bertrand bringt ihn mit. Als wir die… die Leiche gefunden haben, hat der Richter ihn sofort ausgestellt.« Er sah mich kurz an und gleich wieder weg.

»Ist der Kerl denn in seiner Wohnung?«

»Seit wir das Haus beobachten, ist keiner mehr heraus oder hineingegangen. Ich finde, wir sollten nicht länger warten.«

»Stimmt.«

Ryan wandte sich an mich. »Richter Tessier sieht hinreichende Verdachtsmomente und hat einen Haftbefehl ausgestellt. Wir fahren jetzt los und kassieren den Kerl, den Sie Donnerstag nacht verfolgt haben. Ich werde Sie an ihrer Wohnung –«

»Kommt nicht in Frage, Ryan. Ich komme mit.«

»Br –«

»Falls Sie es schon vergessen haben sollten: Ich habe eben die Leiche meiner besten Freundin identifiziert. Sie hatte ein Bild von mir und meiner Tochter bei sich. Ganz gleich, wer sie getötet hat, ob dieses schleimige Stück Scheiße oder irgendein anderer Psychopath, ich werde alles tun, um ihn lebenslang hinter Gitter zu bringen. Ich werde ihn jagen und zur Strecke bringen, notfalls auch ohne Sie und Ihre Leute.« Mein Finger stach wie ein Hydraulikkolben in die Luft. »Ab sofort werde ich überall hin mitkommen.«

Meine Augen brannten, und mein Brustkorb begann sich zu heben und zu senken. Jetzt nur nicht losheulen, dachte ich. Bloß nicht. Mit Mühe gelang es mir, meine Hysterie niederzuringen. Die drei Männer sahen mich an, ohne ein Wort zu sagen.

»*Allons-y*«, sagte Claudel schließlich.

35

Gegen Mittag waren die Temperaturen und die Luftfeuchtigkeit so hoch, daß so gut wie alles Leben in der Stadt erstarb. Bäume, Vögel, Insekten und menschliche Wesen bewegten sich in der drückenden Hitze so wenig wie möglich. Wer konnte, hielt sich innerhalb eines Gebäudes auf.

Die Fahrt ähnelte der am Feiertag des Heiligen Johannes. Die gespannte Stille im Wagen, der Geruch nach Schweiß in der kühlen Luft der Klimaanlage. Auch die Angst in meinem Bauch war dieselbe. Nur Claudels säuerliche Kommentare fehlten. Er war mit Charbonneau in einem anderen Wagen gefahren und wollte uns am Einsatzort treffen.

Auch der Verkehr war anders. Auf unserer Fahrt in die Rue Berger hatten wir uns durch die Masse feiernder Menschen kämpfen müssen, heute glitten wir fast leere Straßen entlang, so daß wir nur zwanzig Minuten später vor dem Haus unseres Verdächtigen waren. Als wir um die Ecke bogen, sah ich Bertrand, Charbonneau und Claudel in einem zivilen Polizeifahrzeug sitzen. Bertrands Auto parkte dahinter. Der Lieferwagen der Spurensicherung stand am Ende des Blocks. Gilbert saß am Steuer, und ein Techniker neben ihm lehnte sich ans Fenster.

Die drei Detectives stiegen aus, als wir uns ihrem Fahrzeug näherten. Die Straße sah so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte, nur daß das Tageslicht den allgegenwärtigen Verfall noch gnadenloser zeigte als es der trübe Schein der Straßenbeleuchtung vermocht hatte. Mein T-Shirt klebte mir an der schweißnassen Haut.

»Wo sind die Leute, die das Haus beobachtet haben?« fragte Ryan anstelle einer Begrüßung.

»Die sind am Hinterausgang«, antwortete Charbonneau.

»Ist er drin?«

»Seit das Team um Mitternacht herkam, hat niemand das Haus verlassen. Vielleicht ist er noch im Bett und schläft.«

»Was ist mit dem Hintereingang?«

»Wurde die ganze Nacht über beobachtet«, sagte Charbonneau. »Außerdem haben wir Leute auf beiden Seiten des Blocks und einen Wagen auf der Rue Martineau.« Er deutete mit dem Daumen die Straße entlang. »Wenn der Nachthemdfreak da drinnen ist, dann entkommt er uns nicht.«

Ryan wandte sich an Bertrand. »Hast du den Haftbefehl?«

Bertrand nickte. »Er ist für den Bewohner der Rue Séguin Nummer 1436. Appartement Nummer 201. Herzlichen Glückwunsch«, imitierte er einen Showmaster, der den Gewinner der Zuschauerfrage vorlas.

Wir blieben einen Augenblick vor dem Haus stehen und betrachteten es wie einen Gegner beim Boxkampf. Während wir uns auf die Festnahme vorbereiteten, kamen zwei schwarze Jungs um die Ecke und gingen die Straße entlang. Aus ihrem Ghettoblaster schallte laute Rapmusik. Sie trugen Basketballstiefel und Hosen, die so weit waren, daß eine Kleinfamilie bequem darin Platz gefunden hätte. Auf ihren T-Shirts prangten Embleme der Gewalt. Eines war ein Totenkopf mit hervorquellenden Augäpfeln, das andere zeigte einen Sensenmann mit Sonnenschirm. Tod im Urlaub. Der ältere Junge hatte einen kahlrasierten Kopf, auf dem ganz oben ein Oval von Haaren stehengeblieben war, der andere trug Rastafari-Locken.

Die Erinnerung an Gabbys Locken schoß mir wie ein stechender Schmerz durch den Kopf.

Später, sagte ich mir. Nicht jetzt. Ich zwang meine Gedanken zurück in die Gegenwart.

Wir warteten, bis die Jungen ein naheliegendes Gebäude betreten und die Tür geschlossen hatten, was die Rapmusik mit einemmal verstummen ließ. Ryan blickte die Straße hinauf und

hinunter, dann wandte er sich an uns.

»Alles bereit?«

»Schnappen wir uns den Hurensohn«, sagte Claudel.

»Luc, du bleibst mit Michel am Hinterausgang. Wenn er abhaut, packt ihr ihn.«

Claudel blinzelte, legte den Kopf schief, als wolle er etwas sagen, schüttelte ihn aber dann und schnaubte durch die Nase. Dann setzten er und Charbonneau sich in Bewegung, ohne sich Ryans abschließenden Satz anzuhören.

»Das hier läuft genau nach Vorschrift«, sagte er mit ernstem Blick. »Diesmal darf uns kein Fehler unterlaufen.«

Die beiden Detectives von dem CUM gingen über die Straße und verschwanden hinter dem Haus.

Ryan wandte sich an mich.

»Fertig?«

Ich nickte.

»Möglich, daß das der Kerl ist, den wir suchen.«

»Ja, Ryan, das weiß ich.«

»Sind Sie in Ordnung?«

»Großer Gott, Ryan…«

»Dann los.«

Während wir die eiserne Treppe hinaufstiegen, spürte ich, wie sich die Angst in meiner Brust breitmachte. Die Haustür war nicht abgeschlossen, und so traten wir in einen schmuddeligen Hausgang mit gekacheltem Fußboden. An der rechten Seite befanden sich die Briefkästen, unter denen ein Stoß Anzeigenblätter lag. Eine Tür führte weiter ins Innere des Hauses. Bertrand öffnete sie. Auch sie war nicht abgeschlossen.

»Echt sicherheitsbewußt, die Leute hier«, sagte Bertrand.

Wir betraten einen stickigen, heißen Korridor, in dem es nach altem Bratfett roch. Ein abgetretener Teppich, der in Abständen von einem Meter von Metalleisten festgehalten wurde, führte in den hinteren Teil des Gebäudes und dort eine Treppe hinauf. Über

den Teppich hatte jemand eine Plastikfolie gelegt, die vor lauter Schmutz fast undurchsichtig war.

Als wir hinauf in den ersten Stock stiegen, machten unsere Schritte auf dem Plastik quietschende Geräusche. Appartement Nummer 201 war das erste auf der rechten Seite. Ryan und Bertrand nahmen beiderseits der Tür Aufstellung, den Rücken an die Wand gelehnt, die Jacketts geöffnet, die Hände an den Griffen ihrer Waffen.

Ryan bedeutete mir, mich neben ihn zu stellen. Ich preßte mich flach an die Wand und spürte, wie sich meine Haare in dem rauhen Putz verfingen. Ich atmete tief ein. Die Luft roch nach Moder und Staub, gewürzt mit Ryans Schweiß.

Ryan nickte Bertrand zu, und meine Angst stieg mir bis in die Kehle.

Bertrand klopfte an die Tür.

Nichts.

Er klopfte nochmal.

Wieder keine Antwort.

Ryan und Bertrand spannten die Muskeln an. Mein Atem beschleunigte sich.

»Polizei. Öffnen Sie die Tür!«

Weiter hinten im Gang ging leise eine andere Tür auf. In einem Spalt, der so breit war, wie es die vorgelegte Sicherheitskette erlaubte, erschien ein Augenpaar.

Bertrand klopfte so laut an die Tür, daß es durch den stillen Gang hallte. Nichts.

»*Monsieur Tanguay n'est pas ici.*«

Unsere Köpfe fuhren herum. Es war eine leise, hohe Stimme, die aus der Tür auf der anderen Seite des Ganges kam.

Ryan bedeutete Bertrand, vor dem Appartement 201 zu bleiben und ging mit mir hinüber zu der Tür, aus der uns Augen hinter dicken Brillengläsern ansahen. Sie befanden sich nicht viel höher als einen Meter oberhalb des Bodens und blickten immer mehr

nach oben, je näher wir kamen.

Die Augen wanderten zwischen Ryan und mir hin und her, als wollten sie herausfinden, wer von uns beiden weniger gefährlich aussah. Ryan ging in die Hocke und sagte: »*Bonjour.*«

»*Hi.*«

»*Comment ça va*?«

»*Ça va.*«

»Das Kind wartete. Ich konnte nicht sagen, ob es ein Junge oder Mädchen war.«

»Ist deine Mutter zu Hause?«

Kopfschütteln.

»Dein Vater?«

»Nein.«

»Sonst jemand?«

»Wer sind Sie?«

Braves Kind. Man darf Fremden nicht gleich alles erzählen.

»Polizei«, sagte Ryan und zeigte seine Marke. Die Augen hinter den Brillengläsern wurden noch größer.

»Darf ich sie ansehen?«

Ryan reichte die Marke durch den Türspalt. Das Kind betrachtete sie feierlich und gab sie zurück.

»Suchen Sie Monsieur Tanguay?«

»Ja.«

»Warum?«

»Wir wollen ihm ein paar Fragen stellen. Weißt du, wo Monsieur Tanguay ist?«

Das Kind nickte, sagte aber nichts.

»Wie heißt du?«

»Mathieu.« Ein Junge.

»Wann kommt deine Mutter heim, Mathieu?«

»Ich wohne bei meiner Großmutter.«

Ryan verlagerte sein Gewicht, wobei eines seiner Gelenke hörbar knackte. Er stellte ein Knie auf den Boden und stützte den Ellenbogen auf das andere. Dann legte er das Kinn auf seine geballte Hand und sah Mathieu an.

»Wie alt bist du, Mathieu?«

»Sechs.«

»Und wie lange wohnst du schon hier?«

Das Kind blickte verwirrt drein, als hätte es sich diese Frage noch nie gestellt.

»Schon immer.«

»Kennst du Monsieur Tanguay?«

Mathieu nickte.

»Wie lange wohnt er schon hier?«

Schulterzucken.

»Wann kommt deine Großmutter nach Hause?«

»Sie putzt für andere Leute.« Pause. »Heute ist Samstag.« Mathieu rollte mit den Augen und nagte an seiner Unterlippe. »Einen Moment.« Er verschwand in der Wohnung und war kurze Zeit später wieder an der Tür. »Um halb vier.«

»Sch… schade«, sagte Ryan und erhob sich aus seiner kauernden Position. Dann sagte er mit angespannter Stimme ganz leise zu mir. »Das hat uns gerade noch gefehlt. Das Arschloch ist vielleicht in seiner Wohnung, und wir haben hier ein Kind ohne Aufsichtsperson.«

Mathieu beobachtete Ryan wie eine Katze eine in die Enge getriebene Maus. Er ließ die Augen nicht eine Sekunde von seinem Gesicht.

»Monsieur Tanguay ist nicht hier.«

»Bist du sicher?« fragte Ryan und ging wieder in die Hocke.

»Er ist weggegangen.«

»Wohin?«

Noch ein Schulterzucken. Ein dicker Finger schob die Brille auf die Nase.

»Woher weißt du, daß er nicht hier ist?«

»Ich kümmere mich um seine Fische«, sagte Mathieu, und ein Grinsen so breit wie der Mississippi zeigte sich auf seinem Gesicht.

»Er hat Segelflosser und Feuerfische und Engelsbarsche.« Er verwendete die englischen Namen der Fische. »Sie sind phantastisch!« *Fantastique*. Was für ein perfektes Wort. Sein englisches Pedant klang immer nur halb so gut.

»Weißt du, wann Monsieur Tanguay zurückkommt?«

Achselzucken.

»Hat deine Großmutter das vielleicht in ihren Kalender geschrieben?« fragte ich.

Das Kind sah mich erstaunt an, dann verschwand es genau wie zuvor.

»Was für ein Kalender?« fragte Ryan und sah mich an.

»Die müssen da drinnen einen haben. Er ist doch vorhin auch hineingegangen und hat etwas nachgesehen, als er nicht genau wußte, wann seine Großmutter heute heimkommen würde.«

Mathieu kam zurück. »Nein.«

Ryan stand auf.

»Und was machen wir jetzt?« fragte ich.

»Wenn er recht hat, dann gehen wir in die Wohnung und durchsuchen sie. Wir haben jetzt einen Namen und können Tanguay zur Fahndung ausschreiben. Vielleicht weiß ja die Großmutter, wo er sich aufhält. Wenn nicht, dann nehmen wir ihn hops, wenn er auch nur in die Nähe dieses Gebäudes kommt.«

Ryan sah hinüber zu Bertrand und deutete auf die Tür.

Bertrand klopfte fünf Mal.

Nichts.

»Aufbrechen?« fragte Bertrand.

»Das würde Monsieur Tanguay gar nicht gefallen.«

Wir blickten alle zu Mathieu.

Ryan ging zum dritten Mal in die Hocke.

»Er wird wirklich böse, wenn man etwas Schlimmes tut«, sagte der Junge.

»Aber wir müssen uns unbedingt etwas in Monsieur Tanguays Wohnung ansehen«, erklärte Ryan. »Es ist sehr wichtig.«

»Es wird ihm ganz bestimmt nicht gefallen, wenn Sie seine Tür aufbrechen.«

Ich ging neben Ryan in die Hocke.

»Mathieu, sind denn Monsieur Tanguays Fische bei dir in der Wohnung?«

Kopfschütteln.

»Dann hast du wahrscheinlich einen Schlüssel zu Monsieur Tanguays Wohnung?«

Mathieu nickte.

»Könntest du uns vielleicht aufsperren?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht aus der Wohnung darf, wenn Großmutter nicht da ist.«

»Das ist auch gut so. Deine Großmutter will nicht, daß du aus der Wohnung kommst, weil du drinnen sicherer bist als draußen. Sie hat völlig recht, und du bist ein braver Junge, weil du tust, was sie dir sagt.«

Da war es wieder, das Mississippilächeln.

»Meinst du, du könntest uns den Schlüssel vielleicht für ein paar Minuten leihen, Mathieu? Wir haben eine sehr wichtige Untersuchung durchzuführen und würden es gerne vermeiden, die Tür aufzubrechen.«

»Ich glaube, das kann ich machen«, antwortete Mathieu. »Aber nur, weil Sie von der Polizei sind.«

Er verschwand in der Wohnung und kam kurz darauf mit einem Schlüssel wieder.

»Machen Sie Monsieur Tanguays Tür nicht kaputt«, sagte er.

»Wir werden sehr vorsichtig sein.«

»Und gehen Sie nicht in die Küche. Das ist verboten. In die Küche darf niemand gehen, sonst wird Monsieur Tanguay wirklich böse.«

»Und du machst jetzt die Tür zu und bleibst in der Wohnung, Mathieu. Ich klopfe, wenn wir fertig sind. Vorher machst du niemandem auf, verstanden?«

Das kleine Gesicht nickte feierlich und verschwand hinter der Tür.

Wir gingen zu Bertrand, der noch einmal klopfte und durch die geschlossene Tür rief. Nach einer betretenen Pause nickte Ryan mir zu. Ich steckte den Schlüssel ins Schloß und sperrte auf.

Die Tür öffnete sich in ein kleines, in Brauntönen eingerichtetes Wohnzimmer. An zwei Wänden befanden sich vom Boden bis zur Decke reichende Regale, die anderen beiden Wände waren aus Holz, das wohl im Laufe vieler Jahre immer dunkler geworden war. Vor den Fenstern hingen vergilbte Gardinen und Vorhänge aus verknittertem, roten Samt, die einen Großteil des Sonnenlichts schluckten. Wir standen alle einen Moment wie erstarrt da und schauten in das dunkle Zimmer.

Das einzige, was ich hörte, war ein leises unterbrochenes Summen wie von elektrischen Funken, die über einen Stromkreis sprangen. Bzzz. Bzzzz. Bzzz. Bzz. Bis auf dieses Geräusch, das durch die Doppeltür links von uns zu dringen schien, war die Wohnung totenstill.

Wie war's mit einem anderen Adjektiv, Brennan?

Langsam schälten sich die Umrisse von alten, abgenützten Möbeln aus dem Dämmerdunkel. In der Mitte des Raumes stand ein geschnitzter Holztisch mit dazu passenden Stühlen. Am Fenster war eine durchgesessene Couch, über der eine mexikanische Decke lag, und daneben eine hölzerne Truhe, die als Ständer für einen ziemlich neu aussehenden Fernseher diente.

Weitere Tische und Schränke standen im Wohnzimmer verteilt herum. Manche waren recht hübsch und glichen ähnlichen

Stücken, die ich selbst schon auf dem Flohmarkt erstanden hatte. Ich bezweifelte allerdings, daß diese Möbel ebenfalls dort gekauft worden waren, sie sahen eher aus, als gehörten sie schon seit Jahrzehnten zur Einrichtung dieser Wohnung und wären von den diversen Mietern nicht sehr geschätzt worden.

Am Boden lag ein alter Dhurrie-Teppich, und überall sah ich Pflanzen – in den Zimmerecken, auf Möbelstücken, Tischen und Regalen, in Blumenkästen vor dem Fenster und in von der Decke hängenden Ampeln. Es waren fast mehr Pflanzen als andere Einrichtungsgegenstände in dem Raum.

»Sieht aus wie ein gottverdammter botanischer Garten«, meinte Bertrand.

Und so roch es auch, dachte ich, denn das Zimmer erfüllte ein dumpfer Geruch nach Blättern, Pilzen und feuchter Erde.

Gegenüber der Eingangstür war ein kurzer Flur, der zu einer einzelnen, verschlossenen Tür führte. Ryan bedeutete mir mit derselben Geste wie draußen auf dem Hausgang, daß ich zurücktreten sollte. Dann arbeitete er sich mit eingezogenen Schultern, gebeugten Knien und an die Wand gepreßtem Rücken von der Seite her langsam auf die Tür zu. Dort angekommen, hielt er einen Augenblick lang inne und trat sie dann mit einem einzigen Fußtritt auf.

Die Tür schlug drinnen an die Wand und blieb halb offen stehen. Ich horchte angestrengt, ob sich jemand bewegte, hörte aber nur das unregelmäßige Summen und meinen eigenen Herzschlag. Bzzzzz. Bzz. Da dumm. Da dumm.

Ein unheimlicher Lichtschimmer drang aus der halboffenen Tür, begleitet von einem leisen Gurgeln.

»Ich habe die Fische gefunden«, verkündete Ryan und ging durch die Tür.

Drinnen betätigte er mit seinem Kugelschreiber den Lichtschalter. Im hellen Licht sahen wir, daß wir im Schlafzimmer waren. Ein Einzelbett mit einer in Indianermustern bedruckten Tagesdecke. Auf dem Nachttisch Lampe, Wecker und

ein Nasenspray. Neben dem Schlafzimmer ein kleines Badezimmer. Ein Fenster mit dicken Vorhängen und Blick auf eine Ziegelmauer.

Das einzig ungewöhnliche an diesem Schlafzimmer waren die Aquarien an der Rückwand. Mathieu hatte recht gehabt, sie waren wirklich *fantastique*. Dunkelblaue, zitronengelbe und schwarzweiß gestreifte Fische schwammen zwischen rosa und weißen Korallen und grünen Wasserpflanzen herum. Jedes dieser kleinen Ökosysteme war von bläulichem Licht erleuchtet und wurde von einer Sonate gurgelnder Luftblasen begleitet.

Gebannt starrte ich auf die Aquarien und konnte direkt spüren, wie sich in meinem Unterbewußtsein eine Idee formte. Mit gutem Zureden versuchte ich, ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Worum geht es? Um Fische? Aber sie wollte nicht heraus.

Ryan ging um mich herum und benützte seinen Kugelschreiber, um den Duschvorhang zur Seite zu schieben, den Medizinschrank zu öffnen und zwischen dem Fischfutter und den Netzen, die in der Nähe der Aquarien lagen, herumzustochern. Dann wickelte er sich ein Handtuch um die Hand und zog die Schubladen der Kommode auf, in denen er mit dem Kugelschreiber Unterwäsche, Socken, Hemden und Pullover hochhob.

Vergiß die Fische, Brennan. Was auch immer für eine Idee in meinem Kopf herumgeisterte, sie war so flüchtig wie die Luftblasen in den Aquarien, die quirlig an die Wasseroberfläche stiegen.

»Haben Sie was gefunden?« fragte ich Ryan.

Er schüttelte den Kopf. »Nichts Besonderes. Aber ich will der Spurensicherung nicht ins Handwerk pfuschen, und deshalb schaue ich nur ganz oberflächlich. Lassen Sie uns noch rasch die anderen Zimmer durchsehen, dann räume ich Gilbert das Feld. Ganz offensichtlich ist Tanguay nicht hier und da schadet es nichts, wenn wir diese Wohnung durchsuchen.«

Wir gingen zurück ins Wohnzimmer, wo Bertrand gerade den Fernseher untersuchte.

»Ein Sony Trinitron«, sagte er. »Der Kerl weiß, was gut ist.«

»Vermutlich braucht er ihn, um Jacques Cousteau zu sehen«, sagte Ryan geistesabwesend und ließ mit angespanntem Körper die Blicke durch den halbdunklen Raum schweifen. Heute sollte uns niemand überraschen.

Ich ging hinüber zu den Regalen und sah mir die Bücher an. Die Bände waren, ebenso wie der Fernseher, ziemlich neu und deckten eine beeindruckende Reihe von Gebieten ab. Ich sah eine Menge wissenschaftlicher Titel zu den Themen Ökologie, Fisch- und Vogelkunde, Psychologie und Sex. Tanguay schien einen ziemlich eklektischen Geschmack zu haben und interessierte sich unter anderem offenbar für Buddhismus, Scientology, Archäologie, die Kunst der Maori, die Holzschnitzereien der Kwakiutl, Samurais, Kunstwerke aus dem Zweiten Weltkrieg und Kannibalismus.

Neben den gebundenen Büchern befanden sich Hunderte von Taschenbüchern in den Regalen. Ich fand moderne Belletristik auf Englisch und Französisch, darunter auch einige Bücher meiner Lieblingsautoren: Vonnegut. Irving. McMurty. In der Hauptsache aber waren es Kriminalromane und Thriller über brutale Morde, perverse Sexualtäter und gewalttätige Psychopathen. Schon beim Lesen der Titel konnte ich mir lebhaft vorstellen, was in den Klappentexten stand. Neben den Romanen fand ich auch ein ganzes Regal von Sachbüchern über Serien- und Massenmörder. Manson, Bundy, Ramirez, Boden.

»Sieht so aus, als gehörten Tanguay und St. Jacques demselben Buchklub an«, sagte ich.

»Dieses Arschgesicht *ist* möglicherweise St. Jacques«, meinte Bertrand.

»Nein, dieser Typ hier putzt sich die Zähne«, bemerkte Ryan.

»Ja, aber nur, wenn er sich gerade Tanguay nennt.«

»Wenn er all das gelesen hat, dann hat er enorm breit gefächerte Interessen«, sagte ich. »Außerdem liest er in beiden Sprachen.« Ich blickte hinüber zum Bücherregal. »Und er ist ein

unglaublich zwanghafter Mensch.«

»Was ist denn auf einmal in Sie gefahren?« fragte Ryan. »Machen Sie jetzt auf Psychologin?«

»Sehen Sie sich das doch nur einmal an.«

Sie kamen zu mir ans Regal.

»Hier ist alles alphabetisch nach Sachgebieten geordnet«, sagte ich und deutete auf die Reihen der Bücher. »Innerhalb der Sachgebiete wiederum nach Autoren, und bei den Autoren nach Erscheinungsdatum der einzelnen Bücher.«

»Macht das nicht jeder so?« fragte Bertrand.

Ryan und ich sahen ihn an. Bertrand war kein belesener Mensch.

»Sehen Sie nur, wie jedes Buch genau nach der Kante des Regals ausgerichtet ist«, sagte ich.

»Dasselbe macht er auch mit seinen Socken und Unterhosen. Für die muß er einen rechten Winkel zum Zusammenfalten haben«, bemerkte Ryan.

Ich sah ihn an, und er las meine Gedanken.

»Paßt ins Profil.«

»Vielleicht hat er die Bücher ja nur zur Schau. Vielleicht will er, daß seine Freunde ihn für einen Intellektuellen halten«, meinte Bertrand.

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Sehen Sie sich die kleinen gelben Zettel an, die aus manchen Bänden herausschauen. Der liest die Bücher nicht nur, er markiert sich auch bestimmte Stellen. Wir sollten Gilbert und seine Leute darauf aufmerksam machen, daß sie die Markierungen drinnenlassen. Möglicherweise könnten sie sich als nützlich erweisen.«

»Ich werde es ihnen sagen.«

»Dieses Regal sagt uns aber noch etwas anderes über Monsieur Tanguay«, meinte ich. Die beiden schauten auf die Bücher.

»Er liest ziemlich seltsames Zeug«, bemerkte Bertrand.

»Aber was interessiert ihn außer Kriminalromanen am

meisten?« fragte ich. »Sehen Sie sich doch mal das oberste Brett an.«

Sie blickten nach oben.

»Ach du Scheiße«, sagte Ryan. »*Grays Anatomie, Cunninghams Handbuch der praktischen Anatomie. Farbatlas zur Anatomie des Menschen. Handbuch für anatomisches Sezieren. Medizinischer Bildatlas des menschlichen Körpers.* Großer Gott, ist das denn zu fassen? Sehen Sie sich das hier an: *Sabistons Grundzüge der Chirurgie.* Der Kerl hat ja bald mehr von dem Zeug als die Bibliothek einer Universitätsklinik.«

»Ja, aber er begnügt sich nicht bloß mit der Theorie. Dieser Mistkerl setzt sein Wissen auch in die Praxis um.«

Ryan griff nach seinem Funkgerät. »Ich hole jetzt Gilbert und sein Rollkommando herauf. Und die anderen sollen wieder auf ihre Beobachtungsposten gehen und warten, bis unser Doktor Mabuse nach Hause kommt. Und zwar unauffällig, wir wollen ihn schließlich nicht vorwarnen. Claudel hockt da unten bestimmt schon wie auf Kohlen.«

Während Ryan seine Instruktionen gab, sah Bertrand immer noch die Titel der Bücher im Regal durch.

Bzzzzz. Bzzz.

»Hey, da ist ja was für Sie«, sagte er und nahm mit seinem Taschentuch ein Buch aus dem Regal. Es war eine Ausgabe des *American Anthropolist* vom Juli 1993. Ich mußte sie nicht aufblättern, um zu wissen, was für einen Artikel sie enthielt. »Das ist ein echter Hit«, hatte Gabby gesagt. »Der erste Schritt zu meiner Professur.«

Es war die Ausgabe, in der Gabbys Artikel erschienen war. Der Anblick des Heftes traf mich wie ein Peitschenschlag. Ich wollte raus aus dieser Wohnung, wollte an diesem sonnigen Samstag irgendwo hin, wo ich in Sicherheit und meine beste Freundin nicht tot war, sondern mich anrief und sich mit mir zum Essen verabredete.

Wasser. Du brauchst kaltes Wasser, Brennan. Um dein Gesicht

zu kühlen.

Ich schlich zu der Flügeltür und schob sie mit dem Fuß auf. Ich suchte die Küche.

BZZZ. BZZ.

Die Küche hatte kein Fenster. Rechts von mir stand eine Digitaluhr mit rötlich leuchtenden Ziffern. Ich sah zwei weiße Würfel und etwas Helles, Längliches in Hüfthöhe. Das mußten der Kühlschrank, der Herd und die Spüle sein. Ich tastete nach einem Lichtschalter. Zum Teufel mit den Vorschriften. Die Spurensicherung würde meine Fingerabdrücke schon nicht für die von Tanguay halten.

Ich preßte mir den Handrücken vor den Mund, stolperte auf die Spüle zu und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Als ich mich aufrichtete und umdrehte, sah ich, daß Ryan in der Tür stand.

»Ich bin in Ordnung«, sagte ich.

Fliegen, die ich offenbar aufgeschreckt hatte, surrten durch den Raum.

BZZZ. BZZ.

»Wollen Sie ein Pfefferminz?« fragte Ryan und hielt mir eine Packung hin.

»Danke«, sagte ich und nahm eines. »Es ist nur die Hitze.«

»Wie in einem Backofen.«

Eine Fliege brummte an meiner Wange vorbei. »Was, zum Teu –« Ryan schlug nach dem Insekt. »Was macht der Kerl eigentlich hier drinnen?«

Ryan und ich sahen die Dinger gleichzeitig. Es waren zwei braune Objekte auf der Küchentheke, die inmitten von Fettflecken auf zwei Fetzen Küchenkrepp lagen. Die Fliegen umschwirrten sie nervös, landeten kurz darauf und hoben wieder ab. Links daneben lag ein Latexhandschuh, der aussah wie das Gegenstück zu dem, den wir in Gabbys Grab gefunden hatten. Wir traten näher und verscheuchten die Fliegen.

Als ich die beiden verschrumpelten Objekte sah, mußte ich an

die Käfer und Spinnen in der Friseursäule denken, deren vertrocknete Füßchen sich im Tod zusammengekrampft hatten. Was hier auf der Küchentheke lag, hatte allerdings nicht das Geringste mit Spinnen oder anderen Insekten zu tun. Ich wußte genau, was es war, denn ich hatte die Pendants dazu auf mehreren Photos gesehen.

»Das sind Pfoten.«

»Was?«

»Pfoten von einem Tier.«

»Sind Sie sicher?«

»Drehen Sie eine davon um.«

Wieder brachte Ryan seine Kugelschreiber zum Einsatz.

»Sehen Sie, hier sind die Enden der Unterarmknochen.«

»Was macht er denn mit diesen Pfoten?«

»Woher soll ich denn das wissen, Ryan?« sagte ich und dachte an Alsa.

»Du meine Güte.«

»Sehen Sie mal im Kühlschrank nach.«

»Großer Gott.«

Im Kühlschrank lag der zu den Pfoten gehörende Kadaver. Er war abgehäutet und mit durchsichtiger Plastikfolie umwickelt. Dahinter waren noch weitere tote Tiere.

»Was für Tiere sind das?« fragte Ryan.

»Schwer zu sagen ohne Fell, aber ich würde auf kleine Säugetiere tippen. Pferde sind das jedenfalls nicht.«

»Darauf wäre ich selber nie gekommen, Brennan.«

Bertrand war inzwischen hinter uns getreten und fragte: »Was haben wir denn hier Schönes?«

»Tote Tiere«, antwortete Ryan mit einer Stimme, die seine Konsterniertheit verriet. »Und den zweiten Latexhandschuh.«

»Vielleicht ernährt sich der Kerl von überfahrenen Tieren«, sagte Bertrand.

»Vielleicht. Vielleicht macht er aber auch Lampenschirme aus Menschenhaut. Ich habe jedenfalls genug gesehen. Ich will, daß diese Wohnung dichtgemacht und alles, was hier drin ist, konfisziert wird. Schafft alles ins Labor, Besteck, Mixer und das Zeug aus dem Kühlschrank. Vergeßt den Abfalleimer nicht. Und dann möchte ich, daß jeder Quadratzentimeter hier auf Fingerabdrücke untersucht wird. Wo bleibt bloß Gilbert so lange?«

Ryan ging zu einem Telefon, das neben der Tür an der Wand hing.

»Moment mal«, sagte ich. »Hat dieser Apparat vielleicht einen Knopf zur Wahlwiederholung?«

Ryan nickte.

»Dann drücken Sie ihn.«

»Ist wahrscheinlich die Nummer von seinem Pfarrer oder seiner Großmutter«, meinte Bertrand.

Ryan drückte den Knopf mit dem Kugelschreiber. Wir hörten eine Abfolge von sieben Wahltönen, gefolgt von vier Rufzeichen. Schließlich kam eine Stimme aus dem Hörer, und die Angst, die sich den ganzen Tag über in mir zusammengebraut hatte, stieg mir so rasch in den Kopf, daß mir davon ganz schwindelig wurde.

»*Veuillez laisser votre nom et numéro de téléphone. Je vais vous rappeler le plutôt possible. Merci.* Bitte hinterlassen Sie Namen und Rufnummer, ich rufe Sie so bald wie möglich zurück. Danke. Hier spricht Tempe Brennan.«

36

Der Klang meiner eigenen Stimme traf mich wie ein Schlag. Meine Knie wurden weich, und mein Atem kam in abgehackten Schüben.

Ryan geleitete mich zu einem Stuhl, brachte mir ein Glas Wasser und stellte keine Fragen. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich dort saß und in mir nichts als Leere spürte. Schließlich hatte ich mich wieder so weit im Griff, daß ich mich der Realität stellen konnte.

Tanguay hatte mich angerufen. Aber warum? Und wann?

Ich sah, wie Gilbert Gummihandschuhe anzog und den Abfalleimer durchsuchte. Er zog etwas heraus und legte es in die Spüle.

Hatte Tanguay mit mir sprechen wollen? Oder mit Gabby? Was hatte er sagen wollen? Oder hatte er nur kontrolliert, ob ich zu Hause war?

Ein Photograph ging von Zimmer zu Zimmer. Sein Blitz erhellte immer wieder für Sekundenbruchteile die düstere Wohnung.

War Tanguay der Anrufer gewesen, der auf meinem Anrufbeantworter in letzter Zeit immer wieder eingehängt hatte?

Ein Techniker mit Gummihandschuhen und weißem Overall steckte Bücher in Plastikbeutel, die er markierte und versiegelte. Ein anderer stäubte weißes Pulver über die rötlich-schwarz lackierten Regale, ein dritter räumte in braunes Papier eingeschlagene Päckchen aus dem Kühlschrank in eine mitgebrachte Kühltasche.

War Gabby hier gestorben? War das, was ich jetzt sah, das letzte, was sie in diesem Leben wahrgenommen hatte?

Ryan sprach mit Charbonneau, und Bruchstücke ihrer Konversation drifteten durch die stickig heiße Luft zu mir herüber. Wo ist Claudel? Weggefahren. Wir müssen den Polizeipräsidenten verständigen. Nachsehen, ob es Keller- oder Lagerräume gibt. Schlüssel besorgen.

Charbonneau verließ die Wohnung und kam bald darauf mit einer Frau in mittleren Jahren zurück, die eine Kittelschürze und Pantoffeln trug. Zusammen mit dem Mann, der die Bücher eingepackt hatte, gingen sie wieder hinaus.

Immer wieder bot Ryan mir an, mich nach Hause zu fahren. Ich könne hier doch ohnehin nichts tun, sagte er mit sanfter Stimme. Ich wußte das, aber ich konnte einfach nicht gehen.

Gegen vier kam Mathieus Großmutter, die sich uns gegenüber weder feindselig noch kooperativ verhielt. Widerstrebend ließ sie sich eine Beschreibung von Tanguay entlocken. Ein ruhiger Mann mit braunem, schon etwas lichtem Haar. Mittelgroß, mittelschwer. Alles mittel. Ihre Angaben hätten auf die Hälfte aller Männer in Nordamerika zugetroffen. Sie hatte keine Ahnung, wo er sein könnte und wie lange er wegbleiben würde. Er sei auch früher schon mal weg gewesen, aber nie sonderlich lange. Sie habe es nur daran bemerkt, daß er Mathieu gebeten habe, die Fische zu füttern. Monsieur Tanguay sei immer sehr nett zu Mathieu gewesen und habe ihm Geld dafür gegeben, daß er die Fische pflegte. Mehr wisse sie nicht über ihn, denn sie habe ihn nur selten gesehen. Sie dachte, daß er einen Arbeitsplatz und ein Auto habe, war sich aber nicht sicher. Es sei ihr auch egal, sagte sie. Sie wolle sich in nichts einmischen.

Die Spurensicherung blieb bis zum späten Abend in der Wohnung, aber ich hatte um fünf Uhr nachmittags genug und ließ mich von Ryan nach Hause bringen.

Während der Fahrt sprachen wir nur wenig. Ryan wiederholte lediglich das, was er mir schon vor Tagen am Telefon gesagt hatte. Ich solle zu Hause bleiben und keine nächtlichen Solotouren mehr unternehmen. Die Polizei werde meine Wohnung rund um die Uhr bewachen.

»Schimpfen Sie nicht mit mir, Ryan«, sagte ich mit einer Stimme, die meinen labilen Gefühlszustand verriet.

Den Rest des Weges herrschte gereiztes Schweigen. Vor meinem Haus hielt Ryan an, stellte den Motor ab und wandte sich mir zu. Ich spürte, wie er mich von der Seite ansah.

»Passen Sie auf, Brennan. Ich will Ihnen nichts Böses. Und ich verspreche Ihnen, daß wir diesen Drecksack schnappen. Ich will lediglich sicherstellen, daß Sie das noch miterleben.«

Seine Besorgtheit berührte mich mehr, als ich bereit war zuzugeben.

Bald lief die Fahndung auf vollen Touren. Tanguays Personenbeschreibung ging an jeden Polizisten in Quebec, an die Ontario Provincial Police, die Royal Canadian Mounted Police und an die Behörden in den Staaten New York und Vermont. Aber Quebec ist groß, und die Grenzen sind durchlässig. Tanguay konnte sich irgendwo versteckt halten oder die Provinz schon längst verlassen haben.

In den folgenden Tagen ging ich immer wieder die verschiedenen Möglichkeiten durch. Tanguay konnte irgendwo untergekrochen sein und warten, bis sich die Lage wieder beruhigt hatte. Vielleicht war er ja auch tot, oder er hatte die Stadt für immer verlassen. Serienmörder tun so etwas häufiger. Wenn sie Gefahr wittern, brechen sie die Zelte ab und suchen sich einen neuen Betätigungsort. Manche werden niemals geschnappt. Aber diesem würde das nicht gelingen. Das würde ich nicht zulassen.

Am Sonntag blieb ich den ganzen Tag zu Hause und tat mit Birdie das, was die Franzosen *coconer* und die Amerikaner *cocooning* nennen: Ich igelte mich in meinen vier Wänden ein. Den ganzen Tag über blieb ich im Schlafanzug und schaltete weder Radio noch Fernseher ein. Ich ertrug es nicht, Gabbys Bild in den Nachrichten zu sehen oder die zum x-ten Mal wiederholten Beschreibungen von Opfer und Tatverdächtigem zu hören. Nur dreimal griff ich zum Telefon. Als erstes rief ich meine Tante in Chicago an. Alles Gute zum Geburtstag, Tantchen.

Vierundachtzig Jahre. Gut gemacht.

Der nächste Anruf galt Katy. Ich wußte, daß sie in Charlotte war, aber ich wollte mich noch einmal vergewissern. Es war niemand daheim. Wie immer. Schrecklich, daß sie so weit weg war. Nein. Es war gut, daß sie so weit weg war. Ich wollte nicht, daß meine Tochter auch nur in der Nähe des Monstrums war, das ihr Bild gehabt hatte. Sie sollte es nicht einmal erfahren.

Schließlich rief ich noch Gabbys Mutter an, aber sie stand unter Beruhigungsmitteln und konnte nicht ans Telefon kommen. Mr. Macaulay sagte mir, daß die Beerdigung am Donnerstag stattfinden würde, vorausgesetzt, die Polizei gab die Leiche rechtzeitig frei.

Eine Zeitlang saß ich da und weinte, wobei mein Körper wie ein Metronom hin und her schwankte. Die Dämonen in meinen Adern schrien nach Alkohol. Freude und Schmerz, wie nahe lagen sie beieinander! Füttere uns. Betäube uns. Vertreibe den Schmerz.

Aber ich vertrieb ihn nicht. Das wäre zu einfach gewesen. Es steht ohnehin schon null-vierzig, also verschlage auch den letzten Ball, schüttle deinem Gegner die Hand und dann gönne dir ein kühles Bier. Aber das Leben war nun mal etwas anderes als Tennis. Wenn ich dieses Spiel verlor, würde ich meinen Beruf, meine Freunde und meine Selbstachtung verlieren. Da konnte ich mich ja gleich von St. Jacques-Tanguay umbringen lassen.

Ich würde nicht nachgeben. Weder dem Alkohol noch diesem Wahnsinnigen. Das war ich Gabby ebenso schuldig wie meiner Tochter und mir. Ich blieb also nüchtern und wünschte mir, daß Gabby noch am Leben wäre und mit mir reden könnte. Mehrmals ging ich ans Fenster und schaute nach, ob der Streifenwagen, der mein Haus bewachte, auch wirklich noch da war.

Am Montag gegen halb zwölf Uhr mittags rief mich Ryan an. LaManche war mit der Autopsie fertig. Gabby war erdrosselt worden. Obwohl die Leiche bereits ziemlich verwest gewesen war, hatte er die Spuren des Drosselwerkzeugs an ihrem Hals gefunden. Ober- und unterhalb davon waren eine ganze Reihe von

Abschürfungen und Furchen zu sehen, außerdem waren am Hals Hunderte von kleinen Blutgefäßen geplatzt.

Ryans Stimme wurde immer leiser, und ich stellte mir vor, wie Gabby verzweifelt nach Luft gerungen hatte. Hör auf damit. Gottseidank hatten wir ihre Leiche so schnell gefunden. Ich hätte niemals ihre Knochen untersuchen können, allein schon der Gedanke daran war unerträglich.

»… war gebrochen. Er muß eine Art Kette oder ähnliches verwendet haben, denn die Spuren hatten ein spiralförmiges Muster.«

»Wurde sie vergewaltigt?«

»Das konnte LaManche wegen der fortgeschrittenen Verwesung nicht feststellen. Sperma hat er allerdings keines gefunden.«

»Wann ist sie gestorben?«

»LaManche meint, daß sie seit mindestens fünf und höchstens zehn Tagen tot ist.«

»Ein ziemlich langer Zeitraum.«

»Er meint, daß es bei diesem Wetter und der flachen Grablage eher kürzer als länger gewesen sein dürfte.«

Mein Gott, vielleicht hatte er sie dann noch ein paar Tage in seiner Gewalt gehabt.

»Haben Sie in ihrer Nachbarschaft herumgefragt?«

»Niemand hat sie in letzter Zeit gesehen, aber sie war da, das konnten wir bei der Untersuchung ihrer Wohnung feststellen.«

»Gibt es was Neues von Tanguay?«

»Halten Sie sich gut fest. Der Kerl ist Lehrer. In einer kleinen Schule drüben auf West Island.« Ich hörte das Rascheln von Papier. »St. Isidor heißt die Schule. Er war dort seit 1991 angestellt. Laut Anstellungsvertrag ist er 28 Jahre alt, ledig, und unter ›nächste Verwandte‹ hat er ›keine‹ eingetragen. Wir überprüfen alle seine Angaben. Seit 91 wohnt er in der Rue Seguin. Die Vermieterin glaubt, daß er vorher irgendwo in den

Vereinigten Staaten gelebt hat.«

»Wie steht's mit Fingerabdrücken?«

»Jede Menge. Wir haben sie durch den Computer gejagt, aber sie sind nicht registriert. Heute morgen habe ich sie ans FBI in die Staaten geschickt. Vielleicht haben die ja was über ihn.«

»Und in dem Latexhandschuh aus seiner Küche? Haben Sie da auch Abdrücke gefunden?«

»Zwei komplette Abdrücke von Fingern und einen verschmierten von der Handfläche.«

Ich sah ein Bild von Gabby vor mir. Einen Plastikbeutel. Einen weiteren Handschuh. Ich schrieb das Wort »Handschuh« auf den Notizblock neben dem Telefon.

»Wo hat er studiert?«

»An der Bishop's University. Bertrand ist schon nach Lennoxville gefahren, und Claudel versucht, an der Schule etwas über Tanguay zu erfahren, hatte aber bislang kein Glück. Jetzt, in den Sommerferien, ist dort niemand außer dem Hausmeister, und der ist an die hundert Jahre alt.«

»Haben Sie in Tanguays Wohnung irgendwelche Namen gefunden?«

»Keine. Und auch keine Bilder. Kein Adreßbuch, keine Briefe. Der Kerl muß in einem sozialen Vakuum leben.«

Eine ganze Weile dachten wir über das Gesagte nach und schwiegen.

»Vielleicht erklärt das ja seine ungewöhnlichen Hobbys«, sagte Ryan schließlich.

»Die Aquarien?«

»Ja. Und die Messersammlung.«

»Was für eine Messersammlung?«

»Der Dreckskerl hat mehr medizinisches Besteck als ein orthopädischer Chirurg. Messer, Rasierklingen, Skalpelle. Das Zeug war unter dem Bett versteckt, zusammen mit einer Klinikpackung Latexhandschuhe.«

»Ein einsamer Messerfetischist. Ganz was Tolles.«

»Und natürlich haben wir auch die übliche Pornogalerie gefunden. Gut benützt.«

»Was noch?«

»Der Kerl hat ein Auto.« Wieder Papierknistern. »Einen 1987er Ford Probe. In der Nachbarschaft haben wir ihn nicht gefunden, also haben wir ihn zur Fahndung ausgeschrieben. Außerdem haben wir heute früh Tanguays Führerscheinphoto bekommen und ebenfalls an alle Einheiten rausgeschickt.«

»Und sonst?«

»Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich glaube, daß Mathieus Großmutter recht hatte. Der Bursche ist nicht gerade jemand, der sich ins Gedächtnis einprägt. Aber vielleicht liegt das auch bloß an der Faxkopie, die ich von seinem Photo bekommen habe.«

»Könnte es St. Jacques sein?«

»Möglich wäre es schon. Aber er könnte ebensogut Jean Chrétien oder der Mann sein, der auf der Rue St. Paul die Hotdogs verkauft. Richard Petty ist allerdings aus dem Schneider, denn der hat einen Schnurrbart.«

»Sie sind ein echter Witzbold, Ryan.«

»Unser Mann hat nicht die kleinste Vorstrafe. Nicht mal einen Strafzettel wegen Falschparkens. Er war bisher ein vorbildlich guter Junge.«

»Stimmt. Ein guter Junge, der Messer und Pornohefte sammelt und kleine Säugetiere seziert.«

Pause.

»Was waren das überhaupt für Tiere?«

»Das wissen wir noch nicht. Wir haben jemanden von der Universität zu Rate gezogen.«

Ich schaute auf das Wort auf meinem Block und schluckte schwer.

»Waren irgendwelche Fingerabdrücke in dem Handschuh, der

bei Gabby gelegen hat?« Es fiel mir sogar schwer, ihren Namen auszusprechen.

»Nein.«

»Wie erwartet.«

»Ja.«

Ich hörte Ryans Kollegen im Hintergrund sprechen.

»Ich würde Ihnen gerne eine Kopie des Führerscheinphotos vorbeibringen, damit Sie in etwa wissen, wie er aussieht. Nur für den Fall, daß er Ihnen über den Weg läuft. Ich halte es übrigens nach wie vor für besser, wenn Sie in Ihrer Wohnung bleiben, bis wir den Scheißkerl dingfest gemacht haben.«

»Sie brauchen nicht vorbeizukommen. Ich fahre heute ins Labor. Wenn die Spurensicherung mit den Handschuhen fertig ist, dann möchte ich sie ins biologische Labor bringen und danach Lacroix zeigen.«

»Ich finde, Sie sollten wirklich –«

»Lassen Sie doch den Macho-Scheiß, Ryan.«

Ich hörte, wie er tief ein- und dann laut ausatmete.

»Halten Sie etwas vor mir zurück?«

»Nein, Brennan. Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich weiß.«

»Ich bin in dreißig Minuten bei Ihnen.«

In weniger als einer halben Stunde war ich im Labor und veranlaßte, daß die Spurensicherung, die mit der Untersuchung der Handschuhe fertig war, sie in die biologische Abteilung schickte.

Ich sah auf meine Uhr – es war zwanzig vor eins. Ich rief bei der CUM an, um zu fragen, ob ich die Photos sehen könnte, die in St. Jacques' Unterschlupf in der Rue Berger gemacht worden waren. Leider waren alle beim Mittagessen, und so hinterließ ich eine Nachricht.

Um ein Uhr ging ich ins biologische Labor, wo eine Frau mit abstehenden Haaren und einem dicken, rosigen Gesicht, das mich immer an einen Rauschgoldengel erinnerte, gerade ein

Reagenzglas mit einer Flüssigkeit schüttelte. Auf der Arbeitsfläche hinter ihr lagen die beiden Latexhandschuhe.

»*Bonjour*, Françoise«, sagte ich.

»Ah. Ich dachte schon, daß Sie heute bei mir vorbeischauen würden.« Die Augen in dem Engelsgesicht blickten besorgt drein. »Ich weiß nicht so recht, was ich zu Ihnen sagen soll.«

»Es ist schon in Ordnung. *Merci*.« Ich deutete auf die Handschuhe. »Haben Sie schon etwas herausgefunden?«

»Der hier ist sauber. Kein Blut«, sagte sie und zeigte auf den Handschuh, den wir bei Gabby gefunden hatten. »Mit dem Handschuh aus der Küche fange ich gerade an. Wollen Sie zusehen?«

»Ja.«

»Ich habe von den braunen Flecken darauf eine Probe genommen und rehydriere sie gerade in Salzlösung.«

Sie betrachtete die Flüssigkeit in dem Reagenzglas und stellte es in die Ablage neben die anderen. Dann nahm sie eine Glaspipette mit einer langen Spitze. Diese hielt sie über eine offene Flamme, um sie zu verschließen und brach dann die Spitze ab.

»Zuerst mache ich den Test auf menschliches Blut.«

Françoise nahm ein kleines Fläschchen aus dem Kühlschrank, entfernte das Siegel und steckte die hohle Spitze einer frischen Pipette hinein. Wie ein Moskito durch seinen Stachel sog die dünne Kanüle die Flüssigkeit aus dem Fläschchen an. Françoise verschloß das andere Ende der Pipette mit ihrem Daumen.

Dann steckte sie die Spitze in die andere, durch das Feuer verschlossene Pipette und nahm ihren Daumen weg, woraufhin das Serum von der einen Pipette in die andere tropfte. Während sie das tat, sprach sie weiter.

»Blut kennt seine eigenen Proteine oder Antigene, wohingegen es fremde Antigene mittels Antikörpern zu zerstören versucht. Manche Antikörper atomisieren fremde Antigene, andere wiederum ballen sie zusammen. Dieses Zusammenklumpen nennt

man eine Agglutinationsreaktion.

Das Antiserum wird im Körper eines Kaninchens oder eines Huhns hergestellt, dem man das Blut einer anderen Spezies injiziert hat. Das Blut des Tieres erkennt die Eindringlinge und produziert Antikörper dagegen. Wenn man einem solchen Tier menschliches Blut injiziert, bildet es ein bestimmtes Antiserum, bei Ziegenblut ein anderes. So kann man spezielle Antiseren für jedes Blut entwickeln.

Wenn nun das Antiserum für menschliches Blut auf Spuren desselben trifft, findet eine Agglutinationsreaktion statt. Hier, sehen Sie. Ich gebe jetzt zu diesem Serum etwas von unserer Testlösung. Wenn menschliches Blut darin ist, muß sich ein sichtbarer Niederschlag bilden. Das kann man sehr leicht überprüfen, indem man die Flüssigkeit mit reiner Kochsalzlösung vergleicht.«

Françoise warf die zweite Pipette in den Abfall und nahm das Reagenzglas zur Hand, in dem sie die Probe von Tanguays Handschuh gelöst hatte. Sie nahm mit einer weiteren Pipette etwas von der Lösung auf und gab sie in das Antiserum, das sich in der ersten Pipette befand. Diese stellte sie in einen Halter.

»Wie lange dauert das denn?«

»Hängt von der Stärke des Antiserums ab. Etwa zwischen drei und fünfzehn Minuten. Dieses Antiserum ist ziemlich gut, deshalb dürfte es nicht länger als fünf bis sechs Minuten dauern.«

Nach fünf Minuten sahen wir nach. Françoise hielt die Pipetten mit der Kochsalzlösung und dem Testgemisch unter einer Laborlampe vor ein Stück schwarzen Karton. Nichts. Auch nach zehn und fünfzehn Minuten hatte sich noch kein weißer Niederschlag in der Testlösung gebildet. Sie war noch immer so klar wie die Vergleichslösung.

»Okay. Es war also kein Menschenblut. Dann gehen wir mal die Tiere durch.«

Françoise ging zum Kühlschrank und holte ein Tablett mit kleinen Fläschchen heraus.

»Können Sie damit die genaue Spezies feststellen?« fragte ich.

»Nein. Nur die Familie. Rind. Hund. Hirsch. Und so weiter.«

Ich blickte auf das Tablett. Neben den Flaschen stand jeweils der Name einer Tiergattung. Ziege. Ratte. Pferd. Ich dachte an die Pfoten in Tanguays Küche.

»Versuchen wir es mit Hunden.«

Nichts.

»Wie wäre es mit einem Eichhörnchen oder einem Maulwurf?«

Françoise dachte einen Augenblick nach, dann griff sie nach einem Fläschchen. »Lassen Sie uns zuerst einmal das Rattenserum probieren.«

In weniger als vier Minuten hatte sich in der Pipette eine Art winziger Pudding gebildet, der oben gelb, unten durchsichtig und in der Mitte milchig-weiß war.

»*Voilà*«, sagte Françoise. »Es ist also Tierblut von einem kleinen Nagetier. Mehr läßt sich darüber leider nicht sagen. Ich weiß nicht, ob Ihnen das weiterhilft.«

»Ja«, sagte ich. »Es hilft mir weiter. Dürfte ich mal Ihr Telefon benützen?«

»*Bien sûr*.«

Ich rief Lacroix an und erklärte ihm mein Anliegen.

»Geht klar. Aber lassen Sie mir noch zwanzig Minuten Zeit, ich muß noch einen Test abschließen.«

Ich bestätigte Françoise schriftlich den Erhalt der Handschuhe und nahm sie mit in mein Büro, wo ich die nächste halbe Stunde mit der Arbeit an einem Untersuchungsbericht zubrachte. Dann ging ich zurück ins biologische Labor und trat durch eine Tür mit der Aufschrift *Incendie et Explosifs*. Feuer und Explosivstoffe.

Drinnen stand ein Mann im Laborkittel vor einem riesigen Röntgendiffraktometer. Der Mann sagte nichts, und ich schwieg ebenfalls, bis er der Maschine ein Glasplättchen mit weißer Schmiere entnommen und es auf ein Tablett gelegt hatte. Dann

blickte er mich mit seinen großen Augen an, die mit ihren langen, dunklen Wimpern so sanft aussahen wie die von Walt Disneys Bambi.

»*Bonjour,* Monsieur Lacroix. *Comment ça va*?«

»*Bien. Bien.* Haben Sie die Handschuhe dabei?«

Ich zeigte ihm zwei Plastikbeutel.

»Dann lassen Sie uns gleich anfangen.«

Er führte mich in einen kleinen Raum, in dem ein Apparat von der Größe eines Photokopierers, zwei Monitore und ein Drucker standen. An der Wand darüber hing eine Tabelle des Periodensystems der chemischen Elemente.

Lacroix legte die Plastikbeutel auf einen Arbeitstisch, holte vorsichtig die Latexhandschuhe heraus und legte sie auf die Plastikbeutel. Die Handschuhe, die er selbst trug, sahen genauso aus.

»Erst einmal sehen wir uns die wichtigsten Merkmale wie Herstellungsart, Gewicht, Farbe und so weiter an. Wichtig ist zum Beispiel, wie die Ränder gestaltet sind.« Während er sprach, unterzog er die Handschuhe einer genauen Inspektion. »Die beiden sehen sich sehr ähnlich. Sie haben die gleichen Ränder.«

Ich sah auf die Handschuhe. Sie endeten beide in einem nach außen gerollten Rand.

»Sind denn nicht die Ränder aller dieser Handschuhe gleich?«

»Nein. Manche sind nach innen, andere nach außen gerollt. Die beiden hier sind Außenroller. Okay. Dann wollen wir mal ihr Innenleben betrachten.«

Er nahm den bei Gabby gefundenen Handschuh zu der Maschine, hob den Deckel und legte ihn auf ein Tablett im Inneren des Apparats.

»Bei sehr kleinen Proben verwende ich diese Halter hier«, sagte Lacroix und deutete auf ein Tablett mit kleinen Plastikröhrchen. »Ich spanne ein Stück klare Polypropylenfolie über den Halter und klebe das Muster darauf. Hier brauchen wir das nicht, weil wir den ganzen Handschuh hineinlegen können.«

Lacroix legte einen Schalter um, und die Maschine fing zu surren an. Ein kleiner Monitor zeigte in weißen Buchstaben vor rotem Grund das Wort »Röntgenstrahlen«. Auf einem Kontrollfeld leuchteten verschiedenfarbene Knöpfe auf. Lacroix erklärte mir, wofür die Farben standen: Rot für Röntgenstrahlen, Weiß für eingeschaltet, orange für Verschluß offen.

Ein paar Augenblicke lang las Lacroix die Werte ab und drehte verschiedene Knöpfe. Dann schloß er den Deckel und zog einen Stuhl vor die beiden großen Monitore.

»*S'il vous plaît*«, sagte er und deutete auf den anderen Stuhl.

Auf dem ersten Monitor erschien eine Art Wüstenlandschaft mit größeren Felsbrocken, Mulden und Senken. Davor sah ich zwei sich kreuzende Linien und eine Reihe von konzentrischen Kreisen, die wie eine Zielscheibe ausgesehen hätten, wenn nicht die beiden innersten Kreise leicht oval geformt gewesen wären.

Mit einer Art Joystick konnte Lacroix das Fadenkreuz und die Kreise so bewegen, daß sie über die Landschaft mit den Senken und Erhebungen glitten.

»Was wir sehen, ist der Handschuh in achtzigfacher Vergrößerung«, sagte Lacroix. »Darauf suche ich mir jetzt ein Zielgebiet aus. Bei jedem Testlauf können wir eine etwa dreihundert Micron große Stelle untersuchen, die in etwa der Größe der beiden inneren Kreise entspricht. Damit können wir unsere Röntgenstrahlen konzentriert auf besonders vielversprechende Stellen der Probe richten.«

Er bewegte die Zielscheibe noch ein wenig über den Handschuh und suchte sich schließlich eine relativ flache Stelle aus.

»Hier. Das müßte funktionieren.«

Er legte einen Schalter um, und die Maschine begann zu summen.

»Jetzt erzeugen wir ein Vakuum. Das wird ein paar Minuten dauern, aber dafür geht der Röntgenscan danach um so rascher.«

»Und der zeigt uns dann, aus was der Handschuh besteht.«

»*Oui.* Durch diese Röntgenmikrofluoreszenzanalyse können wir bestimmen, was für Elemente in der Probe vorhanden sind.«

Das Summen hörte auf, und auf dem rechten Monitor baute sich ein Muster auf. Sein unterer Teil sah aus wie eine Reihe von kleinen, roten Hügeln vor einem leuchtend blauen Hintergrund. In der Mitte eines jeden Hügels war ein dünner, gelber Strich zu sehen. In der rechten unteren Ecke des Monitors war das Bild einer Tastatur zu sehen, bei der auf jeder Taste die Abkürzung eines chemischen Elements stand.

Lacroix tippte ein paar Befehle ein, und eine Reihe von Buchstaben erschien auf dem Monitor. Manche der Hügel blieben klein, andere wuchsen zu hohen, spitzen Säulen, die mich an die Termitenbauten erinnerten, die ich einmal in Australien gesehen hatte.

»C'est ça.« Das ist es. Lacroix deutete auf eine Säule an der rechten Seite des Monitors, die so hoch war, daß ihre Spitze nicht mehr auf den Schirm paßte. Rechts davon war eine zweite Säule, die etwa ein Viertel ihrer Höhe erreichte. Auf beiden Säulen standen die Buchstaben Zn.

»Das ist Zink. Findet man in allen solchen Handschuhen.«

Dann deutete er auf ein Säulenpaar ganz links. Eine davon war niedrig, die andere reichte bis ins obere Viertel des Bildschirms. »Die niedrige bedeutet Magnesium, die hohe, an der Si steht, Silizium.« Rechts davon war eine Säule mit dem Buchstaben S.

»Schwefel.«

Etwa in der Mitte des Schirms entdeckte ich eine mit Ca markierte Säule.

»Ziemlich viel Kalzium«, kommentierte Lacroix.

Neben dem Kalzium war eine Lücke, dann kamen ein paar niedrige Säulen, die mir wie ein Vorgebirge für den massiven Zink-Gipfel vorkamen. Eine der Säulen war mit Fe markiert.

»Das ist Eisen.«

Lacroix lehnte sich zurück und faßte zusammen. »Das ist eine ziemlich häufig auftretende Kombination. Mit viel Zink und

Silizium und Kalzium als weitere Hauptbestandteile. Ich mache noch rasch einen Ausdruck, dann suchen wir uns eine andere Stelle.«

Insgesamt machten wir zehn Tests, die alle dieselbe Kombination von Elementen zeigten.

»Okay. Dann nehmen wir uns mal den anderen Handschuh vor.«

Wir untersuchten den Handschuh aus Tanguays Küche auf dieselbe Weise.

Die Säulen für Zink und Schwefel stiegen etwa gleich hoch wie beim ersten Handschuh, dafür war die für Calcium höher, und die für Eisen, Silizium und Magnesium fehlten vollständig. Eine kleine Säule deutete auf das Vorhandensein von Pottasche hin. Auch hier waren alle zehn Tests in etwa gleich.

»Und was bedeutet das?« fragte ich, obwohl ich die Antwort schon zu wissen glaubte.

»Jeder Hersteller verwendet ein etwas anderes Rezept für seinen Latex. Sogar unter den Handschuhen eines einzigen Herstellers findet man geringfügige Abweichungen in der Zusammensetzung.«

»Dann gehören also diese Handschuhe nicht zu ein und demselben Paar.«

Lacroix stand auf und nahm den Handschuh aus der Maschine. Ich dachte angestrengt über das nach, was wir gerade herausgefunden hatten.

»Meinen Sie, daß eine Röntgenstrukturanalyse uns mehr sagen kann?«

»Durch die Röntgenmikrofluoreszenzuntersuchung, die wir eben durchgeführt haben, kann man herausfinden, welche Elemente in einem Objekt vorhanden sind, die Röntgenstrukturanalyse sagt uns, wie diese Elemente zueinander im Verhältnis stehen und gibt uns damit die chemische Struktur der Probe. Zum Beispiel kann man mit der Röntgenmikrofluoreszenzmethode feststellen, daß etwas Natrium

und Chlorid enthält, mit der Röntgenstrukturanalyse sieht man dann, daß es sich um Natriumchloridkristalle handelt – also um Kochsalz.

Vereinfacht ausgedrückt, funktioniert die Röntgenstrukturanalyse in etwa so: Man dreht die Probe, während man sie den Röntgenstrahlen aussetzt. Die Strahlen werden von den Kristallen reflektiert, und aus den Unterschieden in der Beugung der Strahlen läßt sich die Struktur der Kristalle errechnen.

Und hier haben wir schon die größte Einschränkung dieser Untersuchungsmethode, denn mit der Röntgenstrukturanalyse lassen sich nur Materialien mit kristalliner Struktur untersuchen. Das sind zwar immerhin achtzig Prozent aller Proben, aber leider hat Latex keine Kristallstruktur, und deshalb werden wir mit einer Röntgenstrukturanalyse wohl kaum etwas herausfinden. Aber ich kann Ihnen auch so mit Sicherheit sagen, daß die beiden Handschuhe von unterschiedlichen Herstellern stammen.«

»Könnte es nicht sein, daß sie aus zwei verschiedenen Packungen desselben Herstellers kommen? Sie haben doch gesagt, daß es immer Unterschiede in der genauen Zusammensetzung des Latex gibt.«

Lacroix schwieg einen Moment, dann stand er auf.

»Warten Sie. Ich will Ihnen etwas zeigen.«

Er verschwand in der Tür zum Hauptlabor und sagte etwas zu dem Techniker. Dann kam er mit einem Stapel Computerausdrucke zurück, von denen jeder aus etwa sieben bis acht Blättern bestand, auf denen das mir vom Bildschirm bekannte Säulenmuster zu sehen war. Er faltete ein paar dieser Ausdrucke für mich auf und zeigte mir die Unterschiede in den jeweiligen Mustern.

»Hier sehen sie Testreihen, die wir mit Handschuhen eines einzigen Herstellers, aber aus verschiedenen Packungen gemacht haben. Es gibt zwar Unterschiede, aber keine so großen wie zwischen den beiden Handschuhen, die wir eben untersucht haben.«

Ich sah mir einige dieser Testreihen an. Die Höhe der einzelnen Säulen variierte zwar auf den verschiedenen Blättern, aber die Grundkomponenten blieben eigentlich immer dieselben.

»Und jetzt sehen Sie sich mal das hier an«, sagte Lacroix und legte zwei andere Ausdrucke vor mich hin. Auch hier gab es Unterschiede, aber die generelle Zusammensetzung war dieselbe.

Dann aber hielt ich den Atem an. Die Säulen auf den Ausdrucken kamen mir bekannt vor. Ich warf einen Blick auf die Buchstaben. Zn. Fe. Ca. S. Si. Mg. Die Säulen für Zink, Silizium und Kalzium waren hoch, die der anderen Elemente ziemlich klein. Ich verglich den Ausdruck mit dem, den wir von dem bei Gabby gefundenen Handschuh gemacht hatten. Das Muster war fast identisch.

»Ist es richtig, daß diese Ausdrucke von Handschuhen desselben Herstellers gemacht wurden, Monsieur Lacroix?«

»Ganz genau. Das wollte ich Ihnen ja zeigen. Vielleicht sogar aus derselben Packung. Mir ist nämlich eben eingefallen, daß wir schon einmal einen Fall hatten, in dem ein Latexhandschuh eine Rolle spielte.«

»Und was war das für ein Fall?« fragte ich mit klopfendem Herzen.

»Er ist erst ein paar Wochen her«, antwortete Lacroix und blätterte zurück zum ersten Blatt des Ausdrucks. *Numéro d'événement:* 327468. »Ich kann ihn mir rasch mal auf den Computer holen, wenn Sie wollen.«

»Ja, bitte.«

Sekunden später war der Bildschirm voller Daten.

Numéro d'événement: 327468. *Numéro de LML:* 29427. Anfordernde Behörde: CUM. Untersuchende Beamte: L. Claudel und M. Charbonneau. Fundort: 1422 Rue Berger. Datum: 24.06.94

Ein alter Gummihandschuh. Vielleicht macht er sich Sorgen wegen seiner Fingernägel. Ich erinnere mich genau, wie Claudel mir von dem Fund in der Rue Berger erzählt hatte. Ich hatte

damals gedacht, er meinte einen Handschuh, wie man ihn zum Putzen und Spülen verwendet! Jetzt kam heraus, daß St. Jacques einen Latexhandschuh hatte. Und dieser Handschuh war praktisch identisch mit dem aus Gabbys Grab!

Ich dankte Monsieur Lacroix, nahm die Ausdrucke und die Handschuhe mit und ging. Während ich die Handschuhe in die Asservatenkammer brachte, ging ich das eben Gehörte noch einmal durch. Der Handschuh aus Tanguays Küche paßte nicht zu dem bei Gabby gefundenen. Auf ersterem waren Tanguays Fingerabdrücke sowie das Blut eines Nagetiers, letzterer wies weder Blut noch Fingerabdrücke auf. Und er paßte zu dem Handschuh, den Claudel in St. Jacques' Unterschlupf gefunden hatte. Hatte Bertrand recht? Waren Tanguay und St. Jacques ein und dieselbe Person?

Als ich in mein Büro kam, lag ein rosa Notizzettel auf meinem Schreibtisch. Die Spurensicherung der CUM hatte angerufen und mitgeteilt, daß die Bilder aus der Wohnung in der Rue Berger auf einer Photo-CD archiviert seien. Ich könne sie mir in ihrem Büro ansehen oder mir die CD ausleihen. Ich rief an und sagte, daß ich mir die CD gleich holen würde.

Als ich zum Präsidium der CUM fuhr, verfluchte ich die Massen von Touristenfahrzeugen, die sämtliche Straßen rings um den alten Hafen verstopften. Ich stellte den Wagen in der zweiten Reihe ab und lief die Stufen hinauf zum Sergeant am Empfang, der zu meinem großen Erstaunen die Photo-CD schon für mich bereitliegen hatte. Ich unterschrieb für ihren Erhalt, rannte zurück zu meinem Wagen und steckte die CD in meine Aktentasche.

Auf dem Heimweg hatte ich die ganze Zeit Angst, daß mich Tanguay mit seinem Auto verfolgen könnte. Oder war es St. Jacques? Fast zwanghaft blickte ich alle paar Meter in den Rückspiegel oder über die Schulter.

37

Gegen halb sechs kam ich nach Hause. Ich saß erst einmal eine Weile in meiner stillen Wohnung und überlegte mir, was ich tun könnte. Die Antwort war: Nichts. Ryan hatte recht. Es war gut möglich, daß Tanguay irgendwo da draußen auf seine Chance lauerte, mich umzubringen. Ich hatte nicht vor, ihm dabei zu helfen.

Aber ich mußte etwas essen. Und ich mußte mich beschäftigen.

Als ich aus der Vordertür des Hauses trat, sah ich mich auf der Straße um, bis ich links von der Pizzeria den Streifenwagen entdeckte. Ich nickte den beiden uniformierten Polizisten zu und deutete in Richtung auf die Rue Ste. Catherine. Die beiden wechselten ein paar Worte, dann stieg einer von ihnen aus. Meine Straße kreuzt sich nicht weit vom Le Faubourg entfernt mit der Rue Ste. Catherine. Als ich auf den Markt zuging, spürte ich, daß der Polizist, der hinter mir hergehen mußte, ziemlich sauer auf mich war. Aber das machte nichts. Im Labor hatte ich gar nicht bemerkt, was für ein herrlicher Tag es war. Die Hitze war vorbei, und große, weiße Wolken schwebten über den tiefblauen Himmel und warfen kleine Schatteninseln auf die Stadt und ihre Bewohner. Es war schön, draußen an der frischen Luft zu sein.

Zuerst Gemüse. Im La Pantation drückte ich Avocados, suchte mir nicht allzu grüne Bananen aus und wählte Broccoli und Kartoffeln mit einer Konzentration, die einem Neurochirurgen zur Ehre gereicht hätte. Danach kaufte ich mir in der Boulangerie ein Baguette und in der Patisserie daneben eine Mousse au chocolat, bevor ich in der Metzgerei Schweinekoteletts, Rinderhack und eine Fleischpastete besorgte.

»*C'est tout*?« fragte der Metzger.

»Nein. Geben Sie mir noch ein T-Bone-Steak. So dick bitte.« Dabei hielt ich Daumen und Zeigefinger etwa drei Zentimeter auseinander.

Als der Metzger zur Fleischsäge griff, regte sich in meinem Unterbewußtsein wieder die nebelhafte Erkenntnis, die ich bereits in der Wohnung von Tanguay gehabt hatte. Ich versuchte, sie in einen konkreten Gedanken zu verwandeln, aber ich schaffte es auch diesmal nicht. Was hatte sie ausgelöst? War es die Säge gewesen? Wohl kaum, das wäre zu offensichtlich. Jedermann konnte sich so eine Fleischsäge kaufen. Die SQ hatte jede Verkaufsstelle in der ganzen Provinz überprüft und war damit in eine Sackgasse gelaufen. Tausende dieser Sägen waren in den vergangenen Jahren über den Ladentisch gewandert.

Was war es dann? Inzwischen hatte ich gelernt, daß eine Idee, die man unbedingt seinem Unterbewußtsein entreißen will, sich nur immer weiter dem Zugriff entzieht. Wenn man sie aber dort treiben ließ, kam sie vielleicht irgendwann doch einmal an die Oberfläche. Ich bezahlte mein Fleisch und ging mit einem kurzen Zwischenstop beim Burger King in der Rue Ste. Catherine nach Hause.

Daheim begrüßte mich das, wovor ich mich gefürchtet hatte: Das blinkende, rote Licht an meinem Anrufbeantworter. Einige Minuten lang saß ich, noch immer mit meinen Einkaufstüten beladen, am Rand der Couch und starrte auf den Apparat. Ein Anruf. Kam er von Tanguay? Hatte er etwas draufgesprochen oder würde ich nur hören, wie er kurz schwieg und dann auflegte?

Sei nicht hysterisch, Brennan. Vielleicht war es ja Ryan.

Ich wischte meine feuchte Hand an der Hose ab und drückte den Abspielknopf. Es war nicht Tanguay, sondern etwas viel Schlimmeres.

»Hey, Mom. Geht es dir gut? Hallo? Bist du da? Geh ran, ich muß dir was sagen.« Im Hintergrund konnte ich den Straßenverkehr hören. Offenbar hatte Katy aus einer Telefonzelle angerufen. »Anscheinend bist du doch nicht da. Aber ich kann sowieso nicht lange reden. Ich bin unterwegs. *On the road*

again…« Katy sang ein paar Takte des Liedes von Willy Nelson. »Gut, nicht? Naja, ich wollte dir nur sagen, daß ich dich besuchen komme, Mom. Du hattest recht. Max ist ein Schwerenöter, und sowas brauche ich nicht.« Ich hörte eine Stimme im Hintergrund. »Okay«, sagte Katy zu der Stimme, »ich bin gleich fertig. Paß auf, Mom, ich hatte die Gelegenheit, umsonst nach New York zu fahren, in den Big Apple. Da bin ich jetzt, aber ich habe eine Freundin, die mich mit nach Montreal nimmt. Bis bald dann. Mach's gut.«

Klick.

»Nein! Komm nicht her, Katy!« rief ich in die leere Wohnung hinein.

Ich hörte das Band zurückspulen. Großer Gott, was für ein Alptraum! Gabby war tot, und der Psychopath, der sie umgebracht hatte, hatte ihr ein Bild von Katy und mir mit ins Grab gegeben. Mein Blut pochte in den Schläfen, und meine Gedanken rasten wie wild. Ich mußte Katy aufhalten. Aber wie? Ich wußte ja nicht einmal, wo sie war.

Pete.

Während sein Telefon klingelte, gingen mir auf einmal Bilder von Katy durch den Kopf, als sie drei Jahre alt war. Ich sprach im Park mit einer anderen Mutter und hatte dabei Katy im Auge, wie sie Sand in einen Plastikeimer schaufelte. Auf einmal ließ sie die Schaufel sinken und lief hinüber zur Schiffschaukel. Sie blieb einen Augenblick stehen und betrachtete die mit einem eisernen Pferdekopf verzierte Schaukel, dann lief sie mit einem Gesicht voller frühlingshafter Lebensfreude auf die bunte Mähne zu, die in einem weiten Bogen durch die Luft schwang. Ich wußte, daß die Schaukel sie am Kopf treffen würde, aber ich konnte sie nicht mehr aufhalten. Genauso war es jetzt auch.

Bei Petes Durchwahl ging keiner ran, also probierte ich es über die Zentrale. Die Frau dort erklärte mir, daß er einen wichtigen Termin habe und deshalb nicht im Hause sei. Natürlich. Ich hinterließ ihm eine Nachricht.

Ich blieb sitzen und starrte weiter den Anrufbeantworter an.

Dann schloß ich die Augen und atmete mehrmals langsam und tief durch, um meinen Herzschlag wieder in normale Regionen zu bringen. Mir war auf einmal furchtbar heiß, und mein Hinterkopf fühlte sich an, als stecke er in einem Schraubstock.

»Das darf nicht passieren«, sagte ich laut und öffnete die Augen. Birdie sah mich quer durchs Zimmer erstaunt an.

»Das darf nicht passieren«, wiederholte ich, an ihn gewandt.

Er starrte mit seinen gelben Augen zu mir herüber und bewegte sich nicht.

»Ich kann etwas dagegen tun.«

Birdie machte einen Katzenbuckel, dann stellte er alle vier Pfoten ganz nahe beieinander und legte elegant den Schwanz darum, ohne den Blick von meinem Gesicht zu nehmen.

»Ich werde etwas dagegen tun. Ich werde nicht tatenlos dasitzen und warten, bis dieser Teufel wieder zuschlägt. Meine Tochter kriegt er nicht.«

Ich brachte die Lebensmittel in die Küche und verstaute sie im Küchenschrank. Dann nahm ich den Laptop aus der Aktentasche, fuhr ihn hoch und lud mir meine Tabelle auf den Schirm. Wie lange war es nun schon her, seit ich sie angelegt hatte? Zuerst sah ich mir die Daten an, die ich eingegeben hatte. Isabelle Gagnons Leiche war am zweiten Juni gefunden worden. Vor sieben Wochen also. Mir kamen sie vor wie sieben Jahre.

Ich ging in mein Arbeitszimmer und nahm meine Akten mit den Fällen zur Hand. Vielleicht würde sich die Mühe des Photokopierens jetzt doch auszahlen.

Die nächsten zwei Stunden sah ich mir jedes Photo, jeden Namen, jedes Datum und buchstäblich jedes Wort in jedem Vernehmungsprotokoll und jedem Polizeibericht an, und dann fing ich noch einmal von vorne an. Immer wieder ging ich die Kopien durch in der Hoffnung, etwas zu finden, was ich vorher übersehen hatte. Und beim dritten Durchgang fand ich wirklich etwas.

Ich las Ryans Vernehmungsprotokoll von Grace Damas' Vater,

als es mir auffiel. Wie ein Niesen, das sich langsam aufbaut und dann förmlich explodiert, durchbrach die Erkenntnis die Barriere meines Unterbewußtseins.

Die Metzgerei. Grace Damas hatte in einer Metzgerei gearbeitet. Der Mörder verwendete eine Fleischsäge und kannte sich in Anatomie aus. Tanguay sezierte Tiere. Vielleicht gab es da eine Verbindung. Ich suchte nach dem Namen der Metzgerei, konnte ihn aber nicht finden.

Also wählte ich die Nummer, die in der Akte angegeben war. Ein Mann hob den Hörer ab.

»Spreche ich mit Mr. Damas?«

»Ja.« Er sprach Englisch mit deutlichem Akzent.

»Mein Name ist Dr. Brennan. Ich untersuche den Mord an Ihrer Frau und würde Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.«

»Ja.«

»Hat Ihre Frau zur Zeit ihres Verschwindens gearbeitet? Außer Haus, meine ich.«

Eine kurze Pause. »Ja.«

»Würden Sie mir bitte sagen wo?«

»In einer Bäckerei in Fairmont. Le Bon Croissant. Es war ein Halbtagsjob. Grace hat nie den ganzen Tag gearbeitet, wegen der Kinder und so.«

Soviel also zu meinem Geistesblitz mit der Metzgerei.

»Und wie lange hat sie dort gearbeitet, Mr. Damas?« fragte ich und verbarg meine Enttäuschung.

»Nur ein paar Monate. Grace hat es nie lange wo ausgehalten.«

»Und wo hat sie vorher gearbeitet?« bohrte ich weiter.

»In einer Metzgerei.«

»In welcher?« fragte ich und hielt den Atem an.

»La Boucherie St. Dominique. Sie gehört einem Mann aus unserer Pfarrei und ist ganz in der Nähe des Boulevard St. Laurent. Wissen Sie, wo das ist?«

Ja. Und ich kannte sogar die Metzgerei. Ich hatte gesehen, wie

der Regen an ihre Fensterscheiben geprasselt war.

»Von wann bis wann hat sie denn dort gearbeitet?« fragte ich und bemühte mich, dabei möglichst ruhig zu klingen.

»Fast das ganze Jahr einundneunzig über, glaube ich. Aber ich kann es herausfinden, wenn Sie meinen, daß es wichtig ist. Bisher hat mich noch niemand nach dem genauen Datum gefragt.«

»Ich weiß nicht, wie wichtig es wirklich ist. Hat Ihre Frau Ihnen gegenüber vielleicht einmal den Namen Tanguay erwähnt?«

»Wen?« fragte er barsch.

»Tanguay.«

Im Hintergrund hörte ich die Stimme eines Fernsehmoderators, der verkündete, er werde gleich nach der Werbung wieder zurück sein. Mein Kopf tat mir weh, und ein trockenes Kratzen begann in meinem Hals.

»Nein.«

Er sagte es mit solcher Vehemenz, daß ich zusammenzuckte.

»Vielen Dank. Sie haben mir sehr geholfen. Ich rufe Sie wieder an, wenn wir neue Erkenntnisse haben.«

Ich legte auf und rief Ryan an. Er war nach Hause gegangen. Ich probierte es dort, aber es ging niemand ran. Ich wußte, was ich zu tun hatte. Ich lieh mir von meiner Nachbarin ihren Wagen aus und verließ damit unbemerkt von den Polizisten vor meinem Haus die Tiefgarage. Im Gegensatz zum letzten Mal hatte die *Boucherie St. Dominique* jetzt geöffnet, und die Schaufenster, an denen immer noch dieselben Plakate hingen, waren hell erleuchtet. Es war nur eine einzige Kundin im Laden, eine alte Frau mit aufgedunsenem Gesicht, die langsam an der Theke entlang ging und schließlich auf ein Kaninchen deutete, dessen kleiner, steifer Körper mich an Tanguays Tierpfoten erinnerte. Und an den Affen Alsa.

Ich wartete, bis die Frau den Laden verlassen hatte. Dann trat ich auf den Mann hinter der Theke zu. Er hatte ein kantiges Gesicht mit groben Zügen. Die Arme, die aus dem T-Shirt

herausschauten, wirkten im Gegensatz dazu erstaunlich dünn und sehnig. Der Mann trug eine weiße Schürze mit Blutflecken, die aussahen wie Blütenblätter auf einer leinenen Tischdecke.

»Bonjour.«

»Bonjour.«

»Ist nicht viel los heute, was?«

»Hier ist am Abend nie viel los.« Sein Englisch hatte denselben Akzent wie das von Monsieur Damas.

Ich konnte hören, wie im Nebenraum jemand mit Werkzeugen klapperte.

»Ich untersuche den Mord an Grace Damas«, sagte ich und zeigte dem Mann meinen Dienstausweis. »Dazu würde ich Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.«

Der Mann starrte mich an. Im Nebenraum wurde ein Wasserhahn auf- und wieder zugedreht.

»Sind Sie der Besitzer des Ladens?«

Er nickte.

»Und Sie heißen?«

»Plevritis.«

»Mr. Plevritis, Grace Damas hat hier bei Ihnen gearbeitet, nicht wahr?«

»Wer?«

»Grace Damas. Sie kommt aus derselben Pfarrei wie Sie. St. Demetrius.«

Plevritis verschränkte die dünnen Arme vor der Brust und nickte.

»Und wann war das?«

»Vor etwa drei, vier Jahren. Genau weiß ich es nicht mehr. Ich hatte seither viele Aushilfen.«

»Hat Grace Damas von sich aus aufgehört zu arbeiten?«

»Ja, und zwar von einem Tag auf den anderen.«

»Warum denn das?«

»Keine Ahnung. Sie war nicht die Einzige.«

»Kam sie Ihnen irgendwie unglücklich, durcheinander oder nervös vor?«

»Sehe ich etwa aus wie Sigmund Freud?«

»Hatte sie vielleicht Freunde hier? Jemanden, dem sie besonders nahestand?«

Monsieur Plevritis' Augen blickten vielsagend in die meinen, und ein Grinsen zog seine Mundwinkel nach oben. »Nahestand?« wiederholte er mit einer Stimme, die so glitschig war wie Motoröl. Ich hielt seinem Blick stand und lächelte nicht.

Das Grinsen verschwand, und seine Augen wanderten durch den Raum.

»Hier sind nur ich und mein Bruder, da gibt es niemanden, dem man *nahestehen* könnte.« Er betonte das Wort wie ein pubertierender Jugendlicher, der einen schmutzigen Witz erzählt.

»Hatte sie manchmal merkwürdige Besucher? Hat sie vielleicht hier im Laden jemand belästigt?«

»Ich tue hier meinen Job, gute Frau, sonst nichts. Ich habe Grace gesagt, was sie zu tun hat, und sie hat es getan. Für ihr Privatleben habe ich mich nicht interessiert.«

»Ich dachte, Sie hätten vielleicht etwas bemerkt…«

»Grace war eine gute Aushilfe, und als sie gekündigt hat, war ich stinksauer. Daß auch ihre Kollegen zur selben Zeit den Job hingeschmissen haben, hat mich damals ganz schön in die Bredouille gebracht, und deshalb war ich echt wütend auf sie. Das gebe ich ganz offen zu. Aber ich bin kein nachtragender Mensch. Als ich später in der Kirche erfuhr, daß sie vermißt wurde, dachte ich zuerst, sie wäre abgehauen. Sie war zwar nicht der Typ dafür, aber ihr Mann kann manchmal ziemlich übel sein. Es tut mir leid, daß sie ermordet wurde, aber, ehrlich gesagt, ich erinnere mich kaum mehr an sie.«

»Was meinen Sie mit ›übel‹?«

Sein Gesichtsausdruck war auf einmal so leer, als wäre ein Visier heruntergeklappt. Er senkte den Blick und kratzte mit dem

Daumennagel an einem Fleck auf der Theke herum. »Das müssen Sie schon mit Nikos selber besprechen. Ich mische mich nicht in anderer Leute Angelegenheiten…«

Ich verstand langsam, was Ryan gemeint hatte. Was jetzt? Jetzt mußte ich visuelle Hilfsmittel zum Einsatz bringen. Ich griff in meine Handtasche und holte das Bild von St. Jacques heraus.

»Haben Sie diesen Mann schon mal gesehen?«

Plevritis beugte sich über die Theke. »Wer ist das?«

»Wohnt hier in der Nachbarschaft.«

Er betrachtete das Gesicht aufmerksam. »Das ist nicht gerade ein Meisterphoto.«

»Es wurde mit einer Videokamera aufgenommen.«

»Das ist der Zapruder-Film auch, aber auf dem kann man wenigstens etwas erkennen.«

Ich wollte schon sagen, daß die Amateuraufnahmen von der Ermordung John F. Kennedys eigentlich ein Acht-Millimeter-Film waren, hielt mich aber zurück. Dann sah ich, wie ein ganz leichtes Zwinkern über seine Augenlider huschte.

»Was ist?«

»Naja…« Er starrte noch einmal auf das Photo.

»Ja?«

»Der Kerl sieht ein bißchen aus wie das Arschgesicht, das mich im Stich gelassen hat. Aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein, weil Sie mich mit Ihren Fragen wieder daran erinnert haben. Verdammt, ich weiß es nicht.« Er warf das Bild vor mich auf die Theke. »Und jetzt muß ich den Laden zusperren.«

»Was meinten Sie damit, daß er Sie im Stich gelassen hat? Und wann war das?«

»Deshalb war ich doch so sauer auf Grace. Erst hört der Bursche, den ich vor ihr eingestellt hatte, von einem Tag auf den anderen auf zu arbeiten. Dann kreuzt Grace eines Tages nicht mehr auf und kurz darauf dieser andere Typ. Er und Grace waren Teilzeitkräfte, aber sie waren die einzigen Hilfen, die ich damals

hatte. Mein Bruder war in den Staaten, und so mußte ich das ganze Jahr die Metzgerei alleine fuhren.«

»Wie hieß der Mann?«

»Fortier, glaube ich. Und der Vorname war… Leo. Leo Fortier. Ich erinnere mich daran, weil einer meiner Cousins auch Leo heißt.«

»Und er hat hier gearbeitet, als auch Grace Damas bei Ihnen war?«

»Ja. Ich habe ihn als Ersatz für den Mann eingestellt, der kurz vor Graces Anstellung gekündigt hatte. Ich dachte mir, daß ich mit zwei Halbtagskräften genauso auskommen könnte wie mit einer Vollzeitkraft. Und wenn eine von beiden mal nicht käme, würde ich wenigstens nur einen halben Tag allein im Laden stehen. Aber dann ließen mich beide fast gleichzeitig im Stich. *Tabernac,* was für eine Katastrophe! Fortier war vielleicht eineinhalb Jahre bei mir gewesen und ist von einem Tag auf den anderen einfach nicht mehr gekommen. Hat mir bis heute noch nicht seinen Schlüssel zurückgegeben. Ich mußte damals praktisch bei Null wieder anfangen. Das möchte ich nicht noch einmal mitmachen.«

»Was können Sie mir über ihn erzählen?«

»Ganz einfach: Nichts. Er sah mein Schild, kam rein und wollte einen Halbtagsjob. Weil ich gerade jemanden zum Fleischschneiden und zum Saubermachen brauchte, stellte ich ihn ein. Er sagte, er habe Erfahrung im Umgang mit Fleisch, und er war auch wirklich ziemlich gut darin. Also habe ich ihn eingestellt. Tagsüber hatte er noch einen anderen Job. Ich fand, daß er in Ordnung war. Stiller Typ. Er hat seine Arbeit getan und nie den Mund aufgemacht. Ich wußte nicht einmal, wo er wohnte.«

»Wie ist er denn mit Grace ausgekommen?«

»Keine Ahnung. Er war immer schon weg, wenn sie kam, und er fing wieder zu arbeiten an, als sie schon wieder zu Hause war. Ich weiß nicht einmal, ob sie sich überhaupt kannten.«

»Und Sie glauben, daß der Mann auf dem Bild aussieht wie Fortier?«

»Oder wie ein anderer Mann mit ziemlichen Haarproblemen.«

»Wissen Sie, wo Fortier jetzt ist?«

Er schüttelte den Kopf

»Sagt Ihnen der Name St. Jacques etwas?«

»Nein.«

»Oder Tanguay?«

»Klingt wie eine Bräunungscreme für Schwule.«

Mein Kopfweh wurde immer schlimmer, und mein Hals tat richtig weh. Ich gab Plevritis meine Karte und ging.

38

Als ich nach Hause kam, wartete vor meiner Tür ein stocksaurer Ryan auf mich. Er schimpfte gleich los.

»Sie wollen einfach nicht auf mich hören, oder? Sie halten sich wohl für einen dieser Indianer, die irgendeinen seltsamen Tanz auffuhren und sich dann für unverwundbar halten, stimmt's?«

Sein Gesicht war ganz rot, und an seiner Schläfe sah ich eine kleine Ader zucken. Ich hielt es für nicht besonders klug, etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen.

»Wessen Wagen haben Sie benützt?«

»Den von meiner Nachbarin.«

»Sie finden das wohl auch noch lustig, Brennan.«

Ich sagte nichts. Das Kopfweh hatte sich vom Hinterkopf bis zur Stirn ausgebreitet, und ein trockener Husten sagte mir, daß mein Immunsystem ungebetene Gäste hatte.

»Gibt es irgend jemanden auf diesem Planeten, der Sie zur Vernunft bringen kann?«

»Wollen Sie nicht reinkommen und einen Kaffee mit mir trinken?«

»Wieso stehlen Sie sich in einem geliehenen Wagen aus der Garage und lassen meine Leute in die Röhre gucken? Die stehen schließlich nicht zum Vergnügen da draußen und passen auf Sie auf, Brennan. Warum haben Sie denn nicht mich angerufen?«

»Das habe ich. Sie waren nicht da.«

»Hätten Sie sich denn nicht zehn Minuten gedulden können?«

»Ich wußte nicht, wo Sie waren und wann Sie zu Hause sein würden. Und außerdem war ich ja nicht lange fort.«

»Sie hätten mir wenigstens eine Nachricht hinterlassen können.«

»Wenn ich gewußt hätte, wie sehr Sie sich aufregen, hätte ich Ihnen einen ganzen Roman auf Ihr Band gesprochen.« Das stimmte zwar nicht, aber ich sagte es trotzdem.

»Wie bitte? Ich rege mich auf?« Ryans Stimme wurde auf einmal eiskalt. »Jetzt hören Sie mir aber mal gut zu: Fünf, vielleicht sogar sieben Frauen wurden von einem Irren in dieser Stadt brutal ermordet und verstümmelt, die letzte vor drei Wochen.« Er zählte seine Argumente an den Fingern ab. »Der Kopf von einer dieser Frauen hat der Mörder Ihnen in den Garten gepflanzt, und außerdem hat er Ihr Bild in seiner Sammlung. Ein Einzelgänger, der Messer und Pornos sammelt, bei Nutten verkehrt und kleine Tiere seziert. Er ist nirgendwo aufzutreiben, aber er ruft gelegentlich bei Ihnen an. Ihre beste Freundin hat er verfolgt, und jetzt ist sie tot. Verscharrt zusammen mit einem Photo von Ihnen und Ihrer Tochter!«

Ein Pärchen, das auf dem Gehsteig vorbei ging, senkte peinlich berührt die Blicke und beschleunigte die Schritte. Sie glaubten offenbar, Zeugen eines Streits zwischen Liebenden zu sein.

»Kommen Sie rein, Ryan. Ich mache uns einen Kaffee.« Meine Stimme klang heiser und das Sprechen fing an, mir weh zu tun.

Er hob aufgebracht die Hand, ließ sie aber gleich wieder sinken. Ich gab meiner Nachbarin den Wagenschlüssel zurück, bedankte mich noch einmal bei ihr und sperrte dann meine eigene Wohnung auf.

»Normal oder koffeinfrei?«

Noch bevor Ryan mir eine Antwort geben konnte, ging sein Piepser los. Das Geräusch erschreckte uns beide gleichermaßen.

»Ich mache mal lieber einen koffeinfreien. Sie wissen ja, wo das Telefon ist.«

Während Ryan sprach, lauschte ich angestrengt und hantierte dabei absichtlich geräuschvoll mit Tassen und Untertellern, damit er glaubte, ich sei mit etwas anderem beschäftigt.

»Ryan.« Pause. »Ja.« Pause. »Tatsächlich?« Lange Pause. »Wann?« Pause. »Okay. Danke. Ich komme sofort.«

Er kam in die Küche und sah mich mit angespanntem Gesicht an. Meine Körpertemperatur, mein Blutdruck und meine Pulsfrequenz erhöhten sich gleichzeitig. Ruhig bleiben, sagte ich mir. Ich goß heißes Wasser auf den Pulverkaffee und zwang meine Hand, dabei nicht zu zittern. Dann wartete ich darauf, daß Ryan etwas sagte.

»Sie haben ihn.«

Ich erstarrte, die Wasserkanne noch immer in der Hand.

»Tanguay?«

Er nickte, während ich die Kanne ganz vorsichtig abstellte. Ich nahm die Milch aus dem Kühlschrank und goß, ebenfalls ganz vorsichtig, einen Schuß davon in meinen Kaffee. Dann hielt ich die Milch Ryan hin, der den Kopf schüttelte. Ich stand auf und trug die Tüte ganz vorsichtig zurück in den Kühlschrank. Dann nahm ich einen Schluck. Okay. Jetzt sprich doch endlich.

»Was ist los?«

»Setzen wir uns erst.«

Wir gingen ins Wohnzimmer.

»Man hat ihn vor etwa zwei Stunden auf dem Highway 417 festgenommen. Er war mit seinem Wagen in östlicher Richtung unterwegs. Ein Streifenwagen von der SQ sah das Nummernschild und hielt ihn an.«

»Ist es Tanguay?«

»Ja. Anhand der Fingerabdrücke einwandfrei identifiziert.«

»War er auf dem Weg nach Montreal?«

»Ganz offenbar.«

»Aus welchem Grund hat man ihn verhaftet?«

»Zunächst einmal wegen Besitzes einer offenen Whiskyflasche beim Führen eines Kraftfahrzeugs. Der Bastard war immerhin so freundlich, eine angebrochene Flasche Jim Beam auf dem Rücksitz zu haben. Außerdem hat man ein paar Pornomagazine bei ihm gefunden. Er glaubt, es geht nur darum, und wir lassen ihn vorläufig noch in dem Glauben.«

»Wo kam er her?«

»Er behauptet, er habe eine Hütte in Gatineau. Angeblich von seinem Vater geerbt. Er war beim Fischen, sagt er. Die Spurensicherung ist schon unterwegs, um die Hütte auf den Kopf zu stellen.«

»Und wo ist Tanguay jetzt?«

»Bei uns im Untersuchungsgefängnis.«

»Fahren Sie hin?«

»Ja«, antwortete Ryan und atmete tief ein. Offenbar erwartete er, daß ich ihm eine Szene machen würde, um mitgenommen zu werden. Aber ich wollte Tanguay gar nicht sehen.

»Okay«, sagte ich. Mein Mund war ganz trocken, und eine tiefe Mattigkeit überfiel mich. War das Entspannung? Die Entspannung, die ich seit Wochen schon nicht mehr gehabt hatte?

»Katy kommt mich besuchen«, sagte ich mit einem nervösen Lachen. »Deshalb bin ich… deshalb war ich heute abend unterwegs.«

»Ihre Tochter?«

Ich nickte.

»Hat sich nicht gerade die beste Zeit ausgesucht.«

»Ich dachte, ich könnte vielleicht etwas herausfinden. Ich hatte… aber das ist ja jetzt nicht mehr wichtig.«

Ein paar Sekunden lang sprach keiner von uns ein Wort.

»Ich bin froh, daß es vorbei ist«, sagte Ryan, und der Ärger war nun gänzlich aus seiner Stimme verschwunden. Er stand auf. »Soll ich nochmal bei Ihnen vorbeikommen, wenn ich mit ihm gesprochen habe? Es könnte allerdings ziemlich spät werden.«

Obwohl ich mich wirklich miserabel fühlte, wußte ich genau, daß ich erst dann würde schlafen können, wenn ich wußte, was Sache war. Wer war dieser Tanguay? Was würde die Polizei in seiner Hütte finden? War Gabby dort gestorben? Oder Grace Damas? Oder hatte er seine Opfer als Leichen dort hingebracht und sie zerstückelt und verpackt?

»Ja, bitte. Kommen Sie vorbei.«

Erst als er schon fort war, fiel mir ein, daß ich ihm noch gar nicht von den Handschuhen erzählt hatte. Ich rief noch einmal bei Pete an. Obwohl Tanguay verhaftet worden war, hatte ich immer noch ein ungutes Gefühl und wollte nicht, daß Katy auch nur in die Nähe von Montreal kam. Vielleicht sollte ich sogar selbst nach Süden fahren.

Diesmal bekam ich Pete an den Apparat. Er erzählte mir, daß Katy vor ein paar Tagen bei ihm losgefahren sei. In Richtung New York. Ihm hatte sie gesagt, ich hätte ihr diese Reise vorgeschlagen, womit sie ja nicht unrecht hatte, und ihre Pläne gutgeheißen, was wiederum nicht so ganz der Wahrheit entsprach. Er wußte nicht so recht, wann sie wo sein wollte. Typisch. Katy war mit Freunden von der Universität unterwegs, die ihre Eltern in Washington beziehungsweise New York besuchten. Katy wollte sich erst die beiden Städte ansehen und dann alleine nach Montreal weiterreisen. Pete fand den Plan ganz in Ordnung und war sich sicher, daß sie mich demnächst anrufen würde.

Ich wollte ihm von Gabby und all den ändern Dingen erzählen, die ich in letzter Zeit durchgemacht hatte, aber ich konnte es nicht. Noch nicht. Gottseidank war ja der Alptraum jetzt vorbei, und außerdem hatte Pete es schon wieder eilig, an seinen Schreibtisch zu kommen. Es täte ihm leid, sagte er, aber er müsse dringend etwas für morgen vorbereiten. Das war nichts Neues für mich.

Weil ich mich sogar zu krank und schwach fühlte, um ein Bad zu nehmen, saß ich stundenlang in eine Decke gehüllt auf dem Sofa, starrte in meinen leeren Kamin und wünschte, ich hätte einen Menschen, der mir eine Suppe kochte, mir über die Stirn strich und mir sagte, daß es mir bald wieder gut gehen würde. Ein paarmal döste ich ein und hatte wirre Träume, während sich mikroskopisch kleine Wesen in meiner Blutbahn vermehrten.

Um viertel nach eins klingelte Ryan an der Tür.

»Mein Gott, Brennan, Sie sehen schrecklich aus.«

»Danke für das Kompliment«, sagte ich und wickelte meine

Decke fester um mich. »Ich glaube, ich kriege eine Erkältung.«

»Dann lassen Sie uns doch lieber morgen miteinander reden.«

»Auf gar keinen Fall.«

Er warf mir einen merkwürdigen Blick zu und folgte mir in die Wohnung, wo er sein Jackett über einen Sessel warf und sich setzte.

»Sein Name ist Jean Pierre Tanguay. Achtundzwanzig Jahre alt. Ein Einheimischer der in Shawinigan aufwuchs. Nie verheiratet, keine Kinder. Er hat eine Schwester, die in Arkansas lebt. Seine Mutter starb, als er neun Jahre alt war. Offenbar hat er sie gehaßt. Der Vater war Stukkateur und hat die beiden Kinder praktisch alleine großgezogen. Er starb bei einem Autounfall, als Tanguay im College war. Das hat ihm anscheinend einen ziemlichen Schlag versetzt. Er brach die Schule ab, wohnte eine Weile bei seiner Schwester und zog dann in den Vereinigten Staaten herum. Und jetzt kommt's: Als er in den Südstaaten war, fühlte er sich auf einmal von Gott berufen. Er wollte Jesuit werden, schaffte aber nicht die Aufnahmeprüfung. Anscheinend sprach man ihm die Eignung zum Priester ab. Jedenfalls tauchte er 1988 wieder in Quebec auf und schaffte es, daß er im Bishops College wieder aufgenommen wurde. Eineinhalb Jahre später machte er dort seinen Abschluß.«

»Dann war er also seit 88 hier in der Gegend?«

»Ja.«

»Damit wäre er etwa zu der Zeit hier angekommen, als Pitre und Gautier ermordet wurden.«

Ryan nickte. »Und seitdem ist er nicht mehr weg gewesen.«

Ich mußte schlucken, bevor ich meine nächste Frage stellen konnte.

»Wie hat er das mit den Tieren erklärt?«

»Damit, daß er Biologielehrer ist und Sammlungen für seinen Unterricht herstellt. Er kocht die Kadaver aus und setzt die Knochen zu Modellen zusammen. Das stimmt. Wir haben es nachgeprüft.«

»Das würde die vielen Anatomiebücher erklären.«

»Möglicherweise.«

»Und wo hat er die Tiere her?«

»Von der Straße. Sie wurden überfahren.«

»Mein Gott, dann hatte Bertrand ja recht.« Ich konnte mir Tanguay direkt vorstellen, wie er nachts herumschlich, tote Tiere von den Straßen klaubte und sie in Plastiksäcken nach Hause schleppte.

»Hat er jemals in einer Metzgerei gearbeitet?«

»Das hat er nicht gesagt. Warum?«

»Was hat Claudel bei seinen Arbeitskollegen in Erfahrung bringen können?«

»Nichts, was wir nicht ohnehin schon wußten. Er ist ein Einzelgänger, unterrichtet seine Schüler und verschwindet. Keiner seiner Kollegen konnte viel über ihn erzählen. Allerdings ist niemand besonders auskunftsfreudig, wenn er spät in der Nacht aus dem Bett geklingelt wird.«

»Mathieus Großmutter hat Tanguay eigentlich ganz richtig eingeschätzt.«

»Seine Schwester sagt, daß er nie viel Kontakt mit anderen Menschen gehabt hat. Aber sie ist neun Jahre älter als er und kann sich nicht mehr gut erinnern, wie er als Kind war. Aber eine interessante Information hatte sie dennoch für uns.«

»Ja?«

Ryan lächelte. »Tanguay ist impotent.«

»Hat die Schwester das von sich aus erzählt?«

»Sie dachte, damit seine Menschenscheu erklären zu können. Die Schwester hält ihn für harmlos und glaubt, daß er lediglich an zu geringer Selbstachtung leidet. Sie ist ein Fan von Selbsthilfebüchern. Hat den ganzen Psychojargon drauf.«

Ich gab keine Antwort. Vor meinem geistigen Auge sah ich Zeilen aus zwei Autopsieberichten.

»Das mit der Impotenz erklärt vielleicht, daß wir bei Adkins

und Morisette-Champoux kein Sperma gefunden haben.«

»Bingo.«

»Und wie wurde er impotent?«

»Ein Geburtsfehler und eine Sportverletzung sind daran schuld. Er wurde mit einem Hoden geboren, und den anderen hat er bei einem Footballspiel verloren. Einer der anderen Spieler hatte einen Kugelschreiber im Trikot, und den bekam Tanguay bei einem Tackling in sein Ei gespießt. *Voilà,* und schon war es mit seiner Zeugungsfähigkeit vorbei.«

»Und deshalb lebt er jetzt wie ein Einsiedler.«

»Hey, vielleicht hat Schwesterchen gar nicht so unrecht.«

»Vielleicht erklärt das auch seine schwache Wirkung auf Frauen«, sagte ich und dachte an Jewels und Julies Kommentare.

»Ebenso wie auf alle anderen Leute.«

»Ist es nicht merkwürdig, daß er ausgerechnet Lehrer geworden ist?« fragte Ryan. »Warum hat er einen Beruf gewählt, bei dem er es ständig mit vielen Menschen zu tun hat? Wenn man sich wirklich minderwertig fühlt, dann sucht man sich doch eher einen Job, bei dem man alleine ist. So was wie Programmierer oder Laborant.«

»Ich bin zwar keine Psychologin, aber ich könnte mir vorstellen, daß der Lehrerberuf genau das Richtige für ihn ist. Dabei hat er es schließlich nicht mit Gleichberechtigten zu tun, sondern mit Kindern, denen er Befehle erteilen kann. Das Klassenzimmer ist für ihn eine Art kleines Königreich, in dem er die Macht hat. Die Schüler müssen tun, was er sagt, und dürfen sich nicht über ihn lustig machen.«

»Zumindest nicht, wenn er es mitbekommt.«

»Diese Machtausübung tagsüber könnte für ihn das perfekte Gegengewicht zu seinen perversen nächtlichen Phantasien sein. Und darüber hinaus hat er vielleicht sogar Gelegenheit zum Voyeurismus und zu körperlichem Kontakt mit den Schülerinnen«, gab ich zu bedenken.

»Stimmt.«

Wir saßen eine Weile schweigend nebeneinander, während Ryans Augen so unruhig durch mein Wohnzimmer glitten wie am Samstag durch Tanguays Wohnung. Er sah erschöpft aus.

»Ich schätze, der Personenschutz für mich ist jetzt wohl nicht mehr nötig«, sagte ich.

»Stimmt«, sagte er und stand auf.

Ich brachte ihn zur Tür.

»Was haben Sie für einen Eindruck von ihm, Ryan?«

Er ließ sich Zeit mit seiner Antwort und wählte seine Worte sorgfältig.

»Er behauptet, daß er so unschuldig sei wie ein neugeborenes Lamm. Aber er ist furchtbar nervös, und deshalb glaube ich, daß er etwas zu verbergen hat. Morgen wissen wir, was es mit seiner Hütte draußen auf dem Land auf sich hat. Wenn wir ihn damit und mit allem anderen konfrontieren, was wir gegen ihn in der Hand haben, wird er zusammenbrechen und gestehen.«

Als Ryan gegangen war, nahm ich eine hohe Dosis Erkältungsmittel und schlief zum ersten Mal seit Wochen tief und fest. Wenn ich etwas träumte, so erinnere ich mich nicht mehr daran.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich besser, aber noch nicht gut genug, um ins Labor zu gehen. Allerdings hätte ich auch bei voller Gesundheit an diesem Tag nicht gearbeitet. Außer Birdie wollte ich niemanden sehen.

Um mich abzulenken, las ich Seminararbeiten meiner Studenten und erledigte meine seit Wochen vernachlässigte Korrespondenz. Ryan rief gegen ein Uhr an, als ich gerade Wäsche aus dem Trockner nahm. Der Klang seiner Stimme verriet mir, daß die Dinge nicht zum besten standen.

»Die Spurensicherung hat Tanguays Hütte auf den Kopf gestellt und überhaupt nichts gefunden. Keine Messer, keine Schußwaffen. Kein Schmuck, keine Kleidung, keine Schädel oder andere Körperteile. Nur ein totes Eichhörnchen in der

Tiefkühltruhe. Das war's. Der Rest ist Schweigen.«

»Irgendwelche Anzeichen dafür, daß er etwas vergraben hat?«

»Keine.«

»Gibt es einen Keller oder Werkzeugschuppen, wo er Sägen oder alte Messer hat?«

»Rechen, Harken, Holzkisten, eine alte Kettensäge, ein kaputter Schubkarren. Ganz normale Gartengeräte. Und genügend Spinnen, um einen kleinen Planeten damit zu besiedeln. Gilbert ist völlig mit den Nerven fertig.«

»Was hat das Luminol ergeben?« fragte ich deprimiert.

»Nichts.«

»Zeitungsausschnitte?«

»Nein.«

»Gibt es irgend etwas, das die Hütte mit der Wohnung in der Rue Berger in Verbindung bringt?«

»Nein.«

»Mit St. Jacques?«

»Nein.«

»Mit Gabby?«

»Nein.«

»Mit *irgendeinem* der Opfer?«

Ryan gab keine Antwort.

»Was meinen Sie, was er dort draußen macht?«

»Fischen und über seine verlorenen Eier nachdenken.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Jetzt werden Bertrand und ich erst mal ein langes Gespräch mit Monsieur Tanguay fuhren. Es ist Zeit, ihn mit ein paar Namen zu konfrontieren und ihm Feuer unter dem Arsch zu machen. Ich glaube immer noch, daß er gestehen wird.«

»Ergibt das alles einen Sinn für Sie?«

»Vielleicht. Möglicherweise ist Bertrands Idee doch nicht so schlecht und Tanguay ist wirklich eine von diesen gespaltenen

Persönlichkeiten. Ein Teil von ihm ist der Biologielehrer, der ein ordentliches Leben führt, zum Angeln geht und Tierskelette für seine Studenten präpariert, der andere fühlt sich sexuell minderwertig und findet deshalb seine Befriedigung darin, daß er Frauen verfolgt, sie zu Tode prügelt und verstümmelt. Vielleicht hält er die beiden Persönlichkeiten streng getrennt und hat deshalb noch irgendwo einen Unterschlupf, wo seine perverse Hälfte ihren Phantasien nachgehen kann. Vielleicht weiß Tanguay nicht einmal, daß er verrückt ist.«

»Nicht schlecht. Mr. Peepers und Mr. Creeper.«

»Wer?«

»Ach, das sind bloß Figuren aus einer alten Fernsehserie.« Ich erzählte Ryan, was Lacroix und ich über die Handschuhe herausgefunden hatten.

»Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?«

»Weil ich Sie nie erreicht habe, Ryan.«

»Das bedeutet, daß die Wohnung in der Rue Berger doch etwas mit den Morden zu tun hat.«

»Natürlich. Wieso glauben Sie, daß wir dort keine Fingerabdrücke gefunden haben?«

»Verdammt, Brennan, ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Vielleicht ist dieser Tanguay noch viel durchtriebener als wir dachten. Aber Claudel hat schon etwas gegen ihn in der Hand, falls Ihnen das ein Trost sein sollte.«

»Was denn?«

»Das soll er Ihnen selbst sagen. Ich muß jetzt los.«

»Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Ich beendete meine Korrespondenz und beschloß, die Briefe zur Post zu bringen. Dann sah ich in meinen Kühlschrank. Die Koteletts und das Rindfleisch waren nichts für Katy. Lächelnd erinnerte ich mich an den Tag, an dem sie verkündet hatte, daß sie von nun an kein Fleisch mehr essen wolle. Damals hatte ich meiner vierzehnjährigen Vegetarierin gerade mal drei Monate gegeben. Mittlerweile waren fünf Jahre daraus geworden.

Weil mein Halsweh wieder da war, beschloß ich, noch am Fitneß-Studio vorbeizufahren. Ich würde den Bazillen mit körperlicher Anstrengung und einem Besuch im Dampfbad das Leben zur Hölle machen. Mal sehen, wer eher schlappmachte – ich oder diese kleinen Mistkerle.

Daß der Sport doch keine so gute Idee war, merkte ich, als mir nach zehn Minuten auf der Treppensteigmaschine die Beine zitterten und der Schweiß aus allen Poren lief. Ich war so schwach, daß ich aufhören mußte.

Auch das Dampfbad hatte keine besonders positive Wirkung: Es linderte zwar die Halsschmerzen und das Kopfweh, aber als ich inmitten des heißen Dampfes saß, brauchte mein Gehirn etwas, womit es sich beschäftigen konnte. Tanguay. Ich ging noch einmal alles durch, was Ryan mir gesagt hatte, ebenso wie Bertrands Theorie, J. S.s Voraussagen und das, was ich selbst über ihn wußte. Während meine Gedanken immer schneller durch den Dampf schwirrten, fiel mir auf einmal etwas ein. Die Handschuhe. Warum hatte ich ihre Bedeutung bisher verdrängt?

Hatte Tanguays körperliches Handicap ihn wirklich in gewalttätige sexuelle Phantasien getrieben? War er wirklich ein Mann, der unbedingt Gewalt über Frauen ausüben mußte? War das Töten für ihn die höchste Form dieser Gewaltausübung? *Ich kann dich bloß anschauen, aber ich kann dir auch wehtun oder dich sogar töten.* Hat er seine Tötungsphantasien an Tieren ausgelebt? Oder mit Julie? Aber warum mußte er dann noch wirklich morden? Oder hielt er mit diesen Aktionen seine Gewalttätigkeit im Zaum, bis sie schließlich so übermächtig wurde, daß er ihr nachgeben mußte? War Tanguay ein Opfer seiner Mutter geworden, die ihn in jungen Jahren verlassen hatte? Oder seiner Behinderung? Hatte er ein defektes Chromosom? Oder war es noch etwas ganz anderes?

Warum hatte er Gabby umgebracht? Sie paßte nicht ins Muster. Er kannte sie, und sie war eine der wenigen Frauen, die mit ihm sprechen wollten. Eine Welle des Schmerzes durchlief mich.

Doch. Gabby paßte ins Muster, denn in dieses Muster gehörte auch ich. Ich hatte Grace Damas gefunden, ich hatte Isabelle Gagnon identifiziert. Ich war ihm in die Quere gekommen und hatte seine Autorität in Frage gestellt. Und damit auch seine Männlichkeit. Indem er Gabby umgebracht hatte, hatte er seiner Wut auf mich Luft gemacht und seine Macht wiederhergestellt. Was hatte er als nächstes vor? Bedeutete das Bild, das wir bei Gabby gefunden hatten, daß jetzt meine Tochter an der Reihe war?

Ein Lehrer, der gleichzeitig ein Mörder war. Ein Fischliebhaber, der Frauen zerstückelte. Meine Gedanken begannen abzudriften. Ich schloß die Augen und spürte die Hitze, die hinter meinen Lidern gefangen war. Kräftige Farben glitten vorbei wie Goldfische in einem Teich.

Ein Lehrer. Biologie. Angeln.

Und wieder das Gefühl, einen Gedanken in greifbarer Nähe zu haben. Aber welchen? Nun mach schon. Was? Ein Lehrer. Genau. Ein Lehrer. Seit 1991. St. Isidor. Ja, ja. Das wissen wir doch längst.

Was weiter? Mein Kopf war viel zu schwer, um zu denken. Aber dann.

Die Photo-CD. Ich hatte sie völlig vergessen. Ich nahm mein Handtuch und verließ das Dampfbad. Vielleicht würde ich auf der CD etwas finden, was mir bisher entgangen war.

39

Ich schwitzte immer noch und fühlte mich schwächer als vor dem Dampfbad. Das mit dem Fitneß-Studio war wirklich dumm von dir, Brennan. Die Mikroben werden die Schlacht gewinnen. Und fahr nicht so schnell, sonst hält dich noch einer an. Fahr heim. Schau dir die Photo-CD an. Irgend etwas muß da drauf sein.

Ich jagte die Rue Sherbrooke entlang, fuhr um den Block und hinein in die Tiefgarage. Die Tür neben der Einfahrt gab wieder Alarm. Verdammt noch mal, wieso konnte Winston sie nicht endlich in Ordnung bringen? Ich stellte den Wagen ab und eilte zu meiner Wohnung. Ich mußte so schnell wie möglich an den Computer.

Neben meiner Tür stand ein schwarzer Rucksack am Boden.

»Was soll denn das?«

Ich besah mir den Rucksack. Er war aus Leder. Ein Geschenk von Max Ferranti. An meine Tochter Katy. Warum lag dieser Rucksack vor meiner Tür?

Mein Herz schien in der Brust zu gefrieren.

Katy!

Ich öffnete die Tür einen Spalt und rief ihren Namen. Keine Antwort. Dann tippte ich den Sicherheitscode der Alarmanlage ein und rief noch einmal. Stille.

Ich rannte von Zimmer zu Zimmer und suchte nach ihr, aber ich wußte, daß ich sie nicht finden würde. Katy hatte einen Schlüssel, aber hatte sie ihn auch mitgebracht? Wohl nicht, denn wieso hätte sie dann ihren Rucksack draußen stehen lassen? Wahrscheinlich war sie hierhergekommen, und als ich nicht da war, hatte sie ihren Rucksack vor meiner Wohnungstür abgestellt und war woanders hingegangen.

Ich stand im Schlafzimmer, ein zitterndes Opfer meiner Viren und meiner Angst. Denk nach, Brennan! Denk nach! Ich versuchte es, aber es war nicht leicht.

Also. Katy kommt hier an und kann nicht in meine Wohnung. Also stellt sie den Rucksack ab und geht einen Kaffee trinken oder auf einen Schaufensterbummel. Vielleicht sucht sie auch ein Telefon und ruft jeden Augenblick hier an.

Aber wenn Katy keinen Schlüssel hatte, wie war sie dann durch die Eingangstür in den Hausflur gekommen? Durch die Garage! Sie mußte die Fußgängertür genommen haben, die nicht richtig schloß.

Das Telefon!

Ich rannte ins Wohnzimmer. Keine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Konnte Tanguay sie in seiner Gewalt haben?

Das war unmöglich. Er saß doch im Gefängnis.

Der Lehrer sitzt im Gefängnis. Aber vielleicht ist er gar nicht der Richtige. Oder ist er es doch? War er es, der die Wohnung in der Rue Berger angemietet hat? War er es, der den Handschuh und Katys Bild in Gabbys Grab gelegt hat?

Die Angst schickte einen Schwall von Übelkeit meine Speiseröhre hinauf. Ich schluckte schwer, was meinem entzündeten Hals gar nicht gefiel.

Du mußt das überprüfen, Brennan. Vielleicht hatte er ja Ferien, als die Morde geschahen.

Ich fuhr meinen Computer hoch. Meine Hände zitterten so stark, daß die Finger kaum die richtigen Tasten fanden. Nachdem ich mit einiger Mühe meine Tabelle geladen hatte, starrte ich auf die Zahlen und Daten.

Francine Morisette-Champoux wurde im Januar ermordet. Sie starb an einem Donnerstag um zehn Uhr vormittags.

Isabelle Gagnon verschwand an einem Freitag im April, zwischen ein Uhr und vier Uhr nachmittags, und Chantale Trottier an einem Nachmittag im Oktober. Sie wurde zuletzt in ihrer Schule in der Innenstadt gesehen, Meilen entfernt von West

Island, wo Tanguay unterrichtete.

Sie alle waren an einem Wochentag verschwunden oder gestorben, und zwar während der regulären Schulstunden. Nur Trottier war möglicherweise nach der Schulzeit entführt worden.

Ich griff zum Telefon. Ryan war nicht da. Mein Kopf fühlte sich an wie Blei, und meine Gedanken bewegten sich wie in Zeitlupe.

Ich versuchte es bei einer anderen Nummer.

»Claudel.«

»Monsieur Claudel, hier spricht Dr. Brennan.«

Er gab keine Antwort.

»Wo ist die Schule St. Isidor?«

Er zögerte so lange, daß ich schon glaubte, er würde überhaupt nicht mehr mit mir sprechen.

»In Beaconsfield.«

»Und wie lange braucht man von dort in die Innenstadt? Dreißig Minuten?«

»Aber nur, wenn wenig Verkehr ist.«

»Wissen Sie, wann dort der Unterricht stattfindet?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Würden Sie mir bitte freundlicherweise eine Antwort geben? Kennen Sie den Stundenplan?« Ich war kurz davor durchzudrehen. Offenbar hörte man das meiner Stimme auch an.

»Ich kann mich ja mal erkundigen.«

»Dann finden Sie bitte auch heraus, ob Tanguay an den Tagen, an denen Morisette-Champoux und Gagnon getötet wurden, gefehlt hat oder krankgeschrieben war. Die Schule hat doch bestimmt Unterlagen darüber, schließlich hätte man ja einen Ersatz für ihn organisieren müssen. Möglich wäre allerdings auch, daß die ganze Schule an den Tagen aus irgendeinem Grund geschlossen hatte.«

»Ich fahre morgen sowieso wieder raus, da–«

»Nein, jetzt! Ich brauche die Informationen sofort!« Ich war

nur noch Millimeter von einem hysterischen Anfall entfernt. Beim kleinsten Anlaß würde ich explodieren.

Ich konnte fast hören, wie Claudel die Zähne zusammenbiß. Nur zu, Claudel. Leg auf, und ich mache dich fertig.

»Ich rufe Sie zurück.«

Ich hockte am Bettrand und starrte stumpfsinnig auf die Staubkörnchen, die in einem Sonnenstrahl durch die Luft tanzten.

Los, auf. Beweg dich.

Ich ging ins Badezimmer und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Dann holte ich eine quadratische Plastikhülle aus meiner Aktentasche und begab mich wieder an meinen Computer. Das Etikett wies die Photo-CD als »Rue Berger, 25.06.94« aus. Ich öffnete die Hülle, nahm die CD heraus und legte sie ins Laufwerk.

Dann rief ich ein Bildbetrachtungsprogramm auf und klickte die Menüpunkte *Album* und *Öffnen* an. Nachdem ich die einzige auf der CD verfügbare Datei mit dem Namen *Berger.abm* mit einem Doppelklick angewählt hatte, sah ich in Dreierreihen untereinander kleine Bilder vor mir, die jedes eine Aufnahme aus St. Jacques' Wohnung repräsentierten. Eine Zeile am unteren Rand des Bildschirms klärte mich auf, daß das Album insgesamt einhundertzwanzig Photos enthielt.

Ich klickte auf das erste Bild und vergrößerte es. Es zeigte, ebenso wie das zweite und dritte Bild, die aus verschiedenen Blickwinkeln aufgenommene Rue Berger. Auf den nächsten Photos war das Wohnhaus von vorne und von hinten zu sehen, und ab Bild zwölf kamen die Aufnahmen aus dem Inneren der Wohnung. Ich sah sie eine nach der anderen durch und konzentrierte mich auf jedes noch so kleine Detail. Meine Kopfschmerzen wurden immer übler, und meine Schulter- und Nackenmuskeln waren so straff gespannt wie Drahtseile. Ich hatte das Gefühl, wieder in St. Jacques' Unterschlupf zu sein. Ich spürte die erstickende Hitze und meine Angst und roch den Geruch nach Schmutz und Verfall.

Ich suchte und suchte und wußte nicht so recht, nach was. Auf

den Bildern war alles festgehalten, von den Nacktphotos aus dem *Hustler* über die Zeitungsausschnitte bis hin zum Stadtplan mit den Kreuzen drauf. Dazu die Kellertreppe, die verschmutzte Toilette und die fettglänzende Küchentheke mit dem Plastikbecher vom Burger King und der Schale mit den Dosenspaghetti.

Bei diesem Stilleben hielt ich inne und betrachtete es genauer. Es war Bild Nummer einhundertzwei. Es zeigte eine schmutzige Plastikschale mit roter Soße und dünnen, weißen Nudeln. Auf einer davon saß eine Fliege, die die Vorderbeine wie zum Gebet gefaltet hatte. Daneben ragte ein orangefarbener Klotz aus der Nudelpampe. Ein Stück Käse.

Blinzelnd rückte ich näher an den Bildschirm heran. Da. Was war das auf dem Käsestück? Das durfte doch nicht wahr sein! Mein Herz schlug auf einmal rasend schnell. So viel Glück war fast zu viel des Guten.

Ich klickte mit der Maus in das Bild und zog damit ein Rechteck um den orangen Klumpen. Die so markierte Stelle vergrößerte sich immer mehr, bis sie das achtfache ihrer ursprünglichen Ausmaße hatte. Der blasse Kreisbogen, den ich auf dem Stück Käse gesehen hatte, war jetzt eine geschwungene, mehrfach unterbrochene Linie.

»Großer Gott!«

Im Bildbearbeitungsmenü veränderte ich die Helligkeit und den Kontrast und manipulierte den Farbton und die Farbsättigung. Dann kehrte ich das Bild vom Positiv ins Negativ und verwendete einen Filter, der die Kanten schärfte.

Schließlich lehnte ich mich zurück, holte tief Luft und betrachtete das Ergebnis meiner Arbeit. Es war tatsächlich das, wofür ich es gehalten hatte.

Mit zitternden Fingern griff ich zum Telefon.

Eine Nachricht vom Band sagte mir, daß Dr. Bergeron noch immer im Urlaub sei. Ich war also auf mich allein angewesen.

Kurz ging ich meine Möglichkeiten durch und beschloß, einen

Versuch zu wagen. Schließlich hatte ich Bergeron schon mehrmals bei der Arbeit zugesehen. Ich mußte einfach Gewißheit haben.

Ich griff zum Telefonbuch und suchte eine Nummer heraus.

»Centre de Détention Rue Parthenais.«

»Hier spricht Tempe Brennan. Ist Andrew Ryan bei Ihnen? Er müßte bei einem Gefangenen namens Tanguay sein.«

»Un instant. Gardez la ligne.«

Im Hintergrund hörte ich Stimmen. Nun macht schon.

»Il n'est pas ici.«

Verdammt. Ich sah auf die Uhr. »Ist dann vielleicht Jean Bertrand da?«

»Oui. Eine Sekunde, bitte.«

Wieder hörte ich Stimmen im Hintergrund. Dann ein Knacken.

»Bertrand.«

Ich sagte ihm, was ich gefunden hatte.

»Ist ja irre. Was hat denn Bergeron dazu gesagt?«

»Der ist noch bis nächsten Montag im Urlaub.«

»Schön für ihn. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Suchen Sie sich ein Stück Styropor und lassen Sie Tanguay draufbeißen. Stecken Sie es ihm nicht zu weit in den Mund, ich brauche nur die vorderen sechs Schneidezähne. Dann drehen Sie es um und lassen ihn nochmal draufbeißen, damit wir Ober- und Unterkiefer nebeneinander haben. Dann bringen Sie das Styropor bitte so schnell wie möglich nach unten zu Marc Dallair in der Photoabteilung. Haben Sie verstanden?«

»Ja. Ja. Und wie bringe ich Tanguay dazu, daß er mitspielt?«

»Das ist Ihr Problem. Lassen Sie sich etwas einfallen. Wenn er wirklich unschuldig ist, müßte er eigentlich gerne auf den Vorschlag eingehen.«

»Und wo soll ich um zwanzig vor fünf ein- Stück Styropor herbekommen?«

»Wie soll ich das wissen, Bertrand? Gehen Sie zu McDonald's und kaufen Sie sich einen Big Mac. Aber machen Sie schnell. Ich muß jetzt auflegen, damit ich Dallair noch erwische, bevor er nach Hause geht.«

Als ich anrief, kam Dallair gerade aus dem Aufzug, und der Pförtner in der Lobby holte ihn ans Telefon.

»Sie müssen mir einen Gefallen tun.«

»Oui.«

»Innerhalb der nächsten Stunde bringt Ihnen Jean Bertrand zwei Beißproben in Ihr Büro. Könnten Sie mir davon eine Aufnahme machen und sie so schnell wie möglich als TIFF-Datei übers Internet in meine Mailbox schicken?«

Es folgte eine längere Pause, während der ich mir vorstellte, wie Dallair auf die große Uhr in der Eingangshalle schaute.

»Hat das etwas mit Tanguay zu tun?«

»Ja.«

»Okay. Ich warte, bis Bertrand kommt.«

»Beleuchten Sie das Styropor so, daß die Bißmarken gut sichtbar sind. Und legen Sie ein Lineal oder so was daneben, damit ich einen Größenvergleich habe. Am liebsten wäre es mir, wenn das Bild im Maßstab eins zu eins wäre.«

»Das ist kein Problem.«

»Super.« Ich gab ihm meine E-Mail-Adresse und bat ihn, mich anzurufen, sobald er die Datei verschickt hatte.

Dann wartete ich. Die Sekunden vergingen quälend langsam. Kein Anruf. Keine Katy. Ich konnte hören, wie der Sekundenzeiger an der Wanduhr weiterwanderte. Klick, Klick, Klick.

Als das Telefon läutete, hob ich sofort nach dem ersten Klingeln ab.

»Dallair.«

»Ja.« Ich schluckte, was einen brennenden Schmerz in meinem Hals verursachte.

»Vor etwa fünf Minuten habe ich Ihre Datei losgeschickt. Sie trägt den Namen *Tang.tif*. Sie ist komprimiert. Ich bleibe noch so lange im Büro, bis Sie sie auf ihrem Bildschirm haben. Sollte es Probleme geben, schicke ich sie ein zweites Mal. Wenn alles okay ist, antworten Sie einfach per E-Mail. Viel Glück.«

Ich dankte ihm und legte auf. Sofort loggte ich mich in meine Mailbox auf dem Universitätscomputer ein, wo mich der blinkende Hinweis *Sie haben neue Nachrichten in Ihrer Mailbox* erwartete. Ich ignorierte die restlichen E-Mails und lud mir sofort die Datei herunter, die Dallair mir geschickt hatte. Als ich sie dekomprimiert hatte, sah ich das Bild zweier Gebißabdrücke auf meinem Bildschirm, bei denen jeder einzelne Zahn deutlich erkennbar war. Darunter war ein Lineal zu sehen. Ich schickte Dallair eine Rückmeldung und beendete die Verbindung zum Rechner der Universität.

Dann lud ich die Datei *tang.tif* in mein Bildbearbeitungsprogramm und plazierte sie neben dem Bild der Bißmarke auf dem Stück Käse. Ich wandelte beide Bilder in ein RGB-Format um und glich auf dem Bild, das Dallair mir geschickt hatte, Kontrast und Farbsättigung dem von mir bearbeiteten Photo aus der Rue Berger an.

Für den Vergleich, den ich machen wollte, mußten beide Bißmarken genau gleich groß sein. Ich holte eine Lupe mit Fadenzähler aus einer Schublade meines Schreibtisches und betrachtete damit auf dem Bildschirm das Lineal, das Dallair mitphotographiert hatte. Die Striche darauf waren genau einen Millimeter auseinander. Sehr gut. Das Photo war im Maßstab eins zu eins.

Auf dem Bild aus der Rue Berger war natürlich kein Maßstab. Was nun?

Ich verkleinerte das Bild aus der Rue Berger wieder, bis es bildschirmfüllende Größe hatte und suchte nach einem passenden Gegenstand. Direkt neben der Schale mit den Nudeln stand der Plastikbecher von Burger King, auf dem das Firmenlogo klar und deutlich zu erkennen war. Wunderbar.

Ich rannte in die Küche und hoffte, daß das, was ich suchte, noch immer da war. Ich ging in die Hocke und wühlte so lange im Abfalleimer unter der Spüle herum, bis ich den Becher fand, den ich tags zuvor bei Burger King gekauft hatte.

Der Becher war voller Kaffeesatz, so daß ich ihn erst einmal abwaschen mußte. Als ich wieder vor meinem Computer saß, maß ich mit zitternden Händen das große B auf dem Logo aus. Laut Fadenzähler war es genau vier Millimeter breit.

Als nächstes rief ich den Menüpunkt *Größe ändern* in meinem Bildbearbeitungsprogramm auf und klickte mit der Maus an den linken Rand des B in dem Bild aus der Rue Berger. Ich hielt die Maustaste gedrückt, fuhr mit dem Cursor an den rechten Rand des Buchstabens und klickte noch einmal. Nachdem ich so meine Kalibrierungspunkte ausgewählt hatte, teilte ich dem Programm mit, es solle das ganze Bild so groß machen, bis die Entfernung zwischen den beiden Punkten genau vier Millimeter betragen würde. Als das geschehen war, stellte ich das Photo wieder so ein, daß es nur den Ausschnitt mit den Bißspuren zeigte.

Die beiden Bilder lagen jetzt im Maßstab eins zu eins nebeneinander. Tanguays Abdrücke zeigten den kompletten Ober- und Unterkiefer mit jeweils acht Zähnen auf jeder Seite einer gedachten Mittellinie.

Auf dem Käse hingegen waren nur fünf Zähne zu sehen, außerdem waren die Abdrücke verwischt. Vermutlich hatte der Besitzer des Gebisses gerade von dem Käse abgebissen, als wir die Wohnungstür aufsperrten, und den Rest achtlos auf die Nudeln geworfen. Ich sah mir die Bißspuren genauer an und war sicher, daß sie von einem Oberkiefer stammen mußten. Ich sah zwei längliche Vertiefungen, die vermutlich von den vorderen Schneidezähnen stammten. Links und rechts daneben waren zwei ähnliche, aber kürzere Abdrücke, und am linken Rand des Bogens erkannte ich noch eine kleinere, fast runde Vertiefung, die möglicherweise von einem Eckzahn stammte.

Ich wischte die verschwitzten Handflächen an meinem T-Shirt ab, streckte mich und atmete tief durch.

Okay. Dann wollen wir die beiden Bilder einmal ausrichten.

Ich wählte den Menüpunkt *Bild drehen* und rotierte die Aufnahme von Tanguays Zahnbild millimeterweise im Uhrzeigersinn, bis die Abdrücke seines Oberkiefers in etwa in demselben Winkel standen wie die auf dem Stück Käse. In meiner Aufregung mußte ich das Bild mehrmals vor- und zurückrotieren, aber nach einer halben Ewigkeit war ich schließlich mit der Lage der Bilder zufrieden.

Nun importierte ich Dallairs Bild als neue Ebene in die Aufnahme aus der Rue Berger. Ich wies ihr eine Transparenz von fünfzig Prozent zu, so daß ich darunter das Bild des Käses noch sehen konnte. Das jetzt milchig durchscheinende Bild von Tanguays Bißspuren bewegte ich so lange, bis die Schneidezähne darauf genau über den Schneidezähnen der unteren Aufnahme lagen.

Großer Gott. Schon auf den ersten Blick sah ich, daß die Zahnabdrücke nicht von ein und derselben Person stammen konnten. Ich konnte das obere Bild drehen und verschieben wie ich wollte, die Bißmarken darauf paßten einfach nicht zu denen auf dem Photo darunter. Tanguays Kiefer war viel schmaler als der, der von dem Käse abgebissen hatte.

Außerdem war an dem Abdruck aus der Rue Berger eine Unregelmäßigkeit am rechten vorderen Schneidezahn zu sehen, so daß ich vermutete, daß vielleicht ein Stück davon abgebrochen war. Der Zahn gleich daneben hatte eine Schiefstellung von etwa dreißig Grad, die bei dem korrespondierenden Zahn auf Tanguays Abdruck völlig fehlte.

Tanguay hatte garantiert nicht von dem Käse in der Rue Berger abgebissen.

40

Wer auch immer in der Rue Berger seinen Unterschlupf hatte, mußte Gabbys Mörder sein. Das jedenfalls legten die beiden gleichen Latexhandschuhe nahe. Und dieser Mann war höchstwahrscheinlich nicht Tanguay. Seine Zähne hatten nicht von dem Käse abgebissen. Also konnte Tanguay nicht St. Jacques sein.

»Wer, zum Teufel, bist du?« fragte ich mit heiserer Stimme in die Stille meiner Wohnung hinein. Meine Angst um Katy wurde immer stärker. Warum hatte sie nicht angerufen?

Ich versuchte, Ryan zu Hause zu erreichen. Es ging niemand ran. Ich rief bei Bertrand an. Der war nicht mehr im Büro. Ich versuchte es im Raum der Sonderkommission. Auch hier war niemand mehr. Ich ging in den Garten und schaute durch den Zaun hinüber zur Pizzeria auf der anderen Straßenseite. Der Streifenwagen war verschwunden. Ich war auf mich allein gestellt.

Ich ging die Möglichkeiten durch, die ich hatte. Was konnte ich tun? Nicht viel. Ich mußte hier sein, wenn Katy zurückkam. *Falls* sie überhaupt zurückkam.

Ich sah auf die Uhr. Es war zehn nach sieben. Die Akten. Ich mußte die Akten noch einmal durchsehen. Was sonst konnte ich hier unternehmen? Meine Wohnung kam mir auf einmal wie ein Gefängnis vor.

Ich zog mich um und ging in die Küche. Obwohl mein Kopfweh immer schlimmer wurde, nahm ich keine Tabletten. Ich war auch ohne Schmerzmittel schon benommen genug. Statt dessen beschloß ich, die Bazillen mit Vitamin C zu bekämpfen. Ich nahm eine Dose mit gefrorenem Orangensaftkonzentrat aus der Tiefkühltruhe und suchte den Öffner. Wo war das verdammte

Ding bloß? Ich hatte jetzt nicht die Geduld, ihn zu suchen, nahm ein Steakmesser und säbelte damit den Pappdeckel an der Seite der Dose auf, bis ich den Metalldeckel abnehmen konnte. Ich warf das gefrorene Konzentrat in einen Krug, goß Wasser darauf und rührte um. Kurze Zeit später saß ich, in eine Decke gehüllt, auf der Couch, sah dem Orangensaft beim Auftauen zu und zupfte nervös an meinen Augenbrauen herum.

Dann nahm ich mir die Damas-Akte vor. Ich ging alle Namen, Orte und Daten, die ich schon mehrmals gelesen hatte, noch einmal durch. Das Monastère St. Bernard. Nikos Damas. Pater Poirier.

Bertrand hatte Erkundigungen über Poirier eingeholt, und obwohl es mir schwerfiel, mich zu konzentrieren, las ich seinen Bericht noch einmal durch. Der gute Pater war sauber. Ich las noch einmal seine ursprüngliche Aussage und suchte verzweifelt nach Anhaltspunkten, nach irgend etwas, was mich weiter brachte.

Wie hieß der Hausmeister noch mal? Roy. Emile Roy. Ich suchte nach seiner Aussage, konnte sie aber nicht finden. Irgend jemand mußte doch mit ihm gesprochen haben.

Ich saß eine Weile da und horchte auf meinen eigenen, rauhen Atem, der mir wie das einzige Geräusch im ganzen Universum vorkam. Wieder spürte ich, wie sich in meinem Kopf eine Idee formte, aber diesmal konnte ich nicht sicher sein, ob es nicht die Vorstufe zu einer Migräne war. Das Gefühl, etwas übersehen zu haben, war stärker als je zuvor, doch die flüchtigen Gedanken wollten sich nicht fassen lassen.

Ich wandte mich wieder Poiriers Aussage zu. Monsieur Roy kümmert sich um die Gebäude und das Grundstück. Er hält die Heizung in Schuß und schaufelt Schnee.

Schaufelt Schnee? Mit achtzig Jahren? Warum nicht. George Burns könnte auch Schnee schaufeln, und der war über neunzig. Ich dachte daran, wie mir George Burns als Vision durch den Kopf gegangen war, nachdem ich Grace Damas' Gebeine auf dem regennassen Klostergrundstück gefunden hatte.

Dann fiel mir der andere Traum ein, den ich in jener Nacht gehabt hatte. Den mit den Ratten, Pete und Isabelle Gagnons Kopf. Mit ihrem Grab und dem Priester. Was hatte er nochmal gesagt? Daß nur die, die für die Kirche arbeiteten, ihr Gelände betreten dürften.

War es vielleicht das? Kam der Mörder deshalb auf das Gelände des Klosters und des Grand Seminaire? War er jemand, der für die Kirche arbeitete.

Roy!

Genau, Brennan. Ein achtzig Jahre alter Serienmörder.

Sollte ich warten, bis Ryan sich bei mir meldete? Wo war er überhaupt, verdammt noch mal? Ich holte das Telefonbuch und schlug mit zitternden Händen die Nummer des Hausmeisters nach. Wenn sie drinstand, würde ich dort anrufen.

In St. Lambert war ein E. Roy aufgelistet.

»Oui?« fragte eine rauhe Stimme.

Langsam, Brennan. Laß dir Zeit.

»Spreche ich mit Monsieur Emile Roy?«

»Oui.«

Ich erklärte ihm, wer ich war und warum ich ihn anrief. Er war der richtige Emile Roy. Als ich ihn nach seinen Aufgaben auf dem Klostergelände fragte, sagte er eine ganze Weile nichts. Das einzige, was ich hören konnte, war sein pfeifender Atem, der so klang, als käme er durch das Luftloch eines Wals.

»Ich möchte nicht meinen Job verlieren«, sagte er schließlich. »Ich halte das Gelände gut in Schuß.«

»Das weiß ich. Machen Sie das eigentlich ganz alleine?«

Das Atmen hörte so abrupt auf, als hätte jemand einen Stein auf das Luftloch gelegt.

»Ganz selten brauche ich etwas Hilfe, aber die kostet die Kirche keinen Cent. Ich zahle dafür aus meiner eigenen Tasche.« Die Worte hörten sich fast an wie ein Winseln.

»Und wer hilft Ihnen, Monsieur Roy?«

»Mein Neffe. Er ist ein guter Junge. Hauptsächlich hilft er mir beim Schneeschippen. Ich wollte es Pater Poirier schon längst einmal sagen, aber…«

»Wie heißt Ihr Neffe denn?«

»Leo. Aber er kriegt doch deswegen keine Schwierigkeiten, oder? Er ist ein guter Junge.«

Fast wäre mir der Hörer aus meiner schweißnassen Hand geglitten.

»Leo wie?«

»Fortier. Leo Fortier. Er ist der Enkel meiner Schwester.«

Roys Stimme wurde immer leiser, und der Schweiß lief mir aus allen Poren. Ich verabschiedete mich so rasch ich konnte und legte mit schwirrendem Kopf und wild klopfendem Herzen auf.

Beruhige dich, Brennan. Das kann alles ein Zufall sein. Nur weil jemand ab und zu einem Hausmeister aushilft und halbtags in einer Metzgerei gearbeitet hat, muß er noch lange kein Mörder sein. Denk nach!

Ich sah auf die Uhr und griff wieder nach dem Telefon. Bitte, laß sie da sein!

Nach dem vierten Klingeln hob sie ab.

»Lucie Dumont.«

Gottseidank.

»Hallo Lucie. Ich kann es kaum glauben, daß Sie immer noch im Büro sind.«

»Ich hatte Probleme mit einem Programm. Gerade wollte ich gehen.«

»Es tut mir leid, Lucie, aber ich muß sie noch um einen Gefallen bitten. Es ist furchtbar wichtig. Vermutlich sind Sie die einzige, die mir helfen kann.«

»Worum geht es?«

»Ich will, daß Sie einen Namen für mich überprüfen, daß Sie mir alle Informationen zu einer bestimmten Person beschaffen, die Ihr Computer hergibt. Könnten Sie das für mich tun?«

»Nun, es ist schon ziemlich spät, und ich wollte eigentlich –«

»Es ist wirklich wichtig, Lucie. Meine Tochter ist möglicherweise in Lebensgefahr. Ich brauche diese Informationen!«

Ich gab mir keine Mühe, meine Verzweiflung zu verbergen.

»Ich könnte ja mal die Dateien der SQ durchforsten. Dazu habe ich die Befugnis. Was wollen Sie wissen?«

»Alles.«

»Und was können Sie mir geben?«

»Nur einen Namen.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

»Wie lautet der Name?«

»Fortier. Leo Fortier.«

»Ich rufe Sie zurück. Wo sind Sie jetzt?«

Ich gab ihr meine Nummer und legte auf.

Dann lief ich ruhelos in der Wohnung umher. Meine Angst um Katy brachte mich fast um den Verstand. War es Fortier? Hatte er seinen psychotischen Haß auf mich gerichtet, weil ich seine Pläne durchkreuzt hatte? Hatte er aus diesem Haß heraus meine Freundin getötet? Plante er, auch mich umzubringen? Und meine Tochter? Woher wußte er überhaupt, daß ich eine Tochter habe? Hatte er das Photo von Katy und mir bei Gabby gestohlen?

Eine lähmende Angst breitete sich in meinem Inneren aus. Ich hatte dunklere Gedanken als je zuvor im Leben, stellte mir Gabbys letzte Minuten vor, malte mir aus, wie sie sich gefühlt haben mußte. Das Klingeln des Telefons riß mich abrupt aus meinem düsteren Brüten.

»Ja!«

»Hier ist Lucie Dumont.«

»Ja«, sagte ich noch einmal. Mein Herz klopfte so laut, daß ich mich fragte, ob Lucie es wohl hören konnte.

»Wissen Sie, wie alt dieser Leo Fortier ist?«

»Hm… zwischen dreißig und vierzig würde ich sagen.«

»Ich habe hier zwei Leo Fortiers. Der eine ist am 9. Februar 62 geboren, ist also etwas mehr als zweiunddreißig Jahre alt, der andere am 21. April 1916. Der wäre also… lassen Sie mich rechnen… achtundsiebzig.«

»Ich meine den jüngeren«, sagte ich.

»Das habe ich mir auch gedacht, deshalb habe ich mich auf ihn konzentriert. Er hat eine dicke Akte hier, die zurück bis ans Jugendgericht reicht. Keine Verbrechen, aber eine ganze Reihe von Vergehen und Einweisungen in psychiatrische Anstalten.«

»Und weshalb?«

»Mit dreizehn wurde er vom Jugendrichter wegen Voyeurismus vernommen.« Ich hörte das Klicken einer Computertastatur, als Lucie ein paar Befehle eintippte. »Dann haben wir hier Wandalismus, Schulschwänzen und einen Vorfall, als er fünfzehn war. Er hat ein Mädchen entführt und achtzehn Stunden lang festgehalten. Anklage wurde nicht erhoben. Wollen Sie noch mehr hören?«

»Ich interessiere mich mehr für das, was er in den letzten Jahren gemacht hat.«

Klick, Klick. Ich stellte mir Lucie vor, wie sie leicht vornübergebeugt an ihrem Computer saß und durch die getönte Brille auf den grünlich schimmernden Monitor schaute.

»Die jüngste Eintragung stammt von 1988. Da wurde er wegen Körperverletzung verurteilt. Sieht aus, als wäre das Opfer eine Verwandte gewesen, denn sie hat denselben Nachnamen wie er. Fortier wurde für sechs Monate in die psychiatrische Anstalt Pinel eingewiesen.«

»Wann wurde er wieder entlassen?«

»Brauchen Sie das genaue Datum?«

»Wenn Sie es haben…«

»Am 12. November 1988.«

Constance Pitre starb im Dezember 1988. Das Zimmer kam

mir furchtbar heiß vor. Mein ganzer Körper war schweißgebadet.

»Steht in Ihrer Datei auch der Name des Psychiaters, der ihn in Pinel behandelt hat?«

»Da ist ein Dr. M. C. LaPerrière aufgeführt. Aber es steht nicht dabei, wer er ist.«

»Haben Sie eine Telefonnummer?«

Lucie gab sie mir.

»Und wo wohnt Fortier jetzt?«

»Die letzte Adresse ist von 1988. Wollen Sie die haben?«

»Ja.«

Ich war den Tränen nahe, als ich eine Nummer am nördlichsten Ende der Insel von Montreal wählte. *Composer,* sagen die Franzosen. *Composer le numéro.* Ich hatte Mühe damit, die Nummer zusammenzustellen, weil meine Finger so stark zitterten. Während das Telefon läutete, legte ich mir zurecht, was ich sagen wollte.

»L'hôpital Pinel. Puis-je vous aider?« fragte eine weibliche Stimme.

»Dr. LaPerrière, *s'il vous plaît.«*

Ja! Er war ganz offensichtlich immer noch an der Klinik beschäftigt. Die Frau bat mich zu warten, und kurze Zeit später mußte ich einer zweiten weiblichen Stimme mein Anliegen noch einmal vortragen.

»Qui est sur la ligne, s'il vous plaît?«

»Dr. Brennan.«

Wieder wurde die Leitung stummgeschaltet. Dann war eine dritte Frau am Apparat.

»Dr. LaPerrière.« Die Stimme klang müde und ungeduldig.

»Mein Name ist Dr. Temperance Brennan«, sagte ich und versuchte, das Zittern in meiner Stimme zu verbergen. »Ich bin forensische Anthropologin am Laboratoire de Médecine Légale und arbeite gerade an der Untersuchung einer Reihe von Morden, die in den vergangenen Jahren in der Gegend von Montreal

begangen wurden. Wir haben Grund zu der Annahme, daß einer Ihrer früheren Patienten in den Fall verwickelt ist.«

»Und?« Die Stimme klang zurückhaltend.

Ich erzählte ihr von der Sonderkommission und fragte sie, was sie mir über Leo Fortier erzählen könne.

»Wie war noch gleich Ihr Name? Dr. Brennan? Passen Sie auf, Dr. Brennan, ich kann auf gar keinen Fall am Telefon mit Ihnen über einen meiner Patienten reden. Ohne einen formellen Gerichtsbeschluß würde ich nämlich meine ärztliche Schweigepflicht verletzen.«

Ruhig bleiben, Brennan. Du wußtest doch, daß sie das sagen würde.

»Natürlich. Und den Beschluß bekommen Sie nachgereicht, aber die Sache ist ausgesprochen dringend, und wir können keine Verzögerung hinnehmen. Lassen Sie mich Ihnen auch ohne Gerichtsbeschluß etwas erzählen, Dr. LaPerrière. In dieser Stadt werden Frauen auf furchtbare Weise umgebracht, und zwar von einem Täter, der zu extremer Grausamkeit fähig ist. Wir glauben, daß er einen enormen Haß auf Frauen hat und außerdem über die Intelligenz verfügt, seine Morde bis ins kleinste Detail vorauszuplanen. Und es gibt Anzeichen dafür, daß er in allernächster Zukunft wieder zuschlagen wird.«

Ich schluckte. Mein Hals war ausgetrocknet.

»Leo Fortier ist einer der Verdächtigen, und wir müssen wissen, ob er Ihrer Meinung nach für diese Morde in Frage kommen könnte. Gibt es irgend etwas in seiner Krankengeschichte, das eine solche Annahme rechtfertigen würde. Ich verspreche Ihnen, daß Sie alle richterlichen Beschlüsse nachgeliefert bekommen, die Sie brauchen, aber wenn Sie sich jetzt an etwas erinnern, das uns helfen könnte, dann wäre es vielleicht möglich, den nächsten Mord in letzter Minute zu verhindern.«

In Gedanken zog ich mir eine weitere Decke über den Körper, eine Decke eisig kalter Ruhe. Ich durfte sie nicht merken lassen,

daß ich Angst hatte.

»Ich kann trotzdem nicht einfach…«

Schon war es mit der Ruhe vorbei.

»Haben Sie eigentlich Kinder, Dr. Perrière? Ich habe eine Tochter.«

»Wie bitte?« fragte sie in einem Tonfall, der eine Mischung aus Pikiertheit und Erschöpfung war.

»Chantale Trottier war sechzehn Jahre alt. Er hat sie zu Tode geprügelt, zerstückelt und auf eine Müllkippe geworfen.«

»Gott im Himmel.«

Obwohl ich M. C. LaPerrière noch nie gesehen hatte, konnte ich mir anhand ihrer Stimme, die nach blaßgrün gestrichenen Krankenhausgängen und angegrauten Ziegelfassaden klang, genau vorstellen, wie sie aussah: eine Frau mittleren Alters, deren Gesicht von Desillusionierung gezeichnet war. Sie arbeitete für ein System, an das sie schon lange nicht mehr glaubte, ein System, das die Gewalttätigkeit einer immer verrückter werdenden Gesellschaft nicht verstehen, geschweige denn in den Griff bekommen konnte. Frauen, die von mehreren Männern hintereinander vergewaltigt wurden. Bleiche Teenager mit aufgeschnittenen Pulsadern. Verbrühte oder mit Brandwunden von glühenden Zigaretten übersäte Kleinkinder. Foeten, die in blutigen Toilettenschüsseln schwammen. Alte Menschen, die in ihren Wohnungen verhungerten. Frauen mit zerschlagenen Gesichtern und flehenden Augen. Eines Tages hatte M. C. LaPerrière vielleicht einmal geglaubt, mit ihrer Arbeit etwas dagegen tun zu können. Die Realität hatte sie eines Besseren belehrt.

Aber sie hatte einen Eid geschworen. Auf was? Vor wem? Das Dilemma war ihr inzwischen wohl ebenso bewußt, wie es vor vielen Jahren ihr Idealismus gewesen war. Ich hörte, wie sie tief Luft holte.

»Leo Fortier wurde 1988 für sechs Monate hier eingewiesen. Während dieser Zeit habe ich ihn psychiatrisch betreut.«

»Erinnern Sie sich an ihn?«

»Ja.«

Ich wartete mit klopfendem Herzen. Ich hörte das Klicken eines Feuerzeugs und dann ein langes Ausatmen.

»Leo Fortier kam nach Pinel, weil er seine Großmutter mit einer Lampe krankenhausreif geschlagen hatte.« Dr. LaPerrière sprach in kurzen, vorsichtigen Sätzen. »Die alte Frau mußte mit über hundert Stichen genäht werden. Sie weigerte sich, Anzeige gegen ihren Enkel zu erstatten, deshalb wurde Fortier auch nur für sechs Monate eingewiesen. Als diese Zeit abgelaufen war, schlug ich ihm vor, freiwillig länger in Behandlung zu bleiben, aber er lehnte ab.«

Dr. LaPerrière hielt inne, als müsse sie nach den richtigen Worten suchen.

»Leo Fortier war dabei, als seine Mutter starb. Seine Großmutter, die dabei tatenlos zugesehen hatte, nahm den kleinen Leo zu sich und zog ihn auf. Dabei vermittelte sie ihm ein extrem negatives Bild seiner eigenen Persönlichkeit, das ihn später daran hinderte, normale soziale Kontakte aufzubauen.

Leos Großmutter bestrafte ihn übermäßig hart, schützte ihn aber vor den Konsequenzen, die seine Taten außerhalb ihres Zuhauses nach sich zogen. Als Leo ein Teenager war, litt er unter einer ernsten Wahrnehmungsverschiebung, gepaart mit einer ausgeprägten Angst vor Kontrollverlust. Er entwickelte ein starkes Sendungsbewußtsein, das, wenn es behindert wurde, in exzessive narzistische Kränkung umschlug.

Leos Verlangen, andere zu beherrschen, führte zusammen mit seiner zunehmenden sozialen Isolation, seiner unterdrückten Liebe und seinem Haß auf die Großmutter dazu, daß er sich in zunehmendem Maße in seine eigene Phantasiewelt zurückzog. Darüber hinaus entwickelte er praktisch alle klassischen Verteidigungsmechanismen. Verdrängung, Repression, Projektion. In emotionaler wie in sozialer Hinsicht war er extrem unreif.«

»Glauben Sie, daß er zu dem Verhalten fähig wäre, das ich Ihnen vorhin geschildert habe?« Ich war erstaunt, wie ruhig jetzt meine Stimme klang, während ich innerlich vor Angst um meine Tochter fast durchdrehte.

»Als ich mit Leo zu tun hatte, waren seine Phantasien ausgesprochen negativ fixiert. Viele von ihnen schlossen gewalttätige Sexualität mit ein.«

Ich hörte, wie sie wieder an ihrer Zigarette zog.

»Meiner Meinung nach ist Leo Fortier ein extrem gefährlicher Mann.«

»Wissen Sie, wo er jetzt wohnt?« fragte ich und konnte das Beben in meiner Stimme nicht mehr unter Kontrolle halten.

»Seit seiner Entlassung habe ich keinen Kontakt mehr mit ihm gehabt.«

Ich wollte mich schon verabschieden, als mir noch eine Frage einfiel. »Wie ist Leos Mutter eigentlich gestorben?«

»Bei einer illegalen Abtreibung«, antwortete sie.

Nachdem ich aufgelegt hatte, überschlugen sich meine Gedanken. Jetzt hatte ich einen Namen. Leo Fortier hatte mit Grace Damas gearbeitet, hatte Zugang zu Kirchengrundstücken und war extrem gefährlich. Was sollte ich tun?

Ich hörte ein leises Donnergrollen und stellte fest, daß es draußen viel dunkler geworden war. Ich öffnete die Tür zum Garten und sah hinaus. Schwere Wolken hatten sich über der Stadt zusammengezogen. Die Luft roch nach Regen, und der Wind rüttelte bereits am Wipfel der Zypresse neben dem Haus.

Unvermittelt mußte ich an einen meiner allerersten Fälle denken. Nellie Adams war im Alter von fünf Jahren verschwunden. An dem Tag, an dem ich davon in den Nachrichten gehört hatte, war nachts ein heftiges Gewitter niedergegangen. In der Sicherheit meines warmen Bettes hatte ich mich damals gefragt, ob sie wohl gerade allein und verzweifelt durch diesen Sturm irrte. Sechs Wochen später mußte ich sie anhand ihres Schädels und ein paar Bruchstücken ihrer Rippen

identifizieren.

Bitte, Katy! Komm zurück!

Hör auf, Brennan! Ruf lieber Ryan an.

Ein Blitz zuckte herunter, gefolgt von krachendem Donner. Ich schloß die Tür und wollte das Licht im Wohnzimmer anschalten. Nichts. Der Zeitschalter, Brennan. Er ist auf sieben Uhr eingestellt.

Ich langte hinter die Couch und drückte auf den Knopf des Zeitschalters. Nichts. Ich tastete mich durch die dunkle Wohnung in die Küche. Auch hier ließ sich kein Licht anknipsen. Ich stolperte den Gang entlang ins Schlafzimmer. Die Zahlen des Weckers leuchteten nicht mehr. Die Wohnung hatte keinen Strom. Ich blieb eine Weile stehen und suchte nach einer Erklärung dafür. Hatte in der Nähe der Blitz eingeschlagen? Hatte der Sturm einen Strommast umgeworfen?

Jetzt erst fiel mir auf, daß es in der Wohnung ungewöhnlich still war. Es fehlten das Summen der Klimaanlage, das Brummen des Kühlschranks, all die Geräusche elektrischer Geräte. Dafür hörte ich das Heulen des Sturms und meinen eigenen Herzschlag. Und noch etwas. Ein leises Klicken wie das einer sich schließenden Tür. War das Birdie? Woher kam das Geräusch? Aus dem Gästezimmer?

Ich ging ans Schlafzimmerfenster und sah hinaus. Die Straßenbeleuchtung war eingeschaltet, und in den Wohnungen am Boulevard de Maisonneuve brannte überall Licht. Ich rannte den Gang entlang zur Tür, die in den Garten führt. Durch den herunterprasselnden Regen sah ich, daß auch die Fenster meiner Nachbarn erleuchtet waren. Nur meine Wohnung hatte keinen Strom! Und dann erinnerte ich mich daran, daß kein Warnton erklungen war, als ich vorhin die Glastür geöffnet hatte. Meine Alarmanlage war ausgefallen!

Ich rannte zum Telefon.

Es war tot.

41

Ich legte den Hörer auf und ließ meine Blicke durch die Dunkelheit streifen. Obwohl ich keine bedrohlichen Umrisse wahrnehmen konnte, spürte ich, daß außer mir noch jemand in der Wohnung war! Ich zitterte und krampfte mich innerlich zusammen, während ich mir überlegte, was ich jetzt tun sollte.

Bleib ruhig, sagte ich mir. Und dann öffne die Glastür und geh hinaus in den Garten.

Aber das Gartentor war verschlossen, und der Schlüssel befand sich in der Küche. Ich stellte mir den Gartenzaun vor und fragte mich, ob ich ihn wohl überspringen könnte. Wenn nicht, so wäre ich wenigstens im Freien, und vielleicht würde dort ja einer der Nachbarn meine Schreie hören. Aber würden sie das wirklich? Schließlich tobte da draußen ein Gewittersturm.

Angestrengt lauschte ich auf jedes Geräusch. Mein Herz schlug an die Rippen wie eine Motte an ein Fliegengitter, und meine Gedanken rasten in tausend verschiedene Richtungen. Ich dachte an Margaret Adkins, an Pitre und die anderen, an ihre durchgeschnittenen Kehlen und ihre ins Leere starrenden Augen.

Tu was, Brennan! Beweg dich! Warte nicht, bis er dich erwischt! Meine Angst um Katy machte es mir schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Was wäre, wenn mir die Flucht gelänge und er ihr in meiner Wohnung auflauerte. Nein, dachte ich, der wartet auf niemanden. Er muß alles unter Kontrolle haben, sonst macht er gar nichts. Er wird einfach weggehen und sich einen neuen Plan ausdenken.

Ich schluckte und hätte fast vor Schmerzen laut aufgeschrien, so weh tat mir mein ausgetrockneter Hals. Ich beschloß, die beiden Glastüren zum Garten aufzureißen und mich hinaus in den Regen und in die Freiheit zu stürzen. Mein Körper war bereit, alle

Muskeln und Sehnen waren angespannt. Los! Ich rannte zur Tür. Mit fünf Schritten hatte ich die Couch umrundet, dann faßte ich mit einer Hand den Türgriff und legte mit der andren den Riegel um. Das Messing fühlte sich in meinen feuchtwarmen Händen kalt an.

Aus dem Nirgendwo legte sich eine Hand so groß wie eine Kohlenschaufel auf meinen Mund und zog meinen Hinterkopf gegen einen Körper, der sich so hart anfühlte wie Beton. Die Hand preßte mir die Lippen an die Zähne und drückte meinen Unterkiefer zur Seite. Sie war unnatürlich glatt und strömte einen Geruch aus, der mir von irgendwoher vertraut war. Aus dem Augenwinkel sah ich das Funkeln von Metall. Etwas Kaltes preßte sich an meine rechte Schläfe. Angst beherrschte meine Gedanken und löschte alles aus, was nichts mit meinem Körper und dem meines Angreifers zu tun hatte.

»Hallo, Doktor Brennan. Wie schön, daß unser kleines Rendezvous endlich geklappt hat.« Es war eine leise, tiefe Stimme, die klang, als zitiere sie den Text eines Liebeslieds.

Ich versuchte, seinen Griff zu lockern, aber er hielt mich so fest wie ein Schraubstock. In meiner Verzweiflung schlug ich wild um mich, aber meine Fäuste gingen ins Leere.

»Nicht doch. Es hat keinen Sinn, sich zu wehren. Heute abend gehören Sie mir, Doktor Brennan. Heute gibt es auf der ganzen Welt nur Sie und mich.« Er preßte mich wieder fester an sich, so daß ich an meinem Nacken seinen warmen Körper spürte, der fast ebenso glatt war wie seine Hand. Ich fühlte mich so hilflos, daß ich in Panik geriet.

Ich konnte nicht denken. Ich konnte nicht sprechen. Ich wußte nicht, ob ich ihn anflehen, mit ihm kämpfen oder mit ihm diskutieren sollte. Er hielt meinen Kopf so fest, daß ich ihn überhaupt nicht bewegen konnte. Eine meiner Lippen mußte wohl unter dem Druck geplatzt sein, denn mein Mund schmeckte nach Blut.

»Haben Sie mir denn gar nichts zu sagen? Macht nichts, später werden Sie schon noch mit mir reden.« Wenn er sprach, klang es

so, als feuchte er die Lippen an und sauge sie nach innen an seine Zähne.

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.« Ich spürte, wie er seinen Körper drehte. Dann nahm er die Hand von meinem Mund. »Ein Geschenk.«

Ich hörte ein klirrendes Geräusch. Er schob meinen Kopf nach vorn und legte mir etwas Kaltes, Hartes um den Hals. Es war eine Kette aus Metall. Noch bevor ich reagieren konnte, zog er daran und riß mich in eine andere Welt, in der es nur noch explodierendes Licht, panisches Würgen und die Angst vor dem Ersticken gab.

Nach einer Weile ließ er die Kette ein wenig nach, nur um kurz darauf um so fester daran zu ziehen. Ich spürte, wie er mir den Unterkiefer und einen Halswirbel verrenkte und hatte das Gefühl, als würde mir der Kehlkopf zerquetscht. Die Schmerzen waren unerträglich. Ich krallte mit den Fingern nach der Kette und schnappte verzweifelt nach Luft.

Er riß mich herum, packte meine Hände und wand mir eine zweite Kette um die Handgelenke. Dann zog er sie mit einer ruckartigen Bewegung straff und hängte sie mit einem Haken an der Kette um meinen Hals ein. Das andere Ende hob er hoch über seinen Kopf. Die Kette zog sich zusammen und schnürte mir die Luft ab, so daß meine Lungen wie Feuer brannten und mein Gehirn nach Sauerstoff schrie. Tränen strömten mir über die Wangen, und ich hatte zu kämpfen, um bei Bewußtsein zu bleiben.

»Oh, hat das weh getan? Das tut mir aber leid.«

Er ließ die Hand sinken. Die Kette entspannte sich, und mein malträtierter Mund schnappte gierig nach Luft.

»Sie sehen aus wie ein großer Fisch, den man gerade aus dem Wasser gezogen hat.«

Er blickte mir jetzt ins Gesicht. Seine Augen waren nur Zentimeter von den meinen entfernt, aber vor Schmerzen konnte ich kaum etwas erkennen. Es hätte irgendein Gesicht sein können,

sogar das eines Tieres. Seine Mundwinkel bebten, als wäre ihm gerade ein besonders guter Witz eingefallen. Er hatte ein Messer in der Hand, mit dessen Spitze er um meine Lippen herumfuhr.

Mein Mund war so trocken, daß die Zunge am Gaumen klebte. Ich schluckte und versuchte, ihm etwas zu sagen.

»Ich würde –«

»Schnauze! Halten Sie Ihr gottverdammtes Maul. Ich weiß, was Sie jetzt gerne tun würden, denn ich weiß genau, wie Sie über mich denken. Sie halten mich für eine Mißgeburt, die man vernichten muß, habe ich recht? Aber ich bin genauso viel wert wie alle anderen auch. Und jetzt habe *ich* hier das Sagen.«

Er packte das Messer so fest, daß seine Hand zu zittern begann. Ihre Knöchel waren unnatürlich glatt und rund und schimmerten gespenstisch weiß im trüben Licht. Natürlich! Er trug Latexhandschuhe! Das war der bekannte Geruch gewesen, den ich vorhin wahrgenommen hatte. Die Klinge ritzte meine Wange, und ich spürte, wie mir eine warme Flüssigkeit übers Kinn lief. Ich fühlte mich verlassen und hoffnungslos.

»Wenn ich mit Ihnen fertig bin, dann reißen Sie sich vor lauter Sehnsucht nach mir eigenhändig den Slip vom Leib, *Doktor* Brennan. Aber das kommt später. Jetzt halten Sie erst einmal den Mund und reden nur, wenn ich es Ihnen erlaube.«

Er atmete schwer, und sein Gesicht war um die Nase herum ganz bleich. In der rechten Hand hielt er noch immer das Messer, und mit der linken spielte er an der Kette, indem er ihre Glieder um den Handballen wickelte und dann wieder locker ließ.

»Und jetzt sagen Sie mir, was Sie von mir denken. Halten Sie mich für verrückt?«

Ich sagte nichts. Hinter ihm prasselte der Regen an die Fensterscheibe.

Er zog an der Kette und brachte mein Gesicht ganz nahe an seines. Sein Atem strich kühl über den Schweiß auf meiner Haut.

»Machen Sie sich Sorgen wegen Ihrer Tochter?«

»Woher kennen Sie meine Tochter?« würgte ich hervor.

»Ich weiß alles über Sie, Doktor Brennan.« Seine Stimme klang weich und zuckersüß und fühlte sich an wie ein obszönes Ding, das mir ins Ohr kroch. Ich durfte ihn nicht weiter provozieren. Seine Stimmungen schwankten hin und her wie eine Hängematte in einem Orkan.

»Wissen Sie, wo sie ist?«

»Kann schon sein.« Er zog die Kette ganz langsam wieder nach oben und zwang mich dadurch, mein Kinn in die Höhe zu recken. Dann fuhr er mir ganz langsam mit dem Messer über die Kehle.

Während draußen ein Blitz vom Himmel zuckte, zog er die Kette mit einem Ruck noch fester. »Na, ist das eng genug?« fragte er.

»Bitte –«, keuchte ich.

Er ließ die Kette ein wenig nach, so daß ich das Kinn wieder senken konnte. Ich schluckte schwer und rang nach Luft. Mein Hals brannte innen wie Feuer und war außen von den Gliedern der Kette aufgeschürft und angeschwollen. Ich hob die Hände, um ihn zu reiben, aber sofort zog er an der Kette und riß mir die Handgelenke nach unten. Ein rattenhaftes Lächeln spielte um seine Lippen.

»Haben Sie mir denn nichts zu sagen?« fragte er und starrte mich mit weit geöffneten Pupillen an. Die unteren Augenlider zuckten synchron mit seinen Mundwinkeln.

Trotz meiner Angst fragte ich mich, was die anderen Frauen in dieser Situation getan hatten. Was Gabby getan hatte.

Er zog an der Kette wie ein Kind, das einen kleinen Hund quält. Ein mörderisches Kind. Ich dachte an Alsa. Ich dachte an die Abdrücke der Kette auf Gabbys toter Haut. Und ich dachte an das, was J. S. gesagt hatte. Konnte ich es vielleicht irgendwie verwenden, um mich aus dieser Situation zu befreien?

»Bitte, ich möchte mit Ihnen reden. Warum gehen wir nicht etwas trinken und –«

»Halts Maul, dumme Kuh!«

Sein Arm riß so stark an der Kette, daß mir ein flammender Schmerz durch Kopf und Hals schoß. Instinktiv hob ich die Hände, aber es half nichts.

»Die große *Doktor* Brennan trinkt nicht, das weiß doch jedes Kind.«

Durch den Schleier meiner Tränen sah ich, wie seine Augenlider wie verrückt zwinkerten. Er war kurz davor durchzudrehen. Oh Gott! Hilf mir bitte!

»Du bist genau wie all die anderen. Du hältst mich wohl für einen Idioten, nicht wahr?«

Mein Gehirn schickte mir nur noch zwei Botschaften. Weg hier! Du mußt Katy finden!

Er zog an der Kette, während der Wind ums Haus heulte und der Regen gegen die Fenster prasselte. Ich hörte eine Autohupe. Der Geruch seines Schweißes vermischte sich mit dem meinen. Seine glasigen, vollkommen irrsinnigen Augen starrten mir direkt ins Gesicht. Mein Herz hämmerte wie wild.

Dann hörte ich ein weiches Plopp im Schlafzimmer, das seine Aufmerksamkeit von meinem Gesicht ablenkte. Birdie erschien in der Tür und gab ein Geräusch von sich, das eine Mischung aus Quieken und Knurren war.

Als er sich umblickte, nutzte ich die Chance. Ich riß das rechte Knie nach oben und rammte es ihm mitten zwischen die Beine. Meine Angst und mein Haß auf ihn hatten mir offenbar ungeahnte Kraft verliehen, denn er schrie laut auf und krümmte sich nach vorn. Ich riß ihm das Ende der Kette aus der Hand, wirbelte herum und rannte von Grauen und Verzweiflung getrieben den Gang entlang. Es kam mir vor, als bewege ich mich in Zeitlupe.

Er erholte sich rasch, und sein Schmerzensschrei verwandelte sich in ein Wutgeheul.

»Du Nutte!«

In dem schmalen Gang wäre ich fast über die Kette gestolpert. *»Du dreckige Nutte, ich bring dich um!«*

Laut schnaufend folgte er mir. *»Du gehörst mir! Du kommst*

hier nicht weg!«

Ich stolperte um die Ecke und versuchte verzweifelt, im Laufen meine Handgelenke aus der Kette zu winden. Das Blut dröhnte mir in den Ohren, und ich bewegte mich wie ein Roboter. Der Sympathikus hatte die Kontrolle über mein Gehirn übernommen.

»Blöde Fotze!«

Weil er mir den Weg zur Wohnungstür abschnitt, rannte ich in Richtung Küche. Raus ins Freie! In den Garten! Dieser Gedanke peitschte mich voran.

Endlich gelang es mir, meine rechte Hand aus der Kette zu befreien.

»Du gehörst mir, du Nutte!«

Als ich schon zwei Schritte in der Küche war, durchfuhr mich ein so starker Schmerz, daß ich dachte, meine Halswirbel seien gebrochen. Mein Kopf wurde nach hinten und mein linker Arm nach oben gerissen.

Es war ihm gelungen, die an meinem Rücken herabhängende Halskette zu fassen. Mit meiner freien Hand versuchte ich, sie zu lockern, aber immer, wenn es mir ein wenig gelang, zog er sie wieder fester zu. Ich wand und drehte mich, aber dadurch schnürte sich die Kette nur noch fester um den Hals.

Ganz langsam zog er mich wieder näher an sich heran. Ich spürte durch die gestraffte Kette, wie sein Körper zitterte und bebte. Glied um Glied holte er die Kette ein. Mir wurde so schwindelig, daß ich glaubte, jeden Augenblick ohnmächtig zu werden.

»Das wirst du mir bezahlen, du Kuh«, zischte er.

Vom Sauerstoffmangel kribbelten mir Gesicht und Fingerspitzen, und in meinen Ohren hörte ich ein dumpfes Rauschen. Das Zimmer fing an, sich zu drehen. Ein Muster von kleinen, schwarzen Pünktchen formte sich in der Mitte meines Gesichtsfelds. Rasch klumpten sich die Pünktchen zu einer dunklen Wolke zusammen, durch die ich die gekachelte

Küchenwand wie in Zeitlupe auf mich zukommen sah. Ich streckte die rechte Hand aus, um mich abzustützen, taumelte gegen die Küchentheke und schlug mit dem Kopf an einen der Hängeschränke.

Er ließ die Kette los, spreizte die Beine und schmiegte seinen Körper fest an den meinen. Dann drückte er mich an die Küchentheke, so daß sich mir eine Ecke der Geschirrspülmaschine in den Unterleib bohrte. Wenigstens konnte ich jetzt wieder atmen.

Ich spürte, wie sich seine Brust hob und senkte. Er tastete nach der Kette, packte sie wieder fester und riß damit meinen Kopf nach hinten. Dann bohrte er mir mit der anderen Hand die Messerspitze in den Unterkiefer. Ich spürte den kalten Stahl direkt über meiner Halsschlagader und fühlte seinen Atem an meiner linken Wange.

Eine halbe Ewigkeit hielt er mich so mit nach hinten gezogenem Kopf und hilflos ausgestreckten Händen. Ich fühlte mich wie ein Stück Fleisch, das an einem Metzgerhaken hängt. Es kam mir vor, als sähe ich mich aus weiter Entfernung wie ein unbeteiligter Zuschauer, der keine Möglichkeit zum Eingreifen hat.

Um den Zug auf die Kette zu verringern, legte ich die rechte Hand auf die Küchentheke und versuchte, mich damit hochzudrücken. Dabei ertastete ich zwei Gegenstände: den Karton, in dem der Orangensaft gewesen war, und das Messer, mit dem ich ihn aufgeschnitten hatte. Heimlich legte ich die Finger um den Messergriff. Ich stöhnte und schluchzte, um ihn abzulenken.

»Sei ruhig, Nutte. Wir werden jetzt ein kleines Spiel miteinander spielen. Du magst doch Spiele, oder?«

Vorsichtig drehte ich das Messer und würgte lautstark, um auch das leiseste Kratzen des Stahls auf der Theke zu übertönen.

Meine Hand zitterte. Ich zögerte.

Dann dachte ich wieder an die Frauen und an das, was er ihnen

angetan hatte. Ich spürte ihre Angst und ihre Verzweiflung kurz vor ihrem Tod.

Tu es!

Adrenalin strömte in meine Brust wie glühende Lava, die einen Berghang hinunterfließt. Wenn ich schon sterben muß, dann wenigstens nicht wie eine Ratte in der Falle. Dann lieber im Kampf.

Jetzt konnte ich wieder klar denken und beschloß, mein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Ich packte das Messer so, daß die Klinge nach oben stand und überlegte mir den günstigsten Winkel. Dann stieß ich das Messer mit aller Kraft, die mir Angst, Verzweiflung und der Haß auf meinen Peiniger verliehen, quer über meine linke Schulter nach hinten. Ich spürte, wie die Messerspitze auf einen Knochen traf und von dort in etwas Weiches glitt.

Der Schrei, den er vorhin von sich gegeben hatte, war nichts im Vergleich zu dem, der jetzt aus seiner Kehle gellte. Er stolperte zurück und ließ die Kette los, deren Ende klirrend auf den Boden fiel.

Ich spürte, wie Blut aus einer Wunde an meinem Hals sickerte. Aber das war mir egal, so lange ich nur Luft bekam. Gierig atmete ich sie ein und lockerte die blutige Kette.

Hinter mir hörte ich ein hohes, urtümliches Brüllen, das mir vorkam wie der Todesschrei eines wilden Tieres. Keuchend hielt ich mich an der Theke fest und drehte mich langsam um.

Er taumelte noch immer rückwärts durch die Küche und hielt sich dabei eine Hand vors Gesicht, während er mit der anderen das Gleichgewicht zu halten versuchte. Gräßlich gurgelnde Geräusche kamen aus seinem offenen Mund, während er mit dem Rücken gegen die Küchenwand stieß und langsam auf dem Boden zusammensackte. Seine ausgestreckte Hand hinterließ eine dunkle Schmierspur auf dem Putz. Eine Weile warf er leise vor sich hinstöhnend den Kopf hin und her, dann kam er mit nach unten gesenktem Kinn zur Ruhe. Seine Hände sanken kraftlos neben seinem Körper zu Boden.

In der plötzlichen Stille stand ich wie erstarrt da und horchte auf meinen keuchenden Atem und das immer leiser werdende Wimmern des Angreifers. Langsam nahm ich durch den Schleier meiner Schmerzen wieder meine Umgebung wahr. Die Spüle, den Herd, den Kühlschrank. In der Küche war es jetzt totenstill. Der Boden unter meinen Füßen war naß und rutschig vom Blut.

Ich starrte auf den leblosen Körper, der mit gespreizten Beinen und auf die Brust gesunkenem Kopf vor mir lag. Trotz der Dunkelheit sah ich, wie sich eine schwarze Pfütze auf seiner Brust ausbreitete.

Dann schoß draußen ein Blitz vom Himmel und tauchte für Sekundenbruchteile den Mann vor mir in ein grelles, bläuliches Licht.

Er trug ein enganliegendes, pfauenblaues Trikot aus glänzendem Stoff, das seinem Körper ein glattes, konturenloses Aussehen verlieh. Eine blaurote Mütze, unter der seine Haare völlig verschwanden, unterstrich diesen Eindruck noch und ließ seinen ovalen Schädel wie ein Ei aussehen.

Aus seiner linken Augenhöhle ragte der Griff meines Steakmessers wie das Fähnchen aus einem Golfloch. Neben dem Messer lief ihm das Blut über Gesicht und Hals. Er hatte aufgehört zu stöhnen.

Ich würgte. Die dunklen Punkte tanzten wieder vor meinen Augen herum. Meine Knie wurden so weich, daß ich, mich an der Küchentheke festhalten mußte.

Ich versuchte, tiefer zu atmen und befreite mich vollends von der Kette. Als ich meine Hände vor die Augen hielt, sah ich, daß sie blutverschmiert waren.

Langsam ging ich in Richtung Tür. Ich dachte an Katy und daran, Hilfe zu holen, als ein Geräusch mich wie angewurzelt stehenbleiben ließ. Es war das Klirren der Kette auf dem Boden.

Weil ich viel zu schwach war, um fortzulaufen, drehte ich mich bloß um und sah, wie eine dunkle Silhouette auf mich zu kam.

Ich hörte meine eigene Stimme etwas sagen, sah tausend dunkle Punkte und spürte, wie sich eine schwarze Wolke über mein Bewußtsein senkte.

In der Ferne heulten Sirenen. Ich hörte Stimmen und öffnete die Augen.

Das Licht brannte. Eine Gestalt hatte sich über mich gebeugt und preßte mir etwas an den Hals.

Wer ist das? Und wo bin ich? Ist das mein Wohnzimmer? Mit der Erinnerung kam auch die Panik. Ich setzte mich auf.

»Attention. Elle se lève.«

Hände drückten mich sanft wieder nach unten.

Dann hörte ich eine vertraute Stimme. Die Stimme, die ich am wenigsten erwartet hatte.

»Bewegen Sie sich nicht. Sie haben eine Menge Blut verloren. Der Krankenwagen ist schon unterwegs.«

Claudel.

»Was ist –«

»Sie sind in Sicherheit. Wir haben ihn.«

»Oder sagen wir besser, wir haben das, was von ihm noch übrig ist.« Das war Charbonneau.

»Wo ist Katy?«

»Bleiben Sie liegen. Sie haben einen Schnitt am Hals, und wenn Sie Ihren Kopf bewegen, blutet es wieder. Sie haben schon zu viel Blut verloren. Wir wollen nicht, daß es noch mehr wird.«

»Was ist mit meiner Tochter?«

Ich sah, wie die beiden sich über mich beugten. Ein Blitz zuckte vor dem Fenster und ließ ihre Gesichter weiß vor dem gelblichen Lampenlicht aufleuchten.

»Katy?« fragte ich noch einmal. Mein Herz hämmerte in meiner Brust, und ich bekam fast keine Luft.

»Es geht ihr gut. Sie kann es kaum erwarten, Sie zu sehen. Sie ist jetzt bei Freunden, die sich um sie kümmern.«

»Tabernac«, fluchte Claudel und entfernte sich von der Couch,

auf der ich lag. *»Où est cette ambulance?«*

Er ging zurück in den Gang, blickte in die Küche und kam dann mit einem merkwürdigen Ausdruck auf dem Gesicht wieder zurück zu mir.

Auf einmal war meine kleine Straße erfüllt vom Heulen einer Sirene. Eine Sekunde später drang blaues und rotes Blinklicht durch die Glastür herein.

»Entspannen Sie sich«, sagte Charbonneau. »Der Krankenwagen ist da. Wir kümmern uns um ihre Tochter. Die Gefahr ist vorbei. Es ist alles in Ordnung.«

42

In meiner Erinnerung klafft, was die nächsten zwei Tage anbelangt, bis heute eine Lücke. Sie sind zwar nicht vollständig ausgelöscht, aber irgendwie verschwommen und nicht richtig synchronisiert, eine zusammenhanglose Collage von Bildern und Gefühlen, die kein vernünftiges Muster ergeben. Wie eine Uhr mit einem sich ständig verändernden Zifferblatt.

Schmerzen. Hände, die mich berühren, an mir herumdrücken, meine Augenlider heben. Stimmen. Ein helles Fenster. Ein dunkles Fenster.

Gesichter. Claudel im Neonlicht. Die Silhouette von Jewel Tambeaux vor grellweißem Sonnenlicht. Ryan im gelblichen Schein der Nachttischlampe, wie er langsam in einem Buch blättert. Ein dösender Charbonneau, über dessen Gesichtszüge das bläuliche Flackern eines Fernsehapparats huscht.

Ich hatte genügend Betäubungsmittel im Blut, um die gesamte irakische Armee damit kampfunfähig zu machen, und so war es schwierig, die von diesen Drogen ausgelösten Trugbilder von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Die Träume und Erinnerungen rasten um mich herum wie ein Wirbelsturm um sein ruhendes Auge. Ganz gleich, wie oft ich diese Zeit Revue passieren lasse, ich schaffe es nicht, die vielen unterschiedlichen Bilder in eine richtige Perspektive zu bringen.

Erst ab Freitag sind meine Erinnerungen wieder zusammenhängender.

Als ich die Augen öffnete, drang heller Sonnenschein ins Zimmer. Eine Krankenschwester kontrollierte einen Tropf über meinem Bett, und ich wußte sofort, wo ich war. Rechts von mir hörte ich leise, klickende Geräusche. Als ich meinen Kopf drehte, spürte ich einen dumpfen, pochenden Schmerz im Hals.

Ryan saß auf einem Plastikstuhl neben meinem Bett und tippte etwas in einen Taschencomputer ein.

»Überlebe ich?« fragte ich mit schwacher Stimme.

»Wo ist er jetzt?«

»Hier, in diesem Krankenhaus.«

Ich hatte das Gefühl, mich übergeben zu müssen und versuchte, mich aufzurichten. Ryan legte mir die Hände auf die Schultern und drückte mich sanft wieder zurück in das Kissen.

»Er wird strengstens bewacht, Tempe. Er kann sein Zimmer nicht verlassen.«

»Ist er St. Jacques?«

»Darüber sprechen wir später.«

Ich hatte noch tausend Fragen, aber es war zu spät. Langsam glitt ich wieder in das schwarze Loch, in dem ich die vergangenen zwei Tage verbracht hatte.

Die Schwester kam herein und warf Ryan einen bösen Blick zu. Ich bekam nicht einmal mehr mit, wie er ging.

Als ich das nächste Mal aufwachte, standen Ryan und Claudel am Fenster meines Krankenzimmers und sprachen leise miteinander. Draußen war es dunkel. Ich hatte gerade von Jewel und Julie geträumt.

»War Jewel Tambeaux vielleicht gerade hier?«

Die beiden drehten sich zu mir um.

»Nein, aber am Donnerstag.«

»Wie geht es Fortier?«

»Er ist außer Lebensgefahr.«

»Redet er?«

»Ja.«

»Ist er St. Jacques?«

»Ja.«

»Und?«

»Vielleicht sollten wir damit warten, bis Sie wieder bei Kräften sind.«

»Sagen Sie es mir.«

Die beiden sahen sich an und traten an mein Bett. Claudel räusperte sich.

»Sein Name ist Leo Fortier. Zweiunddreißig Jahre alt. Wohnt in der Vorstadt mit seiner Frau und zwei Kindern. Hat schon alle möglichen Jobs gehabt, aber nie für lange. 1991 hatte er eine Affäre mit Grace Damas, die er bei der gemeinsamen Arbeit in einer Metzgerei kennengelernt hatte.«

»In der Boucherie St. Dominique.«

»Oui.« Claudel warf mir einen seltsamen Blick zu. »Diese Beziehung war wohl der Auslöser für die ganze Geschichte. Grace Damas drohte ihm damit, seiner Frau alles zu erzählen. Wollte Geld von ihm. Er sagte ihr, sie solle ihn nach der Arbeit in der Metzgerei treffen, wo er sie umbrachte und ihre Leiche zerstückelte.«

»Ganz schön riskant.«

»Nein, denn der Besitzer der Metzgerei machte gerade Urlaub und hatte sie für ein paar Wochen zugesperrt. Die nötigen Werkzeuge waren da, und so hat Fortier die Leiche fachmännisch zerlegt und die Einzelteile draußen im Kloster St. Lambert vergraben. Sein Großonkel ist dort der Hausmeister und hat ihm möglicherweise den Schlüssel gegeben. Vielleicht hat Fortier ihn sich auch ganz einfach genommen.«

»Emile Roy.«

»Oui«, sagte Claudel und bedachte mich wieder mit seinem seltsamen Blick.

»Aber das ist noch nicht alles. Im Klostergebäude hat er Trottier und Gagnon umgebracht. Er hat sie dorthin verschleppt, getötet und die Leichen im Keller zerstückelt. Danach hat er alles wieder sauber gemacht, so daß Roy keinen Verdacht schöpfte, aber als Gilbert und seine Jungs sich heute früh mit Luminol-Spray über den Keller hermachten, leuchtete er wie ein Football-

Stadion unter Flutlicht.«

»Hat er über seinen Großonkel auch Zugang zum Grand Seminaire gehabt?«

»Ja. Er sagte, die Idee sei ihm gekommen, als er Chantale Trottier verfolgte. Die Wohnung ihres Vaters befindet sich ja gleich in der Nähe. Roy hat im Kloster St. Lambert ein Schlüsselbrett, an dem die Schlüssel zu allen möglichen Kirchengrundstücken hängen. Fein säuberlich beschriftet. Fortier brauchte sich nur zu bedienen.«

»Ach ja, und Gilbert hat eine Fleischsäge für Sie«, ergänzte Ryan. »Er sagt, sie würde vor lauter Luminol schon fast glühen.«

Er mußte etwas in meinem Gesicht bemerkt haben, denn er fügte rasch an: »Wenn es Ihnen besser geht.«

»Ich kann es kaum erwarten.« Obwohl ich dagegen ankämpfte, zog sich mein geschundenes Hirn langsam wieder in seinen Dämmerzustand zurück.

Die Schwester kam herein.

»Wir erledigen hier wichtige Polizeiarbeit«, sagte Claudel.

Sie verschränkte die Arme und schüttelte den Kopf.

»Merde.«

Die Krankenschwester brachte die beiden zur Tür und kam kurz darauf wieder herein zu mir. Und zwar mit Katy. Meine Tochter eilte ohne ein Wort zu sagen auf mein Bett zu und nahm meine Hände. Ihre Augen waren voller Tränen.

»Ich liebe dich, Mom«, sagte sie leise.

Eine Weile sah ich sie nur an, während tausend Gefühle gleichzeitig in mir hochstiegen. Liebe. Dankbarkeit. Hilflosigkeit. Ich liebte dieses Kind mehr als alles auf der Welt. Ich wünschte verzweifelt, daß sie glücklich und in Sicherheit war. Und ich wußte, daß ich weder für das eine noch für das andere garantieren konnte. Ich spürte, wie nun auch mir die Tränen kamen.

»Ich dich auch, meine Kleine.«

Sie zog den Stuhl an mein Bett und nahm wieder meine Hände.

Die Neonröhren an der Decke verliehen ihren blonden Haaren eine Art Heiligenschein.

»Ich übernachte bei Monica«, sagte sie. »Sie besucht einen Sommerkurs an der McGill-Universität und wohnt bei ihren Eltern, die sich rührend um mich kümmern.« Sie hielt inne, als wisse sie nicht, was sie mir sagen könne und was nicht. »Birdie ist auch bei ihnen.«

Katy sah zum Fenster und dann wieder zu mir.

»Eine Psychologin von der Polizei redet zweimal am Tag mit mir und bringt mich zu dir ins Krankenhaus, wann immer ich will.« Sie beugte sich vor und stützte sich mit den Ellenbogen auf mein Bett. »Aber du hast immer geschlafen.«

»Ich werde mich bessern.«

Katy lächelte nervös. »Dad ruft mich täglich an und erkundigt sich nach dir.«

Schuld- und Verlustgefühle mischten sich in den Cocktail meiner Emotionen. »Sag ihm, daß es mir gut geht.«

Die Schwester betrat leise den Raum und stellte sich neben Katy. Sie verstand den Hinweis und sagte: »Ich komme morgen wieder.«

Am nächsten Morgen bekam ich von Ryan und Claudel weitere Informationen über Fortier.

»Er ist schon wegen mehrerer Sexualdelikte vorbestraft. Sein Register reicht zurück bis ins Jahr 1979, als er ein Mädchen eineinhalb Tage lang eingesperrt hat. Er war damals fünfzehn, aber es kam nie zu einer Anklage. Seine Großmutter hat das verhindert. Danach hat er des öfteren Frauen verfolgt und sich genaue Aufzeichnungen über ihre Aktivitäten gemacht. 1988 wurde er dann wegen Körperverletzung festgenommen.«

»Er hat die Großmutter zusammengeschlagen.«

Wieder erntete ich einen von diesen typischen Claudel-Blicken. Ich sah ihn an und bemerkte, daß seine Seidenkrawatte denselben altrosa Farbton hatte wie sein Hemd.

»*Oui.* Ein vom Gericht in Auftrag gegebenes psychiatrisches Gutachten beschrieb ihn damals als paranoid und zwanghaft.« Claudel wandte sich an Ryan. »Wissen Sie, was der Seelenklempner noch geschrieben hat? Fortier habe enorme Wut und ein hohes Gewaltpotential in sich aufgestaut, das sich besonders gegen Frauen richte.«

»Und was ist passiert? Er wurde sechs Monate in eine Klinik eingewiesen und dann wieder laufengelassen. Typisch.«

Diesmal sah Claudel mich direkt an, bevor er sich mit den Fingern den Nasenrücken rieb und fortfuhr.

»Wenn man die Entführung des Mädchens und den tätlichen Angriff auf seine Großmutter mal außer acht läßt, hat Fortier bisher nichts getan, was über minder schwere Sexualvergehen hinausgeht. Aber als er Grace Damas ermordete, merkte er, daß ihm das einen unglaublichen Kick gab. Er wollte mehr, und hat deshalb kurz nach dem Mord seinen ersten Unterschlupf gemietet – der in der Rue Berger war nur der letzte von einer ganzen Reihe.«

»Offenbar konnte er sein neues Hobby nicht mit der treuen Ehegattin teilen«, meinte Ryan.

»Wo hat er denn das Geld für die Miete hergehabt, wenn er doch immer nur Halbtagsjobs hatte?«

»Seine Frau arbeitet. Vermutlich hat er ihr das Geld unter irgendeinem Vorwand aus den Rippen geleiert. Vielleicht hatte er aber noch ein zweites Hobby, von dem wir bisher noch nichts wissen. Aber das werden wir schon noch herauskriegen«, antwortete Ryan.

»Ein Jahr nach dem Mord an Grace Damas fing er damit an, Frauen systematisch nachzustellen«, fuhr Claudel im neutralen Ton eines Berichterstatters fort. »Sie hatten übrigens recht mit Ihren Metrostationen. Der Kerl hat ein Faible für die Zahl sechs, und so stieg er in Berri-UQAM in die U-Bahn, fuhr sechs Stationen und folgte dann einer Frau, die in sein Schema paßte. So traf er an der Station Georges-Vanier auf Francine Morisette-Champoux und verfolgte sie bis nach Hause. Nachdem er ihr

mehrere Wochen nachgeschlichen war, schlug er zu.«

Ich dachte an das, was mir Monsieur Morisette-Champoux über seine Frau erzählt hatte und spürte, wie eine heiße Wut in mir aufstieg. Sie hatte sich in ihrem Haus sicher fühlen wollen, ein Wunsch, den ich gut nachempfinden konnte. Claudel sprach weiter.

»Mit der Zeit fand er dieses freie Hinterherschleichen zu riskant. Er suchte sich etwas, bei dem er die Dinge besser unter Kontrolle hatte, und verfiel auf die Zu-Verkaufen-Schilder an den Häusern. Vermutlich kam ihm die Idee beim Mord an Morisette-Champoux, denn da stand ja so ein Schild vor dem Haus.«

»Und wie war das mit Trottier?« fragte ich und spürte, wie mir langsam wieder schlecht wurde.

»Ja, Trottier. Die hat er sich auf einer Fahrt mit der Grünen Linie ausgeguckt, als sie an der Haltestelle Atwater ausstieg. Er folgte ihr, bis auch sie in ein Haus ging, vor dem ein Zu-Verkaufen-Schild stand. Es bezog sich auf die Eigentumswohnung ihres Vaters. Fortier beobachtete das Haus mehrere Tage lang und sah Chantale kommen und gehen. Er sagt, er habe das Wappen von *Sacré Coeur* auf ihrer Schuluniform entdeckt und sei ihr daraufhin ein paarmal bis zur Schule gefolgt. Und dann hat er ihr eine Falle gestellt.«

»Denn inzwischen hatte er einen Ort, an dem er ungestört töten konnte«, warf Ryan ein.

»Ja, das Kloster. Aber wie hat er Chantale dazu gebracht, mit ihm dorthin zu gehen?«

»Eines Tages, als er wußte, daß sie allein in der Wohnung ihres Vaters war, klingelte er an der Tür und stellte sich als potentieller Käufer vor. Chantale ließ ihn nicht hinein, aber ein paar Tage später paßte er sie auf dem Nachhauseweg von der Schule ab und sagte, er habe mit ihrem Vater einen Besichtigungstermin für die Wohnung vereinbart, dieser sei aber nicht dagewesen. Chantale wußte, wie verzweifelt ihr Vater seine Wohnung verkaufen wollte und ließ sich deshalb von Fortier dazu überreden, ihm die Wohnung zu zeigen. Als sie in seinen Wagen

stieg, fuhr er sie zum alten Kloster und brachte sie um.«

Die Neonröhre über meinem Bett gab ein leises, brummendes Geräusch von sich. Claudel fuhr mit seinem Bericht fort.

»Fortier wollte aber nicht noch eine Leiche auf dem Gelände des Klosters vergraben und fuhr die Überreste der Toten den weiten Weg hinüber nach St. Jerome. Aber irgendwie behagte ihm das nicht, denn dabei war er zu lange mit der Leiche im Kofferraum unterwegs. Was, wenn er in eine Verkehrskontrolle geriet? Da fiel ihm ein, daß im Kloster ja der Schlüssel zum Gelände des Grand Seminaire war, und er nahm sich vor, die nächste Leiche dort zu entsorgen.«

»Und zwar die von Gagnon.«

»Voilà.«

In diesem Augenblick kam die Krankenschwester ins Zimmer. Sie war jünger und umgänglicher als ihre Kollegin, die sich normalerweise um mich kümmerte. Sie las meine Krankenakte, legte mir die Hand auf die Stirn und fühlte meinen Puls. Da erst bemerkte ich, daß ich gar nicht mehr am Tropf hing.

»Sind Sie müde?«

»Nein, es geht schon.«

»Wenn Sie noch eine Schmerztablette haben wollen, müssen Sie es mir nur sagen.«

»Ich probiere mal, ob es auch ohne geht.«

Die Schwester lächelte und ging.

»Was ist mit Adkins?«

»Wenn er über Adkins spricht, regt er sich immer furchtbar auf«, sagte Ryan. »Und dann macht er zu. Es ist fast so, als wäre er auf seine anderen Morde irgendwie stolz, auf diesen aber nicht.«

Draußen auf dem Gang wurde ein Stationswagen vorbeigeschoben, dessen Gummiräder leise über den gekachelten Boden rollten.

Warum paßte Adkins nicht ins Muster?

Eine roboterhaft klingende Stimme aus dem Lautsprecher bat jemanden dringend, die Nummer 237 anzurufen.

Warum war der Mord so schlampig ausgeführt worden?

Aufzugtüren öffneten und schlossen sich wieder.

»Ich könnte es mir so vorstellen«, sagte ich. »Er hat diese Wohnung in der Rue Berger, und sein System funktioniert hervorragend. Er findet seine Opfer in der Metro oder durch die Zu-Verkaufen-Schilder und verfolgt sie so lange, bis der richtige Augenblick gekommen ist. Er hat einen sicheren Ort, an dem er töten kann, und einen sicheren Ort, um die Opfer zu entsorgen. Aber vielleicht funktioniert sein System zu gut. Vielleicht ist der Kick nicht mehr groß genug, so daß er den Einsatz erhöhen muß. Er beschließt also, die nächste Frau wieder in ihrer Wohnung zu töten, so, wie er es schon bei Morisette-Champoux getan hat.«

Ich dachte an die Photos vom Adkins-Tatort. An den zerfetzten Trainingsanzug, die dunkelrote Blutlache rings um die Leiche.

»Aber er wird nachlässig. Wir wissen, daß er mit Margaret Adkins einen Besichtigungstermin vereinbart und sich so Zutritt zu ihrer Wohnung verschafft hat. Aber er hat nicht damit gerechnet, daß ihr Mann anrufen würde, während er dort war. Er wird nervös und muß sich beeilen. Er steckt ihr das nächstbeste Ding in die Scheide, tötet sie rasch, schlitzt ihr den Leib auf und schneidet ihr die Brust ab. Aber er kann sie nicht erst lange quälen, und das gefällt ihm nicht. Er haßt es, wenn er seine Opfer nicht vollständig unter Kontrolle hat.«

Ryan nickte.

»Für Fortier ist das Töten nur der Schlußpunkt eines langgezogenen Rituals«, fuhr ich fort, »bei dem es ihm vor allem darum geht, über seine Opfer Macht auszuüben. Ich kann dich töten oder leben lassen. Ich kann deine Leiche verstecken oder sie offen zur Schau stellen. Ich kann dir deine Weiblichkeit nehmen, indem ich dir die Brust abschneide oder die Vagina verstümmle. Ich mache dich hilflos, indem ich dir deine Hände abschneide. Aber so etwas braucht Zeit, und als Adkins Mann anruft, ist es vorbei mit seiner Beherrschungsphantasie.«

»Und der Kick ist dahin«, ergänzte Ryan.

»Vor dem Adkins-Mord hat Fortier nie gestohlene Gegenstände benützt. Vielleicht hat er ihre Geldkarte ja auch nur in den Automaten gesteckt, um nachträglich Macht über sie auszuüben.«

»Vielleicht hatte er aber auch einen finanziellen Engpaß«, warf Claudel ein. »Vielleicht brauchte er das Geld für Koks oder anderen Stoff.«

»Trotzdem ist es seltsam«, sagte Ryan. »Über die anderen Morde redet er wie ein Wasserfall, aber sobald die Sprache auf Adkins kommt, macht er zu wie eine Auster.«

Eine Weile sagte niemand von uns ein Wort.

»Was ist mit Pitre und Gautier?« fragte ich und drückte mich damit vor einer anderen Frage, die mich viel mehr interessierte.

»Mit denen hat er nichts zu tun. Sagt er.«

Ryan und Claudel besprachen etwas miteinander, was ich nicht verstand. In meinem Brustkorb breitete sich eine eisige Kälte aus, und meine Frage drängte sich mir mit aller Gewalt auf.

»Und Gabby?«

Claudel senkte den Blick.

Ryan räusperte sich.

»Ich glaube, Sie sollten jetzt –«

»Hat er Gabby umgebracht?« fragte ich, während mir brennende Tränen in die Augen stiegen.

Ryan nickte.

»Warum?«

Keiner der beiden sagte etwas.

»Wegen mir, nicht wahr?« Ich hatte Mühe, meine Stimme neutral klingen zu lassen.

»Das Arschloch ist vollkommen wahnsinnig«, sagte Ryan. »Er ist versessen darauf, Macht über andere Menschen auszuüben. Vermutlich stammt das noch aus seiner Jugend. Er schäumt geradezu über vor Haß auf seine Großmutter, die er für alle seine

Probleme verantwortlich macht. Er behauptet ständig, sie habe sein Leben ruiniert. Wir wissen nicht viel von ihr, aber sie muß eine extrem dominante und fanatisch religiöse Frau gewesen sein. Vermutlich hat sie ihm ein tiefes Ohnmachtsgefühl eingeimpft.«

»Mit anderen Worten: Der Kerl ist ein Versager bei den Frauen und macht die Alte dafür verantwortlich«, ergänzte Claudel.

»Aber was hat das mit Gabby zu tun?«

Ryan fuhr nur widerstrebend fort.

»Fortier verschaffte sich sein Machtgefühl zunächst dadurch, daß er seinen Opfern hinterherschlich, sie beobachtete und Informationen über sie sammelte, ohne daß sie die geringste Ahnung davon hatten. Er notierte sich, was sie tun, und erging sich in ausgiebigen Phantasien über sie. Das hatte für ihn den großen Vorteil, daß er dabei keine Zurückweisung riskierte. Irgendwann aber genügte ihm das nicht mehr. Als er merkte, wieviel Befriedigung ihm der Mord an Grace Damas verschafft hatte, entschloß er sich, einen Schritt weiter zu gehen. Er fing an, seine Opfer zu entführen und zu ermorden. Damit machte er sich zum Herren über Leben und Tod, und das ist schließlich die ultimative Form der Machtausübung, bei der er alle Fäden in der Hand hat und ihm sein Opfer auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist.«

Ich starrte in Ryans flammend blaue Augen.

»Und dann kamen Sie daher und gruben die Überreste Isabelle Gagnons aus.«

»Und war sofort eine Bedrohung für ihn«, griff ich ihm vor.

»Er sah seinen perfekt ausgeklügelten modus operandi, seine sorgsam gehegten Allmachtsphantasien in Gefahr, und die Ursache dafür hieß Dr. Brennan.«

Ich rekapitulierte, was in den vergangenen sechs Wochen geschehen war.

»Anfang Juni grub ich Isabelle Gagnons Knochen aus und identifizierte sie. Drei Wochen später brachte Fortier Margaret Adkins um, und tags darauf tauchten wir in der Rue Berger auf.

Wieder drei Tage später fand ich das Skelett von Grace Damas.«

»Sie sagen es.«

»Das muß ihn wütend gemacht haben.«

»Und ob. Mit seinen Verbrechen wollte er zeigen, wie sehr er die Frauen verachtet –«

»Oder wie sehr er seine Oma haßt«, unterbrach Claudel.

»Mag sein. Auf jeden Fall stellten Sie eine Bedrohung für ihn dar.«

»Und ich bin obendrein auch noch eine Frau.«

Ryan holte seine Zigaretten aus der Tasche, erinnerte sich aber gleich wieder daran, daß er sich in einem Krankenhaus befand.

»Darüber hinaus hat er nach dem Mord an Margaret Adkins einen Riesenfehler gemacht. Die Geschichte mit der Geldkarte hätte ihn beinahe Kopf und Kragen gekostet.«

»Und dafür mußte er jemanden verantwortlich machen«, sagte ich.

»Solche Typen können nicht zugeben, daß sie Mist gebaut haben. Wie demütigend muß es für ihn gewesen sein, daß ausgerechnet eine Frau ihm auf den Fersen war.«

»Aber warum hat er dann Gabby getötet und nicht mich?«

»Wer kann das schon sagen? Vielleicht war es reiner Zufall? Vielleicht hat sie die Wohnung kurz vor Ihnen verlassen?«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Schließlich wissen wir, daß er mich schon eine ganze Weile verfolgt hat. Er war es doch auch, der mir den Schädel in den Garten gelegt hat, oder?«

Die beiden nickten.

»Er hätte doch bloß den richtigen Augenblick abpassen müssen und mich dann schnappen können, wie seine anderen Opfer auch.«

»Was für ein kranker Drecksack«, schnaubte Claudel verächtlich.

»Gabby war für ihn nicht wie die anderen. Sie war keine zufällig ausgewählte Fremde. Fortier kannte mein Haus und

wußte, daß Gabby bei mir wohnte.«

Ich sprach mehr zu mir selbst als mit Ryan und Claudel. Eine emotionale Geschwulst, die in den vergangenen sechs Wochen in mir gewachsen war und die ich nur mit äußerster Willensanstrengung unter Kontrolle gehalten hatte, drohte jetzt aufzuplatzen.

»Er hat sie mit voller Absicht getötet. Wie mit dem Schädel in meinem Garten wollte er mir damit seine Macht demonstrieren.«

Ich konnte nicht verhindern, daß meine Stimme immer lauter und schriller wurde. Ich dachte an den Umschlag an meiner Tür, an das Oval aus Ziegelsteinen, an Gabbys aufgedunsenes Gesicht mit den kleinen, silbernen Götter-Ohrringen. Ich sah das Bild meiner Tochter.

Bei diesem Gedanken platzte die prall geschwollene Geschwulst auf, und alles, was sich über viele Wochen an Streß und Trauer in meiner Seele angesammelt hatte, brach sich mit einem Male Bahn.

Obwohl mir die Schmerzen wie Rasiermesser durch meinen Hals schnitten, schrie ich so laut ich konnte. »Nein! Nein! Nein! Du dreckiger, gemeiner Hurensohn!«

Ich hörte, wie Ryan etwas zu Claudel sagte, spürte, daß er mir sanft die Arme aufs Bett drückte, und sah die Schwester, die mit einer Spritze in der Hand ins Zimmer eilte. Ich fühlte die Nadel in meiner Haut und dann nichts mehr.

43

Am Mittwoch besuchte mich Ryan zu Hause. Sieben Mal hatte die Erde sich seit meiner Horrornacht um ihre Achse gedreht, und ich hatte Zeit gehabt, mir meine persönliche Version der Vorfälle zusammenzureimen. Trotzdem gab es darin noch immer eine Menge Löcher, die ich mit Informationen füllen wollte.

»Wurde Fortier denn schon angeklagt?«

»Ja, am Montag. Und zwar wegen fünffachen Mordes.«

»Warum nicht wegen siebenfachen?«

»Mit Pitre und Gautier hat er vermutlich wirklich nichts zu tun.«

»Eines interessiert mich noch. Woher wußte Claudel eigentlich, daß Fortier hier bei mir aufkreuzen würde?«

»Er hat es nicht wirklich gewußt. Aber nachdem er sich um Ihre Fragen bezüglich Tanguays Schule gekümmert hatte, war ihm klar, daß Tanguay nicht der Täter sein konnte. Er fand nämlich heraus, daß die Stunden dort um acht Uhr früh beginnen und um viertel nach drei am Nachmittag enden und Tanguay einer der zuverlässigsten Lehrer überhaupt war. Er hatte seit seiner Anstellung nicht einen einzigen Tag gefehlt, und an den Tagen, an denen die Morde geschahen, fand der Unterricht regulär statt. Darüber hinaus hatte die Geschichte mit den Handschuhen Claudel nachdenklich gemacht.

Er nahm an, daß Sie in Gefahr waren, und deshalb hat er sofort einen neuen Streifenwagen zu ihrem Haus beordert und ist dann selbst hingefahren, um bis zu dessen Eintreffen nach dem Rechten zu sehen. Als er ankam, versuchte er Sie über das Funktelefon in seinem Wagen anzurufen, aber er bekam Sie nicht an die Strippe, weil Ihr Telefon ja tot war. Das kam ihm merkwürdig vor, und so sprang er über das Gartentor und fand, daß die Terrassentür nicht

verschlossen war. Sie und Fortier lagen gerade voll im Clinch und hörten ihn nicht kommen. Claudel hätte auch eine Scheibe eingeschlagen, aber offenbar hatten Sie es geschafft, bei Ihrem Fluchtversuch den Riegel der Tür umzulegen.«

So war also Claudel zum zweitenmal mein Retter geworden.

»Gibt es eigentlich etwas Neues?«

»Die Spurensicherung hat in Fortiers Wagen eine Sporttasche mit drei Würgehalsbändern, mehreren Jagdmessern und einer Packung Latexhandschuhe gefunden.«

Während Ryan am Bettrand sitzend erzählte, packte ich meinen Koffer.

»Seine Ausrüstung.«

»Richtig. Ich bin mir sicher, daß die Handschuhe aus der Rue Berger und Gabbys Grab aus dieser Packung stammen.«

Ich dachte an Fortier nachts in meiner dunklen Wohnung, sein Körper glatt wie Spiderman und seine Hände knochenweiß schimmernd.

»Bei seinen Morden trug er einen Fahrradanzug und Latexhandschuhe. Auch in der Rue Berger hatte er immer diese Sachen an. Deshalb haben wir nie Haare oder Fasern gefunden.«

»Und kein Sperma.«

»Stimmt. In seinem Auto war auch ein Päckchen Kondome.«

»Perfekt.«

Ich nahm meine alten Turnschuhe aus dem Schrank und stopfte sie in meine Reisetasche.

»Und warum hat er die Morde begangen?«

»Das werden wir wohl nie erfahren. Aber ich glaube, der Schlüssel liegt bei seiner Großmutter. Die alte Dame hätte wohl eine gute KZ-Aufseherin abgegeben.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß sie ebenso brutal wie fanatisch war.«

»In welcher Hinsicht?«

»In Bezug auf Sex und Gott. Aber nicht unbedingt in dieser

Reihenfolge.«

»Zum Beispiel?«

»Sie machte dem kleinen Leo jeden Morgen einen Einlauf und zerrte ihn danach in die Kirche, um Körper und Seele gleichermaßen zu reinigen.«

»Religion und Dünnpfiff. Nette Kombination.«

»Wir haben mit einem Nachbarn gesprochen, der Fortier noch als Kind gekannt hat. Er erinnert sich daran, daß Klein-Leo und der Hund sich einmal im Garten gebalgt hatten. Die Alte hätte fast der Schlag getroffen, als sie sah, daß der Schnauzer einen Ständer hatte. Zwei Tage später war der Hund tot, angeblich, weil er Rattengift gefressen hatte.«

»Weiß Fortier, daß seine Großmutter den Hund auf dem Gewissen hat?«

»Über so etwas spricht er nicht. Aber er hat uns erzählt, daß sie ihn im Alter von sieben Jahren einmal dabei erwischt hat, wie er sich einen runterholte. Die liebe Oma band sich den kleinen Leo ans Handgelenk und schleppte ihn drei volle Tage lang überall hin mit. Kein Wunder, daß Fortier etwas gegen Hände hat.«

Ich hielt mitten im Falten eines Pullovers inne.

»Deshalb hat er sie also abgesägt.«

»Genau. Aber das ist noch nicht alles. Es gab da noch einen Onkel, der früher mal Priester war, aber von der Kirche vorzeitig in den Ruhestand geschickt wurde. Der lief angeblich den ganzen Tag über im Bademantel durchs Haus und hat Fortier möglicherweise als Kind sexuell mißbraucht. Auch darüber schweigt er sich aus. Wir prüfen die Geschichte.«

»Was ist eigentlich aus der Großmutter geworden?«

»Sie starb kurz bevor Fortier Damas umbrachte.«

»War das der Auslöser für den Mord?«

»Wer weiß?«

Ich stopfte meine Badeanzüge in die Tasche.

»Und was ist mit Tanguay?«

Ryan schüttelte den Kopf und atmete hörbar aus. »Sieht so aus, als hätte auch er gravierende Probleme mit seiner Sexualität.«

Ich hörte auf, meine Socken zu ordnen und sah ihn an.

»Er ist auch ein Verrückter, aber eher harmlos.«

»Inwiefern?«

»Naja, nicht alle Biologielehrer sammeln tote Tiere von der Straße auf und präparieren ihre Knochen für den Unterricht.«

»Und was war mit den Pfoten, die wir in seiner Küche gefunden haben?«

»Die hat er für eine Sammlung von Wirbeltierpfoten getrocknet.«

»Hat er Alsa getötet?«

»Er sagt, er habe ihren Kadaver in der Nähe der Universität gefunden und ihn für seine Sammlung mit nach Hause genommen. Während er ihn präparierte, las er den Artikel in der *Gazette*. Er erschrak, steckte Alsas Überreste in eine Tasche und stellte sie hinter dem Busbahnhof ab. Wie der Affe aus dem Labor gekommen ist, werden wir wohl nie erfahren.«

»Aber Julies Freier war Tanguay schon, oder?«

»Natürlich. Es geilt ihn auf, wenn sich eine Nutte Mutters Nachthemd anzieht. Außerdem…«

Er zögerte.

»Was außerdem?«

»Das ist wirklich der Hammer. Tanguay ist unser Freund Dummy Man.«

»Nein! Der Schlafzimmerschleicher?«

»Genau der. Deshalb hatte er die Hosen voll, als wir ihn verhörten. Er dachte, wir hätten ihn deshalb kassiert, und dumm, wie er ist, hat er ein volles Geständnis abgelegt. Wenn er keine Nutte fand, trat Plan B in Kraft.«

»Einfach eine Wohnung aufbrechen und sich an anderer Leute Unterwäsche vergehen.«

»Richtig. Ist interessanter als Bowling.«

Da gab es noch etwas, das mir Sorgen machte.

»Was ist mit den Telefonanrufen?«

»Die waren Plan C. Man ruft eine Frau an, hängt auf, und schon klingelt's da unten in der Hose. Solche Typen gibt es wie Sand am Meer. Tanguay hatte eine ganze Liste mit Telefonnummern.«

»Haben Sie eine Erklärung dafür, wie er ausgerechnet an meine kam?«

»Vielleicht hat er sie Gabby gestohlen. Schließlich hatte er mit ihr zu tun.«

»Und das Bild, das ich im Papierkorb fand?«

»Das stammt auch von Tanguay. Er interessiert sich sehr für die Kunst der Aborigines. Er hat die Zeichnung aus einem Buch kopiert und Gabby zugesteckt, als diese mit ihm nichts mehr zu tun haben wollte. Mit dem Satz ›Wage es nicht, mich zu schneiden‹ wollte er erreichen, daß sie wieder mit ihm sprach.«

Ich sah Ryan an. »Dann wurde Gabby nicht nur von einem, sondern von zwei Männern verfolgt.«

Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Die Wunden in meiner Seele vernarbten nur langsam. Es würde noch lange dauern, bis ich an Gabby denken konnte ohne zu weinen.

Ryan stand auf und streckte sich. »Wo ist Katy?« fragte er, um das Thema zu wechseln.

»Sie ist Sonnencreme kaufen gegangen.« Ich machte den Koffer zu und stellte ihn neben das Bett.

»Wie geht es ihr?«

»Soweit ganz gut. Aber sie kümmert sich um mich, als wäre sie meine persönliche Krankenschwester.«

Unwillkürlich kratzte ich an der Narbe an meinem Hals herum.

»Vermutlich macht sie sich mehr Sorgen um mich, als sie zugibt. Natürlich weiß sie, daß es Gewalt auf dieser Welt gibt, schließlich sieht sie sowas ja jeden Abend im Fernsehen. Aber diese Gewalt ist in Los Angeles, Tel Aviv oder Sarajevo und wird

immer den anderen angetan, nie einem selbst. Pete und ich haben Katy bewußt nicht erzählt, daß auch ich es in meinem Job oft mit den Auswirkungen von Gewalt zu tun habe. Jetzt ist diese Gewalt auf einmal ganz in ihrer Nähe. Katys Welt hat einen Sprung bekommen, aber sie wird schon damit fertig werden.«

»Und wie geht es Ihnen?«

»Gut. Wirklich.«

Wir standen eine Weile schweigend da und sahen uns an. Dann nahm er sein Jackett vom Bett und legte es sich über seinen Arm.

»Fahren Sie denn auch an den Strand?« fragte Ryan mit einer aufgesetzten Gleichgültigkeit, die nicht sonderlich überzeugend wirkte.

»Nicht nur an einen. Wir haben diesen Urlaub ›Die große Sand- und Wellenexpedition‹ genannt. Erst fahren wir nach Ogonquit, danach die ganze Küste entlang. Cape Cod. Rehobeth. Cape May. Virginia Beach. Am fünfzehnten wollen wir am Nags Head sein.«

Das hatte Pete so organisiert, der uns dort treffen wollte.

Ryan legte mir eine Hand auf die Schulter und sah mich mit seinen blauen Augen an, in denen mehr als nur professionelles Interesse aufleuchtete.

»Werden Sie denn zurückkommen?«

Dasselbe hatte ich mich die ganze Woche über gefragt. Zurück zu was? Zu meinem Job im Labor? Konnte ich denn noch einmal so eine Geschichte mit einem geisteskranken Serienmörder durchstehen? Oder nach Quebec? Sollte ich mich von Claudel zur Schnecke machen und auf einem silbernen Tablett dem Disziplinarausschuß servieren lassen? Und was war mit meiner Ehe? In Quebec konnte ich die nicht retten. Was würde ich empfinden, wenn ich Pete am fünfzehnten sehen würde?

Nur eines wußte ich ganz genau: Ich würde diese Fragen erst einmal für ein paar Wochen vergessen und die Zeit mit Katy genießen.

»Natürlich werde ich wiederkommen«, antwortete ich. »Ich

muß ja schließlich meine Berichte schreiben und vor Gericht aussagen.«

»Natürlich.«

Es folgte eine angespannte Stille. Wir wußten beide, daß ich mich um die Beantwortung seiner Frage herumgedrückt hatte.

Schließlich räusperte sich Ryan und nahm etwas aus der Tasche seines Jacketts.

»Das soll ich Ihnen von Claudel geben«, sagte er und hielt mir einen braunen Briefumschlag hin, der in der linken oberen Ecke das Emblem der CUM trug.

»Toll.«

Ich steckte den Brief in die Hosentasche und folgte Ryan zur Tür.

»Ryan.«

Er drehte sich um.

»Kann man denn Tag für Tag und Jahr für Jahr diese Arbeit tun und dabei nicht seinen Glauben an die Menschheit verlieren?«

Ryan antwortete nicht sofort, sondern schien sich auf den leeren Raum zwischen ihm und mir zu konzentrieren.

»Diese Menschheit bringt leider immer wieder Raubtiere hervor, die sich über ihre Mitmenschen hermachen«, sagte er dann. »Aber das sind eigentlich keine Menschen, sondern Mutationen, die meiner Meinung nach nicht einmal die Luft zum Atmen verdient haben. Aber weil es sie nun einmal gibt, helfe ich mit, sie einzufangen und wegzusperren, damit sie keinen Schaden mehr anrichten können. Ich sorge dafür, daß die normalen Menschen ein bißchen sicherer leben können. Leute, die jeden Morgen aufstehen und zur Arbeit gehen, die ihre Kinder großziehen und sich am Abend gern ein Baseballspiel ansehen oder meinetwegen auch in die Oper gehen. *Das* ist die Menschheit, jedenfalls in meinen Augen.«

Ich sah ihm zu, wie er zur Haustür ging und bewunderte einmal mehr, wie knackig er seine Jeans ausfüllte. Aber er hat auch was im Hirn, dachte ich, während ich die Wohnungstür

schloß. Wer weiß, sagte ich zu mir selbst und mußte lächeln. Wer weiß. Vielleicht wird ja mal was draus.

Am Abend desselben Tages gingen Katy und ich ein Eis essen und fuhren dann hinauf auf den Berg zu einem Aussichtspunkt, von dem aus man die ganze Stadt überblicken kann. Der St. Lawrence-Strom sah von hier oben aus wie ein schwarzer Scherenschnitt, um den herum die Lichter von Montreal zu uns heraufblinkten.

Wir saßen auf der Bank wie in der Gondel eines Riesenrads, das sich nicht mehr drehte. Vielleicht, so dachte ich, war meine Zeit in Montreal vorbei. Vielleicht war ich heute zum letzten Mal hier auf diesem Aussichtspunkt.

Als ich mein Eis gegessen hatte und die zusammengeknüllte Papierserviette in die Hosentasche steckte, fiel mir Claudels Brief ein.

Na schön, dachte ich und holte den zusammengefalteten Umschlag heraus. Was soll's?

Der Umschlag enthielt ein handgeschriebenes Blatt, was ich ziemlich merkwürdig fand, denn eigentlich hatte ich eine hochoffizielle Beschwerde erwartet. Claudel hatte sogar auf Englisch geschrieben.

> Dr. Brennan,
>
> Sie hatten recht. Die Toten dürfen nicht ohne Namen bleiben. Dank Ihres Einsatzes haben ein paar tote Frauen jetzt ihren Namen wieder, und Leo Fortier kann niemanden mehr ermorden.
>
> Wir sind die letzte Verteidigungslinie gegen das Verbrechen. Gegen die Zuhälter, die Vergewaltiger und die kaltblütigen Mörder. Es wäre mir eine Ehre, wenn ich in Zukunft wieder mit Ihnen zusammenarbeiten dürfte.

Weiter oben auf dem Berg erstrahlte das Gipfelkreuz in elektrischem Licht und schickte seine Botschaft hinunter ins Tal.

Claudel hatte recht. Wir waren die letzte Verteidigungslinie.

Ich sah hinüber zu den Lichtern von Montreal. Sie schienen mich zum Bleiben einzuladen.

»À la prochaine«, sagte ich zu der Stadt dort unten in der Sommernacht.

»Was heißt denn das?« wollte Katy wissen.

»Bis zum nächsten Mal.«

Meine Tochter sah mich fragend an.

»Komm, laß uns fahren.«

DANKSAGUNG

Um diesen Roman so exakt wie möglich zu gestalten, habe ich Experten aus verschiedenen Wissensgebieten befragt. Mein Dank gilt Bernard Chapais für seine Erläuterungen über die kanadischen Gesetze zur Haltung und Unterbringung von Labortieren; Sylvain Roy, Jean-Guy Hébert und Michel Hamel für ihre Hilfe auf dem Gebiet der Serologie; Bernard Pommeville für seine ausführliche Demonstration der Röntgenmikrofluoreszenzanalyse und Robert Dorion für seine Informationen über forensische Gebißuntersuchungen, Bißmarkenanalyse und den korrekten Gebrauch der französischen Sprache. Steve Symes möchte ich für seine grenzenlose Geduld beim Erklären der Spuren danken, die Sägen in Knochen hinterlassen können.

Besondere Dankbarkeit schulde ich John Robinson und Marysue Rucci, ohne die *Tote lügen nicht* niemals entstanden wäre. John hat Marysue auf das Manuskript aufmerksam gemacht, und sie hielt es für wert, veröffentlicht zu werden. Marysue und ihre Lektoratskolleginnen Susanne Kirk und Maria Reit arbeiteten sich durch die erste Fassung von *Tote lügen nicht* und trugen mit ihren Ratschlägen sehr zu ihrer Verbesserung bei. Ganz herzlichen Dank möchte ich auch meiner Agentin Jennifer Rudolph Walsh sagen. Sie ist großartig.

Zum Schluß noch eine persönliche Anmerkung: Ich danke den Mitgliedern meiner Familie, die den Roman im Embryonalstadium gelesen und mir wertvolle Kommentare dazu gegeben haben. Ich weiß ihre Unterstützung ebenso zu schätzen wie ihre Geduld.